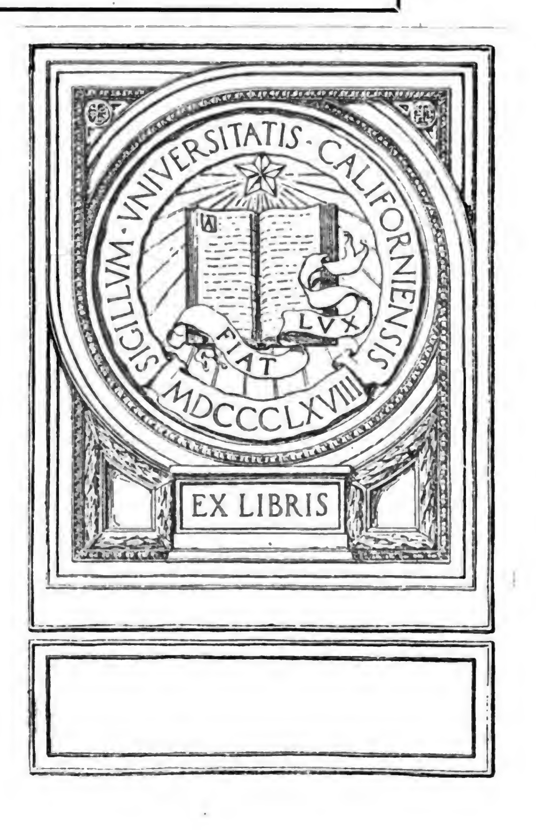



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Historisches Taschenbuch.

Dritte Folge.

Zehnter Jahrgang.



Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge.

Zehnter Jahrg



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

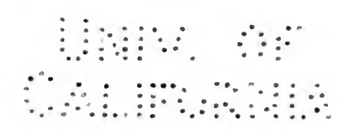
1859.

Inhalt.

Don Carlos von Spanien.

Von

Adolph Helfferich.



I.

In Madrid wird unter den Gelehrten allgemein geglaubt, Ferdinand VII. habe die auf den Proceß des Infanten Don Carlos bezüglichen Acten, die König Philipp nach dem glaubwürdigen Zeugniß Cabrera's [1]) in einem grünen Schranke in den Archiven von Simancas verwahren ließ, von dort wegnehmen lassen, und seitdem seien dieselben spurlos verschwunden. Aufgefunden wenigstens hat sie keiner weder der einheimischen, noch der ausländischen Gelehrten, welche in ziemlicher Anzahl seit einer Reihe von Jahren die Schätze von Simancas untersucht und zum Theil an die Oeffentlichkeit gebracht haben. Als Gachard im Auftrag der belgischen Regierung im Jahr 1844 die spanischen Archive behufs Bereicherung und Aufklärung der belgischen Geschichte durchforschen sollte, fand er Simancas für seine Zwecke so gut als verschlossen: kein Fremder hatte bis dahin einen Fuß in das Heiligthum gesetzt, und selbst Einheimische konnten nur mit größter Mühe die Erlaubniß einer Besichtigung der daselbst aufgestapelten Schätze erlangen. Robertson, wie er seine „History of America" schrieb, hatte sich deshalb nach Madrid begeben: der damalige englische Gesandte konnte

indessen nichts mehr für ihn thun, als daß man ihn die auf die Entdeckung Amerikas Bezug habenden Papiere zwar sehen, aber nicht einsehen ließ, wozu er ebenso wahr als spitzig bemerkt, die Spanier würden am Ende begreifen lernen, daß ein solches Benehmen unpolitisch und unhöflich zugleich sei. Da während der Anwesenheit Gachard's in Spanien auch ein Franzose namens Tiran mit ähnlichen Absichten dahin gekommen war, erwirkten die Gesandten Frankreichs und Belgiens von dem damaligen Regentschaftsministerium und der auf dieses folgenden provisorischen Regierung wenigstens eine beschränkte Erlaubniß, die spanischen Archive fortan benutzen zu dürfen. Die bloße Berufung auf das unterm 20. April 1844 erlassene Reglement öffnete indeß unserm Landsmann G. Heine noch nicht die Pforte zu dem iberischen Venusberge: es bedurfte der Vermittelung des Grafen Bresson, damit derselbe die ausdrückliche Genehmigung erhielt, seine geschichtlichen Forschungen daselbst fortzusetzen. Ganz neuerdings ist es Prescott gelungen, mit Hülfe seiner spanischen Freunde sich sogar Abschriften von den unter dem Namen „Patronato" nur ausnahmsweise und ungern zur Einsicht vorgelegten königlichen Familienpapieren, die in Simancas aufbewahrt werden, Abschriften zu verschaffen.[2])

Der erste Gedanke, die Staatspapiere der spanischen Monarchie in der alten Festung Simancas aufzubewahren, rührt von dem Cardinal Francisco Ximenes de Cisneros her, wie Rafael de Floranes [3]) auf das Zeugniß Pedro's de Quintanilla y Mendoza hin berichtet. Simancas liegt ganz nahe bei Valladolid, wo die spanischen Könige nur kurze Zeit ihre stehende Residenz

hatten. Beim Aufstand der „Communeros" fielen die Papiere und Schriftsachen den Insurgenten in die Hände, die einen großen Theil davon vernichteten. Was der Zerstörung entging, wurde im Jahr 1531 auf Befehl Karl's V. sorgfältig zusammengesucht, zu welchem Behuf sogar eine päpstliche Bulle an solche erging, welche dergleichen Schriftstücke entweder selbst besaßen oder um deren Verbleib wußten; aber erst 1543 entschied der Kaiser sich für Simancas, und Philipp II., der in allem, was auf Staatsgeschäfte Bezug hatte, ebenso viel Ordnungsliebe als Fleiß beurkundete, verordnete weitere Nachforschungen. Das Meiste dafür soll Diego de Ayala gethan haben, und seitdem vererbte sich das Amt eines Archivars in der Familie von Geschlecht zu Geschlecht. Der wiederholt aufgetauchte Plan, ein Archiv in Madrid anzulegen, kam nicht zur Ausführung, und auch die vor einigen Jahren beabsichtigte Verlegung des ausgiebigen Materials von Simancas nach dem Escurial dürfte wol noch längere Zeit ein frommer Wunsch bleiben. Wie es unter Napoleon I. zuging, weiß man. Derselbe trug sich mit dem riesenhaften Vorhaben, Paris zum Mittelpunkt aller Archive zu machen, in deren Besitz der französische Adler auf seinen Eroberungsflügen gelangen würde. Zuerst wurden in 3139 Kisten alle Actenstücke des Deutschen Reichs, welche die Franzosen 1809 in Wien vorfanden, verpackt und über Strasburg nach Paris geschickt. Nicht besser erging es den Sammlungen des Vatican, und nach diesen kam die Reihe auch an Simancas. General Kellermann schickte 60 Kisten ab, ließ aber zugleich den Minister des Innern wissen, daß, falls alle Papiere fortgeschafft werden sollten, dazu über

12000 Kisten erforderlich wären. Hierauf bestimmte der Kaiser, nur die geschichtlichen Urkunden solle man nehmen, und der mit der keineswegs leichten Arbeit betraute Guiter fand 29 Zimmer mit Papieren gefüllt, ohne daß über die Vertheilung derselben in den einzelnen Gelassen sich etwas Schriftliches vorfand. Es gelang ihm, noch bevor die französischen Truppen das Land zu räumen genöthigt waren, in drei aufeinander folgenden Sendungen im Ganzen 152 Kisten nach Paris zu befördern, während den Archiven von Piemont, Belgien und Holland dasselbe Loos bevorstand. Nachdem die Verbündeten in Paris eingezogen waren, wurden auch die spanischen Papiere zurückverlangt: auf Daunou's Vorstellungen jedoch behielt man diejenigen Actenstücke zurück, die sich auf schon vor längerer Zeit französisch gewordene Provinzen, wie Burgund und Lothringen, bezogen. Alle Protestationen von seiten der spanischen Regierung blieben fruchtlos und die in Paris verbliebenen Papiere von Simancas konnten seitdem von Capefigue, Barante, Mignet, Michelet, Ranke und andern in reichlichem Maß bei geschichtlichen Forschungen verwendet und nutzbar gemacht werden.

In Simancas selbst ist für den Fleiß der Forscher noch gar vieles zu thun. Gachard in seiner der „Correspondance de Philippe II“ (Brüssel 1848) beigegebenen „Notice historique et descriptive des archives royales de Simancas“ entwirft ein sehr anschauliches und gefälliges Bild von dem Städtchen Simancas, das nur noch 300 Haushaltungen zählt und an einem Hügel liegt, auf dessen Kuppe das Schloß mit den Archiven erbaut ist. Das Schloß diente lange Zeit als Staatsgefäng-

niß: der berühmte Bischof von Zamora, Don Antonio de Acuña, der thätigen Antheil an dem Aufstand der Communeros nahm, wurde daselbst wegen eines abscheulichen Mordes, den er an dem Schließer beging, auf Befehl Kaiser Karl's V. erdrosselt. Noch später, als die Archive daselbst Aufnahme gefunden, wurden Staatsverbrecher in Simancas untergebracht, und namentlich wurde der unglückliche Floris de Montmorency, Seigneur de Montigny, der in die niederländischen Wirren, wenn auch ganz entfernt und auf die unverfänglichste Weise, verwickelt war, daselbst auf Befehl Philipp's II. insgeheim hingerichtet. In dem Thurme, wo der Sage nach Montigny und der Bischof von Zamora eingesperrt waren und der deshalb cubo del obispo (Bischofsthurm) benannt wird, arbeitete Gachard mehrere Monate lang. Das Schloß ist von Mauern und Gräben umgeben, hat zwei Zugbrücken, obschon das eine Thor längst zugemauert wurde, und ist vortrefflich erhalten. Die Schränke, in denen die Papiere aufbewahrt werden, sind in den Wänden selbst angebracht, die Gefäche aus Gips und da, wo es nöthig, in der Mitte durch senkrechte Säulchen aus demselben Stoffe gestützt. Licht und Feuer darf unter keinerlei Umständen in den Sälen angesteckt werden, was während des Winters das Arbeiten ungemein erschwert. Die Abschriften der von den beiden Hoyos, Vater und Sohn, aufgenommenen Kataloge befinden sich bis zur Stunde in Paris, und das Nachsuchen an Ort und Stelle ist keine Leichtigkeit, wenigstens bei solchen Documenten, die seitdem nicht besonders katalogisirt worden sind. Die Urkunden und Acten, welche 38 Säle füllen, gehen nicht über das Jahr 1400 hinaus. Sie

sind theils chronologisch, theils nach Materien geordnet. [4])

Es steht zu erwarten, daß aus der neuerschlossenen Fundgrube noch manche, auch die deutsche Geschichte bereichernde und aufklärende Actenstücke zu Tage kommen werden, nachdem die Belgier für ihre Landesgeschichte einen so glänzenden Anfang damit gemacht haben. Die bedeutenden pecuniären Mittel, die ihm zu Gebote stehen, ermöglichten es Prescott, durch den bekannten Señor de Gayangos für sein neuestes Werk („History of the reign of Philip the Second“) die Archive von Simancas zu Rathe zu ziehen, wie er denn überhaupt die handschriftlichen Schätze unserer europäischen Bibliotheken in sehr belangreicher Weise auszunutzen verstand. Die Kritik hat ihm bereits gebührendes Lob gezollt, das ich keineswegs zu bemängeln gemeint bin; dagegen erfordert die Gerechtigkeit, das Geleistete, sofern es Anspruch darauf macht, neu zu sein, auf das gebührende Maß zurückzuführen und insbesondere zu zeigen, inwieweit Prescott manches nur aus Unkenntniß der deutschen Quellen für eigene Ermittelung hält. Es soll dies an dem Beispiele des bekannten Don Carlos von Spanien nachgewiesen werden, von dem zu Anfang erwähnt wurde, daß die auf seinen Proceß bezüglichen Actenstücke aus den Sammlungen von Simancas verschwunden sind.

Prescott's Forschungen über diesen Gegenstand sind verdienstlich zumeist mit Rücksicht auf eine gewisse Gattung historischer Schriften, wie z. B. die in wohlverdiente Vergessenheit gerathene „Historia del principe Don Carlos“ (Leipzig 1796), wie ich sehe eine bloße Uebersetzung der 1680 in Köln erschienenen „Relazione tragica si, mà

veridica di Don Carlos", und allem Anschein nach eine spanische Stilprobe eines deutschen Literaten; denn mit Recht hat ein Spanier auf die innere Deckelwand des Exemplars, das mir zu Handen ist, geschrieben: Pobre lengua castellana! Este mal faltaba todavia á los Españoles, que se les estropease la lengua! (Das fehlte gerade noch, daß man uns Spaniern auch die Sprache verhunzte!) Auch Llorente[5]), so sehr es an ihm zu loben ist, der Geschichte des Don Carlos ihren poetischen und tragischen Nimbus benommen zu haben, hat in einigen wichtigen Punkten entschieden fehl gegriffen, insbesondere auch mit der Versicherung, Carlos d'Austria sei infolge eines von Philipp II. gutgeheißenen und genehmigten Richterspruchs, jedoch ohne Betheiligung des Santo-Oficio, an Gift gestorben. Zur Erhärtung seiner Behauptung beruft er sich neben den bekannten Schriftstellern auf gewisse gleichzeitige Documente, die zwar nicht authentisch, aber dennoch durchaus glaubwürdig sein sollen, weil sie von Beamten des königlichen Palastes herrühren. Prescott hat ganz recht, wenn er dergleichen zweifelhafte Zeugnisse verwirft und es eines Historikers für unwürdig hält, sich in so zweideutiger Weise auch nur darauf zu berufen. Dagegen verdient aus mehrfachen Gründen die besonnene Weise, in der Evaristo San-Miguel[6]) das Ereigniß erzählt, hier Erwähnung. „Daß Don Carlos", sagt er, „ein fauler, eigensinniger, launenhafter und bös gearteter Prinz gewesen, ist nicht unwahrscheinlich; daß seine Erziehung vernachlässigt wurde, hat gleichfalls nichts Außerordentliches, zumal wenn man in Erwägung zieht, daß er zwei der wichtigsten Knabenjahre fern von seinem Vater verlebte. Die Prinzessin

Doña Juana besaß nicht die erforderliche Willensstärke, um ihn im Zaume zu halten. Es ist Thatsache, daß es zwischen der Tante und dem Neffen zu allerlei Verdrießlichkeiten und Zwistigkeiten kam und daß der Kaiser, als er auf seiner Reise nach dem Kloster Yuste Valladolid berührte, über die Unterhaltung und das Betragen des jungen Prinzen sehr ungehalten war. Wer wollte es daher Philipp II. verargen, daß er, streng wie er war, zu seinem Sohne keine sonderliche Liebe hegte. Daß der Prinz die Absicht hatte, nach Flandern zu gehen, und sich für die einzige geeignete Person hielt, um die Aufregung, in der sich die Niederlande befanden, zu beschwichtigen, ist geschichtlich und durch Spanier bezeugt. Was die Prinzessin Isabella von Frankreich betrifft, die mit dem Prinzen verlobt war, aber von dem Vater heimgeführt wurde, so wäre es wenigstens nicht unmöglich, daß der Prinz in seiner jugendlichen Leidenschaftlichkeit und Hitze, von Kindesbeinen an mit der Vorstellung, die Prinzessin gehöre ihm, vertraut, in seinem Vater den Räuber seines Glücks erblickte, und daß letzterer seinerseits den Sohn als seinen Rivalen fürchtete. Neben den andern Extravaganzen, die Don Carlos sich zu Schulden kommen ließ, ward der König zuletzt von seinem Vorhaben, nach den Niederlanden zu entfliehen, benachrichtigt, worauf er ihn in Verwahrsam nehmen ließ. Der durch Gift vollzogene Spruch der Inquisition würde wenigstens dem Geiste der damaligen Zeit nicht widersprechen und ebenso wenig der Denk- und Handlungsweise Philipp's II."

Ich behaupte nicht, daß damit alles gesagt ist, was bei dem jetzigen Stand der Untersuchung über die ver-

wickelte Frage immer nur vermuthungsweise gesagt werden kann; aber annähernd ist es doch der Ertrag der kritischen Forschung im allgemeinen. Eine gewissenhafte Prüfung der Quellen hat zuerst zwischen spanischen und französischen Berichterstattern zu unterscheiden, von denen die einen alle Schuld auf den Sohn, die andern auf den Vater wälzen. Wie er selbst eingesteht, hatte Wilhelm von Oranien die schreckliche Beschuldigung, seine Frau gemordet zu haben, die er in seiner „Apologie“ (Ausgabe von 1581, S. 38) gegen Philipp erhob, aus französischen Quellen geschöpft [7]), sodaß die Vermuthung nahe genug liegt, er werde auch in Betreff des zweiten, nicht minder gräulichen Verbrechens denselben Spuren gefolgt sein. Dem schnurstracks entgegen behauptet Giovambatista Adriani [8]), Don Carlos sei durch Mangel an Verstand unfähig gewesen zu regieren, habe sich oft wüthend gezeigt, seine Diener gehaßt und geschlagen. Endlich, als er ihm nach dem Leben stellte, habe sich der Vater gezwungen gesehen, ihn gefangen zu setzen. Der Prinz, der oft mehrere Tage nichts genossen, alsdann sich übermäßig im Essen übernommen und allzu kaltes Wasser getrunken, habe sich durch diese Unmäßigkeit eine unheilbare Krankheit zugezogen. Es ist klar: die protestantische Partei klagt den Vater, die katholische den Sohn an, und auf seiten der erstern schlagen sich die Franzosen, aus angestammtem Haß gegen Spanien und infolge jenes erfinderischen Nationalstolzes, der, wie man zu sagen pflegt, so gern in die eigene Tasche lügt. Zumal unter Heinrich IV. machte der phantasiereiche Groll sich vielfach Luft. Obenan steht Matthieu [9]); de Thou [10]) will die Nachricht, man habe dem Prinzen, um die Ehre des königlichen Bluts

zu retten, mit einer Fleischbrühe vergiftet, von einem gewissen Foix haben, der den Prinzen persönlich kannte und das Schloß an seiner Thüre einrichtete. Daraus hat denn St.-Real seinen Roman geschmiedet, und Schiller und andere folgten ihm.

Es ist das große Verdienst F. von Raumer's, in seinen „Briefen aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts“ (Leipzig 1831) aus den Berichten der französischen Gesandten am madrider Hofe: Guibert, St.-Sulpice, Fourquevault, St.-Govard, Longlée, Maisse, du Fresne Forges und Brunault nachgewiesen zu haben, wie sehr die spätern französischen Geschichtschreiber übertreiben. Das einzig Befremdende ist, daß Fourquevault's Bericht über den Tod des Prinzen nicht mehr aufgefunden werden konnte: nur eine darauf bezügliche Stelle entdeckte Raumer in einem Schreiben desselben, vom 1. Aug. 1568, an Katharina von Medicis, worin es heißt: „Gestern erstattete ich der Königin (Tochter Katharina's) meine Beileidsbezeigungen über den Verlust ihres Stiefsohns, der für sie und die ihrigen ein sehr vortheilhafter Verlust ist. Sie wünscht, daß man eine recht in die Augen fallende und königliche Beileidsbezeigung ergehen lasse. Hier (in Madrid) verfährt man mit Trauer- und Begräbnißfeierlichkeiten, als wäre Carlos König gewesen.“ Seine begründeten Ermittelungen faßt Raumer am Schlusse (I, 157) in den Sätzen zusammen: Carlos hatte von Anfang an eine körperlich schwache und eine geistig bösartige Natur. Das letzte Uebel steigerte sich durch Leidenschaftlichkeit bis zum Wahnsinn, obgleich lichte und reuige Augenblicke eintraten. In solchen Zeiten

höchster Leidenschaft kann der Haß, welchen er unleugbar wider seinen Vater hegte, Gedanken und Aeußerungen hervorgetrieben haben, welche auf dessen Tod hindeuteten. Kaum aber weiß man zu sagen, wie weit hier eigentlicher Vorsatz, Besinnung und Zurechnungsfähigkeit stattfand. Jedenfalls war Carlos unfähig zum Regieren, und Grund zu einer strengen Aufsicht vorhanden. Er und die Königin sind natürlichen Todes gestorben, und niemals hat nur das geringste Liebesverhältniß zwischen ihnen stattgefunden. Zwar meint Prescott (I, 515), er sei nicht durchgängig zu denselben Schlußfolgerungen gelangt; in Wahrheit aber steht er, wenige durchaus unerhebliche Punkte abgerechnet, ganz und gar auf demselben Boden mit Raumer, und wenn er sich auf das ihm zu Gebote stehende reichere handschriftliche Material beruft, so ist darauf einfach zu sagen, daß Raumer seiner eigenen Aussage nach weiter nichts beabsichtigte, als zu der reichen Ausbeute, welche Ranke aus venetianischen Relationen dem Publikum früher schon vorlegte, einige Nachträge hinzuzufügen (S. 101). Die Sache ist aber die, daß Prescott von der betreffenden Untersuchung Ranke's [11]) gar keine Kenntniß hatte; sonst hätte er wissen müssen, daß Ranke schon damals so ziemlich alle jene italienischen Gesandtschaftsberichte kannte, von denen der berühmte nordamerikanische Historiker Abschriften nehmen ließ.

„In Wien", bemerkt Ranke, „stieß ich auf Copien von Briefen bedeutender Personen am Hofe König Philipp's, wie von Don Gomez Manrique an Don Pedro Manrique u. a., die man im Escurial abgeschrieben hat; ich sah die ganze Correspondenz des venetianischen Ge-

sandten mit seinem Senat; in einer großen, von Hans Jakob Fugger zur Geschichte des 16. Jahrhunderts veranstalteten Sammlung fand ich deutsche Briefe aus Madrid vom 24. Juli; ich durfte ferner die Schreiben florentinischer und mantuanischer Gesandten lesen; endlich konnte ich auch von der Correspondenz des päpstlichen Nuntius nach Bequemlichkeit Notiz nehmen. In allen diesen Schreiben so verschiedener Menschen habe ich niemals auch nur eine leise Andeutung von einem schriftlichen oder mündlichen Spruche, nirgends auch nur eine geringe Spur von einer gewaltsamen Herbeiführung dieses Todes gefunden; sie wissen vielmehr nur von einem sehr erklärlichen Verlauf der Krankheit, auf welche ein natürliches Verscheiden folgte."

Dabei könnte man sich beruhigen, wenn nicht neuerdings in Adolfo de Castro ein ritterlicher Vertheidiger des Don Carlos aufgestanden wäre, der ebenso nachdrücklich die Fremden dafür tadelt, daß sie den Prinzen unzüchtiger Liebe zu seiner Mutter beschuldigten, als die Spanier, die, wie Llorente, in dem Prinzen ein Ungeheuer, ein Scheusal von Lastern und einen hochmüthigen Dummkopf erblickten. Nach de Castro [12]) bestand das ganze Verbrechen des Don Carlos darin, daß er den Flamändern Gewissensfreiheit gewähren wollte und den Wunsch äußerte, die Regierung eben dieser Staaten zu übernehmen, welche die katholische Religion und das brutale Regiment Philipp's II. tödtlich haßten. Die Vertheidigung ist nicht ohne Geschick, nur überzeugen wird sie keinen, der die Quellen kennt. Fast sollte ich meinen, man brauchte blos das im Besitz des Grafen Oriate zu Madrid befindliche Bildniß des unglücklichen Prinzen

genauer anzusehen, um über den Charakter desselben vollkommen ins Klare zu kommen. Der Maler — er soll aus der Schule des Alonso Sanchez Coello sein — hat den tief in den Schultern steckenden unförmlichen Kopf mit den stieren Augen so naturgetreu wiedergegeben, daß man den Idioten nicht weit zu suchen hat. Carlos war von väterlicher und mütterlicher Seite der Urenkel jener geisteskranken Juana von Aragonien, die von dem Leichnam ihres Gemahls, Philipp's des Schönen, sich nicht trennen wollte, und von da an 47 Jahre lang ihre Wohnung in Tordesillas, von deren Fenstern aus sie die Grabstätte des früh Verstorbenen erblicken konnte, nicht mehr verließ.[13]) Eine unglücklichere Wahl hätte der Sohn und Nachfolger Karl's V. nicht treffen können, als seine Base, die Infantin Maria, Tochter Johann's III. von Portugal und Katharina's, einer Schwester Karl's V., zu heirathen. Ich glaube damit nicht zu viel zu sagen, daß die spanische sowol als die portugiesische Dynastie an den unseligen Wechselheirathen zu Grunde ging, da in vierter Ehe Philipp II. seine Nichte Anna von Oesterreich heimführte.

Don Carlos hat ein leidenschaftlich gestörtes Gemüth schon mit auf die Welt gebracht, wogegen sein Vater durch die großartigste Verstellungskunst, von der die Geschichte weiß, seine wilden Leidenschaften in den Dienst einer alles berechnenden Klugheit gab, und unter der Maske der Frömmigkeit dem gemeinsten Egoismus fröhnte. Nichts charakterisirt diesen Tyrannen besser als die Art und Weise, wie er die Kunde von der Pariser Bluthochzeit aufnahm. Der französische Gesandte St.-Govard berichtete darüber an seinen Hof: „Der König hat

gegen seine Natur und Gewohnheit so viel und mehr Freude gezeigt als über alles Glückliche und Erfreuliche, das ihm zeitlebens widerfahren ist. Er rief alle seine Umgebungen, oder ließ sie rufen, und sagte ihnen: nun sehe er, daß Eure Majestät sein guter Bruder wären. Des andern Tags hatte ich Audienz beim König, wo er, der sonst nie lacht, anfing zu lachen und das höchste Vergnügen und die größte Zufriedenheit äußerte. Zunächst rühmte er die Entschließung an sich und die lange Verheimlichung (dissimulation) eines so großartigen Unternehmens." Sehr ungehalten äußerte er sich, wenn man ihm einreden wollte, die Sache sei unvorhergesehens und nicht durch die ausdrückliche Entschließung Karl's IX. ins Werk gesetzt worden.

Neben einen solchen Vater halte man den jungen Kronprinzen. Schon im zartesten Alter seiner Mutter beraubt — Maria von Portugal starb wenige Tage nach seiner Geburt —, sah er bis zu seinem vierzehnten Jahr auch seinen Vater nur selten und dann auf kurze Zeit, da derselbe entweder in den Niederlanden oder in England, als Gemahl der Königin Mary, zu thun hatte und die Erziehung des jungen Prinzen seiner Schwester, der Regentin Juana, überließ. Die gute, von einem venetianischen Gesandten als ausgezeichnet schön geschilderte Frau scheint wenig geeignet gewesen zu sein, das eigensinnige und gewaltthätige Wesen ihres Neffen zu bemeistern: man ließ ihm seinen Willen, und das war sein Unglück, da es feststeht, daß selbst schlimme Naturanlagen durch angemessene Pflege in ein richtiges, wenigstens unschädliches Verhältniß gebracht werden können. Sein damaliger Lehrer Honorato Juan muß in der ersten

Zeit dem ungestümen Zögling einige Lust zum Lernen eingeflößt haben; wie man jedoch aus seiner Correspondenz mit Philipp ersieht [14]), ging es schlimmer und schlimmer, und Carlos hing die Studien an den Nagel. Ein höchst merkwürdiges, von den neuern Historikern ganz mit Stillschweigen übergangenes Zeugniß, wie man in Deutschland und sogar auf einer protestantischen Universität um jene Zeit von dem Prinzen die schönsten Hoffnungen hegte, findet sich in den Auszügen aus den geschichtlichen Vorlesungen Melanchthon's, die Manlius [15]) veranstaltet hat. „Von dem Enkel Kaiser Karl's V.", äußerte der wittenberger Reformator, „höre ich so wunderbare Dinge erzählen, daß ich überzeugt bin, es wird dereinst etwas Großes aus ihm. Die Constellation seiner Geburt war so ausgezeichnet als sie nur sein konnte. Wer weiß, was Gott mit Karl VI. vorhat? Vielleicht wird er die Macht des Türken zum Schwanken bringen oder etwas ähnliches ins Werk setzen." Weiterhin wird dann erzählt, wie der großmüthige Knabe für einen heruntergekommenen Edelmann, dem er begegnete, die Kleider des ersten Ministers entwenden ließ und von einem Höflinge 50 Dukaten entlehnte, um sie dem Ritter, der nicht einmal ein Pferde hatte, zu schenken. Deshalb von seinem Vater zur Rede gestellt, soll er geantwortet haben: „Glaubt denn der Jude, ich könne ihm das Geld nicht wiedererstatten?" Ein anderes mal brannte er einem „Retaliado", d. h. einem zeitlichen Vortheils wegen zum Christenthum übergetretenen Juden, die reiche Pelzverbrämung an, und zwar in Gegenwart seines Vaters, und als dieser ihm darüber Vorwürfe machte, rief er in der Angst, durchgepeitscht zu werden, einem Anwesenden zu: „O!

Señor de Diego bittet für mich!“ Auf die Frage: warum er den Juden mishandelt? entgegnete er, es sei ihm unziemlich vorgekommen, daß ein Retaliado eine so reiche Kleidung trage.

Unsern guten Vorältern mögen so harmlose Geschichten außerordentlich vielversprechend erschienen sein: allein wenn sie auch wirklich dem Verstande des jungen Prinzen Ehre machten, so war die sich unmittelbar daran reihende Anekdote um so verdächtiger für seinen Charakter. Seine Lieblingsschildkröte — testudo, quam in deliciis habuit — (?) biß ihn einmal heftig. Um sich dafür zu rächen, wartete er, bis sie den Kopf wieder hervorreckte, worauf er ihr mit den Zähnen denselben abbiß. Es stimmt dies mit dem Berichte des Venetianers Badoaro, der Prinz habe einer Eidechse — biscia scodarella, entweder der mus aquatilis (Lacépède, „Histoire naturelle des quadurpèdes ovipares“), oder eine Natter —, die ihn in den Finger biß, rasch den Kopf abgebissen. Demselben Beobachter fiel neben der schwachen Leibesbeschaffenheit des Knaben dessen übermäßig dicker Kopf auf. Seine Ungeduld war so groß, daß er nicht einmal in Gegenwart seines Vaters längere Zeit mit dem Baret in der Hand still stehen mochte, wie denn die an dem Wasserkopf äußerlich sichtbare Geistesstörung durch die jähzornige Unruhe, der alle und jede Selbstbeherrschung abging, sich hinlänglich zu erkennen gab. Damit verträgt es sich recht wohl, daß sein Hofmeister ein eigenes Büchlein anlegte, um die guten Einfälle des Prinzen darin zu verzeichnen; und wenn auch der Großvater in Valladolid auf der Durchreise nach dem Kloster Yuste über den Enkel lachte, der nicht begreifen konnte,

wie der Kaiser von Innsbruck habe fliehen mögen, wenigstens würde er niemals fliehen, so war Karl V. darum keineswegs blind gegen die Unarten seines Enkels, und erklärte seiner Tochter rund heraus, sie würde sich um alle verdient machen, wenn sie den Buben ordentlich in der Zucht hielte und sich insbesondere nicht die grobe Behandlung von ihm gefallen ließe.[16]) Auch wollte Karl nichts davon wissen, als der mit der Leitung des Prinzen betraute Don Garcia denselben zu seinem Großvater ins Kloster schicken wollte, um durch ein strenges Wort von diesem zum Lernen angehalten zu werden.

II.

Dem wachsamen und lauernden Auge König Philipp's konnte die wenig Gutes verheißende Leibes- und Geistesbeschaffenheit seines Sohnes nicht entgehen: mistrauisch und besorgt blickte er auf ihn, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, durch Freundlichkeit die Zuneigung des heranwachsenden Jünglings zu gewinnen. Dieser war noch keine vierzehn Jahre alt, und schon fürchtete man, seine schwache, durch wiederkehrende Fieberanfälle gestörte Gesundheit werde ihn schwerlich das Mannesalter erreichen lassen.[17]) Daß die Verheirathung seines Vaters mit der im Vertrage von Château-Cambrésis dem Prinzen versprochenen Isabella von Frankreich, der schönen und liebenswürdigen Königstochter, diesem unangenehm war, begreift sich, und es wäre nicht unmöglich, daß Philipp die Pille absichtlich dadurch versüßte, daß er schon wenige Tage nach seiner in Guadalajara vollzogenen Ehe, wobei der Sohn zugegen war,

durch die Cortesversammlung in der Kathedrale von Toledo dem Don Carlos als Kronprinzen den Eid der Treue schwören ließ (22. Febr. 1560). Die Ceremonie wurde mit dem größten Gepränge begangen. Der Erzbischof von Burgos nahm den Eid in pontificalibus entgegen. Zuerst schwuren die Infantin Juana und Juan d'Austria. Als beide sich anschickten, dem Prinzen die Hand zu küssen, hob dieser sie zärtlich auf und küßte sie. Den Herzog von Alba, der es unterließ, empfing er mit schneidender Kälte, sodaß derselbe um Verzeihung bat. Eine Niederlage, welche die spanischen Waffen an der afrikanischen Küste erfahren hatten, trübte übrigens die Freude des Tages. [18])

An ein Liebesverhältniß zwischen dem schwächlichen Knaben und der muntern und unverdorbenen Neuvermählten auch nur zu denken, steht im Widerspruch mit der gesunden Vernunft; wohl aber berichtet der Bischof von Limoges in der Eigenschaft eines französischen Gesandten an seinen Hof, die junge Königin benehme sich außerordentlich freundlich gegen ihren Stiefsohn, dem die gütige und rücksichtsvolle Behandlung von seiten eines weiblichen Gemüths um so wohlthuender sein mußte, als er in seinem Vater nur den herzlosen Gebieter zu erblicken gewohnt war und in seinen Umgebungen weiter nichts als kalten und vorschriftsmäßigen Gehorsam fand. Es ist daher auch leicht zu glauben, daß der kränkliche Prinz sich zu einer Person hingezogen fühlte, die Brantôme [19]) nicht müde wird als ein Muster von Anmuth und Geist zu rühmen, und die dem Stiefsohn wirklich liebevoll und nicht mit der nachsichtsvollen Schwäche seiner Tante Juana entgegenkam; man er-

lustigte sich bei der Königin und im Gefolge ihrer Hofdamen an Spielen und Unterhaltung im Freien, und zuverlässig ist es die unschuldigste Bemerkung von der Welt, die sich in einem Briefe an Isabellens Mutter, Katharina von Medicis, findet: der Prinz möchte mit der Königin noch näher verwandt sein (davantage son parent). Mehrere Jahre später, als Don Carlos zum Jüngling herangereift war, erwähnt St.-Sulpice einer Spazierfahrt auf einem mit Stieren bespannten Wagen, wobei die Königin an den schweigsam dasitzenden Prinzen die Frage gerichtet habe: wo er mit seinen Gedanken sei? Die Antwort lautete: „Weiter als zweihundert Meilen von hier." „Und wo ist das so weit?" fragte die Königin. „Ich denke an meine Base" (ohne Zweifel Anna von Oesterreich, die er heirathen sollte), erwiderte der Prinz.

Ohnedies konnte sich Carlos in der ersten Zeit nach der Ankunft der französischen Prinzessin in Spanien nicht allzu lange ihrer für ihn so erwünschten Gesellschaft erfreuen. Die Absicht Philipp's war, wahrscheinlich auf Anrathen der Aerzte, seinen Sohn der milden und gemäßigten Luft halber nach Valencia und Tarragona zu senden: im November finden wir jedoch denselben in Alcalá de Henares, wo Cardinal Ximenes, der berühmte Minister Isabella's und Ferdinand's, schon im Jahr 1497 eine Universität zu gründen beschlossen hatte. Die gesunde Luft, die stille und freundliche Lage des Orts am Ufer des Henares schienen ihm besonders geeignet zu diesem Zweck, und im Jahr 1500 legte er selbst den Grundstein zu dem Hauptcollegium. Von diesem Augenblick an war er, soweit die drückenden Regie-

rungsgeschäfte es ihm gestatteten, fortwährend persönlich thätig, den Bau zu fördern. Oft sah man ihn mit dem Maßstab in der Hand den neuerstehenden Mauern entlang dahinschreiten. Indessen war die Anlage zu großartig und ausgedehnt, als daß sie sobald hätte fertig werden können: es vergingen darüber acht Jahre, an deren Schluß aber auch eines der großartigsten Tempelgebäude dastand, das jemals dem Dienst der Wissenschaften oder der Künste errichtet worden ist. Der lernbegierigen Jugend blieb nichts zu wünschen übrig, und als wenige Jahre nach des Cardinals Tode Franz I. von Frankreich, der als Gefangener in Spanien lebte, den Ort besuchte, soll er ausgerufen haben: „Euer Ximenes hat Größeres ausgeführt, als ich nur zu beabsichtigen wagen konnte; er hat mehr gethan mit einer Hand, als in Frankreich eine ganze Reihe von Königen.“ Nicht weniger angelegen ließ sich der Cardinal die zweckmäßige Regulirung der Universitätsstudien sein, und es verdienen insbesondere die beiden von ihm getroffenen Bestimmungen hervorgehoben zu werden, wonach die Besoldung der Professoren von der Zahl ihrer Schüler abhing und jeder Professor nach einer vierjährigen Lehrthätigkeit sich einer neuen Wahl unterziehen mußte. Zweiundvierzig Katheder wurden errichtet, wovon nur zwölf auf die Theologie und das kanonische Recht kamen, und bald war der Zudrang von Studenten so groß, daß ihrer nicht weniger als 7000 den König Franz empfingen. In der letzten Zeit seines Lebens, wo Ximenes der Staatsgeschäfte überdrüssig war, widmete er sich fast ausschließlich den Pflichten seines geistlichen Amts sowie der Sorge für das Aufblühen seiner Uni-

versität; den größten Ruhm erntete er von der in Alcalá veranstalteten Bibelpolyglotte, bei deren Druck insbesondere Deutsche verwendet wurden.

An diesem berühmten Musensitze sollte Don Carlos seinen mangelhaften Kenntnissen zugleich mit der Pflege seiner geschwächten Gesundheit aufhelfen. Die Gesellschaft, mit der er in dieser Absicht in Alcalá eintraf, war noch merkwürdiger als der Ort selbst: sie bestand aus seinem Oheim Juan d'Austria und seinem Vetter Alessandro Farnese, und es ist in der That merkwürdig, den Sohn und die beiden Enkel Karl's V., die gemeinschaftlich ihre Universitätsstudien machen sollten, so unmittelbar nebeneinander gestellt zu sehen. Im Alter waren sie wenig verschieden. Alessandro Farnese wurde im Jahr 1544 in Rom, Juan d'Austria im folgenden Jahre in Regensburg geboren, und wenige Monate später kam Don Carlos zur Welt. Zwar gibt der Schmeichler van der Hammen[20]) in allgemeinen Ausdrücken zu verstehen, Don Juan sei der Sohn einer deutschen Dame von vornehmem Geschlecht, deren Name aus Höflichkeitsrücksichten unbekannt geblieben sei („hijo de una principal señora Alemana, cuyo nombre la cortesia y respeto oculta siempre"): indessen wußte man recht wohl, wer die vornehme deutsche Dame, an welcher der Kaiser noch in vorgerücktern Jahren Gefallen gefunden, eigentlich war: — eine regensburger Bürgerstochter. Solange Karl lebte, blieb die Geburt dieses Sohns allerdings ein Geheimniß, von dem niemand außer seinem treuergebenen und verschwiegenen Haushofmeister Quexada Kenntniß hatte. Im Hause des letztern lebte unter dem Namen Gerónimo in dem nahe bei dem Kloster Yuste gelegenen

Dorfe Cuacos ein aufgeweckter, hochherziger Knabe, den der abgedankte Kaiser oft und gern bei sich sah, ohne denselben weder in seinem Testamente, noch in dem kurz vor seinem Tode verfaßten Codicill namentlich zu bedenken. Wol aus Scham über einen solchen Fehltritt in schon vorgerückten Jahren hatte der Kaiser seinen Sohn der Mutter gleich nach der Geburt abnehmen und durch seinen Violinspieler Massi nach Spanien bringen lassen; auch hoffte er, derselbe werde in den geistlichen Stand treten, wozu sich indessen wenig Aussicht zeigte, da Gerónimo im Lateinischen und Französischen sehr schlechte Fortschritte machte, sich dagegen um so besser aufs Reiten und Lanzenwerfen verstand.[21]) Die Regentin Juana mochte schon früher den wahren Stand der Sache geahnt haben; wenigstens schrieb sie wenige Wochen nach ihres Vaters Tod an Quexada, wie es sich denn eigentlich damit verhalte, bekam jedoch von dem über Gebühr verschwiegenen Hofmann zur Antwort, der Junge sei der Sohn eines seiner Freunde. Aber wie kam es nur, daß der Kaiser noch den Tag vor seinem Tode dem Ogier Bodart die letzten 600 Goldgülden, die ihm übrig blieben, einhändigte, um davon in Brüssel für Barbara Blomberg, die an einen untergeordneten Beamten in den Niederlanden namens Kegell verheirathet war, in Brüssel eine Leibrente zu kaufen? Seine letzte Geliebte hatte der Verscheidende auch zuletzt bedacht, und was den Sohn der Blomberg anbelangt, so erhielt Quexada mündliche Weisung, mit König Philipp wegen seiner Rücksprache zu nehmen. Dagegen kann der auch in andern Dingen nichts weniger als zuverlässige Strada („De bello belgico") schwer

mit der Versicherung aufkommen, der Cardinal de la Cueva wolle es aus dem Munde der Infantin Clara Eugenia, einer Tochter Philipp's II., gehört haben, daß Don Juan nicht der Sohn der Blomberg gewesen.

Quexada wartete erst ab, bis Philipp aus den Niederlanden eingetroffen war, um ihm die Wünsche und Verordnungen des Kaisers in Betreff seines Halbbruders mitzutheilen. Der beste Beweis, wie Philipp selbst die Willensmeinung des verstorbenen Vaters in Ehren hielt, liegt in der Bereitwilligkeit, womit er den illegitimen Bruder anerkannte und an seinen Hof aufnahm. Schon dem venetianischen Gesandten Micheli war es aufgefallen, wie sehr Philipp im Aeußern seinem Vater glich: nur die Gestalt war kleiner; und damit nicht zufrieden, ließ er, der, bevor er Castilien verließ, wegen seines Hochmuths allgemein verhaßt war, es sich sogar angelegen sein, das leutselige und zugängliche Wesen Karl's sich anzueignen, was ihm freilich schlecht genug gelang. Durch Quexada von den persönlichen Verhältnissen des jungen Juan in Kenntniß gesetzt, bestimmte er einen Tag, an welchem er in dem nahe bei Valladolid gelegenen Wald von Monte-Toros unter dem Vorwand einer Jagdbelustigung wie zufällig den Bruder treffen wollte. Quexada fand sich an der näher bezeichneten Stelle mit seinem Mündel ein; beim Herannahen des Königs sank der Knabe vor ihm bestürzt auf die Knie, allein Philipp, dem die große Unterwürfigkeit wohl thun mochte, hob ihn mit freundlichen Worten auf und richtete die wunderliche Frage[22]) an ihn: wer sein Vater sei? Verlegen und erröthend blickte der Prinz auf Quexada, als der König ihn mit den Worten in die

Arme schloß: „Du bist der Sohn eines großen Vaters; Karl V. ist dein und mein Vater!“ und ihn seinem Gefolge vorstellte, gegen das er scherzend bemerkte, noch nie habe er eine glücklichere Jagd gemacht. Von diesem Augenblicke an genoß Don Juan alle Rechte eines Prinzen von Geblüt und befand sich, obwol der jüngere von beiden, namentlich seinem Neffen gegenüber in einer bevorzugten Stellung.

Alexander Farnese verdankte sein Dasein einer der frühesten Liebschaften des Kaisers Karl V. Margarethe, nachmalige Herzogin von Parma, war die natürliche Tochter Karl's, vier Jahre vor seiner Verheirathung mit Isabella von Portugal geboren, und der Margaretha van der Geenst, die, aus adelichem Geschlecht, als vater- und mutterlose Waise in dem Hause des Grafen Hoogstraten wie dessen eigenes Kind erzogen wurde. Der damals dreiundzwanzigjährige Karl warf ein Auge auf das blühende siebzehnjährige Mädchen, das schwach genug war, seinen Vorstellungen Gehör zu schenken. Das Kind ihrer Liebe kam zuerst unter die Pflege einer Tante des Kaisers, der Regentin der Niederlande, und nach deren Tod in die Obhut der Schwester des Kaisers, Maria, Königin von Ungarn. Zwölfjährig wurde sie dem Alexander von Medici, Großherzog von Toscana, vermählt, der aber schon wenige Monate nach der Hochzeit eines gewaltsamen Todes starb. Zum Weibe herangereift, gab man die junge Witwe einem Enkel Paul's III., Ottavio Farnese, zur Ehe, der seinerseits erst im zwölften Jahre stand. Von gegenseitiger Zuneigung konnte unter diesen Umständen unmöglich die Rede sein, zumal von seiten Margarethens, die, derb niederländisch orga-

nisirt, besondern Geschmack am Herrschen und am Jagen fand. Sie und ihr Gemahl hatten nichts dagegen einzuwenden, als Philipp seine Schwester zur Regentin der Niederlande machte und ihren Sohn Alessandro mit sich nach Spanien nahm. So berühmt derselbe in spätern Jahren durch sein Feldherrntalent geworden ist, so dürftig fließen die Quellen in Betreff seiner Jugendbildung. Die Eindrücke, die er aus Italien mitbrachte, scheinen vorwiegend religiöser Natur gewesen zu sein: der berühmte Ignatius Loyola war längere Zeit Beichtvater seiner Mutter gewesen, namentlich damals als dieselbe die nach ihr benannte Villa Madama in Rom bewohnte, und die Strenge, womit er ihre Gewissensangelegenheiten leitete, wird wol auch den Knaben nicht verschont haben. Den Soldaten vermochte die Frömmigkeit nicht auszutreiben, und wenn Papst Adrian II. es beklagte, daß die Lebhaftigkeit seines frühern Zöglings, Karl's V., ihn verhindert habe, demselben die nöthigen wissenschaftlichen Kenntnisse beizubringen, so wird das Nämliche von Alessandro erzählt.[23]) Statt dessen lebte er sich rasch in das spanische Leben ein: als er im Jahr 1565 nach Brüssel zu seiner Mutter kam, war er so ganz und gar Spanier geworden, daß man ihn nach Sprache, Benehmen und Denkweise für einen geborenen Spanier halten mußte.

Von einem innigern Verhältniß, das sich zwischen den beiden Vettern Alessandro und Carlos angeknüpft hätte, ist nirgends die Rede: wohl aber wissen wir urkundlich, wie sehr Carlos seinen Oheim Juan lieb hatte. Unter den Personen, die Don Carlos als seine besten Freunde aufzählte, stand Don Juan obenan: ob und wie er denselben in dem schon 1564 in Alcalá aufgesetzten Testa-

ment bedachte, weiß ich nicht, da Gachard das in Simancas aufgefundene Original bisjetzt noch nicht veröffentlicht hat und Prescott desselben nur beiläufig erwähnt. Damit reimt es recht wohl, wenn von anderer Seite versichert wird, zwischen Don Carlos und Don Juan sei es gar oft zu Streit, sogar zu Thätlichkeiten gekommen.[24]) Was sich liebt, zankt sich.

Es gewährt ein eigenthümliches Interesse, die drei Prinzen und den König mit ihrem gemeinschaftlichen Ahnherrn zu vergleichen. Die guten und bösen Neigungen des letztern machten sich an jedem derselben bemerklich: und doch wie grundverschieden waren sie voneinander! Kaiser Karl hatte eine entschieden kriegerische Anlage, die sich seiner leicht und gern befriedigten Sinnlichkeit wegen nicht recht entwickeln konnte. Wie oft und nachdrücklich hat ihn sein Beichtvater Garcia de Loaysa vor dem Uebermaß leckerer und schwerverdaulicher Speisen gewarnt, wodurch er sich fast noch im Jünglingsalter die Gicht zuzog, die ihn zeitlebens nicht verließ und trotz der Verwüstungen, welche sie in den Gliedern anrichtete, selbst noch in der Einsamkeit des Klosters Yuste mit Rebhühnerpasteten und andern Leckereien großgefüttert wurde! Ein Held im eigentlichen Sinn des Worts ist Karl nie gewesen: ein Augenzeuge, den Ranke zu Rathe zog, versichert, Karl habe, wie später Heinrich IV. von Frankreich, am Tage einer Schlacht, bevor er zu Pferde stieg, jedesmal gezittert; saß er aber nur einmal im Sattel, so konnte man seinen Muth auf harte Proben stellen. Das Kriegshandwerk machte ihm Freude und der Donner der Kanonen war Musik für seine Ohren; als er in Yuste die Kunde von dem Siege der Spanier bei

St.-Quentin erhielt, war seine erste Frage: wohin der König (Philipp) sich gewendet? Er mochte ihn, wie Brantôme nicht ohne einen Anflug von Ironie bemerkt, auf dem Wege nach Paris glauben. Wie wenig kannte er seinen Sohn! Nicht als ob Philipp ohne kriegerische Anwandelungen gewesen wäre: er liebte es, einen Kriegsmann vorzustellen, zog oft die Rüstung an und ließ sich besonders gern in derselben malen; aber es kam bei ihm immer nur zum Zittern, zu Velleitäten und niemals zu einem mannhaften Entschluß. Der Feige wollte muthig scheinen. Von phlegmatischem und melancholischem Temperament, wie ihn Badoaro schildert, litt er am Magen und an Seitenstechen. An Verstand und Fleiß fehlte es ihm nicht; allein sein Horizont war eng und einen großen Gedanken wußte er nicht zu fassen; und überdies gebrach ihm der Muth des Handelns. Dagegen glich er seinem Vater an Freigebigkeit, obschon die Kassen beider meist leer waren. Es klingt fabelhaft, wenn Philipp, der sich bei dem Tode seiner Großmutter Juana gerade in England befand, seinen Vater bitten läßt, er möchte ihm die Kosten der Todtenfeier bis zu seiner Zurückkunft nach Brüssel ersparen, während Karl darauf rechnete, das schwarze Tuch des englischen Katafalks zur Behängung der von Philipp im brüsseler Schlosse zu bewohnenden Gemächer verwenden zu können. Das Gelüst, von Madrid aus die Welt zu beherrschen, verließ Philipp zeitlebens nicht; allein ein mehreres und besseres als brutale Gewalt und gemeine Intrigue wußte er zur Erreichung seiner herrschsüchtigen Plane nicht einzusetzen. Ein sklavischer Nachahmer seines Vaters, ersetzte er die Devise desselben „Plus ultra“ durch

einen Sonnenwagen mit der Inschrift „Jam illustrabit omnia“. Nicht auf die Krone Englands allein nahm er sein Absehen: nach dem Hinscheiden des letzten Valois bewarb er sich bei den in Paris versammelten Generalstaaten um den französischen Thron, machte seine Erbansprüche auf Burgund geltend, wollte des Sund, Seelands und Jütlands sich bemächtigen, nahm die katholischen Schweizercantone in seinen Schutz, richtete sein Augenmerk auf die Eroberung der Barbareskenstaaten — aber alles das mit dem einzigen Erfolg, daß er überall schmählich scheiterte.

Was nun die jüngern Mitglieder der Familie betrifft, so besaßen alle drei die kriegerische Ader des Kaisers. Alessandro verdiente sich in den Niederlanden den Beinamen des „Poliorketes“; schon in dem Bericht, den der Sieger bei Lepanto über die glorreiche Seeschlacht an Philipp abstattete (vom 10. Oct. 1571), wird der Herzog von Parma unter den ersten genannt, die auf die feindliche Galere, die Don Juan enterte, hinübersprangen.[25]) Der Held von Lepanto selbst besaß neben einem tapfern, auch ein großes und edles Herz. Er war gewaltigen Aufgaben gewachsen, wie sein Vater, während Philipp noch in seinem dreißigsten Jahr dazu angehalten werden mußte, französisch und lateinisch zu sprechen, und zuletzt gänzlich im spanischen Wesen verstockte. Es verräth mehr als gewöhnliche Herzhaftigkeit, daß Don Juan auf die erste Kunde von der Landung der Türken auf Malta insgeheim nach einem spanischen Seehafen entfliehen und sich nach Malta einschiffen wollte; unterwegs angehalten, bat er den darüber höchlich aufgebrachten König mit rührender Unterwürfig-

keit um Verzeihung. Offenbar hatte er den königlichen Bruder zuvor mit Bitten bestürmt gehabt, der jedoch ebenso wenig einen hochherzigen Entschluß an andern zu würdigen, als selbst zu fassen vermochte und namentlich vor lauter Mistrauen seine nächsten Angehörigen überall im Stiche ließ. Don Juan starb an gebrochenem Herzen, nachdem er in seinem abenteuerlichen Thatendrang vergebens von Philipp sich die Erlaubniß, ein Königreich in Tunis oder England zu erobern, erbeten und alle Hülfsmittel seines Genie in den Niederlanden erschöpft hatte. Sehr zugethan müssen sich Juan und Alessandro gewesen sein: bei seiner wichtigen Stellung in den Niederlanden bat später ersterer sich den letztern als Teniente general aus. [26])

Ueber Carlos äußern sich die venetianischen Gesandtschaftsberichte [27]) ausführlich. Einiges davon wurde bereits erwähnt, es verdient jedoch zur Vervollständigung des Bildes nachgetragen zu werden, daß derselbe Gesandte, der die Prinzessin Juana wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit, ihres männlichen und freigebigen Sinnes rühmt, in Don Carlos schon frühzeitig den Hang zur Grausamkeit wahrnahm. Habe er kein Geld, so verschenke er alles — Ketten, Geschmeide, selbst Kleider, die er prächtig zu tragen liebe. Als er hörte, daß der aus der Ehe seines Vaters mit der Königin von England zu erwartende Sohn die Niederlande erhalten sollte [28]), äußerte er zornig, lieber wolle er Krieg anfangen, und in diesem Sinn schrieb er an seinen Großvater nach Brüssel, er möchte ihm doch eine Rüstung schicken, was diesen ungemein belustigte. Daß es mit den geistigen Anlagen des Prinzen nicht gar so schlecht bestellt

war, sollte man wenigstens vermuthen nach einem Gespräch desselben mit dem Alcalden von Alcalá, das Huarte in seiner durch Lessing unter uns bekannt gewordenen Schrift „Exámen de ingenios“ (1575) anführt. Der Prinz fragte den Alcalden, wer von seinen (des Prinzen) Vorfahren ihn geadelt habe? worauf derselbe entgegnete: er sei hijosdalgo de sangre (Geburtsadel) und nicht de privilegio, wovon Carlos Gelegenheit nahm, ihm begreiflich zu machen, daß sein adeliches Blut doch nicht vom Himmel gefallen sein könne. Weniger erfreulich klingt die Wahrnehmung unsers Venetianers, der Prinz sei schon von Kindheit an auf die Weiber versessen gewesen, und es kann weiter nichts als ein leeres Gerede gewesen sein, daß er bis in sein einundzwanzigstes Jahr keusch gelebt habe. Es war dies eine besonders schwache Seite Kaiser Karl's, der auch kein Geheimniß daraus machte; seinerseits trieb Philipp die fleischlichen Sünden im Verborgenen und es konnte nicht fehlen, daß man seinen kahlen Kopf und seine schwachen Beine damit in Verbindung brachte (stimandosi che il suo maggior peccato sia quello della carne, perocchè è peloso e calvo, e hà le gambe sottili). Mignet [29]) hat es wahrscheinlich gemacht, daß der Herzog von Pastrana ein Sohn Philipp's von der Eboli war, wofür der Umstand spricht, daß Ruy Gomez im Jahr 1572 Pastrana gekauft hatte, das zum Herzogthum erhoben wurde. Was von einem Liebesverhältniß des Don Carlos mit der Eboli berichtet und zu einem langen Intriguenroman ausgesponnen wird, halte ich nach sorgfältiger Einsicht der allein glaubwürdigen Quellen für französische Erdichtung und ohne jeglichen Einfluß

auf das spätere Schicksal des Prinzen. Don Juan hatte ein Liebesverhältniß mit Maria Mendoza.

Das Leben, welches der Prinz und seine Begleiter in Alcalá führten, wird wol weit mehr den Vergnügungen als den Studien gewidmet gewesen sein; wenigstens schreibt Guibert nach Paris, Carlos sei von der Treppe gefallen, als er der Tochter des Schließers in den Garten nachgehen wollte, und mit Rücksicht darauf wäre es wenigstens nicht unmöglich, daß er während seiner darauffolgenden Krankheit seine Keuschheit zu bewahren gelobte. Der Fall, den er im April 1562 that und wobei er mit dem Kopf gegen eine Thür stürzte, hatte die schwersten Folgen. Anfangs wurde die Sache wenig beachtet: aber bald kam ein heftiges Fieber hinzu, der Kopf schwoll furchtbar an und der Kranke lag im Delirium. Der Krankheitsbericht, der von dem Dr. Olivares, des Prinzen Leibarzt, handschriftlich vorhanden ist[30]), enthält ein merkwürdiges Probestück der damals herrschenden Medicin, gewinnt übrigens noch einen ganz eigenthümlichen, selbst wissenschaftlichen Werth durch den Umstand, daß der Leibchirurg Philipp's, Dionisio Daza Chacon, in seiner „Práctica y teórica de cirugía" der unter seiner Mitwirkung stattgefundenen ärztlichen Behandlung des Prinzen ausführlich Erwähnung thut. Guibert erzählt von dem überraschenden und ergreifenden Eindruck, den die Kunde von dem unglücklichen Fall des Don Carlos bei Hofe, insbesondere bei dem Könige selbst hervorbrachte; ein ganzes ärztliches Collegium — darunter sogar der berühmte Andrés Vesalio — ward nach Alcalá entboten: der Kranke selbst bat sich in sehr höflicher Weise einen portugiesischen Doctor aus, hinter

dem man einen marktschreierischen Quacksalber vermuthen darf, indem er sich entschuldigend an Daza Chacon wandte, er möchte seinen Wunsch nicht übel nehmen. Man wird ohne weiteres die Behauptung wagen können, daß es dem großen Andreas Vesalius gelang, bei der als sehr stürmisch geschilderten Consultation seine spanischen Collegen zu bestimmen, sich für die unter den gegebenen Umständen offenbar allein zulässige Trepanation auszusprechen, die zwar glücklich ausgeführt wurde, ohne jedoch den Zustand des Kranken wesentlich zu bessern. Philipp, der mittlerweile selbst eingetroffen war, hoffte Hülfe allein von einem kirchlichen Wunder: die Kunst hatte alle ihre, zum Theil höchst wunderlichen Mittel bis auf die Salbe eines maurischen Doctors herab erschöpft, im ganzen Lande hatte man Kirchengebete und Bittgänge veranstaltet, bis jemand, man weiß nicht wer, auf den Einfall kam, den Leichnam eines im Geruch der Heiligkeit stehenden Franciscanermönchs, Fray Diego, in feierlicher Procession, bei welcher der König nicht fehlte, aus seiner Gruft im Kloster Jesus Maria, wo er bereits seit hundert Jahren in Frieden ruhte, zu holen und auf des Prinzen Bett zu legen, wobei man die Mönchskutte mit der Stirn desselben in Berührung brachte. In derselben Nacht erschien Fray Diego dem Kranken, der ihn für den heiligen Franciscus selbst hielt und mit den Worten anredete, warum er die Wunden nicht von ihm nehme? worauf die Antwort erfolgte: er solle nur guten Muths sein, es werde schon besser mit ihm werden. In der That besserte sich von da ab der Zustand so rasch und merklich, daß der Kranke schon nach einigen Wochen das Zimmer verlassen konnte. Fray

Diego ward zum Danke für die unverhoffte Heilung in Rom selig gesprochen, obwol Olivares mit einem Anflug ungläubigen Kopfschüttelns die charakteristische Bemerkung hinzufügt, ein eigentliches Wunder sei es nicht gewesen, da der Prinz durch die gebräuchlichen Heilmittel genesen.

Daza hebt noch besonders die Geduld und den Gehorsam hervor, den der Prinz gegen den König und die Verordnungen der Aerzte bewies: was der Herzog von Alba und Don García de Toledo im Namen Philipp's von ihm forderten, that er unweigerlich. Gleichwol wird kaum daran zu zweifeln sein, daß die Nachwirkungen der erlittenen Gehirnerschütterung an dem fernern Betragen des Prinzen deutlich hervortraten, dessen zu geschweigen, daß sein von Ausschweifungen und dem immer wiederkehrenden Quartanfieber zerrütteter Körper ohnedies kein gesundes Geistesleben aufkommen ließ. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er es schon während seiner Universitätszeit burschikos genug trieb: indessen dauerte sein Aufenthalt in Alcalá nur noch kurze Zeit, und da Philipp im Jahr 1563 die Residenz der castilischen Könige von Valladolid nach Madrid verlegte, folgte das prinzliche Kleeblatt unverweilt dem Hofe dahin, wobei es sehr fraglich bleibt, ob van der Hammen's wohlweise Meinung, er halte es für eine der wichtigsten Aufgaben einer guten Regierung die Jungen (moços) an strenge Zucht zu gewöhnen, eine Anwendung auf Don Carlos und selbst einen seiner beiden Begleiter findet. Alessandro ging bereits 1565 zu seiner Mutter nach den Niederlanden, wo der Geheimsecretär der Herzogin, Thomas Armenteros, ihn in einen vollständigen Spanier ver-

wandelt fand [31]), und der Prinz auf den Wunsch des königlichen Oheims mit der Infantin Maria von Portugal sich vermählte. Er war dadurch der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben, Zeuge von den tollen Streichen seines Vetters sein zu müssen. Die Hochzeit fand in demselben Saale statt, wo zehn Jahre früher Karl V. abgedankt hatte.

III.

Gerade in diesen Zeitraum fällt die Schilderung, welche der Venetianer Tiepolo von Carlos und nebenbei auch von Juan entwirft. Der Prinz, heißt es daselbst, stehe in seinem zwanzigsten Jahre, sei für sein Alter wenig entwickelt, nicht schön trotz seiner weißen Haut und seiner blonden Haare; er gehe gebückt und auf schwachen Beinen; Reiten und Waffenspiel sagen ihm zu, überhaupt aber sei er in seinem Thun und Treiben so heftig, daß man ihn unbändig nennen könnte; zum Zorn geneigt, lasse er sich leicht zu Grausamkeiten hinreißen. Der Wahrheit sei er zugethan und hasse die Schönredner (buffoni); er liebe die Edelsteine, die er zum Theil mit eigener Hand schneide. Neben sich verachte er alle andern — Suriano sagt von Philipp, er verachte alle Nationen außer der spanischen —, und meine, keiner komme ihm gleich. Er sei religiös, mitleidig und wohlthätig, und pflege zu sagen, wer denn Almosen geben solle, wenn es die Fürsten nicht thun? Dies war freilich noch kein übermäßiges Lob, wenigstens in Vergleich mit dem Bilde, welchs Tiepolo von Don Juan entwirft und das darauf hinausläuft, daß der stattliche Jüng-

ling allgemein beliebt und geachtet sei (è in buonissima consideratione).

Eingebildet und daneben reizbar und eigensinnig, wie er war, glaubte Don Carlos seinem herrischen Wesen freien Lauf lassen zu dürfen, und es ist leider nur zu wahrscheinlich, daß der nachgiebige Don Juan sich ihm dazu eher gefällig als hinderlich erwies. Das Herrchen fing an, die armen Madrider zu brutalisiren, wie es früher schon seine Tante Juana misbraucht und seine Umgebungen mishandelt hatte. Brantôme schildert uns den Prinzen, wie er in Begleitung eines Dutzend junger Leute von bester Herkunft bei Tag und bei Nacht durch die Straßen der Hauptstadt strolcht und selbst vornehme Frauen auf das niederträchtigste insultirt. Dergleichen Ungebührlichkeiten des Sohns hatte der Vater nicht den Muth, ernstlich entgegenzutreten: der Tyrann fürchtete sein eigenes Blut zu beschmuzen, wenn er die Unterthanen gegen die Mishandlungen des Thronfolgers in Schutz nehme und seinen nobeln Passionen einen Zügel anlege. Er ließ es geschehen, daß der Prinz unter andern Tollheiten den Schuster, der auf Befehl des Königs ein Paar Stiefel von ungeheurer Größe, die Carlos bestellt hatte, um bequem seine Pistolen darin unterbringen zu können, kleiner machte, zwang, dieselben in Stücke zu schneiden und aufzuessen. Seinen Hofmeister Garcia de Toledo, einen Bruder des Herzogs von Alba, mishandelte er thätlich ohne allen ernstlichen Grund, worauf Ruy Gomez die Aufsicht über den Prinzen übernehmen mußte. Ruy Gomez, aus dem alten Hause der Silva und Schwiegersohn des Fürsten Eboli, war ein geschmeidiger Hofmann, der nach venetianischen Berichten weder

Neigung zum Kriegswesen, noch militärische Erfahrung besaß, dennoch aber im Umgang mit Offizieren so viel von deren Handwerk gelernt hatte, daß er dem König, dem so viel darauf ankam, ein Kriegsmann zu scheinen, mit seinen Kenntnissen imponirte. Ein Minister solchen Schlags war am allerwenigsten geeignet, den störrigen Prinzen auf bessere Wege zu bringen: machte dieser sich doch nichts daraus, den Cardinal Espinosa, Präsidenten des Raths von Castilien und später Großinquisitor, beim Kragen zu fassen und den Dolch gegen ihn zu zucken, weil er einen Spaßmacher, der vor Don Carlos seine Possen aufzuführen pflegte, aus dem Schlosse wegjagen ließ. Es klingt komisch, wenn de Castro nach seiner Art aus diesem Gaukler, der Alonso de Cisneros hieß, einen geistreichen Mann macht, weil er die Perisologie mit demselben Stoff gefütterte Verse nannte — Eduard und Kunigunde, Kunigunde Eduard! — (coplas aforradas de lo mismo).

Man ist gleichwol berechtigt, selbst für dergleichen blinde Wuthanfälle ein tieferes Motiv zu suchen. Es wird uns von glaubwürdiger Seite ausdrücklich bezeugt, der Prinz habe sich für die Staatsgeschäfte interessirt (è curioso nell' intendere i negotii dello stato) und zu wissen verlangt, womit sein Vater sich beschäftige, indem er es sehr übel nahm, wenn man ihm ein Geheimniß daraus machte. Es erinnert dies an die verwandte Erzählung, Don Carlos habe sofort einen Waffengang zu machen verlangt, wenn er von jemand hörte, er sei ein guter Fechter. Zum Theil tadelnswerthe Selbstüberschätzung, zum Theil der rühmliche Drang nach angemessener Thätigkeit, der auch in Don Juan's Adern so

gewaltig gährte, ließ den Unglücklichen nirgends Ruhe und Zufriedenheit finden: man kann wohl sagen, daß er von seinem mistrauischen Vater alle Zugänge versperrt fand, um im Cabinet oder auf dem Schlachtfeld seinem Thatendrang, den er als ein wenn auch verschrobenes Erbstück von seinem Großvater überkommen hatte, Genüge zu thun, und wer wollte schlechterdings die Annahme zurückweisen, daß eine angemessene Beschäftigung ihn Herr über seine ungesunde Naturanlage hätte werden lassen?

Zwar an den Sitzungen des Staatsraths und des Kriegsraths nahm er gemeinschaftlich mit Don Juan theil: es mußte ihm indessen vom ersten Augenblick an klar geworden sein, daß man ihn wol reden, aber nichts sagen ließ, weshalb auch nichts natürlicher ist, als daß sein herrschbedürftiges, um nicht zu sagen herrschsüchtiges, Gemüth sich mehr und mehr gegen diejenigen verbitterte, denen er die unfreiwillige Unthätigkeit schuld geben mußte. Sein Haß traf zunächst den König und dessen Minister, wogegen er sich in ebenso unzweideutiger als eigenthümlicher Weise zu allen denen hingezogen fühlte, die wie die Königin und Don Juan gleichfalls in den öffentlichen Angelegenheiten nichts zu sagen hatten, obschon sie ihrer Geburt und Stellung nach hätten mitrathen und mitthaten sollen. Von der Königin insbesondere rühmte er nach dem Zeugniß des päpstlichen Nuntius, sie sei gegen ihn amorosisima, was übrigens nichts weiter als zärtlich bedeutet. Man hat einen Zug besonderer Gutmüthigkeit darin erblickt, daß Carlos seinem Lehrer, Honorato Juan, der durch seine Fürsprache zum Bischof von Osma erhoben wurde, in Liebe und Treue zugethan

war und daß dieser hinwiederum ein unbedingtes Vertrauen auf seinen Zögling setzte. Don Pascual de Gayangos, der unermüdliche Forscher, hat sogar einen Brief (Juni 1566) des päpstlichen Nuntius, Erzbischofs von Rosano, an den Cardinal Alessandrini aufgefunden, worin es heißt, der Prinz habe ihm aufgetragen, dem Papst die Gewährung des ihm schon früher einmal vorgelegten Gesuchs ans Herz zu legen, und auf seine Entgegnung, er wisse nicht, was er damit meine, mit dem ihm eigenthümlichen Lachen [32]) hinzugesetzt, das sei es nicht, daß Se. Heiligkeit seinen Lehrer, den Bischof von Osma, zum Cardinal mache. Man mag indessen die Sache ansehen wie man will: selbst in solchen scheinbar unverfänglichen Schritten erkennt man die berechnete Absichtlichkeit eines oppositionellen Geistes. Ohne seinem Herzen irgend zunahezutreten, wird man doch schwerlich umhin können, das in die Augen fallende Wohlwollen, womit der Prinz einzelne Persönlichkeiten beehrte, mit der Abneigung in Verbindung zu bringen, die er gegen die ersten Diener des Königs, insbesondere gegen den Herzog von Alba und dessen Bruder Don García, hegte. Letztern mochte er seine Aufsätzigkeit deshalb nachdrücklich fühlen lassen wollen, weil er in ihm wie im Herzog nichts anderes sah und sehen konnte als blinde Werkzeuge des königlichen Willens, denen schon ein Wink ihres Gebieters genügte, um den Prinzen wie ein unmündiges Kind zu behandeln, das man in nichtssagenden Dingen und dem äußern Anschein nach gewähren, ja befehlen läßt, während es in Wahrheit ganz unberücksichtigt bleibt. Nur Geld durfte er mit offenen Händen hingeben, auch wol wegwerfen. Hatte er keins, so war

er freigebig mit Schuldverschreibungen. Carlos mußte sich schmerzlich verletzt und zurückgesetzt finden, und zur Beschwichtigung seines Unmuths mochte es gerade auch nicht dienen, daß Philipp mit seinen argwöhnischen Bedenklichkeiten der von verschiedenen Seiten gewünschten Vermählung des Kronprinzen Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten in den Weg legte. Die Königin hätte ihn gern zum Gemahl ihrer Schwester auserkoren: unumwundener und nachdrücklicher bewarben sich der Kaiser Maximilian und seine Gemahlin, die von ihrem frühern Aufenthalt in Spanien her den Prinzen in guter Erinnerung hatten, um seine Hand für ihre Tochter Anna, die nach dem Tode Isabella's gleichfalls statt dem Sohne dem Vater zufiel. Unter dem 25. Sept. 1565 richtete Philipp von dem Lustschloß von Segovia aus an seinen Gesandten Chantonnay in Wien ein Schreiben, worin es hieß, bei der um diese Zeit stattgehabten Zusammenkunft Isabella's mit ihrer Mutter habe letztere der Tochter allerlei Vermählungsvorschläge, namentlich auch in Betreff des Don Carlos gemacht, die Königin habe aber, dem Befehl ihres Gemahls gemäß, sich nicht weiter darauf einlassen dürfen. Und an demselben Tag ging dem Francisco de Alava, dem spanischen Gesandten in Paris, die Weisung zu, St.-Sulpice, der, so unglaublich es klingt, am madrider Hof im Verdacht hugenottischer Gesinnungen stand [33]), habe die Angelegenheit von neuem aufs Tapet gebracht, und obschon dem König nichts erwünschter sein könnte als die vorgeschlagene Verbindung, so habe er doch schon seit längerer Zeit Verpflichtungen eingegangen, die, obgleich er sich die Hände nicht förmlich gebunden, ihm nicht gestatteten weiter zu gehen. [34])

Es war dies weiter nichts als eine der Ausflüchte, womit Philipp gegen seine nächsten Anverwandten und Diener — man denke an Juan d'Austria! — so freigebig war, während er da wo es seine eigene Person betraf, rasch genug und ohne Umstände zugriff. Von seinem Gesandten in Wien ward ihm geschrieben: jeder von der schwachen Gesundheit des Prinzen hergeleitete Zögerungsgrund falle fortan weg; man wisse am wiener Hofe recht wohl, daß der Prinz sich der besten Gesundheit erfreue und die Vermählung mit der Prinzessin Anna sehnlichst wünsche. Daß Carlos von den Winkelzügen seines Vaters Kenntniß hatte, ohne auch nur um seine eigene Meinung gefragt zu werden, läßt sich denken, und es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß die oben berührte schmerzliche Aeußerung, seine Gedanken seien in weiter Ferne bei seiner Base, womit er einmal in Gegenwart der Königin seine Zerstreutheit entschuldigte, eben darauf Bezug hatte. Gegen den Herbst 1566 erkrankte er von neuem am Fieber, nachdem er schon seit Monaten seinen Umgebungen traurig und melancholisch erschienen war. [35]) Seufzend beklagte sich der König über die Ausschweifungen seines Sohns, denen er sich vielleicht weniger aus gemeiner Sinnlichkeit, als um seine peinliche Lage zu vergessen, hingab. Selbständig wollte er sein, und das ließ man ihn nicht, ohne darum die strengsten Rücksichten etikettemäßiger Hochachtung gegen den König aus den Augen setzen zu dürfen.

Noch um vieles peinlicher gestalteten sich die Verhältnisse, als die Verwickelungen in den Niederlanden einen immer bedenklichern Charakter annahmen. Schon kurze Zeit nachdem Philipp im August 1559 auf seiner

Rückkehr aus den Niederlanden in dem Hafen von Laredo eingelaufen war, wußte die von ihm zurückgelassene Regentin Margaretha bereits nicht mehr, wie sie die losgelassenen Geister zur Ruhe bringen sollte. Der Riß zwischen der von dem spanischen Monarchen befolgten Politik und dem Rechtsbewußtsein seiner niederländischen Unterthanen klaffte weiter und weiter, sodaß der Staatsrath in Brüssel zuletzt keinen andern Ausweg wußte, als den Grafen Egmont nach Madrid zu senden: ein Auftrag, dessen Gefährlichkeit die persönlichen Freunde des Grafen so wohl kannten, daß sie mit ihrem Blut eine Urkunde unterzeichneten, an jedem Rache nehmen zu wollen, der dem Abgesandten etwas zu Leide thue.[36] Am madrider Hofe fand Egmont eine so freundliche Aufnahme, der König insbesondere schenkte seinen Vorstellungen, ein milderes Regiment in den Niederlanden walten zu lassen, so bereitwilliges Gehör, daß der Sieger von St.-Quentin in seinem ritterlichen und leichten Sinn bei seiner im April 1565 erfolgten Rückkehr in die Heimat nicht genug zu erzählen wußte von den wohlwollenden Absichten, welche König Philipp und seine Räthe gegen die Niederländer hegten. Es ist weiter nichts als eine wohlfeile Voraussetzung, wenn de Castro (S. 338) den Grafen Egmont während seines Aufenthalts in Spanien mit Don Carlos in Berührung kommen und in der Brust des Prinzen das lebhafte Verlangen, die gedrückte Lage der Flamänder zu erleichtern, rege machen läßt; ganz willkürlich aber und durch gar nichts gerechtfertigt ist die Annahme, Carlos und Egmont hätten von dieser Zeit an regelmäßig Briefe miteinander gewechselt.

Schon ein wittenberger Magister hat vor langen

Jahren die sehr vernünftige These aufgestellt: Simplices homines putant, Carolum religioni puriori se addixisse.[37]) In der That müßte es auch ganz eigen zugegangen sein, wenn der Sohn und Thronfolger eines Philipp II. mit protestantischen Neigungen und Anschauungen aufgewachsen wäre. Gerade von dem Zeitpunkt an, wo der Prinz im Stande war, sich über religiöse Dinge ein wenn auch nur oberflächliches Urtheil zu bilden, war er Zeuge der schmachvollsten Religionsverfolgungen, welche die neuern Geschichtsblätter besudeln. Bei dem ersten protestantischen Auto da Fé, das am 21. Mai 1559 in Valladolid jene lange Reihe von Schreckensscenen einleitete, deren ganze Furchtbarkeit weniger in dem Scheiterhaufen als in den Gefängnissen und Marterkammern der Inquisition lag, war auch Don Carlos mit seiner Tante zugegen. Die Predigt hielt Melchor Cano, und der Inquisitor Don Francisco Baca nahm dem Prinzen und der Prinzessin einen feierlichen Eid ab, daß sie jederzeit und allerorten dem Santo-Oficio zu Willen sein wollten. In demselben Jahr und an derselben Stelle wohnte König Philipp am 8. Oct. einem ähnlichen Ketzergericht bei, gleichsam zur Feier seiner glücklichen Rückkehr aus den Niederlanden, und schwor auf das heilige Kreuz, daß er alle seine Unterthanen selbst mit Gewalt dazu anhalten werde, sich nach den apostolischen Verordnungen und Briefen zu richten, die gegen Ketzer und jeden, der solche begünstigte, erlassen würden. Damals war es, wo der König den zum Scheiterhaufen verurtheilten de Seso, der an dem Thron, auf welchem Philipp saß, vorübergeführt, diesen fragte, wie er einen Edelmann von seiner Herkunft ver-

brennen lassen möge, zur Antwort gab: „Ich selbst trüge das Holz zu dem Scheiterhaufen meines eigenen Sohns herbei, wäre er so schlimm wie Ihr!“ (Yo traeré la leña para quemar á mi hijo si fuere tan malo como vos. [38])

Wie in Valladolid ging es auch in Sevilla zu, und von 1560—70 wurde alljährlich in den zwölf Städten, wo die Inquisition Provinzialtribunale hatte, mindestens ein öffentliches Auto da Fé gehalten. [39]) Zum dritten male im Verlauf von nicht ganz einem Jahr sehen wir den jungen Carlos, drei Tage nachdem die in Toledo versammelten Cortes ihm gehuldigt hatten, ebendaselbst einem Glaubensgericht (25. Febr. 1560) beiwohnen, und zwar nicht mehr blos in Gegenwart seines Vaters, sondern auch seiner jungen Stiefmutter. Es ist schmerzlich für uns Deutsche, daß bei dieser Gelegenheit der Herzog Heinrich X. von Braunschweig-Lüneburg einen Evangelischen aus seinem Gefolge den Flammen überlieferte, noch schmerzlicher aber, daß zwei fürstliche Personen, die beide kaum den Kinderjahren entwachsen waren, zu Schauspielen gezogen wurden, die an barbarischer Roheit den Thierhetzen der römischen Arena in der Kaiserzeit nichts nachgaben. Wie kann man aber nur glauben, der junge Prinz von Spanien, auch wenn ihm Anregungen eines edlern Gefühls nicht ganz fremd waren, hätte aus den aufgerichteten Scheiterhaufen einen tiefen Haß gegen den blutigen Schrecken der Inquisition und die tyrannischen Rechtsverletzungen in den Niederlanden eingesogen! Daß sein hochfahrendes Wesen sich gegen die brutalen Zumuthungen der Ketzerrichter gesträubt haben wird, und daß er es im Stillen seinem

Vater übel nahm, sich blindlings den geistlichen Herren unterzuordnen, hat vieles für sich; indessen würde man Philipp durchaus falsch beurtheilen, wenn man seiner Willfährigkeit gegen die klerikalen Mordbefehle ein anderes Motiv als blutgierige Selbstsucht unterstellte. Ist es doch vorgekommen, daß Philipp, der einer deshalb zusammenberufenen Conferenz der berühmtesten Theologen seines Reichs das von dem Grafen Egmont überbrachte und bevorwortete Bittgesuch der Niederländer um Gewissensfreiheit vorlegte, den auf Gewährung freier Religionsübung lautenden Bescheid mit den Worten ablehnte: er habe sie nicht kommen lassen, um von ihnen zu erfahren, was er den Flamändern gewähren dürfe, sondern ob er es müsse? worauf die geschmeidige Versammlung unverweilt mit Nein! antwortete.[40]) Man könnte nun freilich einwenden, im Alter etwas vorgerückt, werde der Prinz den beiden andern vornehmen Niederländern, de Montigny, einem jüngern Bruder des Grafen Hoorn, und van Bergen, die den Grafen Egmont, dessen Sendung an den madrider Hof so jämmerlich fehl schlug, im Jahr 1566 daselbst ablösten, um so willigeres Gehör geschenkt haben, was Strada (I, 376) wirklich versichert; aber auch dafür fehlt es an allem und jedem urkundlichem Beweise, wogegen andere beglaubigte Thatsachen auf das Gegentheil schließen lassen. In der leydener Universitätsbibliothek werden zeither unbenutzte Briefe verwahrt, welche ein Secretär des Grafen Hoorn, Alonzo de la Loo, von Spanien aus, wohin ihn sein Herr gesandt hatte, um über den Fortgang der Staatsgeschäfte, insoweit sie die Niederlande betrafen, Bericht zu erstatten, an Hoorn schrieb. Dieselben erstrecken sich

zwar nur über die ersten Monate von Montigny's Aufenthalt in Spanien, erwähnen jedoch des Prinzen zu wiederholten malen, und dies in einer Weise, daß während des betreffenden Zeitraums Montigny demselben unmöglich näher getreten sein kann. Unter dem 29. Mai (1566) schreibt la Loo, Don Carlos scheine die Abwesenheit seines Vaters von Madrid sich zu Nutze zu machen, speise täglich auf seinem Landhause, wo er zugleich Bäder nehme („El principe siempre ha estado aqui y le parece que en ausencía del padre es *sui juris*; el haze la vida acostumbrada, va cada dia cenar a la casa del campo, donde tambien se baña"). Seiner Gewohnheit getreu überhäufte König Philipp die niederländischen Abgeordneten mit Höflichkeiten und ertheilte ihnen zum öftern Audienz, wobei es vorkam, daß Montigny, der nicht so leicht zu födern war wie Egmont, einen so soldatisch freimüthigen Ton gegen den Monarchen annahm, daß diesem das Blut zu Kopfe stieg (hasta que puso color a su Mt.). Von Don Carlos ist überall nicht die Rede: wohl aber erzählt unser Gewährsmann (Segovia, 3. Aug.), wie Se. Majestät einmal wegen der flandrischen Angelegenheiten Ministerrath gehalten, habe der Prinz am Schlüsselloch gehorcht. Als Diego de Acunha ihn darauf aufmerksam machte, der König könne jeden Augenblick heraustreten und zudem sei Se. Hoheit von oben den Blicken der Hofdamen, von unten her den Blicken der Pagen ausgesetzt, fing der Prinz an ihn zu schimpfen und selbst mit Faustschlägen zu bedienen; es hieß sogar, er wäre noch weiter gegangen, hätte ihn Don Diego nicht bei den Händen gefaßt. Sobald der König davon erfuhr, machte er seinem Sohne deshalb bittere Vor=

würfe, la Loo meint indessen, der Prinz werde es sich schwerlich zur Warnung dienen lassen. Auf Diego habe er längst seinen Haß geworfen und behaupte, solange derselbe in seinen Diensten sei, habe er seinen Spott mit ihm (dem Prinzen) getrieben, so wenig auch der gutmüthige Edelmann solchen Vorwurf verdiene. („Estando su Mt. en la camara del consejo destado sobre las cosas de Flandes, el principe n. Sr. se puso arrimo a la cerradura de la puerta para escucharlo, y como Don Diego de Acunha le dixese, que su Mt. saldría y que su Alteza se fuese de ally porque le veyan de arriba las damas de la reyna y de abaxo los pages, le començò el Pr. a tratar mal, y aun dar de pescosones con los puños cerrados; y algunos dizen, que passava adelante si Don Diego no le tuviera las manos. Su Mt. lo ha sabido y ha reñido mucho a su hijo, del qual no ay mucha esperanza que aya de mudar de sus condiciones. Al dicho Don Diego trae de mucho tiempo odio y dize que quantos años le ha servido, tantos le trae enfadado, pues no lo merece la bondad deste cavallero.“)

Bald darauf erfahren wir, der Prinz habe bei der neugeborenen Prinzessin Isabella Clara Eugenia Pathenstelle vertreten; aber nirgends findet sich eine Spur einer auch nur äußerlichen Berührung desselben mit Montigny und van Bergen, von denen letzterer überdies schon im folgenden Jahr starb. Auch Wilhelm von Oranien nennt in seinen Briefen den Don Carlos nur ein einziges mal, und in nichts weniger als ehrenvoller Weise: der gefräßige junge Mann habe 16 Pfund Obst nebst vier Pfund Trauben auf Einem Sitz verschlungen und sei davon erkrankt.[41]) Ebenso wenig dachte Montigny, als es sich

um die Sendung Alba's nach den Niederlanden handelte, auch nur entfernt daran, statt seiner den Prinzen in Vorschlag zu bringèn, obwol er wissen mußte, daß dieser selbst es lebhaft wünschte. Allem Anschein nach wurde Carlos in die niederländischen Angelegenheiten, die seit dem Compromiß der Nobeln und der antwerpener Bilderstürmerei die spanischen Staatsmänner am meisten beschäftigten, gar nicht eingeweiht; er mochte wol davon reden hören, aber niemand fragte ihn um seine Meinung, was ein so reizbares Gemüth allerdings leicht auf den Gedanken bringen konnte, sich seinen Antheil zu nehmen, falls man ihn nicht freiwillig gewähre. Mit Unmuth blickte er auf die zögernde Politik seines Vaters, der jahrelang seine demnächst erfolgende Abreise nach den Niederlanden ankündigte, zum Schein Truppen anwerben, Geld aufnehmen ließ, um zuletzt auf die Schultern eines andern zu legen, wozu er sich nicht getraute, so gern er es auch in eigener Person abgemacht hätte. Darauf hat es Bezug, wenn der Prinz in einem unmuthigen Augenblick über die große Reise des Königs auf ein Blatt Papier schrieb, sie gehe von Madrid nach Segovia und von Segovia nach Aranjuez. Gerade die flandrischen Minister im Rath des Königs stimmten für Gewaltmaßregeln: der König habe seine niederländischen Unterthanen zeither als Vater behandelt, und da man durch Nachsicht nichts ausgerichtet, die Sache vielmehr nur noch schlimmer gemacht, sei es an der Zeit, mit aller Strenge zu verfahren.[42]) Für mildere Behandlung stimmte Ruy Gomez[43]), dabei unterstützt von dem Herzog von Feria, früherm Gesandten in London, und dem durch seine tragischen Schicksale berühmt gewordenen

Staatssecretär Antonio Perez. Noch am 11. Dec. 1566 eröffnete der König den Cortes: die Unruhen in Flandern riefen ihn dahin; worauf der Procurator der Stadt Burgos entgegnete, das heiße den Vater von seinen Kindern, den Hirten von seiner Heerde trennen, ein Vergleich, der einigen Abgeordneten so sehr zu Herzen ging, daß sie vor lauter Rührung weinten. Als Pius V., mit dessen kirchlichen Einheitsbestrebungen Philipp so ganz einverstanden war, daß er vor dem Bilde desselben jedesmal sein Haupt entblößte, in diesen drang, doch endlich sein Vorhaben, persönlich in den Niederlanden der Ketzerei den Kopf zu zertreten, zur Ausführung zu bringen, ließ er ihm durch seinen Gesandten sagen [44]), wenn es blos auf seine persönliche Gegenwart ankäme, würde er keinen Augenblick anstehen, sich in eine Barke zu werfen und seine Person einzusetzen. Und doch hatte Philipp seinen Blick bereits auf Alba geworfen, der von jeher einem nachsichtslosen und gewaltsamen Verfahren das Wort geredet; allein selbst nachdem Alba's Sendung beschlossen war, gab der König sich das Ansehen, als ob der Herzog nur sein Vorläufer wäre, wobei sich indessen zu seiner Entschuldigung sagen läßt, daß der Zustand seines Sohns und die Unmöglichkeit, ihm die Regentschaft anzuvertrauen, nicht ohne Einfluß auf seine Entschließungen blieb. Die niederländischen Abgesandten baten dagegen dringend, der König möchte doch den wichtigen Auftrag dem Fürsten Eboli übertragen, der bei ihren Landsleuten wegen seines ehrlichen, offenen und freundlichen Wesens geachtet sei. [45])

IV.

Don Carlos muß sich während dieser Zeit unausgesetzt mit dem Gedanken getragen haben, man werde ihm die Schlichtung der niederländischen Wirren übertragen; wenigstens als die Rede ging, die Cortes würden den Antrag stellen, daß der Prinz während der Abwesenheit des Königs die Regentschaft in Spanien übernehme, begab er sich in eigener Person nach dem Sitzungssaal und erklärte hier jeden, der dem Antrag beistimmen würde, für seinen persönlichen Feind. Zugleich befahl er bei Todesstrafe, seine Aeußerung geheim zu halten![46]) Indessen sollte es noch immer besser kommen, denn nur einem hirnverbrannten Jähzorn konnte es einfallen, gegen den obersten Diener der Krone sich das zu erlauben, was Carlos sich gegen Alba erlaubte, als die Sendung desselben nach den Niederlanden eine ausgemachte Sache war. Der Herzog kam, um sich von dem Prinzen zu verabschieden, der ihn jedoch mit den Worten empfing: „Ihr sollt nicht nach Flandern gehen; ich selbst will dahin!“ Umsonst suchte Alba ihn zu beruhigen: er gehe nur, um die Unruhen zu stillen und dem König, den der Prinz dann begleiten möge, wenn seine Anwesenheit in Spanien entbehrt werden könne, das Kommen zu ermöglichen; anstatt solchen Gründen Gehör zu schenken, stürzte Carlos in einem seiner bekannten Wuthanfälle sich mit gezücktem Degen auf den Herzog und herrschte ihn an: „Du sollst nicht gehen! Wagst du es, so bring' ich dich um!“ Was wollte Alba machen? Sein Leben stand in offenbarer Gefahr,

und doch durfte er einem spanischen Thronfolger gegenüber Gewalt nicht mit Gewalt erwidern, sodaß ihm nichts anderes übrig blieb, als mit seinen eisernen Armen den Wahnsinnigen festzuhalten, der sich vergebens abmühte, von der unerwünschten Umarmung loszukommen. Kaum daß Alba ihn losgelassen, stürzte der Prinz sich von neuem auf ihn, als, aufmerksam gemacht durch den Lärm, ein Kammerherr dazwischentrat, worauf Carlos, mehr geängstigt als beschämt, nach seinen Gemächern eilte.

Weiterer Zeugnisse, daß man es mit einem Verrückten zu thun habe, bedurfte es nicht, und Adriani hatte wol recht, wenn er sagt[47]): wegen Mangels an Verstand habe sich der Prinz wenig zum Regieren geeignet, abgesehen davon, daß er einige mal wüthig wurde, sodaß sein Vater sich genöthigt gesehen, ihn binden zu lassen und ihm mit harten Worten das Unpassende seines Benehmens vorzuhalten („Era poco atto per difetto di senno da reggere, senza che in alcuni affari era apparito furioso. Era stato alcuna volta il padre costretto a garrirlo, e con acerbe riprensioni a mostrarli che a Re, e a Principe come egli era non convenivano ne vita, ne costumi così fatti; di che quel giovane si era fieramerte sdegnato.") Aus Andeutungen von Augenzeugen erhellt, daß zwischen Vater und Sohn jeder persönliche Verkehr aufgehört hatte; es bedurfte daher nur noch einer unmerklichen Fortbewegung auf der schiefen Fläche und der längst unheilbar gewordene Bruch mußte eine tragische Lösung finden. Bei seinem heftigen Temperament mußte Don Carlos früher oder später auf einen bösen Gedanken gerathen, der sich in seinem schwachen Kopfe als fixe Idee festsetzte: Adriani nennt es eine

„novità“ — bei den Niederländern hieß lange Zeit „nouveauté“ soviel als Rebellion —, Fourquevaulx „un mauvais tour“, endlich des Prinzen Almosenier Suarez „un grandisimo engaño, y error peligrosisimo, inventado y buscado todo por el demonio“.[48])

Es kommt alles darauf an, was der Prinz eigentlich im Schilde führte. Suarez ermahnt ihn am Schluß seines Briefs dringend zum Gehorsam gegen seinen Vater und Herrn, und man wollte in Spanien sogar wissen, Suarez wäre unfehlbar in die Hände der Inquisition gefallen, hätte sich nicht der Brief unter den Papieren des Don Carlos vorgefunden. Als unzweifelhaft muß angenommen werden, daß der Prinz vor diesem und jenem unverhohlene Drohungen gegen seinen Vater ausstieß, die letzterm zwar zu Ohren kamen, von ihm aber nicht mehr beachtet wurden als die Beleidigungen, die sein Sohn sich zum öftern gegen Personen seiner nächsten Umgebung erlaubte. Es wurde ihm unter anderm die Aeußerung des Prinzen hinterbracht, die sich später brieflich von ihm unter seinen Papieren vorfand: unter den fünf Personen, die er am bittersten hasse, stehen der König und Ruy Gomez obenan. Auch an andern übeln Nachreden kann er es nicht haben fehlen lassen: jedem, der sich für hintangesetzt hielt, gab er recht, und tadelte es namentlich, daß man die Aragonier so stiefmütterlich behandle. All dergleichen hätte man indessen unfehlbar hingehen lassen, wenn er nicht gerade damals auf den Einfall gerathen wäre, heimlich aus Spanien zu entfliehen. Zufolge der handschriftlichen Aufzeichnung [49]) eines Kammerdieners (ayuda da cámara) des Prinzen, die Llorente zuerst ans Licht gezogen und Prescott, dem

zwei Abschriften vorlagen, richtiger benutzt hat, hätte der Prinz um Weihnachten 1567 gegen seine Umgebungen geäußert, es lasse ihm keine Ruhe, er müsse einen umbringen, mit dem er schlecht stehe (que avia de matar á un hombre con quien estaba mal), woraus er selbst vor Don Juan kein Hehl machte. Am 28. Dec. pflegte die königliche Familie eines den spanischen Königen bewilligten Jubiläums wegen zum Abendmahl zu gehen: bei der Beichte bekannte der Prinz seine Mordgedanken, weshalb der Beichtiger ihm die Absolution verweigerte. Carlos wandte sich mit keinem bessern Erfolg an andere Geistliche: man rieth ihm, sich an erfahrenere Theologen zu wenden, und wirklich berief er ein Concilium von vierzehn Mönchen aus dem Kloster Unserer lieben Frau von Atocha und außerdem noch zwei andere Klosterbrüder, um den Gewissensfall zu entscheiden. Einstimmig ward die Absolution verweigert, worauf der Prinz an die Versammlung die Frage richtete, ob man ihm nicht eine ungeweihte Hostie reichen könnte, wodurch der Skandal, der über seine Enthaltung vom Sakrament entstände, sich ohne weiteres beseitigen ließe. Der Prior von Atocha meinte nun, die Frage würde sich leichter entscheiden lassen, wenn sie den Namen seines Feindes erführen, und der Prinz, von dem ein Gesandter sagte, er habe das Herz auf der Zunge, hielt so wenig mit seinem Geheimniß zurück, daß er sogleich herausplatzte, es sei sein Vater, dem er nach dem Leben stelle. Um 2 Uhr nach Mitternacht brach das Conclave in voller Bestürzung auf und ein Bote ward zum König nach dem Escurial gesandt, um ihm den Vorfall zu hinterbringen.

Die Erzählung klingt gerade so romantisch, wie ein

an sich ungewöhnliches Ereigniß durch Diener eines Herrn, in dessen Geheimnisse sie nur halb eingeweiht werden, ausgemalt zu werden pflegt. Halten wir uns an die Berichte der Gesandten und in erster Linie des argusaugigen Cavalli, so hatte letzterer es aus dem Munde des Bischofs von Cuenca, der die Stelle eines Beichtvaters bei dem König versah: der Prinz, den man zur Theilnahme am Jubiläum aufforderte, habe, um die böse Gesinnung, die er gegen die Minister und seinen Vater hegte, verbergen zu können, bei verschiedenen Mönchen den Antrag gemacht, sie möchten ihm die Communion mit einer ungeweihten Hostie reichen; er fand jedoch niemand, der sich eine solche Götzendienerei hätte zu Schulden kommen lassen, man ließ es vielmehr den König wissen. So und nicht anders trug sich die Sache zu, und nur zur Vervollständigung kann man aus dem Bericht des päpstlichen Nuntius die Bemerkung nachtragen, Don Carlos habe sich zuerst nach dem außerhalb Madrid gelegenen Hieronymitenkloster begeben und die Brüder gefragt, ob in dem Fall, daß jemand in seiner Seele Haß gegen andere hege, aber mit gutem Grunde, ein solcher die Communion empfangen könne.

Es mag dem übrigens sein wie ihm wolle: der Fall selbst war nicht die nächste und eigentliche Veranlassung zu der Einsperrung des Prinzen, der es wol schwerlich ahnte, wie er von allen Seiten überwacht wurde. Mit einer Sorglosigkeit, wie sie nur einer durchaus edeln Natur oder einem kranken Gehirn eigen ist, betrieb Carlos gerade in diesem bedenklichen Augenblick die Vorbereitungen zur Flucht. Und nicht einmal darüber kann er sich und noch viel weniger den in sein Geheimniß

Eingeweihten Rechenschaft abgelegt haben, wohin er denn eigentlich seine Schritte zu wenden habe. Hätte er in dieser Beziehung wirklich einen Entschluß gefaßt gehabt, so ist gar nicht daran zu zweifeln, daß derselbe zur Kenntniß seines Vaters und der diesem nahe stehenden Beamten gelangt wäre: es kann dies aber nicht der Fall gewesen sein, da die zahlreichen Berichte nur Vermuthungen und gar nichts Bestimmtes enthalten. Die einen meinten, seine Absicht sei gewesen, nach den Niederlanden, die andern, nach Italien oder Wien zu entfliehen, wovon das letzte das wahrscheinlichste. Seine Agenten hatte er nach allen Richtungen hin ausgesendet, um für die Reisekosten eine halbe Million Dukaten aufzutreiben; dieselben kehrten jedoch um die Mitte Januars 1568 nur mit dem vierten Theil der geforderten Summe zurück, was den Prinzen wenig anfocht, da er sich das Fehlende durch Wechsel zu verschaffen hoffte. Es ist möglich, daß er den Entschluß jetzt erst seinem Oheim mittheilte, wenigstens glaubte Don Juan bis dahin nicht, daß es ernst gemeint sei; anstatt sich nun aber anheischig zu machen, mit dem Neffen zu fliehen, wie dieser von ihm verlangte, eilte er zum König nach dem Escurial, wo dieser mit dem Aufbau seiner trübseligen und öden Riesenpaläste beschäftigt war, und verrieth ihm die saubere Geschichte. Am 17. Jan. ließ der Prinz beim Generalpostdirector Don Ramon de Tassis Pferde bestellen, der jedoch Unrath merkte und zu dem heroischen Auskunftsmittel griff, alle Postpferde aus Madrid zu entfernen und sich schleunigst nach dem Escurial zu begeben. Voller Bedächtigkeit hatte Philipp, der schon längst entschlossen war, in der Stellung des Prinzen

eine Aenderung zu treffen, ohne recht zu wissen welche, die Ausführung immer wieder von neuem verschoben; indessen erregte es nicht geringes Aufsehen, daß der König seiner Gewohnheit gemäß schon früher an einige Klöster die Weisung hatte ergehen lassen, Gebete anzustellen, daß Gott ihm bei einem wichtigen Vorhaben den rechten Sinn eingeben möge. Es ist klar: er wußte schon längst um die Vorbereitungen zur Flucht seines Sohns, glaubte aber nicht, daß dieselbe wirklich so bald zur Ausführung kommen würde; jetzt aber durfte nicht mehr länger gezögert, es mußte ein gemeingefährlicher Narr unschädlich gemacht werden. Wie es sich mit der Behauptung des ungenannten Verfassers der „Histoire d'Alexandre Farneze" verhält, der Doctor Martin Navarra, ein Oheim des heiligen Xaver, habe die Einsperrung des Prinzen angerathen, vermag ich nicht zu sagen. Philipp kam nach Madrid in Begleitung Don Juan's, dessen Benehmen dem Prinzen nicht anders als verdächtig vorkommen konnte, zumal als er sein Vorhaben vereitelt sah; weshalb er, als Don Juan ihn besuchte, die Thür abschloß, den Degen zog, und von seinem Oheim zu wissen verlangte, was er mit dem König im Escurial verhandelt habe. Der Gefragte antwortete ausweichend, worauf der Prinz auf ihn eindrang, und die Scene drohte, da sich Don Juan unterdessen gleichfalls in Positur gesetzt, einen blutigen Ausgang zu nehmen, wären nicht auf den Lärm Bediente herbeigeeilt, die dem Skandal ein Ende machten. Aber auch jetzt ließ der König den Prinzen nicht sofort in Verwahrsam bringen: so sehr war er Meister in der Verstellung, daß der französische Gesandte ihn bei der Audienz

ganz heiter aussehend fand, obschon er entschlossen war, noch in derselben Nacht Hand an seinen Sohn zu legen.

Seinerseits hatte sich letzterer auf einen Ueberfall längst gefaßt gemacht: in seinen Gemächern war er vollständig verbarrikadirt, in und neben seinem Bett befanden sich Waffen aller Art, und ein französischer Mechaniker hatte ihm sogar eine sinnreiche Vorrichtung machen müssen, vermittelst der er vom Bett aus die Thür seines Schlafgemachs auf- und zuschließen konnte. Diese Vorrichtung ließ der König rechtzeitig wegnehmen, sodaß als Philipp, in Rüstung und Helm (!), um 11 Uhr nachts mit einer Wache und in Begleitung mehrerer Vornehmen vor dem Gemach erschien, die Thür geräuschlos sich öffnen ließ und der Herzog von Feria als Gardenoberster Schwert, Degen und eine mit zwei Kugeln geladene Flinte neben dem eingeschlafenen Prinzen unangefochten wegnehmen konnte. Carlos fuhr bei dem Geräusch auf und fragte, wer da sei. Feria antwortete: „Der Staatsrath." Jetzt erst begriff der unglückliche Prinz, wie er daran war, sprang schreiend und drohend aus dem Bett und griff nach seinen Waffen. Da keine Gefahr mehr vorhanden war, trat der König hinzu und ermahnte seinen Sohn, sich wieder ruhig zu Bett zu legen. Der Prinz rief: „Was beabsichtigen Ew. Majestät mit mir?" worauf Philipp erwiderte: „Das sollen Sie gleich erfahren!" worauf er Fenster und Thüren fest verwahren ließ und die Schlüssel zu sich nahm. Alles wurde hinweggerafft, was in den Händen eines Wahnsinnigen gefährlich werden konnte, und der König übergab den Prinzen dem Herzog von Feria zur Bewachung, wobei er allen Anwesenden einschärfte, seinem

Sohn mit Achtung zu begegnen, keinen seiner Befehle ohne des Königs Genehmigung zu vollziehen und übrigens mit ihrem Kopfe für die Person des Gefangenen einzustehen. Darüber erhob der Prinz ein lautes Geschrei (alçó grandez bozes): „Bringen Ew. Majestät mich um, aber setzen Sie mich nicht gefangen. Welches Aufsehen würde das im Lande machen! Geschieht es doch, so lege ich Hand an mich selbst.“ „Einen solchen Narrenstreich wirst du bleiben lassen!“ gab der König zur Antwort, Carlos aber erwiderte, nicht aus Narrheit, sondern aus Verzweiflung würde er es thun, da Se. Majestät ihn so übel behandle. Mit von Schluchzen unterdrückter Stimme jammerte der Prinz noch weiter, der König aber entfernte sich, nachdem er zuvor einen Koffer, der Briefschaften enthielt, hatte wegbringen lassen. Der Reihe nach hatten zwei Granden Dienst bei dem Gefangenen, um ihm aufzuwarten und ihn zu unterhalten; nach außen war er von jedem Verkehr mit der Welt abgeschlossen.

Tags darauf berief der König seine Räthe zu sich und eröffnete ihnen — es heißt mit Thränen in den Augen — den Schritt, zu dem ihn allein seine Pflicht gegen Gott und die Sorge für das Reich vermocht habe. In einer viele Stunden dauernden Staatsrathssitzung, bei welcher der König fortwährend zugegen war, wurde der Proceß gegen den Prinzen von Spanien eingeleitet, was nur soviel heißen kann, daß Philipp eine actenmäßige Ermittelung des Thatbestands, der den Wahnsinn und damit die Unfähigkeit seines Sohns zum Regieren außer Zweifel setzen sollte, anordnete. Auf eine Rechtfertigung der Gefangensetzung, nicht auf eine

Verurtheilung des Gefangenen war es abgesehen. Hatte sich die Großmutter des Prinzen vierzig Jahre lang freiwillig eingesperrt, warum konnte nicht die Nothwendigkeit eintreten, den Enkel mit Gewalt einzusperren? Die Commission, in deren Hände die Untersuchung gelegt wurde, bestand aus dem Cardinal Espinosa, dem Fürsten Eboli und dem Staatsrath Bribiesca. Dieselbe ließ sich aus dem Archiv von Barcelona die Acten eines ähnlichen Processes, den Johann II. von Aragonien gegen seinen Sohn angeordnet hatte, herbeischaffen, ohne daß etwas weiteres über das Ergebniß der Untersuchung verlautete.

Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich besonders auffallend, wie es Philipp II. vor allem darauf ankam, den Schein zu wahren, ohne daß er selbst vor der verwerflichsten Heuchelei zurückschreckte. Kaum daß er seinen Sohn in Verwahrsam genommen, hielt er mehrere Tage lang die Posten in Madrid zurück, um keine für seine Person ungünstigen Berichte über das Ergebniß den eigenen geschickt abgewogenen Mittheilungen vorauseilen zu lassen. Je diplomatischer er indessen seine Schreiben abfaßte, desto weniger fanden sich die Empfänger dadurch befriedigt, weil sein Stolz es nicht zuließ, daß er offen mit der Sprache herausrückte und den Zustand des Prinzen bei seinem rechten Namen nannte. Es blieb den Leuten überlassen, den Wahnsinn zwischen den Zeilen zu lesen. Selbst Philipp's Brief an Alba [50]), vor dem er doch am allerwenigsten geheimnißvoll zu thun brauchte, ist apokryph gehalten. Derselbe trägt das Datum des 23. Jan. und lautet: „Da Ihr das Wesen und Betragen des Prinzen meines Sohns so genau kennt, haben

wir nicht nöthig, uns eines langen und breiten vor Euch wegen der Maßnahmen zu rechtfertigen, die wir in Betreff seiner zu treffen für gut fanden, noch Euch des weitern mitzutheilen, was ferner geschehen wird (ni para que entendais el fin que se lleva). Seit Euerm Abgang von hier ging es so rasch mit ihm, so außerordentliche und wichtige Ereignisse sind eingetreten, und solche Erwägungsgründe kamen hinzu, daß ich mich zuletzt entschloß, seine Person in Verwahrsam zu bringen, wozu seine eigenen Gemächer dienen, mit Wache und besonderer Bedienung, die den Befehl hat, ihn nur mit solchen Personen verkehren zu lassen, die ich bezeichnet habe oder bezeichnen werde. Obschon der Schritt von hohem Belang und die Maßregel, die ich wegen seiner treffen mußte, streng ist (el término de que he llegado á usar con él muy estrecho), so könnt Ihr doch nach dem, was Ihr gesehen und gehört habt, unschwer beurtheilen, wie vernünftig und wohlbegründet meine Entschließung war; denn hätte ich auch hinwegsehen wollen über das, was mich persönlich betrifft, über sein ganzes unehrerbietiges und ungehorsames Benehmen, hätte ich die ganze Sache geheim halten oder wenigstens ein anderes Auskunftsmittel wählen wollen: so mußte andererseits die Verpflichtung gegen unsern Herrgott, sowie die Rücksicht auf die Wohlfahrt der Christenheit und meiner Staaten und Länder, im Hinblick auf die merklichen Gefahren und Nachtheile, welche fürder unter allen Umständen daraus erwachsen könnten, und die andern, welche bereits sich eingestellt haben oder nahe bevorstehen, da ich solches, wie es meine Schuldigkeit ist, allem was (mein) Fleisch und Blut betrifft, weit vorziehe — alles

dieses mußte mich in meinem Vorhaben bestärken, das ich dem Ganzen zu Liebe für das einzige richtige und zutreffende halten mußte. (Que cierto cuando yo quisiera pasar por lo que á mí toca y por todas las especies de desacatos y desobediencias, y disimilar con el Príncipe ó á lo menos tomar otro expediente; considerando la obligacion que tengo al servicio de Dios nuestro señor y al bien y beneficio público de la cristiandad y de mis reinos y estados, teniendo tan presentes los notables inconvenientes y daños que adelante en cualquier suceso se pudieran seguir, y aun los que de presente corrian y estaban eminentes, preferiendo esto como lo delo preferir á todo lo demas que toque á la carne y sangre, no he podido in ninguna manera escusar de tomar este camino paresciéndome el derecho y verdadero, para prevenir á todo.) Da die Angelegenheit von so großer Bedeutung ist und das Geschrei, das sich darüber erhebt, allgemein sein wird, ist es billig, daß mein dortiger Staats- und Geheimer Rath, sowie die andern Tribunale, Städte und Personen, von denen Ihr glaubt, daß sie nach Brauch und Herkommen es erwarten können, davon in Kenntniß gesetzt werden, weshalb zugleich mit dem gegenwärtigen ein zweites französisch abgefaßtes Schreiben an Euch abgeht."

All die zahlreichen Briefe des Königs, die auf den kläglichen Vorfall Bezug hatten, sind stellenweise wörtlich in demselben gekünstelten Stil abgefaßt, und ich habe absichtlich die zum Erstaunen verschrobene und verdrehte Satzbildung ziemlich so wiedergegeben, wie sie im Original lautet, weil der Leser, wie mich dünkt, so den

richtigsten Einblick in die innersten Falten dieser Tyrannenseele thun kann. Auf die Nachkommen der großen Isabella noch in der zweiten und dritten Generation hatte sich die gewissenhafte Geschäftigkeit und Regententreue dieser merkwürdigen Frau vererbt: Karl V., mehr zum Wohlleben als zum Arbeiten, zur freien Bewegung auf dem Schlachtfeld mehr als zum Stillsitzen im Cabinet aufgelegt, hat sich doch niemals einer Vernachlässigung seiner Regentenpflichten schuldig gemacht, ja man kann wohl sagen, daß seine Thätigkeit, wenn auch nicht seine Arbeitslust, eine ganz ungewöhnliche war. Von Natur für die Friedensgeschäfte geschaffen, hat sein Sohn Philipp einen noch ausdauerndern Diensteifer an den Tag gelegt, und derselbe müßte den gewissenhaftesten Regenten beigezählt werden, wenn Regieren soviel wäre als Hanthieren. Bei einer sehr beträchtlichen Anzahl Briefschaften, die ihren Ursprung in dem Cabinet Philipp's hatten, ist mir nichts so sehr aufgefallen als die regelmäßige Wiederkehr des Worts „disimulacion“, was zwar in der Regel blos „Verheimlichung“ bedeutet, aber selbst in dieser Bedeutung ein grelles Licht auf die verstellungssüchtige, unaufrichtige und lauernde Politik des bis zur empörendsten Grausamkeit berechnenden Monarchen wirft. Man sollte es kaum für möglich halten, daß Philipp es sogar nicht über sich vermochte, der Großmutter des unglücklichen Prinzen den wahren Hergang der Begebenheit ungeschminkt mitzutheilen, so sehr war es bei ihm zur andern Natur geworden, sich in diplomatischen Winkelzügen zu bewegen. Die Bischöfe, die Granden, die Gemeinderäthe der größern Städte des Reichs wurden durch ein Rundschreiben von der Ein-

sperrung in Kenntniß gesetzt, an die europäischen Höfe Noten erlassen, um vor der Hand zu beschönigen und zu vertuschen. Aber was soll man dazu sagen, wenn Philipp an seine Tante und Schwiegermutter, die Königin von Portugal, schreiben läßt: „Ich habe Gott mein Fleisch und Blut geopfert und seinen Dienst sowie die Wohlfahrt meines Volks jeder andern Erwägung vorgezogen. Nur das Eine will ich beifügen, daß mein Entschluß nicht etwa veranlaßt wurde durch eine Verschuldung, durch unbotmäßiges oder unehrerbietiges Betragen meines Sohns, noch auch die Bestrafung desselben zum Zweck hat, die, soviel Grund auch dazu vorhanden sein mag, doch immer ihre Zeit und ihre Grenze haben müßte. Auch geschah es nicht, um ihn von Ausschweifungen und Unordnungen abzubringen. Andere Rücksichten und Gründe waren dabei maßgebend und weder Zeit noch Auswege kommen bei dem Mittel, dessen ich mich bediene, in Frage, vielmehr ist dasselbe von der größten Wichtigkeit und Erheblichkeit, um meinen Verpflichtungen gegen Gott und meine Völker nachzukommen.“

Der Heuchler! An Alba schreibt er offen, wie unbotmäßig und unehrerbietig sein Sohn sich gegen ihn betragen (todas las especies de desacatos y desobediencias), der Großmutter dagegen redet er ein: mi determinacion no depende de culpa, ni inovediencia, ni desacato, womit ebenso gut gemeint sein konnte, Carlos habe sich solcher Vergehen nicht schuldig gemacht, als: er habe sich zwar in diesem Sinn vergangen, seine Einsperrung jedoch sei durch andere Ursachen motivirt. Warum der Großmutter nicht offen heraus sagen, der

Enkel sei geisteskrank? Papst Pius V. gab sich mit so vagen Umschweifen nicht zufrieden, worauf Philipp an ihn einen Brief in Chiffern schrieb, der zeither nicht wieder ans Licht gekommen ist. Doch sollte man nach den Andeutungen, die sich in einer darauf bezüglichen Antwort des spanischen Gesandten Zuñiga am päpstlichen Hof (vom 25. Juni 1568) vorfinden, fast vermuthen, daß der König den Idiotismus seines Sohns mit seinen zweifelhaften katholischen Gesinnungen in Verbindung brachte, indem der Papst ihm sagen ließ, das Wohl der Christenheit mache eine möglichst lange Regierung Philipp's und einen Nachfolger wünschenswerth, der in seine Fußtapfen trete.[51]) Nur verstehe man die Worte nicht so, als ob eine Hinneigung zum Protestantismus, und überhaupt etwas anderes damit gemeint wäre, als der Mangel an Hochachtung, dessen Carlos in seiner zügellosen Ausgelassenheit sich gegen die Würdenträger und Gebräuche der katholischen Kirche ohne mehr Umstände schuldig machte, als er gegen weltliche Personen und Dinge bewies. Die Königin von Portugal schickte einen besondern Gesandten an den madrider Hof, um eine dringende Fürbitte für den Enkel einzulegen und sich selbst zu seiner Verpflegung anzubieten: „Ich höre", schreibt Fourquevaulx, „daß man ihr gern die Mühe erspart"; zugleich aber gestand Philipp dem Gesandten gerade heraus, die Ursache der Verhaftung sei, daß sein Sohn sich unfähig gezeigt habe, ihm im Reich nachzufolgen. Der Kaiser und die Kaiserin waren gleichfalls ungehalten, daß Philipp sie auf die Zukunft vertröstete, um näheres über die Gründe seiner Handlungsweise zu erfahren; in ihren Briefen sprachen sie die Hoffnung

aus, die Haft werde nur kurze Zeit dauern und der Prinz sie sich zur Besserung dienen lassen. Die Königin Isabella verrieth mehrere Tage die tiefste Bekümmerniß und Don Juan erschien bei Hof in Trauerkleidern, was der König ihm untersagte, und überhaupt niemand von seiner Familie gestattete, den Gefangenen zu besuchen. Städtische Deputationen, die um die Freilassung des Prinzen bitten sollten, wurden unterwegs bedeutet, umzukehren, und wo sich eine Stimme zu seinen Gunsten regte, wurde sie ohne Umschweife zum Schweigen gebracht; doch war es dem König nicht wohl bei der ganzen Geschichte und er sperrte sich wider seine sonstige Gewohnheit wochenlang in Madrid ein, ohne sich nach einem seiner Lieblingsschlösser zu wagen. Cabrera, neugierig und geschwätzig als halber Diener und halber Freund eines gewaltigen Staatsministers, das eine mal sehr gut unterrichtet, das andere mal durch Hörensagen irre geführt, erblickt hinter der Zurückgezogenheit Philipp's seine ängstliche Scheu, es möchte ein Befreiungsversuch gemacht werden. Cavalli ließ sich von dem königlichen Beichtvater erzählen, Philipp habe die Absicht gehabt, die Angelegenheit vor die Stände zu bringen und ihnen vorzustellen, daß sein Sohn aus Mangel an Verstand unfähig zur Succession sei. Sein ängstlicher Despotensinn brachte ihn davon ab. Mit dem Prinzen selbst stand es sehr übel: von einer sachgemäßen Behandlung seines irren Gemüthszustands konnte in jener Zeit gar nicht die Rede sein, man ließ ihn austoben und machen was er wollte. Den Arzt ebenso wenig als den Beichtvater ließ er vor sich, die Erbauungsbücher, womit man ihn versorgt, sah er nicht an, statt dessen beging er Toll=

heiten, die sogar einen Selbstmord fürchten ließen, weshalb man ihn in allem wie einen Wahnsinnigen behandeln und insbesondere jedes gefährliche Instrument beiseite schaffen mußte. Der französische Gesandte wußte, daß kein Tag verfloß, an welchem Carlos nicht irgendeine Thorheit beging. So verschluckte er einmal einen großen Diamanten, den er am Finger trug, ohne es zu bemerken, und suchte ihn nachher allerorten. Weil er schon ein paar Jahre früher in ähnlicher Zerstreuung eine ungemein große Perle verschluckt hatte, kam man jetzt auf denselben Gedanken und mit Hülfe von Aerzten fand sich der Diamant am siebzehnten Tage wieder. Die größte, man kann wol sagen die einzige Sorge des Königs war, sein Sohn möchte durch Vernachlässigung seiner kirchlichen Pflichten an seiner Seele Schaden nehmen. Suarez unternahm es deshalb, seinem Beichtkinde ernstlich ins Gewissen zu reden, in welcher Absicht er einen längern Brief an den Prinzen verfaßte, worin die merkwürdige Stelle vorkommt: „Was wird die Welt dazu sagen, wenn sie erfährt, daß Ihro Hoheit gar nicht beichtet und sich noch anderer schrecklicher Dinge (otras cosas terribles) schuldig macht, welche bei einem andern von seiten der heiligen Offiz zu einer Untersuchung Anlaß gäben, ob der Thäter ein Christ ist oder nicht!"

Die gutgemeinten Ermahnungen und Warnungen schlugen nicht an, wie man sich leicht denken kann; indessen ließ nach einigen Wochen die Tobsucht nach, der Kranke wurde ruhiger, und um die Osterzeit war er so weit in sich gegangen, daß er durch Fasten und mehrmalige Beichte sich zum Genuß des heiligen Abendmahls vorbereitete. Trotz einzelner lichter Augenblicke, in wel-

chen die bessere Natur die Oberhand gewann über den bösen Sinn und die schlechte Erziehung, hörte das Fieber nicht auf in seinen Adern zu wühlen und die durch den Mangel an Bewegung herabgestimmten Lebenskräfte vollends ganz aufzuzehren. Mit der Diät des Kranken muß es von jeher schlecht beschaffen gewesen sein: jetzt beobachtete er gar kein Maß mehr, indem er zuweilen tagelang sich jeder Nahrung enthielt und dann eine große Rebhühnerpastete verschlang. Abenteuerlich genug waren die Mittel, womit er die Glut, die in ihm brannte, dämpfen wollte: den ganzen Fußboden überschüttete er mit kaltem Wasser und spazierte so stundenlang im bloßen Hemd einher; ins Bett nahm er eine mit Schnee gefüllte Wärmflasche und goß ganze Eimer Eiswasser in sich hinein, was jedenfalls an Verrücktheit grenzt, so sehr sich de Castro auch Mühe gibt, einen so durchschlagenden Gebrauch des Schnees auf Rechnung der damaligen Heilmethode zu schreiben. („Las obras de insignes médicos españoles del siglo XVI prueban que el uso de la nieve para la curacion de las calenturas era un remedio conocido y aconsejado eficacisimamente por los hombres que entonces enseñaban en nuestra patria el modo de restaurar la salud con los tesoros que á cada paso nos presenta la naturaleza.“) Die sinnreiche Einrede erinnert gar sehr an den Doctor Sangredo im „Gilblas“, der regelmäßig seine Patienten mit Wasser zu Tode curirte. Die von der Geburt an schwächliche Leibesbeschaffenheit des Don Carlos, zumeist der Magen, vermochte eine derartige Wassercur auf die Länge nicht auszuhalten, und obgleich die Aerzte, so unwissend sie im übrigen auch gewesen sein mögen, über

den Zustand des Kranken unmöglich im Zweifel sein konnten, wollte der König doch nicht daran glauben und erblickte in dem Betragen des Prinzen bloße Verstellung, um in Freiheit gesetzt zu werden. Wenigstens erklärte sich der päpstliche Nuntius die Sache so. („Credo que da pincipio [il re] non credesse veramente il male; ma pensasse che fosse finto per esser largato et liberato dalla prigione.") Erbrechen und Durchfall stellten sich ein und der Leibarzt Olivares, der bisher allein den Kranken behandelt hatte, berief eine Consultation von Aerzten, deren Mittel jedoch, was sich von selbst versteht, nicht anschlugen. Der König hatte den Prinzen während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft, die über sechs Monate dauerte, nicht ein einziges mal besucht: eines Morgens kam er bis in das Zimmer des Ruy Gomez, von wo aus er seinen Sohn hören und sehen konnte. Das Herannahen des Todes mochte das eisige Gewissen des unnatürlichen Vaters ein wenig gerührt haben, zumal da Carlos, der sich in einer durchaus gesammelten Gemüthsbeschaffenheit befand, ihn vor seinem Tode noch ein mal zu sehen wünschte. Die beiden Beichtiger Fray Diego Chaves und Suarez — Cabrera schreibt aus Nachlässigkeit Honorato Juan, der schon seit zwei Jahren im Grabe lag —, die auf des Prinzen eigenen Wunsch sich seines Seelenheils annahmen, riethen indessen dem König davon ab, um die ruhige und gesammelte Seelenverfassung des Sterbenden nicht zu stören: er ließ sich gleichwol nicht abhalten, zu dem Bett des Kranken, als dieser eingeschlafen war, zu schleichen und segnend die Hand über ihn auszubreiten. Keinem Mitglied der königlichen Familie wurde gestattet, den Fuß

auf die Schwelle des Gefängnisses zu setzen, und voll tiefster Bekümmerniß hörte man den im Sterben Liegenden seufzen, er sehne sich nach dem Tode. Nachdem er allen seinen Feinden vergeben und gehört, es sei die Vigile des heiligen Jakob, ließ er sich von seinem Beichtvater die geweihte Kerze in die Hand geben und verschied (24. Juli 1568). Unter den Papieren, die man bei seiner Verhaftung in Beschlag genommen, muß etwas Verdächtiges gar nicht vorgefunden worden sein. Eines weitern läßt sich darüber der Erzbischof von Rosano noch zu Lebzeiten des Prinzen in einem unter dem 2. März 1568 datirten Schreiben an den Papst aus: Einer der Briefe sei an den König, ein anderer an Se. Heiligkeit, ein dritter an den Kaiser gerichtet gewesen, und der Reihenfolge nach kein katholischer Regent, kein italienischer Fürst übergangen worden, zu geschweigen der Reiche und Staaten Sr. Majestät, der Granden, Regierungscollegien und der wichtigsten Magistrate Spaniens. Dem König hielt er umständlich alle die Beschwerden vor, die er seit Jahren von ihm auszustehen habe, und daß er das Königreich in keiner andern Absicht verlasse, als um sich gegen fernere Mishandlungen zu schützen. Die Granden, Regierungscollegien und Magistrate erinnerte er daran, daß sie ihm als Kronprinzen den Huldigungseid geschworen: denjenigen, die ihm treu bleiben würden, versprach er Gunstbezeugungen aller Art, den Granden Rückgabe der Steuern, die sein Vater abgeschafft, den Magistraten hinwiederum Aufhebung der ihnen auferlegten Lasten — mit Einem Worte, jedem verhieß er das, wovon er glaubte, daß es ihm am angenehmsten sein werde.

Etwas Hochverrätherisches wird niemand in dergleichen nichtssagenden Redensarten finden wollen, denen vollends alles Bedenkliche der einfache Umstand benahm, daß Don Carlos die Briefe schrieb, noch ehe er wußte, ob der Fluchtversuch ihm überhaupt gelingen würde, und wie er dieselben an ihre Adressen gelangen lassen sollte. Die ganze Geschichte war so unbesonnen als möglich angelegt, und mußte es sein, da bei seinem Betragen der Prinz unter seinen Umgebungen einen zuverlässigen Freund unmöglich haben konnte. Aber ebenso gewiß ist es, daß der Verdacht, seinen Sohn gewaltsam aus dem Leben geschafft zu haben, nach allem, was über die Haft des Thronfolgers verlautete, sich gegen Philipp erheben mußte: es ist dies das wohlverdiente Loos, das den kalten und schleichenden Tyrannen auf allen seinen Schritten und Tritten verfolgt. Was half es, daß jeder Verständige sich sagen mußte, der Prinz sei eines natürlichen Todes gestorben, mochte man die Ursache in einer unheilbaren Unterleibserkältung [52]) oder richtiger in der gänzlichen Zerrüttung seiner von Geburt an schwächlichen Constitution suchen: — zuerst am Hofe selbst und dann in immer weitern Kreisen fand der Glaube Eingang, der Leibarzt habe auf Befehl des Königs Gift in seine Arzneien gemischt. Zum Jahr 1568 bemerkt Chyträus: Carolus cum displicere sibi crudelitatem, quae in Belgico per Albanum exercebatur, ostendisset, jussu patris Philippi custoditus et in custodia extinctus est. Mit der Nachricht vom Tode des Prinzen muß gleichzeitig auch das Gerücht seiner Vergiftung nach Italien gelangt sein, denn bereits am letzten September (1568) schreibt Cavalli an seine Signoria: Da man von verschiedenen

Orten Italiens dieses Verdachts Meldung thue, halte er es für seine Pflicht, das Gegentheil auf das bestimmteste zu versichern („non voglio restar d'aggiunger questo e quasi firmamente che il detto principe non è morto da altro veneno che dalli gran disordini che faceva, e dalla molta inquietudine del suo animo“). Kurz nach der Verhaftung (am 11. Febr.) hatte derselbe Gesandte berichtet, er habe bei dem Beichtvater des Königs, dem Bischof von Cuenca, Erkundigungen eingezogen und im Vertrauen erfahren: schon über drei Jahre trage der König sich mit dem Gedanken, da die ganze Handlungs- und Sinnesweise des Prinzen ihn nicht daran zweifeln lasse, daß er keinen Thronerben habe. Deswegen habe er fortwährend gezögert, die Vermählung desselben mit der Tochter des Kaisers in Vollzug zu setzen, und außerdem manches unterlassen, was er sonst gethan haben würde. Viele Thorheiten ertrug er und merkte fortwährend auf, ob der Prinz sie einzustellen Miene mache; er machte verschiedene Proben, ob die Ausschweifungen, die derselbe beging, von jugendlicher Leidenschaft und Herrschbegierde, oder ob sie von Mangel an Urtheilskraft herrührten. Deshalb überließ er ihm den Vorsitz in den Rathssitzungen, gab ihm Gewalt, in allerlei Staatsangelegenheiten zu entscheiden, und stellte ihm bedeutende Summen Geldes zur Verfügung. Allein nur zu bald fehlte es nicht an handgreiflichen Belegen, daß der Prinz in den Sitzungen des Geheimen Raths nur Verwirrung anrichtete und jede Beschlußnahme unmöglich machte; daß er die Autorität, die ihm an des Königs Statt anvertraut war, zu dessen Nachtheil misbrauchte, das Geld aber unnöthigerweise und unverständig ver-

geudete. Darum schien es dem Monarchen angemessen, in allen diesen Dingen seine Hand zurückzuziehen. Dadurch steigerte sich die Unzufriedenheit des Prinzen und die Verzweiflung fing an, sich seiner zu bemächtigen. Er griff einige Minister wiederholt bei der Ehre an und zeigte die schlimmste Gesinnung gegen sie, sodaß der König, um größeres Aergerniß zu vermeiden, sich zuletzt zu der bekannten Execution entschließen mußte (si risolse di far l'esecuzione che è manifesta).

Wenige Tage vor seinem Tode hatte Carlos seinen Letzten Willen aufgesetzt: einige Schmucksachen, die ihm geblieben, vermachte er seinen Freunden und empfahl seine Diener der Fürsorge des Königs, den er zugleich um Verzeihung bat. Seinem Wunsch gemäß hüllte man den Leichnam in eine Franciscanerkutte und am Abend desselben Tags, an welchem er verschieden war, wurde der Todte seinem Rang gemäß von den ersten Reichswürdenträgern nach dem Kloster von San-Domingo Real getragen, wo der Prinz begraben sein wollte. In der ruhigen Stattlichkeit seines vornehmen und herzlosen Wesens sah Philipp von einem offenen Fenster aus den Leichenzug im Schloßhof sich ordnen, und als einige Rangstreitigkeiten sich zu erheben drohten, bestimmte er in höchsteigener Person die Reihenfolge. So ging der Zug lautlos durch die Straßen von Madrid, wo das gemeine Volk seinem Schmerz freien Lauf ließ. Eine Leichenpredigt durfte nicht gehalten werden, vermuthlich weil der König unangenehme Anspielungen befürchtete: selbst in Rom suchte er es durch seinen Gesandten zu hintertreiben, daß dem Prinzen eine Todtenfeier gehalten würde, der Papst indessen dachte

edel genug, den Wink nicht zu beachten. Bei Philipp waren selbst die Gefühlsäußerungen, die am Grab geliebter Personen in der Brust eines jeden ordentlich organisirten Menschen wach werden, die Maske kalter Berechnung. Erst nachdem der todte Prinz unschädlich in der Nische einer Klosterkirche stand, ward es seiner Stiefmutter und seiner Tante gestattet, über seinem Sarg zu weinen. Der Vater zog sich auf einige Zeit in dasselbe Hieronymitenkloster zurück, wo der Verstorbene die Befugniß seinen Vater hassen zu dürfen, oder eine ungeweihte Hostie gefordert hatte. Aus einem Briefe Philipp's an den Herzog von Alba theilt Raumer (S. 141) folgende Stelle mit: „Da es Gott gefallen hat, den Prinzen, meinen sehr geliebten Sohn, zu sich zu nehmen, so können Sie ermessen, in welchem Schmerz und welcher Traurigkeit ich mich befinde. Er starb am 24. Juli auf christliche Weise, nachdem er noch drei Tage zuvor die heiligen Sakramente empfangen und Reue und Buße gezeigt hatte, welches alles mir in dieser Bekümmerniß zu Trost und Erleichterung gereicht. Denn ich hoffe, daß ihn Gott zu sich gerufen hat, damit er immerdar bei ihm sei, und daß er mir seine Gnade und seinen Beistand gewähren wird, damit ich den Schmerz mit christlicher Gesinnung und in Geduld ertrage und überstehe."

Das heißt doch selbst den Schmerz um einen Sohn in ein etikettemäßiges Gewand kleiden und vorschriftmäßig die Zahl der Thränen vorschreiben, die in einem gegebenen Falle geweint werden dürfen. Nicht lange sollten die Gebeine des Don Carlos in den stillen Klosterräumen Ruhe finden: schon fünf Jahre später war

der düstere Escurial so weit fertig, daß der Leichnam nach der prächtigen Grabkammer geschafft werden konnte. Auch in seinen Bauanlagen hat König Philipp seinen Charakter nicht verleugnet — sie zeigen überall leblose Pracht, ohne dem Beschauer irgendein wärmeres Kunstinteresse abgewinnen zu können. Lateinisch lautet die Grabschrift, die der König auf den Leichenstein seines Sohns setzen ließ:

Memoriae aeternae:
Incomparabilis animi magnitudine, beneficientia et
amore veritatis.

Gewiß ein merkwürdiges Epitaph, wenn man erwägt, daß der damit Bezeichnete, wenn überhaupt, so eben nur einer gewissen Großherzigkeit wegen, die ihm eigen war, gerühmt werden konnte; aber der damit beabsichtigte Sinn der Wahrheit lag doch nur dann darin, wenn des gestörten und umnachteten Geistes wenigstens andeutend Erwähnung geschah: so ist der Vorwurf der Heuchelei sogar auf dem Grabstein zu lesen, den der Vater dem Sohn errichtete.

V.

Ein weit schrecklicheres, der dabei geübten berechneten Grausamkeit wegen noch empörenderes Ereigniß knüpfte sich indessen in mittelbarer Folge an den Tod des Prinzen von Spanien. Ein undurchdringlicher Schleier lag bisher auf dem Lebensende der beiden niederländischen Edelleute van Bergen und Montigny, die man, wie nachgewiesen wurde, mit Unrecht im Verdacht hatte, mit Carlos unerlaubte Verbindungen angeknüpft zu haben. Keiner der beiden ist aus Spanien in seine

Heimat zurückgekehrt, und Philipp erntete nur, was er mit vollen Händen gesäet, als das Gerücht ihn auch als ihren Mörder bezeichnete. Was Bergen betrifft, so ist die Vermuthung grundlos: kränkelnd kam er in Madrid an, erkannte schon auf den ersten Blick, daß hier für ihn nichts zu thun sei, er vielmehr gewärtig sein müsse, daß es für ihn sowenig als für andere aus der Höhle der Hyäne einen Ausweg gebe, und als vollends Alba das Regiment in den Niederlanden übernahm, brach er mit der letzten geknickten Hoffnung zusammen und starb. Man hatte dem König hinterbracht, den Schwererkrankten könnte allein die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimat möglicherweise retten: wie hätte aber Philipp es je über sich vermocht, der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu schenken und eine willkommene Beute fahren zu lassen, auf die er einmal die Kralle gelegt! Konnte ja doch der Schein gerettet werden, auch ohne daß man das Schlachtopfer aus der Hand gab. Ein eigenhändiger Brief des Königs, den Gachard [53]) in seine Sammlung aufgenommen, ertheilt dem Fürsten Eboli den Auftrag, den Kranken zu besuchen, und wenn er seinen Zustand hoffnungslos finde, ihm die Erlaubniß zur Rückkehr zu ertheilen; für den Fall dagegen, daß noch eine Möglichkeit der Wiedergenesung vorhanden sein sollte, die Erlaubniß blos in Aussicht zu stellen! Die Beerdigung sei so prunkhaft als möglich einzurichten, damit man in den Niederlanden glaube, der Verlust gehe dem König und seinen Ministern ungemein zu Herzen, und andererseits einen Beweis der Hochachtung gegen den niederländischen Adel darin erblicke. In der That eine ebenso verständliche als verständige Weisung! Am

25. Mai 1567 starb der Marquis, und wir zweifeln nicht im mindesten daran, daß das Leichengepränge überaus stattlich war. Dem Baron Montigny, den der König von der Erkrankung seines Leidensgefährten in Kenntniß setzte, sagte Philipp, er habe durch Ruy Gomez den Markgrafen benachrichtigen lassen, er könne abreisen, sobald seine Gesundheitsumstände es ihm gestatteten, und als er todt war, äußerte er gegen denselben Montigny, der Verlust gehe ihm ungemein nahe, denn er betreffe einen treuen Diener, für den er ihn beständig gehalten habe und für dessen Angelegenheiten er besondere Sorge tragen werde (Sa Maj. m'a dict avoir esté fort mari de sa mort, pour y avoir perdu ung sy bon serviteur et que pour tel l'ast tousjours tenu et ne laissera d'avoir soing particulier de tous ses affaires) [54].

Noch immer hatte Montigny keine Ahnung davon, in welcher Lage er selbst sich befand: nicht allein daß die böswilligen Einflüsterungen von Alonzo del Canto, Fray Lorenzo und Granvella ihn als einen der schlimmsten Aufwiegler erscheinen ließen und ihm jede Aussicht auf baldige Befreiung benahmen: auf Befehl des Königs war er bereits auf Schritt und Tritt überwacht, und nach allen Seiten hin die gemessene Weisung ertheilt, sein Entkommen zu verhindern. Vor der Hand, schrieb er an seinen Bruder, werde er aus der Noth eine Tugend machen und gelassen dulden, solange sein königlicher Heer es befehle. Mittlerweile gelangte im September 1567 die Nachricht von der Verhaftung Egmont's und Hoorn's nach Madrid, und ohne weitern Verzug ward nun Montigny nach der Citadelle von Segovia in Verwahrsam gebracht. Ein gutangelegter Entweichungs-

versuch mislang durch die Unachtsamkeit des Haushofmeisters, und soviele von den Spaniern dabei betheiligt waren, alle wurden hingerichtet. Die Flamänder verschonte man schon darum, weil man sie als Zeugen gegen ihren Herrn brauchen konnte, doch ließ man sie nach einiger Zeit in ihre Heimat zurückkehren, wo sie bei ihrer Landung einen Befehl Alba's trafen, bei Todesstrafe das Land zu meiden. Allen Bittgesuchen, die von der Familie Montigny's und seiner ihm kurz vor seiner Abreise nach Spanien angetrauten Gemahlin, einer Tochter des Fürsten von Epinoy, einliefen, lieh Philipp ein taubes Ohr: der Gefangene wurde sehr streng bewacht, und erst als die Köpfe der Grafen Egmont und Hoorn auf dem Rathhausplatz in Brüssel gefallen waren, kam die Reihe auch an ihn. Anderthalb Jahre hatte man ihn in trauriger Gefangenschaft schmachten lassen, ohne ihn ein einziges mal zu verhören, als endlich im Februar 1569 eine der empörendsten Farcen, die je den gesegneten Namen der Rechtspflege entweihten, ihren Anfang nahm. Ein belgischer Jurist [55]), der zuerst die Verhöracten Egmont's der Oeffentlichkeit übergeben hat, urtheilt darüber, daß die einundfunfzig Anklagepunkte sich entweder von selbst durch entgegengesetzte Handlungen des Angeklagten oder durch solche, welche von der Statthalterin ausgingen, widerlegten, wenn sie nicht ihr Gewicht durch die Mitwirkung oder die Initiative des Staatsraths verloren, durch die Proceßacten selbst modificirt oder widerlegt wurden, oder endlich von der Art waren, daß der Angeklagte ihnen gänzlich fremd war. Montigny's Proceßacten [56]) machen, wenn es überhaupt möglich ist, einen noch peinlichern Eindruck, weil Montigny an den

Unruhen seines Vaterlands gar keinen unmittelbaren Antheil nahm, überall mit größter Besonnenheit verfuhr und dem spanischen Königshaus wirklich mit treuer Anhänglichkeit zugethan war. Die Beschuldigungen, die das brüsseler Blutgericht aus seinen Actenstößen herausklaubte, waren von Anfang bis zu Ende geradezu frivol, so wie sie nur bezahlte Parteileidenschaft eingeben konnte, und es gereicht einem zu wirklicher Beruhigung, daß Alba es nicht wagen konnte, das in Segovia angestellte Verhör seinem Blutgericht in pleno vorzulegen, vielmehr eine besondere Commission nach eigenem Gutdünken ernannte, deren Urtheilsspruch nicht zweifelhaft sein konnte. Um den Hohn gegen göttliches und menschliches Recht voll zu machen, erfolgte Montigny's Verurtheilung zugleich mit der des längst verstorbenen Marquis van Bergen, auf dessen ansehnliche Güter der Herrscher von Spanien seit Jahren gierige Blicke geworfen hatte. Alba indessen kannte seinen Gebieter zu gut, als daß er das auf Majestätsbeleidigung und Aufruhr lautende Todesurtheil, bevor er dasselbe bekannt machte, nicht zuvor nach Madrid mit der Bitte um weitere Verhaltungsmaßregeln gesandt hätte. Philipp dankte dem Herzog für die ihm bewiesene Aufmerksamkeit angelegentlich: an sich verdiene der Verbrecher gar nichts anderes, als daß er mit dem Schwert vom Leben zum Tod gebracht und sein Kopf auf den Pfahl gepflanzt werde; indessen habe er seine Gründe, daß der Spruch auch fernerhin geheim gehalten, dagegen van Bergen's Urtheil ohne Verzug veröffentlicht und seine Güter eingezogen werden. In einem vertraulichen Schreiben [57]) wurde Alba des weitern benachrichtigt, im Staatsrath sei man darüber einig gewesen,

daß die öffentliche Hinrichtung Montigny's in den Niederlanden allgemeine Unzufriedenheit hervorrufen würde, und die Mehrzahl habe sich dahin ausgesprochen, es sei das gerathenste, denselben heimlich durch Gift aus dem Weg zu räumen; allein der König fand dies unrecht und hielt es für weit angemessener, die gegen Montigny verhängte Todesstrafe im Gefängniß durch Erdrosselung vollziehen zu lassen, jedoch so geheim, daß niemand davon etwas erführe, die Leute vielmehr glaubten, er sei eines natürlichen Todes gestorben. Reineke Fuchs hätte es nicht schlauer einrichten können: wozu hat man die Nacht, wenn nicht um unter ihrem Schleier zu verbergen, was das Licht des Tags zu scheuen hat! Infolge dessen wurde Montigny von Segovia nach Simancas gebracht. Was weiter geschah, läßt sich nicht erzählen: soll der Eindruck rein und ungeschwächt sein, so muß man die von Gachard zuerst aufgefundenen Documente selbst reden lassen. Philipp ordnet alles selbst an: er bestimmt, welchen Sold die acht Schutzwächter, die den Gefangenen von der einen Festung in die andere zu begleiten haben, empfangen sollen, und weist den Licentiaten Don Alonso de Arellano, Rath am Gerichtshof von Valladolid, an, das Urtheil zu vollstrecken. „Es ist der Wille Sr. Majestät, daß es unter keinerlei Umständen ruchbar werde, Floris de Montmorency (Baron von Montigny) sei hingerichtet worden, zu welchem Behuf mit der größten Verschwiegenheit (disimulacion) verfahren werden muß und ja nicht mehr Personen in das Geheimniß gezogen werden dürfen, als schlechterdings dazu nothwendig sind, und denen die Geheimhaltung so dringend als nur immer menschenmöglich zur Pflicht gemacht werden soll (á

aquellas se les debe de encargar grandemente el secreto en tal manera que esto quede cuanto en el mundo sea posible asegurado).

„Demgemäß hat der Licentiat Don Alonso sofort von hier (Madrid) sich nach Valladolid zu begeben und den Festungscommandanten von Simancas, Don Eugenio de Peralta, zu benachrichtigen, daß er ihn auf der Durchreise erwarten soll, damit sie zusammen unter Vorzeigung der betreffenden Papiere Punkt für Punkt sich über die Vollführung der königlichen Befehle verabreden. Ist dies geschehen, so begibt sich Don Eugenio vollends nach Valladolid, wo er sein Amt wieder antritt und den Gerichtspräsidenten von dem ihm gewordenen Auftrag in Kenntniß setzt, damit dieser ihm dabei, falls es nöthig sein sollte, hülfreiche Hand leiste, hauptsächlich bei Beschaffung des Geistlichen und der erforderlichen Dienstleute. Denn wenn auch der Präsident, trotzdem daß es ein Criminalfall ist, sich nicht darein zu mischen hat, so ist es doch gut, daß er davon weiß. Soweit sich die Sache jetzt schon beurtheilen läßt, erscheint es angemessen, daß Don Alonso spät am Abend vor einem Festtag Valladolid verläßt, sodaß er in der Nacht in Simancas anlangt, und zwar allein in Begleitung eines zuverlässigen Schreibers und der Person, welche die Hinrichtung zu vollstrecken hat, auch mit so wenig Bedienten als möglich. Für den bezeichneten Zeitpunkt hat Don Eugenio die Stelle anzugeben, von wo aus sie in die Festung gelangen und wo sie sich in derselben insgeheim aufhalten können. Daselbst angelangt, begeben sie sich sofort nach dem Gemach des besagten Floris de Mont-

morency und eröffnen demselben in Gegenwart Don Eugenio's und einer oder zwei Vertrauenspersonen, sowie des mitgebrachten Schreibers, das gerichtliche Erkenntniß und die Requisitionsschrift. Ist dies geschehen und alles Erforderliche vorgekehrt, daß besagter Floris de Montmorency sich kein Leid anthun und überhaupt nichts Störendes zustoßen kann, sollen sie, nachdem Don Eugenio zuvor den Gefangenen mit allen möglichen freundlichen Worten getröstet, aufgerichtet und ermuntert hat, denselben mit dem Geistlichen, oder sind es mehrere, mit ihnen allein lassen.

„Diese Nacht, den folgenden Tag, der ein Festtag sein soll, bis um Mitternacht kann die Hinrichtung aufgeschoben werden, damit der besagte Floris de Montmorency hinreichend Zeit habe, um zu beichten und, falls es thunlich, die Sakramente zu empfangen, auch sich reuevoll zu Gott zu bekehren, wobei mit allem Fleiß darauf zu sehen ist, daß in diesem wichtigen Act nichts vernachlässigt und dem Gefangenen jedweder Beistand geleistet werde.

„Eine oder zwei Stunden nach Mitternacht, wie es sich am besten schickt, damit der Herr Licentiat vor Tag nach Valladolid in seine Wohnung zurückgekehrt sein kann, soll die Hinrichtung stattfinden in Gegenwart eines oder mehrerer Geistlichen, die den Verurtheilten auf den Tod vorzubereiten haben, des Don Eugenio und des Schreibers, endlich des Scharfrichters, sowie, wenn es angemessen sein sollte, einer oder mehrerer Vertrauenspersonen. Auch ist genau darauf zu achten, daß wenn immer möglich die Leute, die den Leichnam zu beerdigen haben, nicht dieselben sind mit denen, die der Hinrichtung

beiwohnten, und der größern Verschwiegenheit wegen von dem gewaltsamen Tod keine Kenntniß haben.

„Der Geistliche, dem das Seelenheil des Gefangenen obliegt, muß ein möglichst gelehrter und kluger Mann sein, und von dem begründeten Verdacht in Kenntniß gesetzt werden, daß besagter Floris de Montmorency in Glaubenssachen nicht ganz rein ist, damit er seine Leitung und Führung danach einrichte und ihn von den Irrthümern und Ketzereien, denen er früher anhing oder noch anhängt, abbringe, wobei er mit aller ihm eigenen Klugheit und Geschicklichkeit zu verfahren hat.

„Ein Testament zu machen, wird dem Gefangenen nicht gestattet, dieweil alle seine Güter confiscirt sind, und wer solcher Verbrechen schuldig befunden wurde, weder testiren noch überhaupt besitzen kann; indessen, sollte er ihm obliegender Schulden und Verpflichtungen Erwähnung thun wollen, so kann ihm dies gestattet werden, jedoch ohne daß dabei von dem gerichtlichen Spruch und der Vollstreckung desselben die Rede ist, sondern als Vermächtniß eines Kranken, der sich dem Tode nahe fühlt. Auch Briefe und überhaupt Schriftliches wird ihm nur unter der Bedingung abzufassen erlaubt, daß er sich darin als einen Kranken zu erkennen gibt, der demnächst zu sterben fürchtet, und dabei keine unpassende Anspielung sich zu Schulden kommen läßt. Solche und ähnliche Briefschaften sollen jedoch in Beschlag genommen und nicht eher abgegeben oder veröffentlicht werden, bis man sich überzeugt hat, daß es ohne Nachtheil geschehen kann. Alles was dem besagten Floris de Montmorency zu eigen gehört, desgleichen seine Baarschaft und Juwelen, unter diesen das Halsband des

Goldenen Vließes, seine Papiere und Schriftsachen und was sonst bei ihm sich vorfindet, soll inventirt und in Verwahrsam genommen, sofort aber an Se. Majestät berichtet werden, damit Sie darüber verfügen.

„Nach geschehener Hinrichtung und nachdem sein Tod mit der anbefohlenen Verschwiegenheit und unter Verheimlichung des vollzogenen Urtels bekannt gemacht worden, sollen Befehle wegen der Beerdigung ertheilt werden, die in der Kirche von Simancas vorläufig und mit mäßigem Pomp stattzufinden hat, wie sich für eine Person von seinem Stand geziemt, in Erwartung des weitern was geschehen soll. Auch wäre es nicht unangemessen, seinen Dienern, deren Zahl doch gering ist, Trauerkleider verabfolgen zu lassen, sowie ihnen nach Maßgabe das nöthige Geld zuzustellen für den Fall, daß sich keins in seinem Besitze findet.

„Gegeben zu Madrid, 1. Oct. 1570. Dr. Velasco."

Schwerlich existirt noch ein zweites Actenstück ähnlichen Inhalts, dessen Sätze man nach den Worten „secreto y disimulacion" zählen kann und die mehrmals in der Uebersetzung blos darum übergangen wurden, um das sittliche Gefühl des Lesers zu schonen. Und bemerke man wohl, Philipp II. stand gerade damals im Begriff, mit seiner Nichte, Anna von Oesterreich, seinen vierten Ehebund zu schließen. Seine Befehle wurden buchstäblich vollstreckt. Anfangs October landete die deutsche Prinzessin in Santander: es war also keine Zeit zu verlieren, da man wußte, daß bei ihr während der Durchreise durch die Niederlande von hochgestellten Personen Schritte geschehen waren, um Montigny's Begnadigung zu erwirken. Hatte man in der ersten Zeit seines Aufenthalts

in Simancas dem Staatsgefangenen einige Freiheit gegönnt, daß er sich wenigstens die nöthige Bewegung machen konnte, so mußte er nunmehr, um zunächst das absichtlich ausgesprengte Gerücht seiner Erkrankung glaubhaft zu machen, in engen Verwahrsam gebracht und von der Welt gänzlich abgeschlossen werden. Wie es bei Tyrannendienern immer und überall zu geschehen pflegt, schärften die den Justizmord leitenden Beamten nach eigenem Gutdünken die königlichen Weisungen, indem sie das bemitleidenswerthe Schlachtopfer in Eisen legten. In seinem maßlosen Diensteifer ließ Peralta einen lateinisch abgefaßten Brief schmieden, der auf dem Corridor durch den Platzlieutenant gefunden sein sollte und eine Aufforderung zur Flucht enthielt, so grenzenlos abgeschmackt, wie sie nur im Gehirn eines spanischen Festungscommandanten ausgeheckt werden konnte. Der Merkwürdigkeit halber mag auch dieses Actenstück [58]) hier eine Stelle finden.

„A. m. m. d. m.

„Noctu ut intelligo nullus est tibi evadendi locus: interdiu saepe, ut qui solus cum solo podagrico custode [59]), qui tibi tam valido nec viribus nec cursu par erit. Erumpe igitur ab octavo usque ad duodecimum octobris quacumque potueris hora, et prende viam contiguam illi portae castelli qua ingressus es. Prope invenies Robertum é (et) Joannem qui tibi presto erunt equis et aliis omnibus necessariis. Faveat Deus coeptis — R. D. M.“

In dem Bericht, dem der angeblich aufgefangene Brief beigelegt ist, bemerkt der Commandant, die Ent-

deckung sei mit Gottes Hülfe (Dios servido[!]) geglückt, auch habe man verdächtige Personen in Kartäusertracht um die Festung schleichen und diese in Augenschein nehmen sehen. Daß die verkappten Unholde keine Spanier gewesen sein können, liegt am Tage, und jedenfalls: warum ließ Peralta dieselben nicht aufgreifen, da es nur einer sehr geringen Kriegslist bedurft hätte, um sie kirre zu machen und bei ihrem durch den für die Flucht anberaumten viertägigen Termin mehr als wahrscheinlichen abermaligen Erscheinen in einen Hinterhalt zu locken? Indessen ganz abgesehen von der innern Unwahrscheinlichkeit, die der nichtssagende Inhalt des saubern Machwerks offen zur Schau trägt, fehlt es nicht an äußern Merkmalen, die über den Ursprung desselben keinen Zweifel lassen. Man braucht kein besonderes Gewicht zu legen auf den ungewöhnlichen Ausdruck „prendere viam“, da einem französisch redenden Niederländer ein derartiger Barbarismus ebenso leicht begegnen konnte als einem geborenen Spanier; allein „é“ statt „et“ würde ein Landsmann Montigny's niemals geschrieben haben. Jedenfalls hatte Peralta einen scheinbaren Vorwand gefunden, um seinen Gefangenen nach dem cubo del obispo schaffen und alle seine Diener von ihm trennen zu lassen. Fortan waren nur der Lieutenant und ein Bedienter des Commandanten um seine Person, und Peralta konnte, gewiß zur Zufriedenheit seines Gebieters, die „disimulacion“ so weit cultiviren, daß er mit dem Bemerken schloß, der Gefangene sei aus Aerger erkrankt und die Aerzte erklärten das Uebel, von dem er schon in Segovia befallen worden, für ein Zehrfieber. Natürlich wird Montigny den

untergeschobenen Brief mit Entrüstung zurückgewiesen haben.

Man sieht, die Einleitungen ließen nichts zu wünschen übrig: in Gegenwart des Verurtheilten wurde das richterliche Erkenntniß verlesen und der Dominicaner Fray Hernando del Castillo, den der König ausdrücklich dazu ersehen, übernahm die Seelsorge, wobei Montigny eine feierliche Protestation aufsetzte, daß er als römisch-katholischer Christ gelebt habe und sterben werde. Der Alcalde hatte es hervorgehoben, wie der König aus reiner Gnade an die Stelle des brüsseler Spruchs heimliche Vollziehung des Todesurtheils habe treten lassen. Der Arzt mußte schon seit einigen Tagen häufiger als gewöhnlich den Gefangenen besuchen, Arzneien wurden über den Hof getragen, wie wenn er im heftigsten Fieber läge (como si estuviera enfermo de una gran calentura continua), und ausgesprengt, er werde die Woche nicht überleben. In dem Bericht, der nach geschehener That unter dem 2. Nov. an den Herzog von Alba erstattet wurde, hob der Verfasser nachdrücklich hervor, der Verurtheilte habe unmittelbar vor seinem Tode eingestanden, daß Sr. Majestät Minister kein Vorwurf treffe, dieselben vielmehr so gehandelt hätten, wie sie nach den Acten hätten handeln müssen, daß aber seine Neider und die andern, die ihm übel wollten, während man ihn gefangen gehalten, freie Hand gehabt hätten, um ganz nach Belieben Beschuldigungen auf ihn zu häufen; übrigens erleide er den Tod mit Geduld und sage Sr. Majestät großen Dank dafür, daß man ihn in der angegebenen Weise hinrichten lasse. Als er so gesprochen und nochmals seine Seele Gott empfohlen hatte, that

der Nachrichter seine Pflicht und erdrosselte ihn. Es war morgens 2 Uhr, als am 16. Oct. der Alcalde, der Schreiber und der Henker sich auf den Rückweg nach Valladolid begaben, nachdem den beiden letztern bedeutet worden war, es treffe sie der Tod, wenn sie das Geheimniß verriethen. Der Todte wurde in eine Franciscanerkutte gewickelt, damit man nicht sehen sollte, er sei erdrosselt worden, und ohne weitern Verzug schritt man zur Beerdigung. Die 700 Seelenmessen, von denen Montigny wünschte, daß sie für ihn gelesen würden, wurden pünktlich besorgt; in Ansehung einiger frommen Legate, die er vermachte, fragte der König bei Alba erst an, ob Montigny's Güter eine solche Ausgabe gestatteten; die einigen seiner ergebensten Diener ausgesetzten Vermächtnisse dagegen blieben gänzlich unberücksichtigt. Mittlerweile berichtete Peralta an den König, Montigny sei nach einer ärztlichen Consultation und mit den Tröstungen der Religion am Fieber gestorben — „y ansí fué Dios servido (!) de llevarle para sí entre las tres y las cuatro" (zwischen 3 und 4 Uhr hat es Gott gefallen, ihn zu sich zu nehmen!) —, was allen glaubwürdig vorkam, sodaß Philipp in einem Schreiben an Alba seine höchste Zufriedenheit darüber kund gab und auch in den Niederlanden die Vorzeigung von Peralta's Lügenbrief anempfahl („sucedió tan bien que hasta agora todos tienen creido que murió de enfermedad, y así tambien se ha de dar á entender allá mostrando descuidada y disimuladamente dos cartas qui irán aquí de Don Eugenio de Peralta"). In der That, es bedurfte beinahe dreier Jahrhunderte, um die Wahrheit ans Licht zu ziehen, den Mörder zu brandmarken und

das Schlachtopfer zu rächen (Gachard). Am ausführlichsten beutet Strada das falsche Gerücht aus [60]), und fast möchte man sagen, die Nemesis habe den Schuldigsten unter den Schuldigen schon in jenem belgischen Jesuiten ereilt, der einen gewaltsamen Tod des Don Carlos wenigstens für möglich hält. Herrera läßt Montigny in Medina del Campo sterben, Strada in Segovia ihn geköpft werden; van Meteren weiß wenigstens, daß er nach Simancas gebracht wurde, wo er an Gift, das sein Page ihm reichte, gestorben sein soll. In dem königlichen Schreiben an Alba wird des Umstands erwähnt, Montigny sei so christlich gestorben, daß der Mönchbruder glaube, Gott habe sich seiner Seele erbarmt; daran schließt sich jedoch der weitere Satz: „Von der andern Seite freilich verleiht der Teufel den Ketzern in dergleichen Fällen solche Stärke, daß wenn der eine (Ketzer) war, jener (der Teufel) ihn nicht verlassen haben wird“ (mas por otra parte veemos que el demonio en tales tiempos suele dar tanto esfuerzo á los herejes, que si este lo era no le habrá faltado). Die Worte strich der König eigenhändig aus und bemerkte am Rande: „Das muß gestrichen werden, denn von den Todten darf man nur gutes reden“ (esto mismo borrad de la cifra, que de los muertos no hay que hacer sino buen juicio).

Der einzige würdige Theilnehmer der schrecklichen Tragödie war Fray Hernando del Castillo, von dem San-Pablo-Collegium in Valladolid. Unmittelbar nach der Erdrosselung schrieb er an Dr. Velasco einen Brief des Inhalts: „Der Auftrag, den Se. Majestät dem Herrn Don Alonso de Arellano ertheilte, ist am heutigen 16. d. M. um 2 Uhr morgens vollstreckt worden und

zwar in Uebereinstimmung mit der von Ew. ꝛc. ertheilten Instruction. Vergangenen Sonnabend gegen 10 Uhr in der Nacht ward das Rechtserkenntniß dem Schuldigen mitgetheilt, der im Vertrauen auf seine Unschuld sicherlich daran so wenig dachte als an die Ankunft der Königin unserer Herrin; darum war er anfangs ein wenig bestürzt und während der nächsten Stunden nahm seine Bestürzung zu. Als Don Alonso die Schriftstücke verlesen hatte, begann ich mein Amt, wobei der Betreffende (aquella persona) mit Ruhe und großer Mäßigung in seinen Reden sowie mit großer Geduld in seinem Aeußern zuhörte, und so verhielt er sich bis zu seinem letzten Athemzug. Es schmerzte ihn die veränderte Behandlung, welche Don Eugenio in der letzten Zeit ihm hatte zu Theil werden lassen, weshalb er mit Befriedigung vernahm, daß dieselbe von einem Höhern angeordnet und befohlen worden. Ich suchte ihn in seinem Leiden, so gut es ging, zu trösten (procuróse de darle en su trabajo el gusto que se sufriese) und überzeugte ihn zuletzt, daß Se. Majestät sich besonders gnädig gegen ihn erweise in der Art wie der Spruch an ihm vollzogen werde. Von jetzt an bis Sonntag morgens 2 Uhr benahm er sich ohne Unterbrechung zu meiner vollen Zufriedenheit (gasté en satisfacerme), sowol was seinen Glauben als die andern für eine so lange Reise erforderlichen Dinge betrifft; er setzte mit eigener Hand die beifolgende Bittschrift auf, deren ich mich bedienen sollte zur Besorgung seiner Aufträge, falls Se. Majestät nichts dagegen einzuwenden hätten. Im Gewissen gebunden wie ich war, öffentlich über den argen Verdacht mich auszusprechen, der in Betreff seiner religiösen Ueber-

zeugungen in Umlauf gesetzt wurde, übergab er mir das vorliegende Zeugniß und Bekenntniß, das ich nicht von meiner, sondern von seiner Hand haben wollte, damit wenn Ew. ꝛc. es angemessen finden sollten, damit ans Licht zu treten, man nicht soll sagen können, die Unterschrift rühre von einem Kranken her, der den Inhalt nicht gesehen und nicht gelesen. Die Bittschrift ist nicht im Stil eines Almosenbitters abgefaßt, wie er denn aus freien Stücken sich gegen mich aussprach, als Verurtheilter könne er nicht über einen Real nach Gutdünken verfügen; indessen war Grund vorhanden, ihm die Gewährung seiner Bitte in Aussicht zu stellen, da dieselbe nichts enthält, was ein so unglücklicher, von allem entblößter Mensch seinen katholischen König nicht sollte bitten dürfen. Kleider und Weißzeug, das Bett und andere unbedeutende Gegenstände wünscht er seinen Dienern in der angegebenen Weise vermachen zu dürfen, und das Silberzeug, dessen er erwähnt, ist von so geringem Werth, daß ein Edelmann in dem erbärmlichsten Dorf des Campo es besser hat. Auch die andern Aufträge, bekannte Schulden und Verpflichtungen, belaufen sich auf eine äußerst geringe Summe. . . . Ew. ꝛc. hielten mich für einen guten Sachwalter der Unglücklichen: wohlan, so werden Sie mir auch die Gunst erweisen und Sr. Majestät die Angelegenheit in einem möglichst günstigen Licht vortragen, und Höchstdieselben an das Mitleid erinnern, welches die Natur gegen Verstorbene vorschreibt, zumal da keine Gründe zu fernerer Strenge vorliegen und im gegenwärtigen Fall alles verschwiegen bleibt, so zwar, daß die Stille nur unterbrochen wird, um die Härte Don Eugenio's zu verdammen, womit er

ein Leben antastete, das ohnehin an einem schwachen Faden hing. Sollte Se. Majestät zu erfragen geruhen, was die besondern Verpflichtungen sind, welche der Betreffende noch zu erfüllen hat, sowie die Personen, denen er die Vermächtnisse zugedacht, so werde ich Ew. zc. das Nöthige zusenden, bitte mir jedoch eine Abschrift des Bittgesuchs aus, da ich kein Exemplar in Händen habe, auch niemand dasselbe gelesen hat. Ich würde meine Pflicht schlecht erfüllen, wenn ich Ew. zc. nicht aufs inständigste ersuchte, die Angelegenheit richtig zu erledigen und zwar in kürzester Frist (dies ist das wichtigste!), um den Auswärtigen und Einheimischen den Mund zu stopfen, und damit ich ohne weiteres darauf antworten kann, wenn man mich fragt, ob der Mann ein Testament gemacht hat und wie es sich mit der Vollziehung desselben verhält. In der Hauptsache hat er sich so vortrefflich bewiesen, daß wir Zurückbleibenden Ursache haben, ihn zu beneiden. Gestern um 7 Uhr beichtete er, um 10 Uhr las ich die Messe und reichte ihm das allerheiligste Sakrament. In dem einen wie in dem andern Stück zeigte er sich als einen so guten Katholiken und Christen, als ich für mich selbst nur immer zu sein wünsche; den Rest des Tags und die folgende Nacht verbrachte er mit Gebet, Bußhandlungen und dem Lesen einiger Sachen von Fray Luis de Granada, den er im Gefängniß besonders lieb gewonnen hatte. Von Stunde zu Stunde nahm seine richtige Würdigung des Lebens, seine Geduld, seine Wehmuth und seine Ergebung in den Willen Gottes und des Königs zu; den Urtheilsspruch des letztern prieß er allezeit als gerecht, betheuerte aber ebenso standhaft seine Unschuld in den Artikeln des Prinzen

von Oranien, des Aufruhrs u. s. w., wegen deren er von Gott keine Vergebung erhalten wollte, falls er gegen seinen König schuldig sei; auch äußerte er, seine Feinde hätten ihn ins Verderben gestürzt, da sie in seiner Abwesenheit ungestraft über ihn herfallen konnten. Und das sagte er ohne Zorn, ebenso gelassen, wie wenn es sich dabei um eine ganz fremde Person handelte, indem er allen von ganzem Herzen und in der Haltung eines dazu vorherbestimmten Christen vergab.

„Er vertraute mir ein feines goldenes Kettchen, an welchem sein goldener Siegelring hing, an, nebst einem andern Ring mit einem Türkis; Siegelring und Kette, um sie seiner Frau zu senden, den andern Ring seiner Schwiegermutter, weil er sie von ihnen in der ersten Zeit seines Ehestands zum Geschenk erhalten; auch sollte ich seiner Frau schreiben, daß Gott ihn von der Welt genommen zu einer Zeit, wo es ihm nicht vergönnt gewesen, ihr zu dienen und sie zu ehren, und daß er ihr das Kleinod sende zu seinem Andenken, da er es allezeit getragen habe; er bitte sie, stets des Bluts eingedenk zu sein, aus dem sie stamme, und eine so gute Christin zu bleiben wie ihre Vorfahren gewesen, sich auch nicht von neuen Meinungen und Sekten einnehmen zu lassen, vielmehr in dem Glauben und in der Religion zu beharren, welche die römisch-katholische Kirche lehrt und der Kaiser Karl V. unser Herr gesetzlich schützte, allezeit und in unterthäniger Ergebenheit gegen den König unsern Herrn, desgleichen ihre Mutter. Die Sachen sind in meiner Hand, um sie den Befehlen Sr. Majestät gemäß verabfolgen zu lassen nach der Anweisung, die ich von Ew. 2c. erwarte, und wenn mir gestattet werden sollte zu schreiben,

bitte ich, mir es brieflich anzuzeigen, damit den Befehlen Sr. Majestät Genüge geschehe und ich der Verpflichtung, welche ich von jener dem königlichen Willen unterworfenen Person übernahm, nachkomme. Gegenwärtiges Schreiben ist länger geworden, als ich beabsichtigte, da ich so wenig wie möglich lästig sein möchte; indessen mögen Ew. rc. die Schuld auf sich selbst nehmen, da Sie gewollt haben, daß ich Zeuge von der traurigen Geschichte sein soll."

Unzweifelhaft hat Philipp den Brief gelesen, denn in Staatsgeschäften, zumal wenn sie die große Wichtigkeit für ihn hatten wie der vorliegende Fall, war er von einer musterhaften Pünktlichkeit. Was er wol dabei gedacht haben mag? Damit, daß er es in einem Schreiben an Alba tadelte, daß man den armen Montigny kurz vor seinem Tode noch in Eisen legte; daß er es hervorhob, der Hingerichtete sei christlich gestorben und Fray Hernando glaube, Gott werde sich seiner erbarmt haben — als ob der würdige Dominicaner eben nur das und nicht viel mehr gesagt hätte! —: mit einem so nichtigen Schein einer gerechten und christlichen Gesinnung hatte er sein Gewissen vollkommen beschwichtigt. Grenzenlos war dagegen seine Freude darüber, daß die listige Verheimlichung über alles Erwarten gut gelang. Am 22. März 1571 ward in Brüssel ein Erkenntniß ausgefertigt, daß Floris de Montmorency, Herr von Montigny, mit Einziehung aller seiner Güter wegen Hochverraths verurtheilt worden sei, daß es aber seitdem dem Herzog bekannt geworden, wie gedachter Montigny in der Festung Simancas eines natürlichen Todes gestorben (que ledit de Montigny seroit allé de vie à trespas, par mort naturelle). [61])

Um so ungetheilter nimmt Fray Hernando unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. In seinem schlichten und unverfälschten Christensinn glaubte er es mit einem halsstarrigen Ketzer zu thun zu haben, und siehe da, er hat einen unschuldig Verurtheilten vor sich, der, jeder Zoll ein Edelmann im echten Sinn des Worts, mit der bußfertigen Ergebenheit eines armen Sünders und unerschütterlich fest in seinem römisch-katholischen Glaubensbekenntniß sich hinwürgen läßt, ohne eine Verwünschung gegen seine feigen Mörder auf der Lippe. Eine solche Glaubensdemuth war in Spanien, wenn nicht überhaupt beispiellos, so doch bei dem hochfahrenden Wesen der spanischen Nation eine Seltenheit: die Wirkung auf den frommen Dominicaner mußte um so überraschender und ergreifender sein, als dieser einem verwandten Gemüthe begegnete. Der nichts weniger als stilistisch tadellose, dagegen um so edler und freimüthiger gehaltene Brief Fray Hernando's läßt an einzelnen Stellen deutlich genug durchblicken, daß die religiöse Ueberzeugung des Verfassers eine andere war als die des Königs Philipp und seiner Helfershelfer. Namentlich findet sich eine Anspielung auf das Prädestinationsdogma, wie Augustin und nicht die Jesuiten es auffaßten. Und überhaupt wie ganz anders, wie unverfälscht und gottinnig klingt die Saite, welche durch den ganzen Brief, der unter dem frischen Eindruck der gräßlichen That geschrieben wurde, sich hindurchzieht, im Vergleich zu dem, was in Spanien gewöhnlich für Frömmigkeit galt! Es ist bedeutsam genug, daß gerade jener fromme Mystiker Fray Luis de Granada, mit dessen Erbauungsschriften Montigny sich vorzugsweise gern beschäftigte, aus dem er in so reichem

Maße Trost und Ergebung schöpfte, neben Juan de Avila, dem Apostel von Andalusien, Juan de la Cruz und der heilige Teresa de Jesus, dem ketzerriecherischen Eifer der Inquisition gleichfalls nicht entging, obschon er mit einer leichten Buße davonkam. [62])

In der That hatten von ihrem Standpunkt aus die spanischen Inquisitoren so unrecht nicht. So wenig Montigny ein Ketzer war in dem Sinne eines von der römischen Kirche abgefallenen Protestanten, so wenig stimmte seine niederdeutsche Religiosität mit dem Begriff spanischer Rechtgläubigkeit und den Zirkellinien des verstandsrechten Inquisitionsdogmas, und insofern mußte sogar die mystische Richtung eines Fray Luis Verdacht erwecken. Philipp II. gehörte in die Zahl derjenigen Glaubenseiferer, denen die Religion bloße Verstandssache, das reine Gegentheil einer Herzensangelegenheit ist, und nach Anlage und Erziehung konnte dies gar nicht anders sein, da er kaum dem Namen nach ein Gemüth, folglich auch nicht die sittlichen Bedürfnisse, die einem solchen zu eigen sind, besaß. Er war ohne Widerrede der Sklave seiner Beichtväter und der kirchlichen Würdenträger, jedoch nur inwieweit ihre gewaltthätige Unduldsamkeit mit seinen eigenen Neigungen und — politischen Anschauungen und Absichten zusammentraf. So erklären sich manche Widersprüche an dieser verworrenen und unfaßbaren Persönlichkeit. Einer der abstoßendsten Fanatiker jener an Ereignissen und traurigen Religionsverwirrungen so reichen Zeit, Fray Lorenzo, der während eines längern Aufenthalts in den Niederlanden einen lebhaften Briefwechsel mit Philipp unterhielt und darin alles anschwärzte, was mit den Reformbewegungen

in einem noch so entfernten Zusammenhang stand oder auch nur zu stehen schien, was soviel hieß als: spanierfeindlich gesinnt war; ja, der es nicht einmal verschmähte, den belgischen Adel nach umlaufenden Klatschereien der empörendsten Verbrechen zu beschuldigen, hat andererseits doch auch Muth genug, um (Segovia, 22. Oct. 1566) an seinen König zu schreiben: „Wenn Gott einem Fürsten so viele und so große Reiche und Staaten beschert hat wie Ew. Majestät, so geschah es nicht, daß die Reiche ihm blos zu eigen sein sollen, sondern daß er seinerseits ebenso wohl seinen Reichen und allen seinen Unterthanen zu eigen sei. .... Wie die Unterthanen die natürliche Verflichtung haben, welche die Natur schon bei der Geburt ihnen mit auf den Weg gab (obligacion natural, infundida da naturaleza en su formacion), zum Dienste, der Erhaltung und Vertheidigung ihres Fürsten herbeizueilen, sobald es nöthig sein sollte, so bringen die Fürsten, wenn sie geboren werden, nicht allein das Besitz- und Herrscherrecht über ihre Länder und Staaten mit auf die Welt, sondern zugleich die von der Natur an diese Würde geknüpfte Verpflichtung, erforderlichenfalls zur Vertheidigung, zu Schutz und Sicherstellung ihrer Vasallen und Unterthanen herbeizueilen; und diese Verpflichtung ist von beiden Seiten so groß und ernst, daß sie, sowie sie den Unterthanen und Vasallen die Pflicht auferlegt, Gut und Blut für ihren Fürsten dahinzugeben, dasselbe von den Fürsten verlangt, die in der äußersten Gefahr ihr Leben für ihre Unterthanen zu opfern haben."

Es ließe sich viel darüber sagen, daß hier und sogar in dem Schreiben Fray Hernando's („la piedad que

naturaleza enseña con los defunctos") überall von der „Natur" und von „natürlichen Anlagen und Verpflichtungen" (obligacion natural, naturaleza) die Rede ist, wo das tiefere religiöse Gefühl des Niederdeutschen „göttliches Wort und göttliche Gnade" setzen würde: uns genügt es, Act zu nehmen von der Selbstbeherrschung, die Philipp dadurch bewies, daß er dergleichen Vorhalte geduldig hinnahm, ohne deshalb in seinen Entschließungen sich im mindesten irre machen, von seinen politischen Ansichten ein Haar breit abbringen zu lassen. Auch insofern war er ein unerreichbarer Meister in der Verstellung. So ähnlich er seinem Vater in manchen Stücken war, so hatte er wenigstens keinen Tropfen von dessen deutschem Blut, und an dieser Abwesenheit aller von dem spanischen Wesen abweichenden Richtungen und Stimmungen, was ziemlich ebenso viel heißt als: an dem gänzlichen Uebergewicht der kalten Berechnung über das warme und innige Gefühl entschied sich, man kann wohl sagen, das Schicksal Spaniens, wo nicht der ganzen damaligen Welt. Nicht blos Karl's V. Regierung ist über alle maßen reich an den überraschendsten Wechselfällen: seine gesammte geistige Organisation verschloß in sich großartige Gegensätze, die den vom Schicksal fortwährend hin- und hergeschüttelten Kaiser in sehr verschiedenem Lichte erscheinen ließen und, nicht immer mit Recht, in den Augen aller Parteien verdächtig machten. Von solchen Widersprüchen war König Philipp allerdings frei; er besaß eine durch und durch einheitliche, consequente Natur, leider jedoch von einer Beschaffenheit, daß er auf hinterlistige Berechnung alles, auf eine humane Gesinnung gar nichts gab, und darum für die

expansiven Regungen einer liberalen Denkweise auch nicht das geringste Verständniß hatte. In seiner coercitiven Beschränktheit war er völlig außer Stande, den Nationalgeist als solchen gewähren zu lassen oder auch nur seine Berechtigung anzuerkennen, und die unausbleibliche Folge davon war, daß entweder das spanische Wesen durch den Machthebel des spanischen Regiments den andern Völkern aufgezwungen, oder aber daß Spanien und das über dasselbe verhängte System in seine eigene Grenze zurückgewiesen wurde. In diesem für Spanien selbst nicht blos nutzlosen, sondern geradezu tödtlichen Kampf, in welchem Ströme kostbaren Bluts, recht eigentlich das Mark der Iberischen Halbinsel, vergeudet wurden, stand keineswegs die Autorität gegen die Revolution, wie König Philipp und seine Minister sich einredeten, sondern die Tyrannei gegen die Freiheit, der Machtspruch gegen das Gewissen, und schon darum konnte der Ausgang nicht zweifelhaft sein, mit so zäher Hartnäckigkeit sich auch der Riesenleib des spanischen Volks verblutete.

Was daraus geworden wäre, wenn ein freisinniger und willensstarker Fürst sich der von Karl V. seinem Nachfolger hinterlassenen Aufgabe bemächtigte, ist schwer zu sagen: so wie Philipp sich der Lösung unterzog, war der endliche Abfall der Niederlande eine nothwendige Folge der auf Befehl des Monarchen durch die Inquisition bewerkstelligten gewaltsamen Unterdrückung der humanen und toleranten Gesinnung, die in der Idee der Reformation, wenn auch nur ausnahmsweise in ihrer geschichtlichen Erscheinung, sich aussprach. Kaiser Karl hatte sich dem Einfluß jener auf den ethischen Grund-

charakter der kirchlichen Ordnungen zurückgehenden, den verstopften Lebensquellen des Christenthums nachgrabenden Bestrebungen nicht zu entziehen vermocht: daß er aber gleichwol die Reformation als solche, zumeist aus politischen Gründen, haßte und durch einzelne Maßregeln bis auf den Tod verfolgte, war ein schwerer Irrthum darum, weil sein Nachfolger des Vaters antiprotestantischen Eifer dahin misverstand, man müsse nicht blos die Protestanten, sondern die ganze zu erneuerter Anerkennung gebrachte sittliche Weltanschauung mit Stumpf und Stiel ausrotten. Karl war alles eher als Protestant oder Förderer protestantischer Grundsätze: nichtsdestoweniger bekundete er eine entschieden ausgesprochene protestantische Ader in dem Nachdruck, womit er den Uebergriffen der Päpste in ein ihnen fremdes Gebiet wehrte, und nicht minder in seiner Vorliebe für die lautere Frömmigkeit, die nicht an äußerer Werkheiligkeit und der sie bestimmenden Furcht, sondern an dem innern Drang eines in der Idee der Sittlichkeit aufgehenden Herzens und der dasselbe beseelenden Liebe erkannt wird.

Anmerkungen.

1) Cabrera, Felipe Segundo, Buch 7, Cap. 22.

2) Prescott, History of the reign of Philip the Second (London 1855), II, 497.

3) de Floranes, Disertacion histórica sobre los archivos de España.

4) Minutoli, Altes und Neues aus Spanien (Berlin 1854), I, 132.

5) Ich citire nach der spanischen Ausgabe: Historia critica de la inquisicion de España, Bd. I, (Madrid 1822; die spätern Bände sind in Paris erschienen).

6) San=Miguel, Historia de Felipe II., I, 313.

7) „Celui donc qui a espousé sa nièce, ose me reprocher mon mariage. Celui lequel pour parvenir à un tel mariage, a cruellement meurtri sa femme fille et seure des rois de France. Comme je sçai, *qu'on en a en France les informations.* Or quel a ésté le fondement de ceste terrestre divine dispense (päpstliche Dispensation)? C'est, qu'il ne falloit pas laisser un si beau roiaulme sans heritier. Et voilà pourquoi a ésté adjousté à ces terribles fautes precedentes un cruel parricide. Le pere meurtrissant inhumainement son enfant et heritier, affin que par ce moien le pape eut ouverture de dispense d'un si execrable inceste abominable à Dieu et aux hommes. Quant à Don Carlos restait il pas

nostre seigneur futur et maistre présumtif? Et si le pére pouvoit alleguer contre son fils cause idoine de mort, estoit ce point à nous, qui y avions tant d'interest qu'à trois ou quatre moines ou inquisiteurs d'Espagne?"

8) Adriani, Istoria de suoi tempi (Florenz 1583).

9) Matthieu, Histoire de France (1606).

10) de Thou, Histoire universelle, Bd. V.

11) Zur Geschichte des Don Carlos (Wiener Jahrbücher der Literatur, 1829, XLVI, 227 fg.).

12) de Castro, Historia de los Protestantes Españoles (Cadiz 1851), S. 356.

13) Prescott, History of the reign of Ferdinand and Isabella (Neuyork 1845), III, 284.

14) Elogios de Don Honorato Juan (Valencia 1659).

15) Locorum communium collectanea ex lectionibus Melanchthonis (Frankfurt a. M. 1594), S. 599.

16) Cabrera, Buch 2, Cap. 11.

17) Négociations relatives au règne de François II, S. 291.

18) San-Miguel, I, 274.

19) Brantôme, Oeuvres, Bd. V.

20) van der Hammen, Don Juan de Austria (Madrid 1627).

21) Gachard, Retraite et mort de Charles-Quint au monastère de Yuste, II, 514.

22) Als Philipp mit seiner dritten Gemahlin, Isabella von Frankreich, zuerst zusammentraf, wußte er ihr, weil sie ihm scharf ins Gesicht sah, nichts Schmeichelhafteres zu sagen, als ob sie graue Haare an seinem Kopfe suche.

23) Histoire d'Alexandre Farneze (Amsterdam 1692).

24) Dumesnil, Histoire de Don Juan d'Autriche (1827).

25) Minutoli, I, 155.

26) Gachard, Correspondance d'Alexandre Farnese avec Philippe II (Brüssel 1853), I, 11.

27) Nichts legt ein glänzenderes Zeugniß ab für den politischen Scharfsinn der venetianischen Signoria, als daß sie schon von dem 13. Jahrhundert an ihren Gesandten regelmäßige Be-

richte sowol an den Senat als an den Dogen zur Pflicht machte. (Gachard, Les monuments de la diplomatie Vénitienne in den Mémoires de l'Académie Royale de Belgique, Bd. XXVII). Daß diese reiche Fundgrube für ältere und neuere Geschichte so lange in den Bibliotheken vergraben lag, hat seinen Grund zum Theil darin, daß kein venetianischer Gesandter seine Berichte für sich zu behalten berechtigt, vielmehr verpflichtet war, sofort bei seiner Ankunft in Venedig alle seine Papiere an den Rath der Zehn auszuliefern. Die Relazioni degli ambasciatori Veneti al senato (ed. Flor.) sind mir im 8. und 9. Band, worin die spanischen Berichte enthalten sind, nicht zu Handen und ich citire nach Gachard, Relations des ambassadeurs Vénitiens sur Charles-Quint et Philippe II (1856).

28) Gonzalez, Apuntamientos para la historia del rey Felipe Segundo (Memorias de la Real Academia de la historia, VII, 263).

29) Mignet, Perez et Philippe II (Paris 1845), S. 37.

30) Documentos inéditos para la historia de España, Bd. XV.

31) Gachard, Correspondance, I, 354.

32) „Con un certo solito suo riso" — wol ein krankhaftes Lachen, der Begleiter oder doch Vorbote eines gestörten Geistesvermögens.

33) van Bloten, Montigny's leven en dood in Spanje (1853), S. 35.

34) „Ha dias que en esta parte yo estoy sin libertad por haverme prendado de manera, que aunque non estan dadas las manos, quanto á mí no podria dar mas prenda de la que tengo dado." Papiers d'état du cardinal de Granvelle, IX, 543 fg.

35) Raumer, Briefe aus Paris, I, 118.

36) Groen van Prinsterer, Archives de la maison d'Orange-Nassau, I, 345.

37) Carolus Hispaniarum princeps, ad disputandum propositus a J. D. Schroedero (Wittenberg 1687).

38) Baltasar Porreño in den Dichos y hechos del rey Don

Felipe II el prudente (Sevilla 1639) führt eine verwandte Aeußerung an, wie Philipp die Fürbitte zu Gunsten einiger verurtheilter Edelleute zurückwies. „Gerade das adeliche Blut, wenn es befleckt ist, muß durch Feuer gereinigt werden; wäre mein Blut in meinem Sohne verunreinigt, ich wäre der erste, der es ihm abzapfte!“

39) M'Crie, History of the progress and suppression of the reformation in Spain (London 1829), S. 328.

40) Strada, De bello belgico, I, 185.

41) Groen van Prinsterer, I, 434.

42) la Loo: „Como nros ministros de Flandes la aconsejan, diziendo que su Mt. ha tratado hasta ahora sus vasallos de Flandes como padre de familia, y que, viendo que la clemencia de que ha usado no aprovecha, ha de proceder con todo rigor.“

43) Strada: „Illos non armis sed beneficiis expugnari.“

44) Gachard, Correspondance, I, 487.

45) Ebend., I, 519.

46) Raumer, S. 124.

47) Adriani, S. 762, 798.

48) Carta de Hernan Suarez al Príncipe, 5.

49) De la prision y muerte del Príncipe Don Carlos.

50) Documentos inéditos, IV, 485.

51) de Falloux, Histoire de St.-Pie V, II, 19 fg.

52) Schardius, Rerum Germanicarum, Buch IV.

53) Gachard, Correspondance, I, 535.

54) Willems, Mengelingen, S. 329.

55) de Bavay, Le procès du comte d'Egmont (Brüssel 1854), S. 87.

56) Traslado autorizado de la requisitoria y autos y confesiones del Baron de Montiñi, tomadas por el alcalde de corte Salazar en el alcázar de Segovia ante el escribano Bernaldo de Izmendi año de 1569. Documentos inéditos, V, 1—74.

57) Gachard, Correspondance, II, 160 fg.

58) Documentos inéditos, IV, 551.

59) Der ehrenwerthe Peralta hatte die Gicht und wird sich schon darum wohl gehütet haben, den ihm anvertrauten Gefangenen allein zu bewachen, was ohnehin nicht seines Amts war.

60) Motley, The rise of the dutch republic (London 1856), II, 133 fg.

61) Gachard, Correspondance, II, 171.

62) Eine großentheils nach ihm verfaßte Erbauungsschrift: Manual de diversas oraciones y espirituales exercicios, sacados por la mayor parte del libro llamado, guia de pecadores, que compuso Fray Luys de Granada, steht auf dem Indice expurgatorio del cardenal Don Gaspar de Quiroga, arzobispo de Toledo é inquisidor general de España (Madrid 1583).

Christoph Kaufmann, der Kraft-apostel der Geniezeit.

Von

Heinrich Düntzer.

Am wunderlich verworrenen Sternhimmel des Sturms und Drangs, der mit dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts alle sich begabt fühlenden Geister ergriffen hatte, leuchtete auf kurze Zeit als einer der glänzendsten Irrsterne ein neuer Simson, der Schweizer Kaufmann, den Lavater als seinen geweihten Apostel betrachtete, als einen auserwählten Mann, von dem er behauptete, er könne alles was er wolle. Wie ein so ganz leerer und flacher, einzig auf lügenden Schein gestellter Abenteurer soviele der bedeutendsten Männer täuschen und überall, auch an deutschen Höfen, Eingang finden konnte, wird uns nur durch die Gewalt seiner äußerlichen Erscheinung, das alles hinreißende Feuer seiner Persönlichkeit erklärlich, ganz ähnlich wie wir eine solche Herrschaft über die Gemüther in dem gleichzeitigen Cagliostro bemerken; kam dieser der in der Zeit liegenden Sehnsucht nach geheimer Weisheit und übernatürlicher Kraft entgegen, durch deren schlaue Ausbeutung er die Geister fesselte, so fand die von Rousseau angeregte Verehrung der reinen, kunst- und bildungslosen Natur in Kaufmann, dem naturwüchsigen Kraftmann, ihre vollste Befriedigung und nahm den Glauben gefangen.

Das Bild dieses Sternschnuppens der Geniezeit müssen wir uns aus sehr vereinzelten Andeutungen in den besonders neuestens so zahlreich gespendeten Briefsammlungen und mehreren fast ganz verschollenen Schriften der Zeit zusammenstellen. Auch haben wir freundlich entgegenkommender Güte die Mittheilung manches Ungedruckten zu verdanken.[1]) Die gangbaren Nachrichten über unsern Kaufmann, wie wir sie bei Rotermund, dem Fortsetzer Jöcher's, finden, sind einem Bericht von Anton in der „Lausitzischen Monatsschrift", 1795, II, 25 fg. entnommen, der die Hauptangaben über sein Leben in Kaufmanns Papieren „wie verloren" gefunden haben will. Uns liegt handschriftlich der Aufsatz vor, welcher zum Andenken an den Hingeschiedenen in der Brüdergemeine verlesen wurde. Von seinem zwar nicht langen, aber in vieler Rücksicht merkwürdigen Leben, heißt es hier, liege kein eigenhändiger Bericht vor, weshalb nur das mitgetheilt werden könne, was seine liebe Ehegattin aus seinen mündlichen Erzählungen davon behalten und jetzt aufgesetzt habe. Daß aber beide Berichte, besonders der Anton's, gewiß durch Kaufmann's eigene Schuld, durchaus nicht der Wahrheit gemäß sind, wird sich unzweifelhaft ergeben, wodurch denn gar vieles sich ganz anders gestaltet.

Christoph Kaufmann wurde als jüngster Sohn am 14. Aug. 1753 zu Winterthur geboren. Die Taufe erfolgte, nach dem dortigen Kirchenbuch, zwei Tage später. Sein Vater, Christoph Adrian, im Jahr 1707 geboren, war damals Spitalschreiber und Mitglied des Großen Raths; 1771 ward er Statthalter und Säckelmeister. Als seine Mutter nennt das Kirchenbuch Anna Barbara

Weinmann. Kaufmann's Gattin berichtet, der Vater sei ein rechtschaffener und kluger Mann, Statthalter in Winterthur gewesen; die Mutter, eine geborene Weidemann (sic), eine gläubige, bewährte Christin, ebenfalls mit seltenen Naturgaben ausgerüstet, habe diesen Sohn erst in ihrem funfzigsten Jahr geboren. In den Supplementen zu dem „Schweizerischen Lexikon“ von Leu werden drei Brüder aufgeführt, von denen der älteste 1738 geboren wurde, der zweite, sechs Jahr jüngere, zu öffentlichen Würden stieg, bereits 1775 in den Großen, 1787 in den Kleinen Rath gelangte. „Von seinen Aeltern“, bemerkt Kaufmann's Gattin, „erhielt er eine sorgfältige christliche Erziehung; besonders waren ihm die oft mit Gebet und Thränen begleiteten Ermahnungen seiner Mutter, die ihn, sowie er sie, ungemein zärtlich liebte, zu großem Segen und rührendem Andenken für seine ganze Lebenszeit. Ihr Beispiel gab ihm schon damals einen tiefen Eindruck davon, wie gut es sei, in jeder Noth an den einigen rechten Nothhelfer sich zu wenden. In einer schweren Krankheit pflegte er sie, ob er gleich nur erst im zehnten Jahr war, mit solcher Treue, daß sie sich nicht dankbar genug darüber erklären konnte. Sein lieber Vater übergab ihn zeitig der Aufsicht und dem Unterricht gelehrter Männer, die diesen viele Fähigkeiten zeigenden Zögling durch Erweckung des Selbstgefühls von eigenem Werth und durch Selbstüberwindung so früh als möglich zur Selbstthätigkeit zu bestimmen und schon in den Jugendjahren zum festen Mann zu bilden trachteten.“ Inwiefern hier dem großsprecherischen Kaufmann selbst oder dessen Witwe die Hervorhebung seiner trefflichen Jugendbildung angehöre, deren gerades Gegen-

theil sein späteres Leben bezeugt, bleibe dahingestellt. Letztere fährt fort: „In seinem vierzehnten Jahr verlangten seine Aeltern von ihm eine positive Erklärung, und da sein Plan mit dem ihrigen nicht übereinstimmte, indem bei ihm die Neigung zur Arzneikunde unwiderstehlich war, sie hingegen ihn dem Dienst der Kirche oder des Staats widmen wollten, so begab er sich in aller Stille nach Bern und machte daselbst den Anfang seiner medicinischen Studien mit Erlernung der Pharmacie. Hier kam er in Bekanntschaft mit dem berühmten Haller, die in der folgenden Zeit sehr vertraut wurde. Nach einigen Jahren besuchte er seine Aeltern auf kurze Zeit, und entschloß sich, in Strasburg seine Studien zu vollenden." Die heimliche Entfernung von Hause scheint seinem eigenwilligen Sinn ganz gemäß, das genaue Verhältniß zu Haller eine bloße Ausschmückung, und daß seine Studien auf die Arzneikunst gerichtet gewesen, dürfte nicht weniger willkürlich sein, da er vielmehr ganz eigentlich die Apothekerkunst erlernt zu haben scheint, die eine weniger ernste Beschäftigung forderte.

Genaueres gibt Anton nach Kaufmann's eigenen Aufzeichnungen. In Winterthur und Zürich soll er von Sulzer und Geßner einigen Unterricht in der Naturlehre und Mathematik erhalten, in Bern, wohin er in seinem vierzehnten Jahr kam, den Anfang seiner medicinischen Studien mit Erlernung der Pharmacie in der Knecht'schen Apotheke gemacht haben, auch von besondern Lehrern in der Chemie und Botanik unterrichtet worden sein. „Ueber alles schätzbar war ihm aber ein von Herrn von Haller genossener Privatunterricht in der Physiologie und Psychologie, und die Erlaubniß, denselben

auf einigen kleinen Alpenreisen in der französischen Schweiz und Savoyen zu begleiten. Von Bern ging seine literarische Wanderung nach Basel und Tübingen. Von Basel rühmt er besonders den Nutzen, den er von Lachenal's und Stählin's Unterricht geschöpft, von Tübingen aber den, so er von Gmelin und Reuß gehabt habe. Er kam nun nach Strasburg, wo er Spielmann, Lobstein, Röderer und Hermann hörte, und mit letzterm eine Reise durch Elsaß und Lothringen nach Nimes und Lyon machte, und unter mehreren Gelehrten auch Vitet und le Roi kennen lernte. Nach ihrer Zurückkunft begleitete er den Fürsten von Fürstenberg auf einer Reise nach Italien, bei welcher Gelegenheit er mit dem berühmten Spallanzani bekannt ward. Noch im Herbst 1773 kam er über Innsbruck nach Freiburg zurück, wo er seine medicinischen Studien fortsetzte und endlich über die Verbesserung der Apotheken, um die höchste Würde in der Arzneigelahrtheit zu erhalten, disputirte." Alle diese Nachrichten, besonders was sie über seine Verbindung mit bedeutenden Männern [2]) und seine Reisen enthalten, sind mit höchstem Mistrauen zu betrachten. Auffallend ist es, daß er 1773 (und wol schon früher) bis 1775 in Freiburg studirt haben, sein Aufenthalt in Strasburg früher fallen soll, da er doch, wie wir aus zuverlässiger Quelle wissen, 1774 und 1775 zu Strasburg in einer Apotheke stand. Von einer Promotion ist nirgendwo eine Spur zu finden, wie denn auch in den siebziger Jahren niemand unserm Kaufmann den Titel Doctor gibt. Ein Dr. Knebel in Görlitz behauptete 1805 im „Intelligenzblatt zur hallischen Literaturzeitung", Nr. 15, er wisse aus der sichersten Quelle, daß Kaufmann im Jahr 1794

beim Landphysikat zu Görlitz weder durch eine Promotionsschrift noch durch ein Diplom sich als Doctor der Medicin habe bewähren können; sein Tod habe bald darauf dem Zwist ein Ende gemacht. Ohne Zweifel war er nichts anderes als Apotheker, der sich freilich mit mancherlei andern Dingen beschäftigte und sich wol auch an bedeutende Männer anzudrängen suchte. In Bern mag er schon sehr früh in eine Apotheke getreten sein; in gleicher Eigenschaft ging er später nach Tübingen und Freiburg. Es wird uns berichtet [3]), daß er in den Apotheken zu Tübingen und Freiburg den Kranken Arzneimittel gegen alle Recepte componirt, weshalb man ihn fortgejagt, und man würde ihn, wäre er älter gewesen, eingesetzt haben — ein durchaus glaubhafter, weil seinem Charakter ganz entsprechender Zug.

Ueber Kaufmann's Treiben in Strasburg besitzen wir den Bericht Mochel's und eine Anzahl Briefe, mitgetheilt in Schmohl's „Urne Johann Jakob Mochel's" (1780)[4]) und in „Johann Jakob Mochel's Reliquien verschiedener philosophischen, pädagogischen, poetischen und andern Aufsätze" (1780). Freilich war Mochel später auf Kaufmann erbittert, aber ein so durchaus rechtlicher Mann, wie der arme, treufleißige Mochel, mag wol im einzelnen übertreiben, die Farben etwas grell auftragen — und auch dies kann man von ihm kaum behaupten —, aber Thatsachen zu entstellen oder willkürlich zu erdichten war ihm unmöglich; auch stimmt alles, was er berichtet, auf das trefflichste zu den sonst überlieferten Zügen unsers Helden. Kaufmann stand seit dem Jahr 1774 als Apothekerbursche bei dem Doctor und Apotheker Spielmann im Dienst und hörte zu gleicher Zeit medicinische

Vorlesungen. Aber ihm war es keineswegs um eine gründliche Ausbildung, sondern nur um eine rasche, einflußreiche, glänzende Wirksamkeit zur Befriedigung seiner phantastischen Ehrsucht zu thun. So hatte er den Kopf immer mit allerlei großen Planen angefüllt, war mit den allerverschiedensten Dingen überhäuft, durch die er sich um die Welt verdient machen wollte: doch dieser hohe Zweck war ihm nur Nebensache, es galt ihm blos, von sich sprechen zu machen, sich in den Ruf eines großen Geistes, eines edeln Wohlthäters der Menschen zu setzen, wobei er keine noch so schlechten Mittel scheute, wenn sie ihm nur zweckdienlich schienen. Allein wie es ihm an eigenen Ideen fehlte, woher wir ihn fast nur das von andern Gedachte erfassen und mit dem ihm eigenen Ungestüm nicht sowol ins Werk setzen als laut verkünden sehen, so fehlte es ihm auch an wahrer Einsicht der Dinge und den wirklich einen edeln Zweck fördernden Mitteln, wie an jener auf geradem Weg dem Ziel klar zustrebenden männlichen Ausdauer. Freilich hatte er für die Schwächen der Menschen einen fein aufspürenden Sinn, wie er auch die Kunst besaß, diese mit Schlauheit auszubeuten, aber jede höhere Welt- und Menschenkenntniß ging ihm ab, und wenn er eine wahre Lust empfand, zu intriguiren und zu kabaliren, so war er doch unklug genug, sich selbst die entschiedensten Blößen zu geben, die Unlauterkeit seiner Absichten zu verrathen, sein Gewebe von Lug und Trug ganz dem Zufall zu überlassen, da seine verschiedenen, an verschiedenen Orten vorgebrachten Erdichtungen sich oft widersprachen. Freilich schildert ihn Mochel als einen Menschen von großen Talenten, einem schnellen, tiefdringenden und

treffenden Blick des Verstands, mit gleich feinem Sinn für die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten der Dinge, und einem Herzen von denselben großen Anlagen, welches alles sein Gesicht und Körper abgespiegelt, aber was er selbst von Kaufmann erzählt und was wir sonst wissen, widerstreitet dieser Schilderung und zeigt ihn uns als einen in hohen und hohlen Träumereien schwärmenden Phantasten, der keinen Gott als seinen tollen Ehrgeiz kannte, nur groß in Einbildung, Anmaßung und Dreistigkeit, ein prasselndes Feuerwerk ohne Sinn und Gehalt. Wie sehr auch Mochel enttäuscht war, das großartige Bild, das er sich im Anfang von Kaufmann gebildet, hatte auch noch später manche Spuren zurückgelassen, die ihm keine ganz freie Ansicht gestatteten, besonders da er sich bestrebte, seinen wirklichen Vorzügen nicht zu nahe zu treten.

Ueberall nach einer Gelegenheit spürend, sich wichtig zu machen, hatte Kaufmann nicht sobald von den gesegneten Bemühungen des vortrefflichen Pfarrers Oberlin zu Waldbach im Steinthal, dem elsässischen Sibirien, vernommen, dieses traurige Thal aus dem Zustand ärgster Armuth und rohester Verwilderung zu erheben, den Einwohnern Liebe zur Arbeit, zu Bildung, Sitte und Tugend einzuflößen, als es ihm gleich einfiel, auch hier seine Hand ins Spiel zu mischen. An guten Rathschlägen ließ er es freilich nicht fehlen, die wol alle entweder auf der Hand lagen oder von anderer Seite ihm geäußert worden, aber daß er zur Ausführung derselben nie Geduld und beharrende Energie genug besessen, bezeugt uns Pfeffel. [5]) Zu gleicher Zeit spukte in seinem Kopf die Gründung eines Lorenzoordens von der hörnernen

Dose. Der Dichter Jacobi war durch die bekannte Erzählung Sterne's von dem Franciscaner Lorenzo, dessen hörnerne Dose Yorick gegen seine schildpattene erhielt und als Mahnung zur Besserung und Beruhigung der leidenschaftlich errregten Seele stets bei sich führte, auf einen derartigen Gedanken gerathen, den er auch öffentlich zu erwähnen nicht verfehlte. „Wir alle kauften uns eine Schnupftabacksdose von Horn", meldet er an Gleim, im ersten Band der «Werke» (1770), „worauf wir mit goldenen Buchstaben die Schrift setzen ließen, die auf der Ihrigen steht (auf der äußern Deckelseite Pater Lorenzo, auf der innern Yorick). Wir alle thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen jedem Franciscaner etwas zu geben, der um eine Gabe uns ansprechen würde. Sollte in unserer Gesellschaft sich einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in der größten Heftigkeit zu widerstehen. Wäre einer so unglücklich, daß dieses nicht gleich den verlangten Eindruck auf ihn machte, so muß er zur Strafe die hörnerne Dose mit einer andern verwechseln, bis er sie durch eine besonders gutherzige oder sanftmüthige That sich wiedererwerben kann. Unsere Damen, die keinen Taback brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttisch eine solche Dose stehen haben; denn ihnen gehören in einem höhern Grade die sanften Empfindungen, die wir aus ihren Blicken, aus ihrem Ton, aus ihren Urtheilen schöpfen sollen. Nicht genug war es uns, diese Verabredung in einem kleinen Cirkel genommen zu haben, wir wünschten auch, daß auswärtige Freunde sich uns darin gleichstellten. An einige schickten

wir das Geschenk, das Sie, lieber Gleim, bekommen, als ein uns heiliges Ordenszeichen; andern soll dieser Brief unsere Gedanken mittheilen.“ [6]) Kaufmann fand in diesem Gedanken ein höchst glückliches Mittel, sich mit manchen Personen auf gemüthliche Weise in Verbindung zu setzen, und er freute sich der Aussicht, auf diese Weise einen Verein stiften zu können, den er bald zu beherrschen gedachte.

Viel lebhafter und nachhaltiger hatte sich eine dritte Angelegenheit seiner Seele bemächtigt: die von Rousseau, in Deutschland von Basedow, angeregte Umgestaltung der Erziehung. Doch auch dieser Gedanke trat mehr äußerlich an den von einem Plan zum andern schwankenden ehrsüchtigen Jüngling heran, als daß er aus seiner Seele sich entwickelt hätte. In Strasburg traf er nämlich auf zwei von dem Drang, ihr Leben der heiligen Sache der Erziehung zu widmen, glühende, zu einem solchen Unternehmen tüchtig begabte und gründlich gebildete junge Männer, Johann Schweighäuser und Johann Friedrich Simon, denen sich ein gewisser Johann Ehrmann, gleichfalls ein Strasburger, eine leicht bewegliche, anmaßliche, aber unendlich schwache Natur, anschloß, den sein Vater zur Fortführung seines kleinen Schnittwaarengeschäfts bestimmt hatte. [7]) Da Kaufmann in Schweighäuser und Simon neben der innigsten Liebe zur Sache reiche Begabung, Bildung und Ausdauer, in Ehrmann ein ganz gefügiges Werkzeug fand, so glaubte er auf dieses hoffnungsvolle Unternehmen seine ganze Thätigkeit hinwenden zu müssen, kein Mittel zu dessen Durchführung unversucht lassen zu dürfen, von der anmaßenden Ueberzeugung getrieben, durch sein feuriges, genial

aufgeregtes, stürmisch fortreißendes Wesen diese Männer zu willigen Werkzeugen zu machen, sie ganz zu beherrschen. Um sie desto sicherer zu fesseln, erklärte er sich bereit, sein ganzes Vermögen, von dem er freilich schon viele Tausende zum besten der Menschheit verwandt habe, einzig der Unterstützung ihrer Absichten zu widmen, und er machte ihnen Hoffnung, auch seinen kinderlosen Bruder, der sein Vermögen von mehr als 30000 Gulden menschenfreundlichen Zwecken bestimme, dem Unternehmen zu gewinnen. Wirklich ließ er von Hause hundert Louisdor kommen, die er unter sie vertheilte, indem er ihnen ganz anheimstellte, das Geld zu gelegener Zeit zurückzuzahlen. [8]) Die Verbündeten stellten ihre Absichten in den 1775 von Iselin herausgegebenen „Philanthropischen Ansichten redlicher Jünglinge“ zusammen, an denen Kaufmann, den Iselin in den „Ephemeriden der Menschheit“ (1776, III, 29) mit unter den Verfassern nennt, wol den allergeringsten oder vielmehr gar keinen Antheil hatte; nur der Gedanke, sie von Iselin herausgeben zu lassen, möchte ihm angehören. Schmohl schreibt das Buch Simon, Schweighäuser und Ehrmann zu. Da Kaufmann bald merkte, daß die beiden erstern viel zu selbständig und in sich gegründet seien, um sich von ihm beherrschen zu lassen, so mußte es ihm höchst wünschenswerth scheinen, noch einen andern, ganz von ihm abhängigen Mann herbeizuziehen, der in Verbindung mit dem ihm völlig ergebenen, so leicht lenksamen Ehrmann jenen das Gleichgewicht halte.

Da mußte es ihm äußerst willkommen sein, durch einen in demselben Hause mit ihm lebenden Magister Engel von einem im unterelsässischen Dorfe Scharrach-

bergheim verkümmernden Predigtcandidaten Mochel zu vernehmen, der aus niedrigster Armuth sich durch geistige Kraft emporgearbeitet, aber von dem Consistorium wegen seiner freiern Ueberzeugungen und des in seinen Predigten so wie in seiner Beschäftigung mit Musik, Zeichnen und Malen nicht weniger in allen Lebensverhältnissen hervortretenden Genie zurückgehalten werde. Kaufmann eilte sofort zu Mochel nach Scharrachbergheim, ließ sich sein Leben beschreiben, schwor ihm ewige Freundschaft, und drang lebhaft in ihn, seinen elenden Aufenthaltsort zu verlassen, um in Strasburg in einen seiner würdigern Lebenskreis zu treten. Mochel, der dies zunächst ablehnte, da er auf eine ihn und seine armen Aeltern versorgende Predigerstelle seine Hoffnung gesetzt hatte, trat mit dem von Liebe, Güte und Hoheit des Geistes und der Gesinnung überfließenden seltsamen Mann in Verbindung. In der ersten uns erhaltenen Antwort Kaufmann's vom 19. März 1775 [9]) besteht dieser darauf, Mochel müsse nach Strasburg kommen. Der Schalk weiß sich, trotz seiner Ungewandtheit im klaren, folgerechten Ausdruck, geschickt in das Gewand eines für innigste Seelenfreundschaft warmglühenden, edelmüthigen, vielbeschäftigten, bei allen großen Talenten und Unternehmungen bescheidenen Manns zu hüllen. Er beginnt mit einem hohlen Preis des wahren Glücks der Freundschaft, dieses echten Menschengenusses. „Freundschaft — was ist sie anders als Menschenfreude? Freund — was anders als ein Erfreuender? — Sie, Sie fühlen es, mein Theuerster, mehr als tausend fühlen Sie es — was es ist, vernünftige (nicht ganz verhunzte) Menschen zu lieben und von ihnen geliebt zu sein, Menschen zu

genießen und von ihnen genossen zu werden — aber ach, fühlen Sie nicht jetzt auch diese Mängel?“ Daran knüpft sich die Entschuldigung, daß er Mochel's Brief so lange unbeantwortet gelassen. „Was wollte ich sagen? Ja, ob Sie mir jetzt aber auch gern mein Zaudern verzeihen? ob Sie glauben, daß ich dabei mehr gelitten als Sie? Sind Sie überzeugt, auch ohne die anzuführenden Gründe, daß es nicht Nachlässigkeit oder Kaltsinn gewesen? oder wollen Sie, daß ich Ihnen alle die wichtigen Ursachen hersage: daß ich unendlich viel zu thun gehabt, daß ich fast die meiste Zeit verreist gewesen, daß ich auf diese Bücher gewartet, daß ich krank gewesen u. s. w.?“ Er verübelt es Mochel, daß er seiner Einladung nach Strasburg noch nicht gefolgt sei; seine Predigten möge er doch ja mitbringen, damit er sich derselben erfreuen, auch andere redliche Seelen daran theilnehmen lassen könne. Was man dem Freunde von seinem Malen und Zeichnen gesagt habe, sei übertrieben. „Es kann sein, daß ich mehr Kenner als Künstler bin. Ich habe es um der Physik, Mechanik, Mathematik u. s. w. erlernt, allein die Zeit erlaubt mir nicht, mich darin zu üben und zu vervollkommnen, denn Genie hab' ich wenig dazu. Meine Beweggründe waren stark, wenn ich wünschte, von Ihren Zeichnungen zu besitzen. Ich mache eine kleine Sammlung, wobei ich nicht sowol auf die Kunst als auf das natürliche Genie sehe. Warum sollte ich nicht wünschen, auch Sie, mein Freund, unter dieser Sammlung zu haben? Ja, noch ein Grund, den ich, um Ihre Bescheidenheit nicht zu kränken, verschweigen will — genug, es ist Freundschaft, wenn Sie mir etwas von Ihrer Arbeit zukommen lassen.“ Vor allem aber

beschwört er ihn, das finstere Scharrachbergheim zu verlassen; die Welt solle ihn kennen lernen, und er könne der Welt recht nützlich sein. „Für Kost sorgen Sie nicht; für ein paar Informationen, dabei Sie nicht nur physischen, sondern auch moralischen Nutzen haben könnten, wollen wir auch sorgen; oder ich weiß einen geschickten Freund, der sich glücklich schätzte, Sie ganz zu besitzen." Das letztere, was wie ein augenblicklicher, glücklicher Einfall nachkommt, war ohne Zweifel reine ruhmredige Fabelei. Noch bittet er ihn um eine kurze schriftliche Beschreibung seines Lebenslaufs; in so kurzer Zeit so viel gethan zu haben, sei ein Wunder. „Gott, dessen Liebling Sie gewiß sind", so schließt der Brief, „belebe Ihr edles Herz zur Erquickung Ihres redlichst ergebensten Freundes." In einer Nachschrift entschuldigt er noch seine Eilfertigkeit mit seinen vielen Geschäften.

Mochel wird bald darauf zum Besuch nach Strasburg gekommen sein, doch hielt es schwer, ihn aus seinem Dorf und seinem Beruf herauszuziehen, worin er durch eine baldige Anstellung das volle Glück seines Lebens zu finden hoffte; daß er ihn um dieses stille Glück gebracht, durfte er später mit Recht Kaufmann vorwerfen. Dieser ließ nicht nach, Mochel zu bestürmen, der, durch die neueröffneten Aussichten und das wunderliche Wesen seines jungen Beschützers geblendet, endlich am 16. Aug. in Strasburg einzog, wo sich bald ein inniges Verhältniß besonders zu Simon und Schweighäuser bildete. Sein reger Geist wandte sich mit entschiedenstem Eifer den von den Freunden betriebenen Erziehungsplanen zu, in die er bald ganz eindrang. Daneben benutzte Kaufmann ihn zur thätigen Einwirkung im Steinthal.[10]) Aber

unser abenteuerlicher Held hatte sich sehr verrechnet, wenn er in Mochel ein zu allen Diensten bereites blindes Werkzeug seiner Plane, einen willenlos hingegebenen Bewunderer seiner Größe gefunden zu haben glaubte, wie in dem schwachen Ehrmann; daß Mochel hierzu eine viel zu selbständige, durch ein hartes Leben noch viel starrer und nüchterner gewordene Natur sei, hätte er bei irgend tieferer Menschenkenntniß voraussehen müssen. Kaufmann wußte allmählich alle Ansichten Mochel's aus diesem zu erhorchen, um das, was ihm dienlich sein konnte, für sich zu benutzen und in seine Weise umzuprägen; denn sein eigener Ideenvorrath war ein höchst beschränkter. Doch bei manchen Punkten sprach Kaufmann auch seine entschiedene Misbilligung im schärfsten Ton aus und suchte sich den Anschein eines ihn weit übersehenden, mit ureigenstem Gefühl für Recht und Wahrheit ausgestatteten Geistes zu geben. „Meine besten Freunde, sonderlich Herr Kaufmann“, schreibt Mochel im Jahr 1776 [11]), „haben in sehr freundschaftlichen Unterhaltungen meine Grundsätze von mir herausgelocket, alsdenn ein bischen übel genommen, und wenn sie nicht wohl aufgeräumt waren, welches bisweilen geschah, wenn sie nicht geschlafen hatten oder ihnen ein Project fehl schlug oder sonst etwas nicht recht nach dem Kopfe ging, mich sogar einer Niederträchtigkeit beschuldiget, meine Grundsätze für abscheulich erklärt.“ Von einer ordentlichen Verhandlung konnte bei dem zu strengem Denken nicht geschaffenen noch gebildeten, wild auffahrenden, seine Ansichten ohne Begründung behauptenden Kaufmann keine Rede sein. Daß dieser durch das leere Haschen nach immer neuen Planen, nach einer unermeßlichen

Wirksamkeit sich jede wirkliche Thätigkeit unmöglich mache und sich selbst zu Grunde richte, daß seine Vielgeschäftigkeit nur ein tolles, jeder Folgerichtigkeit entbehrendes Treiben sei, daß manche seiner Handlungen den Grundsätzen reiner Sittlichkeit zuwiderliefen, konnte Mochel unmöglich entgehen. „Menschen- und Freundespflicht trieb ihn, demselben mehrmals gegen seine Handlungsart ernstliche Vorstellungen zu thun. Kaufmann, dessen Ambition so blind war, daß er, wenn er sich durch einen unbesonnenen Sprung ins Feld Arm und Bein gebrochen hätte, fähig gewesen wäre, die krumme Erde oder einen vorübergehenden Menschen als die Ursache zu verfluchen, konnte überhaupt keinen Tadel von keinem Menschen ertragen; wie viel weniger von Mochel, gegen den er sich wie einen Patron gegen einen Clienten fühlte. Er sah es als schwärzesten Undank oder doch als elendes Raisonnement eines zum Wirken kraftlosen Menschen an." [12]) Diese naturwüchsige Thatkraft war es, auf die Kaufmann den höchsten Werth legte, als deren eingeborenen Sohn er sich selbst betrachtete; sich diesen Schein zu geben und denselben zur Erfüllung seines herrschsüchtigen Ehrgeizes zu benutzen, war das Ziel aller mit dem ganzen Aufgebot einer zu Trug und Ränken neigenden Seele verfolgten Bestrebungen. Hierbei kam eine in seinem Wesen liegende gewisse hinreißende Natürlichkeit und stürmische Glut ihm sehr zu statten, welche eine große Macht auf die Menschen übte, sodaß sie, selbst trotz klarster Einsicht in seine Schwächen und Gebrechen, sich eines wunderbaren Gefühls von höherer Begabung und herzlicher Innigkeit nicht erwehren konnten. Daß unser Abenteurer auch schon damals auf Frauenherzen zu wirken

und sie zu umstricken bedacht gewesen, wie denn solche Leute gewöhnlich von einer prickelnden Neigung zu den „Weiblein“ getrieben werden, beweist uns sein Verhältniß zu einer strasburger Dame, in welche außer Kaufmann auch Schweighäuser und Ehrmann verliebt waren. In einem uns erhaltenen Brief Mochel's an jene Dame aus dem Anfang des folgenden Jahrs [13]) bittet er diese, nur ja in keinem der drei Freunde eine Hoffnung zu nähren, die sie nicht zu erfüllen vermöge. Schweighäuser sei der Mann, den er ihr geben würde, weil er überzeugt sei, daß sie in der Verbindung mit diesem, dem er selbst auch am meisten gut sei, das größte Glück finden werde. Am wenigsten könne seinem Gefühle nach Ehrmann ihrem Herzen genügen; ihre Weigerung, diesen zu beglücken, werde für ihn freilich traurige Folgen haben, aber es sei dies nun einmal nicht zu ändern. Kaufmann werde am meisten zu bedauern sein, wenn sie ihm nicht angehören könne, da es schwer halten würde, seine Liebe zu ersticken, er ein Werther werden müsse, wenn diese Leidenschaft in ihm genährt werden sollte, ohne Befriedigung zu finden. Kaufmann, für den die Freundin nicht wenig eingenommen gewesen zu sein scheint, wird hier mit besonderer Auszeichnung behandelt. „Ich kann Ihnen vor Gott versichern“, schreibt Mochel, „ich habe noch keinen Menschen kennen gelernt, den ich höher als Kaufmann schätzen könnte. Seine Fehler stören immer mehr sein eigenes als seiner Brüder Glück, dem er alles aufzuopfern bereit ist. Er wird mich nur mehr lieben, wenn er in Zukunft einmal erfährt, was ich gethan habe.“ Freilich jetzt dürfe Kaufmann noch nicht erfahren, was er der Freundin geschrieben, er würde sich

darüber äußerst beleidigt fühlen. Von der Verbindung und dem Plan der vier Freunde hoffe er unendlich viele Vortheile zum Glück der Menschheit, nur müßten sie glücklich sein, sonst sei nichts davon zu erwarten; und deshalb gerade lege er der Freundin die Sache ans Herz, da freilich einer dem andern aus Großmuth, aus Edelmuth auch eine lang genährte Leidenschaft aufopfern würde, aber sie würden dann auch sich selbst aufopfern und somit unglücklich sein.

Mit den unter dem Actuar Salzmann zu Strasburg verbundenen Männern [14]) scheinen Kaufmann und seine Freunde in keine nähere Verbindung getreten zu sein. Lenz und Kaufmann, zwei in gleicher Weise zur Intrigue geneigte Geister, dürften sich eher abgestoßen als angezogen haben. Unter den Mitgliedern der Salzmann'schen „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache" finden wir keinen von ihnen aufgeführt, wenn auch freilich Professor Blessig, der später unter ihnen erscheint, mit Mochel bekannt war. Im Sommer 1775 kamen nacheinander der berühmte Arzt und Schriftsteller Zimmermann, die Grafen Stolberg mit Goethe, und der Herzog von Weimar nach Strasburg. Aber daß Kaufmann mit einem derselben zusammengekommen, ist sehr zweifelhaft, am ersten noch mit Zimmermann, der ihn wirklich persönlich gekannt zu haben scheint; daß er Goethe seinen Freund nannte, deutet gar nicht auf eine wirkliche frühere Bekanntschaft, da Kaufmann mit solchen Freundschaften aufs Gerathewohl um sich warf. Auf dem Münster befinden sich im Innern der Pyramide der Uhr gegenüber in einer Einfassung folgende Namen unmittelbar hintereinander in neun Zeilen eingehauen: die Grafen Stolberg

(G. et F. comites de Stolberg), Goethe, Schlosser, Kaufmann, Ziegler, Lenz, Wagner, von Lindau, Herder, Lavater, Pfenninger, Häfeli, Blessig, Stolz, Tobler, Röderer, Passavant, Kaiser, Ehrmann, Engel, mit der Jahreszahl 1776. Die Folge der Namen und ihre Auswahl zeigt, daß wir hier kein Denkmal eines verbundenen Freundeskreises haben, sondern die Inschrift von jemand herrührt, der die Namen einiger der bedeutendsten seit den letzten fünf bis sechs Jahren in Strasburg anwesenden Männer hier vereinigen wollte, und könnte man vermuthen, daß sie von dem vor der Jahreszahl in der letzten Zeile für sich allein mit seinem Vornamen stehenden Magister Engel (M. M. Engel) herrühre, den wir oben als Kaufmann's Bekannten fanden; später ward er Pädagog im Kloster zu Strasburg.

Im September 1775 begab sich Kaufmann vorläufig nach seiner Vaterstadt Winterthur zurück, noch von dem Gedanken an die endliche glänzende Erfüllung der mit den vier Freunden durchzuführenden Erziehungsplane schwärmerisch hingerissen. Hier wollte er auf seine Weise für die allgemeine Angelegenheit zu wirken und Theilnahme zu erwecken, wie auch eine nähere Verbindung mit den bedeutendsten Männern der Schweiz zu knüpfen suchen. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Freiburg kam er am Mittag des 11. Sept. zu Schaffhausen an. Hier lernte er ein paar Frauenzimmer kennen, die ihn „stärkten“; er „warb eine edle Rekrutin an“, wie er den Freunden schreibt [15]); ein Mädchen von neunzehn Jahren, „edle Seele, wärmstes Herz“, wurde in ihn und er in sie verliebt. „Zeit war, daß ich verreiste“, schreibt der ruhmredige Phantast. „An dem Tag, wo ich in

der Stille wegschlich, sollte die ganze Familie zusammenkommen und uns vereinigen. Ein wichtiger Vorfall, der mir noch nicht aus dem Kopf. Ehrmann und ich sollen noch viele Freude davon haben. Euch, Simon und Schweighäuser, wollen wir's mit genießen lassen." In Winterthur ließ es ihn nicht lange ruhen; es trieb ihn unwiderstehlich, sich persönlich mit bedeutenden Männern in Verbindung zu setzen, und sich zugleich mit Ideen und Kenntnissen, woran es ihm so sehr fehlte, ohne Mühe zu bereichern. Zunächst ging er nach Basel zu Iselin, der sich durch seine „Geschichte der Menschheit" und seine „Vermischten philosophischen Schriften" einen bedeutenden Ruf erworben und eben die „Ephemeriden der Menschheit" unternommen hatte. Diesem, mit dem er sich bereits früher in Verbindung gesetzt, theilte er seine schwärmerischen Plane und seine wilden Gefühlsstürme mit, deren inhaltlose Verworrenheit dieser wohl durchschaute, wenn er auch einen tiefern Grund von Kaufmann's aufgeregtem Wesen zu ahnen glaubte. Auch den trefflichen, mit den bedeutendsten Geistern der Schweiz in Verbindung stehenden reichen Kaufherrn Jakob Sarasin suchte er zu gewinnen und zu seinen Zwecken zu stimmen. In einem ungedruckten Briefe an Sarasin vom 28. Oct. mitternachts verabschiedet sich Kaufmann von diesem, wobei er gelobt, „der Tugend und den wahren Wissenschaften getreu zu sein und dem moralischen Ideal mit neuem Muth nachzustreben, davon seine Imagination beständig in Bewegung komme". Man sieht hier, was Iselin und Sarasin ihm besonders empfohlen hatten. Von Basel eilte er, vielleicht auf Iselin's Rath, nach Emmendingen zu Goethe's Schwager, Johann Georg

Schlosser, diesem für freie geistige Ausbildung so ernstbegeisterten, sittlich strengen Denker und Weisen, dessen schon 1771 erschienener „Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk“ ihm unter den gemeinnützigen Schriftstellern der Zeit eine der ersten Stellen angewiesen hatte. Welchen Eindruck der tüchtige, gründliche Schlosser auf den ehrsüchtig schwebelnden Abenteurer übte, wie er diesen wenigstens augenblicklich zum Bewußtsein seiner Verworrenheit und leeren Ueberspanntheit brachte, ihn von seiner Schwachheit und der Nothwendigkeit wahrer Ausbildung überzeugte, beweist folgender aus Emmendingen an die strasburger Freunde geschriebener Brief. [16])

„1) Bitte immer von der Brust weg zu reden. 2) Mich recht zu verstehen oder zu fragen. — 4) Was uns jetzt uninteressant vorkommt, wird uns in zwei, drei Jahren Licht geben. 5) Ich schrieb an Iselin, er habe mir unendlich viel genützt, besonders was das Herz anlangt. Allein da seine Seele selbst nicht ganz wohl gestimmt sei, so habe er unmöglich so tief in die meinige hineingucken können, wie der scharfe, lebhafte empfindsame, feine Schlosser, der gewiß ein Mann ist, der in der Stille weit sieht. 6) Ich glaubte bald, ich hätte männliche Ideen, aber Freunde, ein Bub bin ich, von unten an will ich anfangen, will sehen, ob meine überspannte Seele sich noch in rechte Stimmung bringen lasse, ob ich noch Mann werden könne! — 7) Mein Gott, wie dürfen wir an Education, wie darf Iselin an Menschenverbesserung denken, da seine Seele selbst noch nicht recht in Ordnung ist, er sie nicht kennt, nicht weiß, was gut oder nicht gut ist? Wir kennen den Menschen noch gar nicht, wissen nicht, was er ist und was er in dieser Epoche

sein soll. Einmal diesen Körper behält er, er soll Thiermensch sein. 8) Wenn wir auch den besten Jüngling bilden, so kommt er wieder in die Welt heraus. Was wird er machen? wird er da so arbeiten können, wie er wünschte? wird er nicht unmuthig, Misanthrop, vielleicht schlechter Kerl? — 9) Schlosser sagt, man mag noch so sehr an der Erziehung arbeiten, Verstand cultiviren, das macht den Menschen nicht besser noch glücklicher. 10) Wir müssen ihn wieder wahrhaft frei machen; ohne dies wird er sonst nur unglücklich. An dem will ich arbeiten, den Fürsten predigen; wenn wir wieder Freiheit haben, so machen wir Lockes zu Schulmeistern. 13) Ich finde, daß unser Herz mehr arbeitet als die wahre Seele. 14) Unsere Aussichten sind so einseitig im Unglück, das Iselin nicht fühlt. 15) Wäre Goethe zu seinem wahren Zweck kommen, wär' er ein ganz anderer Kerl. 16) Schlosser nahm mich letzte Nacht um 12 Uhr mit männlicher Würde bei der Hand, sagte mir: Ich bitte euch, macht euch noch den Plan zu eurer Republik nicht für gewiß. Ich hatte vor zehn Jahren gleiche Gedanken; allein jetzt finde ich, daß meine Seele noch zu stumpf ist. Vielleicht gelingt es euch Jünglingen besser, ihr kommt eher zu wahren Quellen. Vielleicht könnt ihr als ehrliche Kerls doch Menschenerzieher werden. 17) Meinem Kind (Schlosser) will ich nichts von Moral predigen. Gerechtigkeit und Wahrheit will ich ihm tief in die Seele legen, sein Gefühl so viel möglich unverderbt erhalten, dann mag Trieb zur Mittheilung u. s. w."

Die Abtheilung des Briefs in einzelne Nummern, die nicht immer sachlich begründet ist, mit Ueberspringung

mehrerer Zahlen, macht bei dem wildverworrenen, an nichts weniger als an eine klare Scheidung denkenden, aber von Schlosser zur Ordnung angehaltenen Mann einen fast komischen Eindruck: man sieht, wie Schlosser, dessen Aussprüche er überall gläubig hinnimmt und als seine eigene Ansicht mehrfach ohne weiteres hinstellt, ihn fast ganz aus sich selbst gerückt hatte. Fehlte es ihm ja an wirklich eigenen Gedanken und wahrer Selbständigkeit durchaus.

Man vergleiche mit diesem Brief den Anfang von Schlosser's „Erstes Schreiben an Iselin über die Philanthropinen“ im ersten Stück, 1776, von Iselin's „Ephemeriden“. Iselin hatte Schlosser gefragt, ob er die Anstalten von Salis und Basedow für die besten der vorhandenen öffentlichen halte. „Basedow's und Salis' Anstalten kommen den menschlichen am nächsten“, schreibt Schlosser, „aber sie thun den Forderungen der Menschen noch kein Genüge. Es ist nicht ganz die Schuld der Anstalten, daß sie das nicht thun. Unser Jahrhundert ist noch nicht reif dazu, und ich glaube, die Menschen sind von der Natur zu weit entfernt, daß je ein Jahrhundert dazu reif wird.“ Eine vollkommene Erziehung sei das grausamste Geschenk, das man einem Jungen geben könne, weil er mit dieser sich in der so beschränkten und verdorbenen Welt unglücklich fühlen, überall anstoßen werde. „Ohne die großen Erziehungsanstalten hat die Natur uns Männer gegeben, werth, Emile zu sein; aber was thun sie? Würde K. (Kaufmann) Erziehungsprojecte drechseln, würde L. (Lenz) zwecklos in der Welt herumirren, würde G. L. St. (Graf Leopold Stolberg) Bücher und Gedichte schreiben,

wenn sie eine Natur um sich finden (fänden), die werth ihrer Anstrengungen wäre? Wie nagt dumme Bosheit an Lavater, wie hat Pfaffenwitz selbst Basedow verfolgt? warum schreiben Sie und so viele politische und sittliche Männer, als nur sich doch einigermaßen gegen den Druck, in dem sie wirken müssen, schadlos zu halten, um aus dem «Flutdisch», in den sie nicht sprangen, sondern gestoßen wurden, wenigstens manchmal wieder reine Luft zu athmen." Den Philanthropisten ruft er zu: „Stimmt euch herab! Die größte Weisheit ist, sich nach seiner Decke zu strecken." Ein Institut, wie die der Philanthropisten, könne er seinen Freunden für ihre Kinder nicht empfehlen. „Arme Buben, soll ich euch wohin schicken lassen, wo man euch zu Riesen macht, die hernach, wenn ihr in die Republiken kommt, die Prokrustesse so lang verstümmeln, bis sie in ihre Better taugen oder ganz den Geist aufgeben!"

Iselin unterließ nicht, auf Anlaß jenes im Brief aus Emmendingen erwähnten Schreibens von Kaufmann diesen zurecht zu setzen. „Ich bedauere Sie, liebster, vortrefflicher junger Freund", schreibt er [17]), „daß Sie so hin- und hergezerrt werden. Ich begreife gar wohl, wie peinlich Ihr Zustand sein muß, da Schlosser Sie dahin und Iselin dorthin ziehen will, und da Sie vorhersehen, daß jeder, den Sie um Rath fragen werden, Sie auf eine andere Seite wird reißen wollen. Ich habe deshalben angestanden, ob es nicht übel gethan sei, nach Herrn Schlosser Ihnen wieder andere Anleitung geben zu wollen. Allein ich glaube dennoch, es werde besser gethan sein, Ihnen meine Gedanken noch ein mal kürzlich mitzutheilen. Ich besorge, wenn Sie bei Hause sein

werden, werden Sie wieder nicht wissen, was Sie aus Schlosser's Epigrammen machen sollen; denn für was anders kann ich seine Vorschriften nicht ansehen." Als Zweck des Lebens und Lernens bezeichnet Iselin, sich so vollkommen zu machen, als Umstände und Fähigkeiten es erlauben, um möglichst zur Vollkommenheit und Glückseligkeit der Mitmenschen beizutragen. Seine besondere Bestimmung als Erzieher der Jugend fordere, daß er, so viel als möglich, seinen Verstand erleuchte, d. h. sich richtige, vollständige und deutliche Begriffe verschaffe, seinen Witz, seine Einbildungskraft und alle andern Fähigkeiten seines Geistes verschönere und verfeinere, seine Begierden und Leidenschaften, mit Einem Wort seine ganze Empfindsamkeit ordne, mit sich selbst und mit der Natur der Dinge recht harmonisch mache, seinen Willen oder das Vermögen, sich nach deutlicher, richtiger Einsicht des Guten in seinen Entschlüssen zu richten, recht fest und standhaft mache, um andere Menschen durch sein Beispiel und Unterricht zu gleicher Vollkommenheit zu bringen. Zu seinem Zweck müsse er sich vier Jahre lang ernstlich vorbereiten, und von dieser Zeit die eine Hälfte dem systematischen, die andere dem unsystematischen Theil zuwenden, worüber er ihm eine ins einzelne gehende Anweisung gibt. Zuerst solle er einen kurzen Ueberblick aller Wissenschaften, von Sulzer oder von d'Alembert, lesen und sich einen Entwurf machen, welche Zeit er jeder einzelnen derselben nach der nähern oder fernern Beziehung auf seinen Zweck bestimme. In philosophischer Hinsicht empfiehlt er ihm die Wolf'schen Handbücher; denn die dort herrschende Deutlichkeit der Begriffe und deren geordnete Darstellung und Entwickelung

sei für ihn und jeden Freund der wahren Weisheit hochnöthig, um sich wider den hochfliegenden enthusiastischen Geist und die verführerische Affectation von Genie zu verwahren, welche seit einiger Zeit die besten Köpfe hingerissen habe. Wenn er etwa anderthalb Jahre mit Lesung großer und kleiner Systeme zugebracht, so solle er sich an den großen Baco machen, dann alle Werke der großen Philosophen aller Zeiten nach der Zeitfolge durchnehmen nebst Brucker's „Geschichte der Philosophie"; dadurch werde er sich selbst „ein schicklich corpus doctrinae" bilden und seinen Verstand im höchsten Grad vervollkommnen können. Auch müsse er gleichfalls nach der Zeitfolge alle übrigen bedeutenden Schriftsteller von Moses bis auf Herder lesen, und eine ausführliche Geschichte. Nur so werde er der Mann werden, der er werden könne, wogegen er bei einer unsystematischen Lesung Gefahr laufe, im Wirbel zu Grunde zu gehen, in welchem sich unsere Literatur nun herumtreibe. Iselin forderte auch Lavater, mit dem sich Kaufmann gleichfalls in Verbindung gesetzt hatte, dringend auf, dessen Enthusiasmus zu bekämpfen. Den Brief Iselin's, worin dieser, bei aller Anerkennung von Lavater's „Physiognomischen Fragmenten", doch gestand, daß ihn manches darin „in Befremdung oder etwas mehr" versetzt habe, scheint Kaufmann selbst an den züricher Freund gesandt zu haben, in der Hoffnung, dieser werde anderer Meinung sein und ihn von einer solchen lästigen Zumuthung freisprechen. Allein zu seiner Verwunderung bemerkte dieser am Rande des Briefs, er billige diesen Plan und diese Anleitung sehr. „Vernachlässigen Sie nie systematische und nie unsystematische Kenntniß und Lectüre — Bonnet

und Wolf's Schriften — Mendelssohn, Garve, Sulzer, Abbt, aber nicht Formey, nicht Hennings, nichts Seichtes, nichts Mittelmäßiges, bis Sie das Beste geschmeckt und verdaut haben." Wie aber hätte Kaufmann, der den Augenblick wirken, durch sein schwärmerisches Wesen, seine geniale Naturwüchsigkeit, seine gewaltige Thatkraft die Welt zu staunender Verehrung hinreißen wollte, der alles von der Eingebung seiner Natur erwartete, auf einen solchen Plan eingehen, wie hätte der Schüler werden können, der sich anmaßte, alle Welt mit den Ausstrahlungen seiner Natur wunderbar zu erleuchten, als ein höherer Lavater durch eigene Begabung der staunenden Menschheit aufzugehen! Wie hätte er vier Jahre, in welcher Zeit er schon die Welt umgekehrt haben konnte, sich in seine Studirstube zurückziehen, sich zu strengem Denken, was ihm ganz zuwider war, erniedrigen können! Er übersandte den Brief den strasburger Freunden mit folgendem höchst bezeichnenden Zusatze: „Lieben Freunde, dieser Plan will mir nicht allerdings gefallen. Ich fühle wohl, daß meine Seele noch keine Festigkeit hat: lese ich Sulzer, so denke ich mit Sulzer; lese ich Wolf, so habe ich ebenso wenig Stärke, seine Raisonnements in meinem Gehirn zu widerlegen. Der meine Krankheit am besten gekannt, muß mir auch am besten rathen können. Ehrmann (der zu Kaufmann nach Winterthur kommen sollte) mag Schlosser diesen Brief zeigen, der immer viel Schönes hat u. s. w." So berief er sich jetzt Iselin und Lavater gegenüber wieder auf Schlosser, der mit den Philosophen nicht zufrieden war und vor allem auf freie Geistesbildung drang. Die Sendung des Briefs nach Strasburg begleitete er mit

einem vom 23. Nov. datirten Schreiben [18]), worin er bemerkt, daß er jetzt seit letztem Donnerstag (dem 16.) in Winterthur lebe, doch nicht ganz vergnügt, weil er fürchte, sein Egoismus möchte sehr unbändig werden; wenn er nur das Maul aufsperre, so laufe alles, es sei alles, alles bereit, seinen Willen zu erfüllen. So habe denn auch sein Bruder sich verpflichtet, sie mit dem nöthigen Geld zu versehen. An mancherlei Planen zu ausgedehnter Wirksamkeit fehlt es auch in diesem Brief nicht. Eine strasburger Freundin soll an eine vornehme Dame in Schaffhausen, eine Freundin Lavater's, schreiben, daß sie durch diesen von ihrer edlen Denkart vernommen, daß sie den Werth der Freundschaft fühle und sich glücklich schätzen würde, ihr durch einen Briefwechsel über Erziehung, Haushaltung u. s. w. manchen angenehmen Augenblick zu verschaffen. Für die Landgeistlichen der Schweiz will er ein halbes Dutzend Predigten von Schweighäuser, Simon und Mochel haben, deren Gegenstand er angibt. „Wir wollen sie hernach Lavater zeigen, eine große Zuschrift an ihn machen, und sie unter dem Titel «Predigten einiger Laien» den Landgeistlichen in der Schweiz zur Nachahmung übergeben." Unmittelbar darauf findet sich der ganz in seiner Weise hohle und ungestüm übertreibende Ausruf: „Wir wollen studiren, daß die Wände schwitzen." Daß es ihm aber um eine solche gründliche Vorbereitung gar nicht zu thun sei, sondern sein Kopf nur immer von den wunderlichsten Planen, auf die Welt zu wirken, erfüllt sei, ergibt sich aus der ohne weiteres sich anschließenden Bemerkung: „Da uns einige Rathsherren unstreitig ersuchen werden, unserm Winterthur durch Errichtung eines Theaters

unter den jungen Leuten" nützlich zu sein, so bitte ich euch, die besten theatralischen Stücke u. s. w." Der arme Tropf, der selbst einer ordentlichen Zucht und Bildung so sehr bedurfte, will gleich bei seiner Rückkunft auf die Landgeistlichen und die Jugend wirken, wobei er nur den Plan angibt, den die Freunde dann auf seine Rechnung ausführen sollen.

Die strasburger Freunde hatten unterdessen sich ihre Sache ernstlich angelegen sein lassen. Simon und Schweighäuser, welche sich mit ganzer Seele der Erziehung zu widmen gedachten, wollten die Gelegenheit nicht versäumen, von Basedow selbst persönlich zu lernen, unter seiner Leitung sich heranzubilden, um später selbständig auftreten zu können und Basedow's segensreiches Unternehmen anderwärts zu verbreiten. Sie hatten sich deshalb verpflichtet, nach Dessau zu kommen und Basedow beim Unterricht des Philanthropins thätige Hülfe zu leisten, ja sie hatten ihm zugleich auf Kaufmann und Ehrmann, auch auf Mochel Hoffnung gemacht, wobei sie Kaufmann's Bedeutung und seinen werkthätigen, auch auf die Beschaffung der nöthigen Geldmittel hingerichteten Eifer so gewaltig hervorhoben, daß Basedow ganz lüstern ward, diesen für sich zu gewinnen. Ehrmann kam nach Winterthur, während Simon und Schweighäuser sich zur Reise nach Dessau rüsteten. Basedow's dringende Einladung nebst einem dieselbe lebhaft unterstützenden Schreiben von Simon und Schweighäuser traf bald darauf in Winterthur ein. Kaufmann sandte die Briefe mit einem Circularschreiben an Lavater, Iselin und Schlosser. „Sie, theuerste Freunde und Wohlthäter", heißt es in dem von Kaufmann und Ehrmann

unterschriebenen Brief vom 29. Dec. [19]), „bitten wir aufs dringendste, diesen Brief von unsern Freunden zu durchlesen, uns Ihre Gesinnungen mitzutheilen, damit wir fähig seien, einen Entschluß zu fassen, der uns in anderer Wohl glücklich machen kann. Sowie wir Sie aus Handlungen kennen gelernt, dürfen wir nicht zweifeln, daß Sie uns nicht baldest durch Ihren Rath helfen werden. Wir werden uns immer bemühen, brave Kerls zu sein und wackere Menschen zu werden, wenn's noch Menschen möglich ist. Wir segnen Sie alle und bleiben Ihre ergebenen E. und K." Dem albern großthuenden Brief fehlt auch nicht eine von derselben armseligen Prahlerei eingegebene Nachschrift Kaufmann's: „Ich bin in so viele Familien- und bürgerliche Geschäfte verwickelt, daß ich nichts mehr sagen kann, was hierzu gehört." Wie mußte es dem aufgeblasenen jungen Mann schmeicheln, mit einer so dringenden Einladung Basedow's sich geehrt zu sehen!

Keiner von den drei Freunden rieth Kaufmann, der Einladung zu folgen, was dieser wohl voraussehen konnte, und ihm auch höchst erwünscht war: denn ehe er sich zur Hinreise entschloß, wollte er erst noch dringender zu wiederholten malen eingeladen sein, und vorher abwarten, wie sich die Sache entwickelte, ja, er hoffte wol auf eine ehrenvolle, ihn Basedow zunächst stellende Berufung. „Ich freue mich innigst", schreibt Lavater [20]), „wenn Basedow durch Hülfe auflebt, und die Aufforderungen Ihrer Freunde sollen nicht ganz umsonst sein. Basedow soll getröstet werden, aber Mochel und Ehrmann sind genug. Sie sind Ihrer Vaterstadt in mancher Absicht unentbehrlich, unentbehrlicher als dem

Philanthropin. Auchge steh' ich aufrichtig, daß mich das, was Basedow Sie betreffend schreibt, so ein wahrhaft kindisch singulärer Einfall dünkt, der keine Ueberlegung verdient. Ich kenne Basedow ganz darin. Einmal Ihnen, feuriger Jüngling, misrathe ich diese kostbare und am Ende Sie gereuende Reise. Mein Misrathen aber soll Ihnen die Hände nicht binden. Gewiß, mein Lieber, Sie sind glücklicher im Vaterland. Werden Sie Ihrer Stadt zum ewigen Segen. Ich bitte Sie. Ihre Stadt lag mir schon lang auf dem Herzen.[21]) Leben Sie wohl! Sanft, still, demüthig, christlich." Kaufmann's Unwille, daß Lavater das von Basedow auf ihn gesetzte Vertrauen als kindische Uebertreibung verspottete und seine hochfliegenden Plane in das öde Winterthur einsperren wollte, spricht sich ganz in seiner ungestümen, wild polternden, hartnäckig auf seine Ansicht sich steifenden Weise in den Worten aus, welche er unter Lavater's Brief leidenschaftlich hinwarf: „Ich will meine Ohren verschließen — einzig meiner Vernunft — meiner Empfindung — meinem Gefühl — Gehör geben. — Jeder hat seine Narrenkappe." Iselin fand in Simon's und Schweighäuser's Schreiben nicht nur einen zu lebhaften Enthusiasmus, sondern Schwärmerei, wobei etwas anderes herauskomme, als was sie wünschten; Ehrmann und Kaufmann sollten nur ruhig noch einige Zeit in Winterthur bleiben. Am entschiedensten aber sprach sich Schlosser aus, der mit ernsten Worten in Kaufmann drang und ihn zu strenger Selbstprüfung und gewissenhafter Erfüllung seiner Pflicht ermahnte. „Braver Junge!" redet er ihn an.[22]) „Aus Deinem Schreiben, welches Du dem Brief Deiner Freunde beigelegt

hast, seh' ich, daß Du noch nicht curirt bist. Geh' zu Basedow und arbeite und lerne da, was das heißt Kinder erziehen. Eh' Du's aber thust, greif' in Deinen Busen, und frag' Dich, was Du sie lehren willst; weißt Du dann was mehr als andere, so geh' und lehre. Aber auch dann nicht, als wenn Dein Vater es will. Ich bin einen andern Weg als Du, aber auch einen guten in guter Absicht gegangen, ohne Willen meines Vaters, und mein Vater liebte nicht wie Deiner; doch reut's mich auf der Seite ewig. Du darfst mit Ungehorsam gegen Deinen Vater nicht andern Kindern, denen Du Gehorsam einprägen sollst, unter die Augen treten. Hilft das alles nicht, so geh' gerade nach Dessau und laß Dich curiren. Ehrmann kenne ich nicht; wie kann ich dem rathen? Du kannst den Brief Deinen Freunden schicken, Basedow selbst, wenn Du's zur Entschuldigung brauchst. Aber sag' Basedow, ich begreif' ihn nicht. Ausgemacht: Männer werden seinen Plan kaum tragen; was schreit er nach Jünglingen ohne Erfahrung?"

Kaufmann blieb zunächst, von allen Seiten abgehalten, mit Ehrmann in Winterthur zurück, indem er seinen Besuch Dessaus auf eine spätere Zeit verschob. Die Mahnungen, daß er sich selbst erst bilden müsse, bestimmten ihn hierbei am allerwenigsten. Statt die ihm gegönnte freie Zeit zu wirklichen Studien zu benutzen, gab er sich einer schwärmerischen Empfindsamkeit hin, durch welche er sich anziehend zu machen suchte, und er würde sich selbst als Dichter versucht haben, wäre ihm nicht jede Anlage dazu völlig versagt gewesen. Er versenkte sich, statt seinen Verstand zu bilden und seine dürftigen Kenntnisse zu erweitern, ganz in Goethe's Werke, besonders

in „Werther" und „Stella", und fabelte von seinen eigenen Leiden, von der Theilnahmlosigkeit der Menschen an den tief innerlichen Schmerzen, worüber ihm Mochel den Kopf zurecht zu setzen suchte.[23]) „Wenn Sie doch mich und Ihre Freunde kennten", ruft er ihm zu, „und nur eine Stunde ruhig mit unparteiischer Vernunft mein und anderer Betragen bei Ihren Leiden untersuchten!" Er deutet bestimmt genug an, daß nur das Lesen des „Werther" Kaufmann veranlaßt habe, sich in eine ähnliche Situation zu versetzen und der Welt zu zeigen, daß er auch zu den empfindsamen Seelen gehöre, und er hält es für Pflicht der Freundschaft, ihm hier scharf entgegenzutreten, da er nur zu wohl weiß, zu welchen schrecklichen Folgen ein solcher empfindsamer Hang führe.

Da Kaufmann zunächst von Dessau zurückgehalten wurde, so scheint er das näher gelegene Philanthropin von Karl Ulysses von Salis zu Marschlins in Graubündten im Anfang des Jahrs 1776 besucht zu haben. Böttiger, ein freilich nichts weniger als zuverlässiger Zeuge, berichtet[24]), das Genie Kaufmann habe sich von Dessau nach Marschlins getrollt, wo er den Director Bahrdt ausgestochen habe, aber bald selbst zum Rückzug habe blasen müssen. Bahrdt war auf Basedow's Empfehlung im Mai 1775 nach Marschlins gekommen, wo er bis zum Eingehen der Anstalt, Mitte 1777, blieb, zu welcher Zeit Kaufmann noch nicht in der Schweiz zurück war. Daß Kaufmann im Anfang des Jahrs 1776 Salis gesprochen habe, ergibt sich aus einem später mitzutheilenden Brief vom 21. März. Wahrscheinlich hatte er in Marschlins gegen Bahrdt zu wirken gesucht, war aber von diesem geschickt zurückgedrängt worden.

So nun auch dort zurückgeschlagen, scheint Kaufmann seine ganze Hoffnung auf Lavater gesetzt zu haben, der, weil der Schwärmerei am zugänglichsten, ihm von allen, auf deren Schultern er emporzusteigen gedachte, zu seinem Zweck am geeignetsten schien. Schon am 27. Febr. berichtet Lavater an Herder, sie hätten in einem gewissen Kaufmann einen neuen edlen Jüngling, einen Mann von Gefühl, Willen und That gefunden, der zu ihm und seinen Freunden Pfenninger und Häfeli ganz passe. Aus Lavater's Hause („auf der Zinne des Tempels Lavater's") erließ Kaufmann am 21. März ganz in Lavater's nur etwas vergröberter Weise an Mochel folgende bezeichnende Antwort auf den oben angeführten Brief: [25])

„Lieber Mochel! Niemand weiß, was in dem Menschen ist als nur der Geist, der in ihm ist — eine der größten Wahrheiten, uns allen zu Nutz und Lehre. Also urtheile doch niemals übers Ganze — urtheile nur so weit, als du gesehen hast. Ich weiß, empfinde, daß Du mich liebst — und lieben mußt — das aber auch, daß Du mit allem Raisonniren mich nicht kennen lernen wirst — noch gar nicht kennst. Ewig werde ich Wirken, Handeln, Thun allem andern vorziehen. Ich handle, so gut ich kann — wenn's ein anderer besser macht, so ist's mir auch Freude. Du bleibst Mochel — und ich Kaufmann — wirst mich niemals zum Mochel machen — ich Dich nicht zum Kaufmann. Impertinenz ist's, ein Resultat zu machen — weil der meinem Rath nicht folgt, so ist er ein Narr oder ein schlechter Kert. Schreien alle — schreiben alle — aber nur nicht gefordert — daß ich jedem nach seiner Pfeife tanze — sonst will und werde ich alle diese Pfeifen zerschmettern. Habe einen

Gott in mir — verlange sonst von niemand keinen Willen — nur Meinung — nur Rath — den ich anhöre, überlege — aber nur dann exequire, wenn ich den Vortheil empfinde. Handlungen sollen mir statt Entschuldigungen dienen. Sei nur ruhig, Lieber, meinetwegen. Wenn Du Kaufmann siehst, wieder an Deiner Seite handelnd fühlst — hoffe, Du werdest besser mit ihm zufrieden sein als niemals. Dünkt mich, daß alles der Vervollkommnung unterworfen. Wir sind alle Menschen; die vor uns gelebt haben, waren's, und die nachkommen werden, werden's sein — Sünder von armen Sündern — Engel und Teufel in einem. Halt' immer fürs beste, wenn man nach seiner Ueberzeugung handelt — ohne sich den halben Tag den Kopf mit Vernunftschlüssen anzufüllen und die Kraft dadurch verringern. Doch jedem das Seine. Lavater findet in Schlosser's Briefen [26]) einen gesunden, vernünftig denkenden Mann — fühlt viel mehr Kraft und Vernunft darin als ich. [27]) Ehrmann wird jetzt in seiner physiognomischen Uebersetzung leben.[28]) Herr von Salis wollte dir einen Platz verschaffen oder deinen Lebenslauf drucken lassen. Wird aber nicht nöthig sein, nicht wahr?“

Dieser leere, verworrene, wild um sich schlagende und auf die eigene Kraftnatur pochende, jede Bildung des Geistes und Herzens verwerfende Brief stellt uns den abenteuerlich im Leben sich herumtreibenden, hohl anmaßlichen Menschen deutlich vor Augen, der sich auf seine Thaten beruft, aber im Grunde noch nichts gethan als seine blinde Ehrsucht ins Spiel gesetzt, sich und andere betrogen hat. Mochel unterließ nicht, die Vorwürfe dieses Briefs entschieden zurückzuweisen, und dem von

Thatkraft fabelnden Freunde seine Schwäche und Tollheit zu Gemüth zu führen. „Der Lavater'sche Anfang in Ihrem Brief, mein herzguter, liebster Kaufmann", so beginnt er in freundlichster Weise [29]), „gefällt mir nicht allerdings. So sehr er Lavater kleidet, so sehr verstellt er Kaufmann, der, wie ich schon mehrmal angemerkt, seinen eigenen Weg zu gehen natürliche Anlage genug hätte." Niemals habe er über das Ganze geurtheilt, sondern nur über das, was er wisse, und was aus seinem Gefühl der Wahrheiten, die so fest als die Natur der Dinge, unumstößlich folge. Vielleicht meine er es besser mit ihm als alle Freunde, die ihm jetzt so wohl gefielen und an seinem Leiden theilnähmen. „Ihr Leiden wird doch wol einen natürlichen Grund haben. Sonst müßte ich den Himmel, die Natur, die Sie so gebildet, anklagen. Und soll ich den just da, gerade da nicht suchen, wo er zu finden ist? Ich lasse Sie selbst wählen. Er liegt entweder in dem göttlichen Rathschluß oder in der Natur der Dinge oder in Ihren unbesonnenen Forderungen an die Menschen, in Ihren unklugen Unternehmungen, in Ihren alles Verhältniß zwischen den Gegenständen und ihren Eindrücken übersteigenden Empfindungen oder Phantasien. Ja beim Himmel, entweder Gott oder der Natur, mir oder Ihnen, einem von uns vieren steht der Kopf nicht recht. — Sie sind Kaufmann, der leidende Kaufmann, der einmal, wenn ihm die Schuppen von den Augen fallen werden, kaum einen Blick auf die Stufe der Seligkeit wird wagen dürfen, die er mit seinen Talenten und Anlagen leicht hätte erreichen können. Und das ist so gewiß, als wir beide entweder verschieden denken oder nur mit Worten, ohne

uns zu verstehen, miteinander spielen. Sie müßten denn in das Leiden selbst eine Art von Seligkeit setzen. — Sie könnten unstreitig glücklicher sein, wenn Sie besser würden; aber wenn Sie nun das nicht wollen, und ich nicht im Stande bin, es Ihnen in die Empfindung hinein zu beweisen — soll ich leiden? Ei, gehorsamer Diener! wo steht das geschrieben? Das mag der thun, der vom Himmel seine besondern Talente dazu empfangen hat. Wenn Sie recht nachsuchen, werden Sie in dem erhabenen Menschenfreund Kaufmann den misvergnügten Menschenfeind, den intoleranten Kaufmann finden. Denn was ist es anders als die feinste Intoleranz, wenn man unglücklich leidet, indem man entdeckt, daß andere nicht nach unserer Pfeife tanzen, nicht auf unsere Weise glücklich werden wollen, wenn wir sehen, daß uns unsere Bemühungen, sie nach unserer Denkart zu modeln, fehl schlagen? Ich sage die feinste, aber eben deswegen dem, der sie fühlt, die unerträglichste. Sie sind Kaufmann? Nein, ärger als ein Chamäleon sind Sie. Ist und Aner! und werden's noch ein paar Schock mal werden. Bei Goethe sind Sie Goethe [30]), bei Iselin Iselin, bei Schlosser Schlosser, bei Lavater Lavater; und ich habe die beste Hoffnung, daß Sie bei Basedow in kurzer Zeit auch Basedow sein werden. Pfui doch! ein Mensch mit solchen vortrefflichen Anlagen und Talenten, sollte der nicht seinen eigenen Weg finden, sich nicht schämen, sogar in Reden und Briefen die Sprache und Schreibart seines Freundes, bei dem er sich eben aufhält, nachzuahmen?“ Was er über Dessau geschrieben, könne er nicht billigen — wahrscheinlich hatte er nach Schlosser's Eingebung auf die dortige Schwärmerei gescholten —, und es habe ihn

Ueberwindung gekostet, seinen Brief dahin zu schicken. Weiter deutet er auf ein Verhältniß Kaufmann's hin, das er nicht billigen könne. „Wegen Fr. und der vier Jungfern wollte ich eigentlich nichts wissen. Die Ursache der Frage können Sie sich leicht vorstellen. Sie müßten denn glauben, daß Ihre Geheimnisse nahe an den Mittelpunkt der Erde vergraben lägen. Dies ist entdeckt. Wollte Gott, man hätte nicht so viel Züge, die gute Menschen durchaus wider Sie einnehmen müßten." Auch der „schrecklichen Unklugheit", daß die drei Freunde sich in dasselbe Mädchen verliebt haben und vielleicht noch alle drei diese Neigung nähren, wird gedacht. Ueber Schlosser's Brief hält Mochel seine eigene Meinung aufrecht, bis einer ihm diese widerlege. Ehrmann's Beschäftigung mit der Uebersetzung von Lavater's „Physiognomik", worauf Kaufmann sich etwas einbildete, misbilligte er durchaus, und er lehnt die Anerbietung von Salis ganz ab. „Hier haben Sie meine besten Empfindungen ganz warm", schließt Mochel, „in den nächsten zwo Stunden nach Empfang Ihres Briefs niedergeschrieben. Nun mögen Sie solche sieden oder braten, wie sie Ihnen am besten schmecken werden."

Kaufmann fühlte sich durch diese freimüthigen, tiefschneidenden Aeußerungen beleidigt, und wollte Mochel recht zu erkennen geben, wie wenig er im Stande sei, einen Mann, wie er sei, zu beurtheilen. „Ja! Mochel!" beginnt der unwillig abwehrende Brief.[31]) „Allemal hat Kaufmann gefragt, wenn er Briefe von Mochel erhielt, allemal hab' ich mein Herz, mein Redlichkeits- und Wahrheitsgefühl gefragt, was hat Mochel für eine Absicht — und im Anfang sagte mir immer mein Gefühl,

mein Sie mit Liebe umfassendes Gefühl (oder wie's die kalten Aesthetiker meinetwegen betäuschte Einbildungskraft, Wahnsinn — Raserei — nennen wollen): Mochel's Absicht ist, mich glücklich zu machen. Jetzt aber seit einiger Zeit sagt mir kalte Vernunft (vielleicht habe ich keine nach Ihrer Meinung), daß Mochel's Eigensinn Betäuschungen macht, Mochel über Sachen losstürmt, die zu kennen — ganz zu übersehen — zu fühlen — ihm keine Nerve gewachsen. Also, lieber Mochel, lassen Sie mich jetzt einmal ruhig — Sie thuen besser. Hören Sie auf, so dreist zu urtheilen — so grob — so ungeschliffen — so ohne wahre Menschenliebe abzusprechen. Verflucht sei jeder kriechende Nachbeter! Verflucht sei ich — wenn ich's bin! Gott sei Dank, daß tägliche Erfahrungen das Gegentheil zeigen! Wenn ich's der Mühe werth fände, so dürfte ich Lavater, Schlosser — alle diese Götzen reden lassen — ob manche Menschen so viel Wahrheiten — so frei — ihnen herausgesagt als der genannte Anhänger Kaufmann. Es ist wahr — ich habe bei meinem heftigen Wirken unendlich viele Fehler begangen, die ich jetzt schon kenne — werde auch mehrere begehen, und doch nicht aufhören, nach meiner besten, reinsten, redlichen Ueberzeugung meinen Brüdern Gutes zu wollen — Gutes zu thun. Ich sehe, so weit ich sehen kann — wirke, weil ich Vergnügen dabei habe — fordere — suche nur Theilnehmung — wo sie ist. Andere mögen lallen, so lang sie wollen, ich bin zum Handeln — nicht zum leeren Raisonniren geschaffen. Es wird auch noch die Zeit kommen, wo Mochel aufhört zu raisonniren. Wenn Mochel anstatt der großen Portion Phlegma mehr Elasticität, oder anstatt der viel raisonnirenden Trägheit mehr

Thätigkeitsgefühl hätte, und er würde dennoch so raisonniren, wie er jetzt raisonnirt, Dinge von Kaufmann fordert, die Kaufmann nie leisten kann, so würde ich ihn einen lebendigen Teufel nennen. Aber so schweige ich lieber und warte, bis das einseitige Sehen aufhört, und das Ganze sich in seinem wahren Licht darstellt — mit neuer reinen Klarheit hervorblitzt. Wir alle sind Menschen — fehlen alle — aber aus ungleichen Quellen. Es braucht Raisonneurs und Acteurs zur Vollkommenheit des Ganzen. Beide sind strafenswerth, wenn sie ihre Rolle nicht gut spielen. Lassen Sie mich handeln und leiden — auch Freude haben — vielleicht mehr als andere — so gut ich kann. Ich lasse Ihnen Ihr Schwatzen und ewiges Raisonniren — fordere ja nicht einmal, daß Sie von Ihrem Stuhl aufstehen, wenn Sie nicht können. Glauben Sie ja nicht, daß Sie kein schwärmerisch Gefühl haben — es ist nur der Unterschied, daß es sich bei andern in Thaten zeigt. Wenn Mochel nicht schon lange eingesehen, daß die Herren Arbeiter in Dessau schwärmen, so muß ich bei mir selbst sagen, Mochel rast. Sollten Sie mir ferners auf diese Art zuschreiben, so nehmen Sie nicht übel, wenn ich es für beide Partien das Beste halte zu schweigen — bin Ihnen hernach keine Rechenschaft mehr schuldig, wenn Sie für meine unvollkommen menschelnden, gar nicht engelreinen Thaten blind sind; besser was Unvollkommenes als gar nichts u. s. w. Ich muß fort — habe auch noch mehr zu schreiben — Donnerstags um 11 Uhr nachts."

Die Trennung war hiermit entschieden. Mochel dürfte den tollen Menschen ganz aufgegeben haben, der

immer nur von Thaten sprach, sich für einen zu großem Wirken geschaffenen, vom Himmel zum besten der Menschen gesandten Kraftmann hielt, während er nur den dreistesten Ehrgeiz befriedigte, jede gründliche Bildung des Geistes und Herzens als eine ganz ungehörige, seine hohe Natur verletzende Anforderung von sich wies. Schmohl berichtet [32]), Lavater habe Kaufmann gerathen, Mochel's Briefe unentsiegelt oder ungelesen zu zerreißen oder zurückzuschicken; jedenfalls hielt er den Briefwechsel für abgebrochen, da er dem aus Scharrachbergheim durch ihn nach Strasburg beförderten Mochel, der ihm, wie er meinte, zu ewigem Dank verpflichtet sei, den er weit übersehe, nicht das Recht zugestehen wollte, ihm gute Lehren zu geben, die er kaum von Lavater und Schlosser annahm. In seinem Eigendünkel ward er nur zu sehr durch Lavater bestärkt, der in ihm das Ideal eines Kraftmenschen sah, vor allen aber durch den von ihm herangezogenen Ehrmann, der vor ihm als dem gottgesandten Geiste auf die Knie sank. Erhalten ist uns ein höchst bezeichnender Brief dieses gutmüthigen Schwächlings an Iselin, der ihm zugemuthet hatte, Kaufmann's wildstürmenden Geist vor Ueberstürzung zu bewahren; wie Kaufmann sich in das weiche Herz dieses einzig geliebten Jüngers mit kluger Berechnung eingeprägt hatte, spiegelt sich uns hier im sprechendsten Bilde. „Viel zu weit bin ich noch davon entfernt“, schreibt Ehrmann am 23. April [33]), „bin noch viel zu wenig das, was ich sein soll und kann, als daß ich einen andern sollte leiten können: am wenigsten einen Kaufmann! [34]) der mir an natürlicher und geübter Stärke, an Mannichfaltigkeit der Talente, an Geist und Herz,

an allem, was Natur und Erfahrung geben kann, weit, weit überlegen ist, der auch seines wahren Standpunkts weit gesicherter ist als ich, dem die Ueberlegenheit an methodischer Wissenschaft wenig Gewalt über ihn gibt. Seine Kräfte werden durch Anwendung vervollkommnet, die Erfahrungen, die ihm seine Thätigkeit verschafft, und der Umgang mehrerer in vielfachem Betracht großer Männer — sind das, was seinen Geist mit zweckmäßigen Erfahrungen bereichert und zusehends seiner Reife entgegenbringt. — Kaufmann, der zum Handeln, zum Schnellüberschauen, zum Durchdringen geschaffen ist, bedarf hierzu der ruhigern, methodischen Studien nicht, und hat eben auch die entschiedenste Abneigung davor. Ich kann sein Feuer nicht anders als für eine unschätzbare Anlage zu großen, ausgebreitet nützlichen Thaten ansehen, und darf es deswegen um so weniger hemmen, da ihm ja mehr und mehr ein gewisses Gefühl — zu meinem Erstaunen die wahren Gegenstände, Ort, Zeit und Proportion seiner Wirksamkeit anzeigt. Erfahrung verschafft ihm und wird ihm praktische Klugheit verschaffen, die sich schon genugsam in edeln Thaten und im glücklichsten Erfolg zeigt. Wie kann ich hierbei anders als sein großes, edles Herz innig lieben, seinen weitumfangenden, kraftvollen Geist bewundern, und das, was davon auf mich paßt, mir zuzueignen suchen? Lehren Sie mich, theurer Iselin, in meinen Schranken bleiben, nichts ambitioniren, das meinen Kräften unangemessen ist, und in meinem engern Kreise desto thätiger, treuer, fester sein!" Fast könnte man in Zweifel sein, ob Ehrmann Kaufmann oder dieser jenen mehr verdorben habe.

Wie aber hatte sich unterdessen das Verhältniß zu den dessauer Freunden gestaltet! Schon am 2. Jan. 1776 hatten Basedow, als Fürsorger des Philanthropins und Altbruder, Wolke, schon länger Basedow's Hausgenosse und Hülfsarbeiter, als erster Lehrer, Simon und Schweighäuser, als folgende Lehrer, sich „unter Anflehung des göttlichen Segens" über die Einrichtung des am 27. Dec., dem Geburtstag des Erbprinzen von Dessau, eröffneten Philanthropins verabredet. Im zehnten Artikel dieser „Verbrüderung der ersten Viermänner" (mitgetheilt im ersten Heft des „Philanthropischen Archiv", datirt vom 1. Febr.) werden als Lehrer außer Basedow und Wolke genannt: „Magister Simon, 25 Jahr alt, ein junger Gelehrter von französischer Nation, in den Schulstudien wohlerfahren und von vorzüglicher Lehrgabe, Schweighäuser, dem Simon in Schulstudien gleich, lehrhaft und geduldig zum Unterricht der Jugend, der auch vorzüglich fähig ist, als deutscher Schriftsteller für das philanthropinische Wesen Gutes zu thun", und Benzler, „ein junger Mann von 22 Jahren". [35]) Diese reichten zunächst zum Unterricht hin. „Aber um in Bereitschaft zu sein, gesellen wir uns noch zwei Gelehrte zu", heißt es weiter, „davon der eine nebst den Schulstudien, die er hat, in dem mediciniscchen Fach, und der andere, gleichfalls bei den Schulstudien, im kaufmännischen Fach sehr bewandert ist." Es wird hierbei auf die „philanthropischen Aussichten redlicher Jünglinge" hingewiesen, aus denen man Simon, Schweighäuser und die beiden erwarteten Lehrer kennen lernen könne. In einer frühern Stelle des „Archiv" (S. XV) werden als die beiden Lehrer, die noch ankommen sollen, Kaufmann und Erd-

mann (sic) genannt. Simon und Schweighäuser hatten von Kaufmann nicht allein begeisterte Theilnahme, sondern auch Geldunterstützung erwartet, da sie ohne Mittel waren und auch in Dessau zum Theil für ihren Unterhalt selbst sorgen mußten; allein dieser benutzte die sich ihm darbietende Gelegenheit, sich über das Philanthropin und seine Freunde zu stellen, donnerte, von Schlosser angeregt, über die Schwärmerei und Ueberspannung, welcher man sich zu Dessau hingebe, und schlug jede Unterstützung ab. Da auch Basedow stark auf Kaufmann gerechnet hatte und viel von ihm erwartete, so unterließ man nicht, diesen dringend zu ersuchen, doch selbst zu kommen, um mit eigenen Augen zu sehen; allein noch immer hielt dieser sich zurück, da er den rechten Augenblick noch nicht gekommen glaubte, er sich noch viel dringender bitten lassen wollte. Iselin nahm sich unterdessen im dritten Stück der „Ephemeriden" (im Märzheft) des Philanthropins gegen Schlosser warm an. „Kann der Mensch", äußert er, „anders als für sich glücklich und für andere nützlich sein, der alle seine Bemühungen dahin richtet, die Menge der zum Glück des menschlichen Geschlechts nöthigen Güter zu vermehren, die Vollkommenheit derselben zu erhöhen, alles um ihn herum, soviel es an ihm liegt, zu verschönern, die gerechte Vertheilung der Güter, die die Natur erzeugt, der Fleiß vermehrt und die Kunst vervollkommnet, zu befördern, durch sein Beispiel und durch seine Lehren die Liebe und die Kenntniß des Guten zu verbreiten? Und hierzu sollen unsere jungen Leute in Philanthropinen vorbereitet werden. Mir däucht also, wir können auch in diesem Gesichtspunkt die philanthropischen Erzieher ruhig arbeiten

lassen, und unser Kummer soll nicht sein, daß sie ihre Zöglinge durch eine zu hohe Tugend in die Gefahr setzen, der Welt unerträglich und sich selbst zur Last zu werden. Dieses wird denselben vielleicht die größte Mühe verursachen, zu verhüten, daß nicht durch die Einbildung einer höhern Tugend und größerer Einsichten, als sie wirklich besitzen, die jungen Leute den Zweck verfehlen, den ihre Erziehung hat bewirken wollen." Ebendaselbst bemerkt er, Herr Kaufmann von Winterthur und Herr Ehrmann von Strasburg seien im Begriff, sich, wie ihre Freunde Schweighäuser und Simon, mit Herrn Basedow zu vereinigen. „Sie werden gewiß bei seinen philanthropischen Bestrebungen keine gleichgültigen Mitarbeiter sein, und wenn die Anstalten in Dessau nicht den glücklichen Fortgang haben sollten, der ihnen so sehr zu wünschen ist, so werden diese (vier) jungen Männer bei andern Erziehungsanstalten oder für den Unterricht und die Bildung von vornehmen Kindern vortreffliche Werkzeuge sein. Einen solchen feurigen Eifer für Wahrheit, Tugend und Religion habe ich noch bei keinen andern Jünglingen angetroffen. Es würde ein wahres Unglück sein, wenn ihre Talente und ihr guter Wille ungenutzt blieben." Iselin scheint jede Verbindung mit dem brausenden Kaufmann ganz aufgegeben, und um ihn von seinem durch Schlosser überkommenen Vorurtheil gegen Dessau abzubringen, sich an Ehrmann gewandt zu haben. Den Anfang von Ehrmann's Antwort theilten wir oben mit. „Das Philanthropin in Dessau hat auch für uns (wie für Schlosser) viel Unerklärbares", heißt es dort weiter. „Auch uns, theurer Freund, scheinen unsere dortigen Freunde den Menschen zu überspannen, für

eine Welt, wie die itzige nicht ist, zu bilden. Da sie uns aber weder in öffentlichen noch privaten Schriften hinlängliche Einsicht in ihre Handlensart verschaffen, so werden wir's auf den Augenschein versparen müssen, um näher zu erkennen, inwiefern sie im Idealisiren zu viel thun, und inwiefern diesem Uebel abzuhelfen sei. Aber wird's uns möglich sein, nur so genau als nöthig, zu bestimmen, was die Natur hierin erlaube, was die Verhältnisse erfordern? Wie unfähig sind wir Jünglinge, wie unfähig ist, ich darf's sagen, unser Zeitalter, hierin zu entscheiden? Bietet uns die Hände, erfahrene, empfindende Männer! mit Beispiel und Rath. Der Hauptpfeiler unserer Unternehmungen kann nur die Empfindung sein, daß eine allumfassende Weisheit Gutes wirkt, wo wir nichts, wo wir das Gegentheil sehen." So hatte also Kaufmann den Plan, das Philanthropin zu besuchen und dort als Richter über dessen Wirksamkeit sich in Ansehen zu setzen, noch nicht aufgegeben; alles, was er in Wirklichkeit dagegen zu bemerken hatte, gründete sich einzig und allein auf Schlosser's Ansicht.

Auf den 13. bis 15. Mai hatte Basedow die erste große Prüfung der Philanthropinisten festgesetzt, und alle theilnehmenden Freunde aus ganz Deutschland auf diese Tage nach Dessau eingeladen, sich dort persönlich von den Leistungen des Philanthropins zu überzeugen. Ohne Zweifel erging auch an Kaufmann und Ehrmann eine dringende Einladung, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Basedow hierzu ein bedeutendes Reisegeld sandte. Wir lesen nämlich in „Mochel's Urne" (S. 143 fg.), was auf Mochel's Erzählung sich gründen muß, Kaufmann habe Reisegeld verlangt, um das Philanthropin zu

untersuchen. „Und nachdem die Dessauer 200 Thaler aufgenommen und ihm geschickt hatten, brachte er sie durch und kam nicht, nahm zu den 700 schon für gemeinschaftliche Kasse erborgten Reichsthalern, woraus Kosten bestritten worden, die er größtentheils mitgemacht, noch 300 von seinem Bruder auf, brachte auch die auf gemeinschaftliche Rechnung durch und kam nicht. Endlich verlangte er noch 50 Thaler, die erhielt er, und dann kam er!" Jene 200 Thaler dürften die Dessauer gerade vor der Prüfung gesandt haben. Wirklich scheint Kaufmann mit Ehrmann im Mai seine Reise nach Deutschland angetreten zu haben, auf der er aber längere Zeit sich an verschiedenen Höfen aufhielt, ehe er auf wiederholtes Dringen nach Dessau kam, wo wir ihn erst im November eintreffen sehen. Vor seiner Reise hatte er bereits die Bekanntschaft seiner spätern Gattin Anna Elisabeth Ziegler, der Tochter des Obervoigts aus dem Dorfe Hegi, drei Viertelstunden von Winterthur, gemacht, ja nach deren eigenem Zeugniß war Kaufmann schon vor der Reise nach Dessau mit ihr verlobt. Ob die Absichten des phantastischen Abenteurers auf eine ihn beschränkende, nicht gar glänzende Ehe gerichtet gewesen, läßt sich freilich mit Fug bezweifeln. Ohne weiblichen Umgang konnte er nicht leben, und der hingebenden Bewunderung der „Weiblein" sich zu entziehen, vermochte niemand weniger als Kaufmann, dem es nichts kostete, durch ein gegebenes Wort zu berücken.

Wir haben Kaufmann's Treiben in Strasburg und seinen spätern Aufenthalt in der Schweiz bis zu seinem apostolischen Zug durch Deutschland nach den uns vorliegenden zuverlässigen Quellen dargestellt, woraus sich

unzweifelhaft herausstellt, daß dasjenige, was seine Gattin von ihm selbst vernommen und Anton in seinen Papieren fand, auf Lug und Trug beruht, sodaß der Lügenprophet sich bis zu seinem Ende gleich geblieben. Erstere berichtet, er habe sich von Strasburg auf Reisen begeben und sich an verschiedenen deutschen Höfen aufgehalten, wo er in große Bekanntschaft und vielfache Verbindungen gekommen. Zu Ende des Jahrs 1775 sei er in die Schweiz zurückgekehrt, wo er seine Mutter sehr krank gefunden habe, und den Trost gehabt, sie bis an ihr Ende mit kindlichster Liebe und Treue pflegen zu können; ihr ungemein seliges Verscheiden habe auf ihn für seine ganze Lebenszeit einen tiefen, gesegneten Eindruck gemacht. Der Krankheit und des Todes der Mutter finden wir sonst nirgends gedacht. Die Reisen an den deutschen Höfen sind offenbar verschoben. Nach Anton, der genauere Angaben vorfand, wäre Kaufmann 1775 als Leibarzt des Erbprinzen in hessen-darmstädtische Dienste getreten, und mit demselben nach Rußland gereist, nachdem ihm der Landgraf den Hofrathstitel verliehen. Aber der Erbprinz Ludwig war eben aus Rußland zurückgekehrt, nach Beendigung des Türkenkriegs; 1775 und 1776 ging er gar nicht nach Rußland. Im Herbst 1776 soll dann Kaufmann aus Rußland zurückgekommen sein und vom Markgrafen von Baden den Auftrag erhalten haben, den Prinzen Friedrich von Baden nach Holland zu seinem Regiment zu begleiten. Darauf erst kehrte er in die Schweiz zurück, wo er einige Zeit in Basel bei Iselin zubrachte, bei dem er auch Zimmermann antraf. Allein letzterer hatte zur Zeit, wo Kaufmann nach Basel kam, schon die Schweiz

verlassen, um sie nie wiederzusehen. Mit Schlosser soll er dann eine Reise nach Hannover und Göttingen gemacht haben, von dort zum Fürsten von Dessau berufen worden sein. Schlosser's Besuch von Hannover und Göttingen ist rein ersonnen; dieser kam im Sommer 1776 nach der Schweiz, wo er Lavater, Iselin und Sarasin persönlich kennen lernte. Wie es mit der Berufung nach Dessau sich verhielt, wobei der Fürst sich gar nicht betheiligte, haben wir gesehen, und es wird sich später ergeben, daß Kaufmann erst von Weimar aus, wo er sich längere Zeit aufhielt, Dessau besuchte. So liegt hier die willkürlichste Erdichtung des eiteln Großsprechers zu Tage, der noch als Herrnhuter die Welt zu täuschen gedachte, was ihm bis heute nach Wunsch gelang.

Lavater's und Schlosser's beste Empfehlungen und Wünsche geleiteten Kaufmann auf seiner abenteuerlichen Reise, die er zugleich mit Ehrmann unternahm. Schon in Winterthur soll er Bauernfrugalität affectirt haben[36]); noch stärker wird er dies auf seiner Reise gethan und sich als urkräftigen Natursohn und feurigen Thatmann überall dargestellt haben. Es wird uns berichtet, daß unser Kraftapostel, in dessen Blick sich stürmisches Feuer und unternehmende, allesbewältigende Kraft ausdrückte, mit mähnenartig flatterndem Haar und langem Bart, die Brust bis auf den Nabel nackt, in grüner Friesjacke und gleichen Hosen (Charivaris), einen tüchtigen Knotenstock in der Hand, auftrat, und der biderbe Schweizer auch an fürstlichen Höfen in einem solchen Aufzug erschien. Auch wird seines Schimmels gedacht, auf dem er, ein anderer Don-Quixote, seinen Zug unternahm.[37]) Ueberall rühmte er sich, daß er nach Dessau gehe als

„Repräsentant der Menschheit“ [38]), um das Philanthropin, an welchem er zwei Lehrer besolde, in Ordnung zu setzen oder zu zerstören, und daß er in Rußland ein neues Philanthropin auf eigene Kosten zu gründen gedenke. [39])

Wohin sich Kaufmann zuerst gewendet habe, wissen wir nicht, doch dürfen wir vermuthen, daß Stuttgart zunächst aufgesucht wurde. Kaufmann fand dort wol nicht lange seines Bleibens, da der Herzog Karl Eugen nicht der Mann war, bei dem unser Abenteurer irgendeinen Einfluß hätte gewinnen können. Von hier ging es zum Teufelsbeschwörer Gaßner in Ellwangen, eine für Lavater's schwärmerischen Glauben an übernatürliche Wirkungen höchst bedeutende Erscheinung, die schon längere Zeit dessen gespannteste Aufmerksamkeit erregt hatte. Lavater schreibt an diesen im Mai, auf die Nachricht von Kaufmann's Besuch: „Sie haben also meinen lieben Freund, einen Seher Gottes und der Wahrheit, gesehen? Es freut mich mit jedem Augenblick mehr, und ich weiß nicht, wie mir zu Muthe wird, wenn ich denke: so lebt doch zu gleicher Zeit mit dir ein Mann, der mit Kraft zeuget von dem Leben Jesu, und einer von den Menschen, denen ich am meisten glauben darf, hat mir bezeugt, daß er ist kein Gaukler, kein Betrogener, kein Betrüger.“ Kaufmann muß sich dieses Besuchs bei Gaßner berühmt haben. Voß, der den Abenteurer mehrere Monate später kennen lernte, bezeichnet ihn als „Lavater's wellenhaarigen, um Gaßner geschäftigen Kraftapostel“.

Längere Zeit scheint er sich am Hof des bildungsreichen, für Kunst, Wissenschaft und edle Menschheit

begeisterten Markgrafen Karl Friedrich in Karlsruhe verweilt zu haben. Mochel, der kurz darauf nach Dessau berufen wurde und auf seiner Reise zum Theil dieselben Höfe wie Kaufmann besuchte, vernahm in Karlsruhe, wie anderwärts, von den scharfen Aeußerungen, zu denen sich der Tollkopf gegen das Philanthropin hatte hinreißen lassen, an dem doch der Markgraf selbst so lebhaften Antheil nahm, daß er mehrere Pensionisten und einen Aufseher nach Dessau schickte. Es habe sich hier, erzählt Schmohl [40]), für Mochel und seine Freunde eine Aussicht zur Errichtung einer Erziehungsanstalt eröffnet. „Gewiß ist Kaufmann's Antiphilanthropisiren daselbst kein Hinderniß gewesen. Denn ob er gleich mit dem lakonisch nachdrücklichen Empfehlungsschreiben von Hofrath Schlosser: Wer Schlosser's Freund ist, sei auch Kaufmann's! hinkam, und deswegen über Verdienst respectirt, zu allen Großen gezogen, den Prinzen und dem Markgrafen selbst vorgestellt worden war, und er alle, selbst den Markgrafen, zu Rittern seines Ordens von der hörnernen Dose zu machen, noch die Versicherung brauchte, Lavater hab' ihn gestiftet u. s. w., so soll er doch durch sein stolzes, unbesonnenes Reden und Handeln sich selbst Miscredit und Verlachung zugezogen haben." Den Spitznamen Gottesspürhund, unter dem ihn der Maler Müller, Goethe und Voß kennen, möchte er gerade in Karlsruhe erhalten haben, in Verspottung der Bezeichnung Lavater's, der ihn, wie wir oben sahen, einen Seher Gottes nannte. Mochel hörte, Kaufmann habe den Markgrafen „die Regierungskunst lehren wollen, ihm als Arzt mit brachmanischer Stirn das Fleischessen untersagt, die Erdäpfel als die

einzige gesunde und beste Nahrung gepriesen, und selbst angerathen, seine Unterthanen in den einfältigen Naturstand, wo man sich hiermit begnügte, zurückzuführen, ungeachtet der Antwort des Markgrafen, er hätte bisher mit Heinrich IV. geglaubt, seine Unterthanen nicht glücklicher machen zu können, als wenn jeder Bauer des Sonntags sein Huhn im Topfe habe".

Von Karlsruhe, wo weder der Markgraf noch die Markgräfin noch die Prinzen für das wunderliche Naturevangelium des Don-Quixotischen Schweizers empfänglich waren, ging es an den musenfreundlichen Hof Karl Theodor's in Manheim. Hier sah ihn der Maler Friedrich Müller, der sich durch die närrische Erscheinung veranlaßt sah, in seinem 1778 erschienenen Drama „Faust's Leben" den Abenteurer zu verspotten, der sich auch durch seine von Lavater überkommene physiognomische Kunst lächerlich gemacht zu haben scheint. Die Scene spielt zwischen Eckius, Kölbel, Freunden von Faust, und „Gottesspürhund".

Eckius. Was für eine Erscheinung?

Gottesspürhund. Eure Hand! Ihr seid Faust.

Kölbel. Wer sagt ihm das?

Gottesspürhund. Was man nicht sehen kann. Eigentlich Physiognomik versichert mich's.

Kölbel. Ein Beweis, daß sie dich betrügen kann. Ich bin Faust nicht.

Eckius. Physignom? Ha! So schaut mir doch auch 'mal in die Fratze.

Gottesspürhund. Meine Augen haben euch verwechselt. Du bist Faust.

Eckius. Herr! Nochmal fehl geschossen. Bin sowenig

Faust als ich der Säckler bin, der euch eure langen Tolpatschhosen genähet.

Gottesspürhund (dreht sich nach seinem Lohnlaquais, der im Grunde steht). Wieder einmal durch solch einen Schurken mich prostituirt! Aller Effect jetzt hin.

Kölbel. Guter Freund, dieser hier ist Eckius, Doctor der Rechte, und ich Kölbel, Faust's Freunde. Darf ich jetzt fragen, wen wir vor uns haben?

Gottesspürhund. Bin Spürhund aus der Schweiz.

Kölbel. Woher?

Eckius. Aus der Schweiz, sagt er. — Ist der Herr ein Literator oder treibt er sonst ein Geschäft?

Gottesspürhund. Bin Spürhund aus der Schweiz, mein Name und meine Beschäftigung sind bekannt. Ihr habt wol auch von mir gehört?

Kölbel. Wüßte mich nicht zu besinnen.

Gottesspürhund. Ist nicht vor vierzehn Tagen ein Theologe hier durch, der bei Faust und Faust's Freunden mein Kommen gemeldet? [41])

Eckius. Oho! Das war ohne Zweifel der zerfetzte Bettelpfaff, der sich für einen Sklavenerlöser ausgab und sich um einen Schoppen Wein in der Wirthsstube mit den stärksten Doggen herumbiß. Recht, recht! Er sprach immer von einem gewissen aus Zürich.... Ihr seid also der reiche Ochsenhändler selbst, Herr?

Gottesspürhund. Ich bin kein Ochsenhändler. (Bei Seite:) Die Bengel! (Geht ab.)

Eckius. Er logirt im Schwanen; ich sah ihn heut' früh auf einem Schimmel anreiten.

Um diese Zeit war auch die kleine Schrift erschienen: „Allerlei gesammelt aus Reden und Handschriften be-

rühmter Männer. Herausgegeben von Einem Reisenden E. U. K. Erstes Bdchn." (Frankfurt und Leipzig 1776), deren Vorrede vom Juni datirt ist. Der Gedanke der Auswahl und der Titel scheinen Kaufmann anzugehören. E. U. K. deutet sich einfach Ehrmann und Kaufmann, und daß sie beide zusammen als ein Reisender bezeichnet werden, ist ganz in Kaufmann's wunderlicher Weise. Von Kaufmann selbst dürfte im Büchlein wenig oder gar nichts sich finden, das meiste ist von Lavater und Pfenninger, die Anordnung wol von Ehrmann. Es wird uns berichtet [42]), Lavater habe das Büchlein mit einigen Freunden bei einem fröhlichen Mahle auf dem Lande gemacht. Von ganz anderer Hand erschien im folgenden Jahr ein zweites Bändchen „herausgegeben von keinem Reisenden K. U. E.", mit dem besondern Titel: „Vermischte Betrachtungen auf alle Tage im Jahr". Der derbere und muthwilligere Ton dieser Schrift veranlaßte Lavater, sich in einer Predigt und einem Briefe an Zimmermann dagegen auszusprechen. [43]) In entschiedensten Gegensatz gegen das Geniewesen stellten sich die „Brelocken ans Allerlei der Groß- und Kleinmänner" (1778), deren Vorrede vom Juli 1777. Die meisten Gedanken dieser Schrift kommen, wie es S. 183 heißt, „von einem Manne, der tiefer blickt als tausend andere, die sich groß dünken, der aber nur in seiner kleinen Sphäre gekannt und geliebt ist". Meusel nennt einmal Lichtenberg, dann aber den Candidaten des Predigtamts Johann Sulzer zu Winterthur als den Verfasser der „Brelocken".

Von Manheim ging der Zug unsers Kraftapostels zunächst nach Darmstadt, wohin er die besten Empfehlungen von Lavater und Schlosser hatte, besonders an

Merck und das Haus des Geheimraths Heß, dessen Schwägerin Herder's Gattin war. Allein weder bei Merck noch am Hofe, wo Kaufmann besonders auf den sinnigen Erbprinzen gerechnet haben dürfte, scheint es ihm gelungen zu sein; auch war der damals allgewaltig herrschende Minister Friedrich Karl von Moser, wenn er auch zu den Frommen hinneigte, zu einsichtig und gewandt, als daß er sich von einem solchen gaukelnden Abenteurer hätte hinters Licht führen lassen. Zu gleicher Zeit mit Kaufmann befand sich Claudius in Darmstadt, wo er durch Herder's Vermittelung eine Anstellung gefunden hatte; diesem scheint Kaufmann, als Lavater's Gesandter, schon damals nahe getreten zu sein. Welche andere Höfe in der nächsten Umgebung Kaufmann gesehen, wissen wir nicht; jedenfalls wird er Homburg nicht umgangen haben, dessen Landgrafen Lavater den dritten Theil seiner „Physiognomischen Fragmente“ widmete. Leicht könnte er den Rhein abwärts bis nach Neuwied gegangen sein.

Seinen eigentlichen Zweck, nach Dessau zu gehen, scheint er bei dem Herumschweifen an den Höfen, wo er durch sein sonderbares Wesen alle in Verwunderung zu setzen und gelegentlich zu einer einflußreichen Stellung zu gelangen gedachte, fast ganz aus den Augen gelassen zu haben, obgleich ihm die Dessauer dazu 200 Thaler geschickt hatten, die bereits durchgebracht waren, sodaß er seinen Bruder um neue 300 Thaler angehen mußte. Ueber Basedow und das Philanthropin dürfte er immer unwilliger geworden sein, da diese Iselin als Curator und Mochel als Lehrer berufen hatten; ersterer lehnte ab, obgleich man ihm ein ansehnliches Reisegeld geschickt

hatte, letzterer aber folgte unverzüglich dem Rufe der Freunde. Schlosser hatte sich unterdessen in einem zweiten Schreiben über das Philanthropin (vom 15. Juni 1776) in Iselin's „Ephemeriden" in geschärfterer Weise ausgelassen, und dadurch Kaufmann neuen Stoff zu plumpen Ausfällen gegeben. Unser Jahrhundert, äußerte er wiederholt, sei keiner idealisirten und ganz guten Erziehung fähig. Frühe, meint er, müsse man die Jungen zu anhaltender Kopfarbeit gewöhnen, nicht, wie es Basedow thue, von halb Stund' zu halb Stund' mit dieser und den Leibesübungen und der Bearbeitung der Talente abwechseln. „Emile wollt ihr erziehen?" ruft er ihnen zu. „Die starken Menschen! und wagt's nicht, ihnen Stärke zu geben, länger als eine halbe Stunde sich mit Einer Sache zu beschäftigen." Eher wolle er einen Schüler des hallischen Waisenhauses zu einem Menschen machen, als einen solchen philanthropischen Buben zu einem erträglichen Arbeiter in einem einzigen Fach der arbeitenden Gelehrsamkeit. In Bezug auf Salis, den Gründer des Philanthropins in Marschlins, wünscht er, diesem nur einen Gehülfen schaffen zu können, der so redlich wäre wie er. „Tritt er mit dem etliche Stufen zurück, so werden unsere Enkel ihn segnen."

Nachdem Kaufmann es an so vielen Höfen vergebens versucht hatte, scheint er alle seine Hoffnung auf Weimar gesetzt zu haben, wo sich ein ganz neues Leben zu entfalten schien, wo eben Goethe durch seine Ernennung zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme eine ehrenvolle Stätte gefunden hatte, wohin auch Herder als Generalsuperintendent berufen war. Und hatten sich nicht manche andere dorthin gewandt, hatte nicht manches zu-

kunstsvolle Genie eine Wallfahrt nach diesem Wunderort angetreten, wo es bald zu glänzen hoffte, da es den Gott in seinem Busen fühlte und sich dem Dichter des „Götz“ und „Werther“ ganz ebenbürtig hielt! Schon im März war Lenz aus Strasburg über Darmstadt nach Weimar geeilt, wovon er sich große Folgen versprach, die für das Vaterland wichtiger als für ihn selbst sein würden.[44]) Man ließ dort den geistvollen, aber zu närrischen Streichen aufgelegten, keiner entschiedenen Thätigkeit und folgerichtigen Wirksamkeit fähigen „lieben Jungen“, diese „seltsame Composition von Genie und Kindheit“, so lange gewähren, als es anging. Ein paar Monate später, am 24. Juni, war der männlich ernste, aber starre Klinger eingetroffen und von Goethe mit innigster Freude aufgenommen worden. Auch Wieland hatte diesen ganz hingerissen, der größte Mensch, den er nach Goethe gesehen, den man sich gar nicht vorstellen könne, wenn man ihn nicht gesehen. „Hier sind die Götter!“ schreibt er an einen Freund, „hier ist der Sitz des Großen! Lenz wohnt unter mir und ist in ewiger Dämmerung. Der Herzog ist vortrefflich, und ich werd' ihn bald sehen. — Es geht alles (hier) den großen simpeln Gang. Sie werden mich hier ruhig machen; wo ich hinseh', ist Heilbalsam für meinen Geist und Herz.“ Leider sollte diese Hoffnung sich nicht bethätigen, da sein strenger, störriger, nach Wirksamkeit ringender Geist sich bald verstimmt fand und sich in die Verhältnisse nicht zu fügen wußte. Am 24. Juli schreibt Goethe: „Lenz ward endlich gar lieb und gut in unserm Wesen, sitzt jetzt (zu Berka) in Wäldern und Bergen allein, so glücklich, als er sein kann. Klinger kann nicht mit mir wandeln, er

drückt mich, ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war, und's nicht verstund, und ich's nicht erklären konnte noch mochte." Im September war Lenz auf dem Gute der Frau von Stein in Kochberg, während Goethe sich der Anwesenheit des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt erfreute.

Auch Kaufmann kam im September nach Weimar, und zwar in Begleitung von Herder's Schwager, des Steuersecretärs Sigmund Flachsland, der für Herder's Ankunft hier alle Anordnungen treffen sollte. Die Empfehlungen von Lavater und Schlosser verschafften ihm hier leicht Eingang, doch scheint Goethe von Anfang an dem Menschen nicht getraut und seine Leerheit und niederträchtige Gesinnung, die sich hinter der genialen Kraft und Naturwüchsigkeit verbarg, wohl geahnt zu haben. Das Verhältniß zu Klinger war ein immer peinlicheres geworden. „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind", äußert Goethe am 16. Sept.; „wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm vom Spielzeug, was er will. — Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogeneität schwürt mit uns, und er wird sich herausschwüren." Kaufmann's Intriguen waren es, welche den Bruch zwischen Klinger und Goethe vollendeten und letztern von Weimar trieben. Klinger selbst berichtet darüber in einem fast 40 Jahre später (1814) an Goethe gerichteten Brief[45]): „Das letzte mal, da ich Sie sah, war in Weimar während des ersten Sommers Ihres dortigen Aufenthalts. — Ich schrieb damals im Drang nach Thätigkeit ein neues Schauspiel, dem der von Lavater (er ruhe sanft!) zur Bekehrung der Welt abgesandte Gesandte oder Apostel mit Gewalt den Titel «Sturm

und Drang aufdrang, an dem später mancher Halbkopf sich ergötzte.[46]) Indessen versuchte dieser neue Simson, da er weder den Bart mit dem Messer schor, noch Gegorenes trank, auch an mir vergeblich sein Apostelamt. Er rächte sich dafür. Hätte ich mich bei meiner Abreise mehr als durch Blicke des Herzens gegen Sie erklärt, ich wäre Ihnen gewiß werther als je geworden, aber ich sollte es nicht vermöge dessen, was Sie in mir erkannt hatten."[47]) Am 1. Oct. spät abends kam Herder mit seiner Familie in Weimar an. Kaufmann wußte diesen und besonders seine Gattin so ganz für sich einzunehmen, daß sie vom vollsten Glauben an seine hohe Naturbegabung und reine Herzensgüte durchdrungen wurden. Am 6. Oct. schreibt Herder's Gattin an Gleim: „Meines Bruders Reisegefährte oder vielmehr sein Engel, Kaufmann aus der Schweiz, macht unsere erste Glückseligkeit in diesen Tagen aus." Kaufmann selbst verkündete an Lavater mit höchstem Entzücken seine Bekanntschaft mit dem einzigen Manne. „In Weimar also", ruft Lavater am 19. Oct. Herder zu, „bei Goethe, bei Wieland, bei — Kaufmann also. O daß Kaufmann Dich verschlang, austrank und mir rief: «Das ist Quellwasser!» — das ist Leben mir im Elend, in dem ich sterbe." Auch Wieland, der leicht entzündliche, jugendlich hitzige Mann, wurde ganz hingerissen. Am 1. Nov. schreibt er an Jacobi: „Dieser Tag ist mir weggekommen, ich weiß selbst nicht wie, zwischen Herder, der jetzt bei uns ist, und Kaufmann, einem wunderbaren, aber ganz in seinem Centro ruhenden Mann."

Unmittelbar darauf begab er sich nach Dessau, wo wir ihn am 4. Nov. an der fürstlichen Tafel finden.

Wahrscheinlich hatte Basedow, da er von Kaufmann's längerer Anwesenheit zu Weimar hörte, ihn auf das dringendste eingeladen und ihm die obenerwähnten 50 Thaler als Reisegeld gesandt. Die leichterregte Fürstin nahm den Kraftapostel in seiner wunderlichen Tracht mit innigster Freude auf, und auch der gutmüthige Fürst schenkte ihm sein höchstes Wohlwollen, da er von ihm eine neue Ordnung des ihm so sehr am Herzen liegenden Philanthropins erwartete. Ganz Dessau gerieth in Verwunderung über den seltsamen Gast, der sich an der Spitze der Philanthropinisten sehen ließ. „Ich staunte ihn wie ein wildes Thier an", erzählt Reil, der Lebensbeschreiber des Herzogs Friedrich Franz von Dessau, „und hielt ihn für einen Lappländer, den man habe kommen lassen, die jungen Leute das Schlittschuhlaufen zu lehren." Da es verlautet hatte, Kaufmann werde als Lehrer nach Dessau gehen, so hatte dieser nicht verfehlt, im Novemberheft von Wieland's „Merkur" bekannt machen zu lassen, er unternehme die Reise „zu anderer Absicht".

Ueber seine Thätigkeit beim Philanthropin, die er so großsprecherisch vorausverkündet hatte, sind wir fast ganz allein auf den in der Hauptsache gewiß zuverlässigen Bericht Mochel's hingewiesen.[48]) Basedow empfing den durch das auf ihn gesetzte Vertrauen höchst aufgeblasenen, aller gründlichen Kenntniß und Einsicht ganz ermangelnden jungen Mann — Basedow war gerade 30 Jahre älter — mit freundlichster Zuvorkommenheit und Achtung in der Mitte seiner Lehrer, zu denen noch Campe hinzugetreten war. Er sehe ihn jetzt, bemerkte er, weder als Freund noch Feind an, sondern als einen jungen Mann, der zur unparteiischen Untersuchung gekommen sei; nur

wünsche er, daß er in den ersten acht bis vierzehn Tagen außerhalb ihres Kreises sich gar nicht über das Philanthropin äußern möge, da ihm vielleicht am Anfang manches auffallend scheinen dürfte, was er im Zusammenhang mit dem Ganzen durchaus anders beurtheilen werde. Kaufmann gerieth hierüber gleich in Hitze und schrie heftig, er sehe nun, daß es wahr sei, was jedermann ihm versichert habe, man wolle allen Leuten, die zu ihnen kämen, Fesseln anlegen. Das leide er nicht, fuhr er fort, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug; frei sei er, frei wolle er bleiben, und sagen, wem und was er wolle. Vergebens suchte ihm Basedow bemerklich zu machen, er wolle seiner Freiheit nicht zu nahe treten, sondern ihn nur vor einem übereilten Urtheil warnen; Kaufmann, der sich gleich am Anfang recht zeigen wollte, lärmte und polterte und wollte von nichts hören. Unfähig, etwas Gründliches zu unternehmen, suchte er sich nur einen Schein zu geben, als ob er wirklich etwas geleistet, wobei er bedacht war, seine ehemaligen Freunde herunterzusetzen und mit Basedow, Campe und Wolke zu entzweien; denn er haßte jetzt diese, und besonders Mochel, den er beim Fürsten als seinen Teufel, als einen „Krötenspieß" des Philanthropins bezeichnete.[49]) Da von einer Constitution des Philanthropins mehrfach die Rede gewesen war, so ergriff Kaufmann, um doch etwas zu thun, diesen Gedanken und entwarf eine solche auf eigene Hand. Mit dieser ging er zunächst zu Basedow, Wolke und Campe, indem er vorgab, er habe sie mit seinen Leuten (so nannte er seine elsasser Freunde) entworfen, und er forderte, daß sie die Constitution unterschrieben, da der Fürst es dringend verlange, wobei er es an

scharfen Worten nicht fehlen ließ. Nachdem er diese endlich zur Unterschrift bewogen, kam er damit zu Simon, Schweighäuser, Mochel und den übrigen, denen er vorlog, er habe diese Bestimmungen mit Basedow, Wolke und Campe aufgestellt; der Fürst, fügte er hinzu, dringe auf die Unterschrift, und wolle, wenn sie sich derselben weigerten, gar nichts mehr mit der Sache zu thun haben. So erreichte er durch Betrug und List seinen Zweck und konnte sich beim Fürsten rühmen, die Parteien zu dieser Constitution geeinigt zu haben. Und worin bestand diese Constitution, deren er sich als einer Heldenthat rühmte? Es war keineswegs eine genaue Festsetzung der ganzen Einrichtung der Erziehung und des Unterrichts, wie man sie beabsichtigte, sondern ein rein äußerlicher Vertrag. Basedow, Campe und Wolke machten sich verbindlich, lebenslänglich am Philanthropin zu bleiben, den übrigen sollte gestattet sein, ein halbes Jahr vorher zu kündigen, doch sollte ihnen auch gekündigt werden können. Dann wurde der Jahresgehalt eines jeden, sowie die Glieder der Conferenz bestimmt. Von dem innern lebendigen Zusammenarbeiten zu einem wirksamen, sich immer kräftiger belebenden Ganzen war nicht die Rede.

So unschuldig und unbedeutend auch die Constitution auf den ersten Blick scheinen mag, so hatte Kaufmann sie doch zu seinem Zwecke, Unfrieden und Störung zu veranlassen, gar wohl berechnet. Was Basedow bisher in seinem Eifer übersehen hatte, daß die elsasser Freunde nicht gekommen waren, sich dem dessauer Philanthropin für ihr ganzes Leben zu widmen, sondern sich zu tüchtigen Lehrern vorzubereiten, um in ihrer Heimat eine ähnliche Anstalt zu gründen, das hatte Kaufmann scharf

ans Licht gestellt, und schon dadurch allein Basedow's inniges Verhältniß zu ihnen gestört. Dies geschah noch viel mehr durch den Gegensatz, in welchen durch die Constitution die elsasser Freunde gegen Basedow, Campe und Wolke traten, denen das Recht gegeben ward, ihnen nach Gefallen zu kündigen, wodurch jene, die früher als gleiche Mitarbeiter dastanden, zu Untergebenen gemacht wurden, was nothwendig auf die Behandlung besonders von seiten Basedow's um so mehr wirken mußte, als Kaufmann auf offenem und verborgenem Wege Basedow und Campe zu bestimmen wußte, mit denen er Brüderschaft trank und die ihn in allem gewähren ließen, weil sie durch seinen vorgeblichen Einfluß bei Fürsten und Vornehmen reiche Geldmittel zu erlangen hofften. Kaufmann war nun auch mit dem durch seine Constitution geordneten Philanthropin höchlich zufrieden, und wenn dasselbe noch nicht ganz vollkommen sei (wirklichen Mängeln abzuhelfen wäre seine Sache gewesen, hätte er von der Erziehung und dem Unterricht überhaupt etwas verstanden), so liege dies in der Natur der Sache. So schrieb er denn auch an seine Freunde, 50000 Thaler wären nicht übel am Philanthropin angewendet. Die nächste entschiedene Folge der neuen Constitution war, daß Basedow selbst der Sache überdrüssig ward und bereits am 15. Dec. das Philanthropin an Campe als Curator abtrat, wie er angab, wegen geschwächter Gesundheit, übler Laune und Abnahme des Gedächtnisses. Wahrscheinlich hatte Kaufmann auch hierauf den bedeutendsten Einfluß geübt; denn wie hoch sein Ansehen noch immer bei Basedow stand, ergibt sich aus dem dritten Stück des „Philanthropischen Archiv", wo dieser, nachdem er

sich entschuldigt, daß seine gehäuften Geschäfte ihm nicht gestattet, die an ihn ergangenen Anfragen zu beantworten, sich also vernehmen läßt: „Unser Kaufmann weiß alles und wird zeugen. Unser Kaufmann! Er ist in freundschaftlicher Absicht für mich und das philanthropische Wesen zu mir gekommen. Aber durch mein bisherig Schicksal zu neuen Ueberlegungen veranlaßt, verschiebt er seinen mit Freunden gefaßten Vorsatz, ein den menschlichen Bedürfnissen angemessenes Erziehungsinstitut zu stiften, und sehnt sich herzlich nach Vervollkommnung des dessauischen, mit dem Wunsche, daß seine Freunde sich entschließen, demselben nach Kräften aufzuhelfen, und bis dieses zur reifen Vollkommenheit gelangt ist, alle Plane dieser Art an andern Orten ruhen zu lassen; denn er selbst muß jetzt einem bestimmtern Berufe folgen.“ Und am Schluß des dritten Stücks heißt es: „Sollte in dem beiderseitigen Plane der fernern Erziehung und Unterweisung (zu Dessau und Marschlins) eine erwünschtere Uebereinstimmung unter uns bleiben oder vielmehr gestiftet werden, so versichern wir (und derselben Gesinnung ist auch unser beiderseitiger Freund Kaufmann), daß wir auch des verehrungswürdigen Salis wegen eine ausgebreitete Liebe des marschlinsischen Instituts ebenso aufrichtig wünschen als die hülfreiche Liebe zu dem unserigen in Dessau.“ So hatte der niederträchtige Betrüger seinen Zweck vollkommen erreicht. Basedow hatte ihn als höchst bedeutenden, so einsichtsvollen als wohlwollenden, vollberechtigten Richter seines Philanthropins, als einen von wichtigen Berufsgeschäften in Anspruch genommenen Mann öffentlich dargestellt, während Kaufmann seine frühern Freunde herabgedrückt und ihre Trennung vom Philan-

thropin geschickt eingeleitet hatte. Kaufmann hatte Basedow auch veranlaßt, in demselben Stück des „Archiv“ sich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß er gewußt habe, Simon, Schweighäuser, Kaufmann und Ehrmann hätten früher eine Verbindung geschlossen, die mit ihrer Thätigkeit am dessauer Philanthropin nicht bestehen könne, wodurch jene beiden sich verletzt fühlten, sodaß Simon sich gemüßigt sah, eine Erwiderung darauf in Iselin's „Ephemeriden“ einrücken zu lassen. Seinen Freund Ehrmann hatte Kaufmann als Lehrer dem Philanthropin gelassen, durch den er wol von allem, was weiter im Philanthropin vorgehen würde, unterrichtet zu werden und so auf seine Weise einzuwirken gedachte. [50]) Und dieser Wohlthäter des Philanthropins entblödete sich nicht, trotz der sehr beschränkten Mittel der jungen Anstalt, sich 400 Reichsthaler „zur Belohnung seines Wirkens“ auszahlen zu lassen!

Kaufmann's Ränke am Philanthropin fallen in den November. Von Dessau scheint er sich nach Leipzig gewandt zu haben, wohin sich auch Goethe am 2. Dec. mit dem Herzog, vielleicht in Begleitung des Erbprinzen von Darmstadt, begeben hatte. Goethe reiste am 5. Dec. nach Dessau; unterwegs hinter Holzweißig wurde er vom Herzog, dem Erbprinzen von Darmstadt und Kaufmann eingeholt; alle zusammen verweilten bis zum 20. Dec. in Wörlitz. [51]) In diese Zeit fällt der Besuch, den Kaufmann nach seiner Gattin und Anton in Begleitung des Fürsten von Dessau, des Herzogs von Weimar und einiger andern merkwürdigen Personen, der Brüdergemeine zu Barby machte, „der in ihm, ob er gleich damals noch keinen Sinn für die Sache hatte, doch einen lieblichen,

achtungsvollen Eindruck zurückließ". Auch Goethe und der Erbprinz von Darmstadt hatten sich ohne Zweifel an dem Ausflug nach Barby betheiligt. Daß Kaufmann in der vornehmen Gesellschaft seine Verdienste um das Philanthropin in prahlerischster Weise herausgestrichen haben wird, bedarf keines Zeugnisses, doch dürfte schon damals sein Ansehen bei Hofe sehr gelitten haben. Reil berichtet uns, „dieses Universalgenie, wie ihn Lavater gestempelt, großsprecherisch, hinterlistig, gleißnerisch, den Weiblein gefährlich, dabei roh und unfläthig", habe sich bald bei Hofe wie in der Stadt höchst lächerlich und verächtlich gemacht. Des Fürsten Bruder, Hans Görge, der so feingebildete kunstsinnige Freund des Fürsten, Herr von Erdmannsdorf, und der Pagenhofmeister Behrisch, Goethe's drolliger leipziger Genosse, sollen nach Böttiger zuerst dem Herzog die Augen über ihn geöffnet haben, sodaß er dessen Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit durchschaute, was aber erst im folgenden März geschehen sein dürfte, wenn er auch schon im December einen guten Theil der Achtung des Fürsten eingebüßt haben wird.

Goethe und der Herzog kehrten am 21. Dec. im Kurierritt nach Weimar zurück. Kaufmann scheint damals die Absicht gehabt zu haben, gleich von Dessau aus wieder nach der Schweiz zu gehen. Lenz, der Ende November wegen einer „Eselei" Weimar hatte verlassen müssen, war zu Schlosser in Emmendingen gegangen, von wo er in der Christnacht an Herder schreibt, Kaufmann sei noch nicht da, und er zweifle, ob er ihn noch bei Schlosser sehen werde. Auch scheint Herder Kaufmann's Rückreise nach Darmstadt an Claudius gemeldet zu haben, der am 14. Dec. gegen diesen äußert: „Es

ist meine Schuld nicht, daß ich nicht selbst hinkomme (nach Weimar), die sämmtliche dortige Einrichtung in Augenschein und den Meister Kaufmann alldort in Empfang zu nehmen", und er spricht die Bitte aus, Kaufmann möge ihm einen gewissen Balsam aus Jena mitbringen. Unser Abenteurer scheint sich dem Erbprinzen auf der Rückreise nach Darmstadt aufgedrungen zu haben. Wieland fragt am 13. Jan. 1777 seinen darmstädter Freund Merck: „Wie gefällt Ihnen Kaufmann? Entre nous", eine Frage, worin sich der Unglaube an den Großsprecher verräth, von dem er zehn Tage früher an seinen Lobpreiser Lavater geschrieben hatte, wenn er noch zehn Jahre Erfahrung mehr haben, seinen Schädel noch oft tüchtig angestoßen und ein paar mal kräftig auf seine Nase gefallen sein werde, möge wol noch ein herrlicher Mann aus ihm werden. Auf Kaufmann dürfte auch wol die Aeußerung Wieland's im Brief an Merck vom 27. Jan. zu beziehen sein: „Gott vergelte es Ihnen, daß Sie Ihrem eigenen Kopfe und Herzen mehr glauben als dem Schnarcher, der Sie neulich besucht hat." Die Bezeichnung als „Schnarcher" deutet auf seinen wild anfahrenden, derb polterden Ton; denn zu einem vernünftigen, anständigen Gespräch ließ sich der dreist behauptende Kraftmann nicht herab.

Erst in Darmstadt, wo Kaufmann sich besonders an Claudius, Herder's innigsten Freund, gehalten zu haben scheint, dürfte ihm der Plan zu einer Reise nach Petersburg aufgegangen sein, wohin ihm der Erbprinz die besten Empfehlungen mitgeben konnte. Die große Kaiserin, die sich freute, ausgezeichnete Männer an ihrer Seite zu haben und sie reichlich zu beschenken, sollte er

nicht auf diese einen gewaltigen Einfluß ausüben zu können hoffen, besonders da Lavater in seinem eben im Erscheinen begriffenen dritten Bande der „Physiognomischen Fragmente“ ihn in einer Weise geschildert hatte, die ihn fast über alle Sterblichen zu erheben schien! Wir finden hier zwei mal das Brustbild Kaufmann's, der, wie er sagt, in den innersten Kreis seiner Geliebten gehört, ein Jüngling, der Mann ist, unter dessen Bild er die wol von Kaufmann selbst stammenden Worte zu setzen wagte: „Man kann, was man will. Man will, was man kann.“ Er nennt ihn einen absonderlichen Mann, der schnell und tief fühle, festhalte, zurückstoße, wirke, fliege — darstelle, wenig Menschen finde, auf denen er ruhen könne, aber sehr viele, die auf ihm ruhen wollen. „Wenn ein gemeiner Mensch“, heißt es beim zweiten Bilde, „so eine Stirn, so ein Auge, so eine Nase (in der Nasenwurzel Kaufmann's sah er die meiste Kraft) so einen Mund, ja nur solch ein Haar haben kann, so steht's mit der Physiognomik schlecht. Es ist vielleicht kein Mensch, den der Anblick dieses lebenden Menschen nicht wechselsweise anziehe und zurückstoße — die kindliche Einfalt und die Last von Heldengröße! So gekannt, so miskannt werden wenige Sterbliche sein können. Aber ja viel Sorgens ist, daß diese Stirn anprallen müsse? der Erfahrung noch viel bedürfe? Aber meine lieben Weisen — wird Erfahrung von zehn Jahren [52]) von dieser Stirn ein Viertheil einer Messerrückenbreite abrunden? — Also geschehe der Wille des Herrn!“ Mußte Kaufmann nicht mit einem solchen Paß, welcher ihn geradezu für den „Allergeliebtesten und Allergefürchtetsten“ in einem mit solcher Begeisterung aufgenommenen

Prachtwerk erklärte, bei der großen Katharina durchzudringen sich anmaßen dürfen? Auf dem Weg nach Darmstadt oder auf der Rückreise besuchte Kaufmann auch wol den braunschweigischen Hof; denn daß er, wie Anton berichtet, als Hofrath und Leibarzt des Herzogs Ferdinand von Braunschweig (der damalige Herzog hieß Karl, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand) mit diesem nach Holstein und Dänemark gegangen, ist eine Erdichtung, deren Kern, wenn ein solcher vorhanden, nur in einem Besuche des braunschweiger Hofes und einem kurzen Aufenthalt in Dänemark, wovon weiter unten, liegen wird. Mitte Februar finden wir Kaufmann wieder in Weimar, wo er aber diesmal weniger Glück gemacht haben dürfte; Herder glaubte noch an ihn, und auch mit dem Präsidenten des Oberconsistoriums von Lyncker scheint er auf vertrautem Fuße gestanden zu haben; denn Goethe schreibt am 19. Febr. an Lavater: „Kaufmann ist wieder da; ich hab' ihn nur mit einem Blick gesehen; er sitzt bei Lynckern [53]) auf dem Gute." Von Weimar begab er sich nach Dessau, wo wir ihn am 11. März an der fürstlichen Tafel antreffen. Diesmal wird der Fürst ganz über ihn enttäuscht worden sein. Vielleicht machte er erst damals seine Forderung von 400 Reichsthalern an das Philanthropin, dem er seinen Schimmel zurückließ. Er hatte sich einen Reisewagen gekauft, den er für ein Geschenk des Herzogs von Weimar ausgab.

Von Dessau führte ihn sein Weg zunächst nach Berlin, wo er seinen Landsmann, den berühmten Akademiker Sulzer aufsuchte. Wie wenig dieser aber von ihm erbaut worden sei, zeigt folgende Aeußerung Zimmermann's an Lavater, im September oder October 1777: „Sulzer

radotire, sagst Du. Ich hingegen sage Dir, daß er schon zwanzig mal an den Pforten des Todes war, und da doch immer noch soviel Vernunft hatte, als Ihr Genies alle zusammengenommen. Er sprach nicht nach vorgefaßten Meinungen von Kaufmann, sondern nach dem, was Kaufmann ihm sagte.“ Ob er Mendelssohn, Nicolai und andere berliner Gelehrte gesehen, wissen wir nicht; nur vom Kapellmeister Reichardt, einem geborenen Königsberger, wird uns der Besuch Kaufmann's berichtet. In Königsberg war er durch Herder, Claudius und Lavater bestens an Hamann empfohlen.[54]) Dieser meldet am 18. Mai an Herder: „Den 18. April war Kaufmann hier, ich erfuhr es aber erst den Montag darauf (den 22.), und zugleich daß er krank wäre und Professor Kant[55]) und den polnischen reformirten Prediger den vorigen Abend bis elf Uhr bei sich gehabt hätte. Ich ärgerte mich über diese Gleichgültigkeit, da ich außer den beiden Empfehlungen von meinen beiden einzigen Gevattern im heiligen römischen Reich (Claudius und Herder) einen Brief von seinem Johann Caspar (Lavater) hier hatte. Nach vieler Ueberlegung kam ich auf den festen Entschluß, mich noch einen Tag um ihn nicht zu bekümmern, sondern erst den 23. zu ihm zu gehen, da unser Bußtag einfiel, mit dem Vorsatze, den ganzen Tag mit ihm zuzubringen. Kaum war ich aber am 22. auf meiner Loge (Hamann war Packhofverwalter beim königlichen Licent), so fragte ein Miethbedienter nach mir und händigte mir ein klein Billetdoux von ihm ein. Ich lief zu ihm, er lag im Bett und klagte mir seine Noth in Königsberg. Ich nahm ihn mit mir à la fortune du pot, aß zwei Teller Sauerkraut und

eine doppelte Portion gepreßten Caviar, ohne daß er im Stande war, mir Bescheid zu thun. Dieses gegebene Aergerniß meines sauern und grimmigen Geschmacks hielt ihn nicht ab, den ganzen Tag dazubleiben. Wir wurden gegen Abend übereinander misvergnügt, und er blieb die ganze Nacht auf meinem Sopha sitzen, unterdessen ich ein wenig unruhig in mein Bett wider Willen ging. Mittwoch war unser Bußtag, und ich führte ihn zu Kant, wo eben Kraus war, mit dem er bei dem Grafen Kayserlingk speisen sollte. Donnerstags besuchte er mich morgens und nachmittags; unser Nachtgespräch war abermals Widerspruch, aber mit überlegener Laune von meiner Seite. Er streckte sich auf meinem Sopha und lag also ein wenig bequemer. Freitags nachmittags besuchte er mich sedentem in teloneo, und wir waren den Abend bei meinem Director. — Kaufmann schlief wieder bei mir, wollte am folgenden Morgen abreisen, schenkte mir aber noch den ganzen Sonnabend. Sein ganzer Weg zu denken, zu empfinden und zu handeln ist so alpenähnlich, daß Sie sich leicht vorstellen können, wie einem armen Manne dabei zu Muthe gewesen sein muß, der leider nichts als in leimigen, sumpfigen Ebenen zu waten gewohnt ist. Da ich also ein paar Tage nachher im Florus (I, 7) monstrum pulcherrimum fand, fiel mir unser lieber Kaufmann an." [56]) An den Kapellmeister Reichardt schreibt Hamann: „Unser Freund Kaufmann hat mir wenig von Ihnen zu erzählen gewußt. Er hat vier elende Nächte auf meinem Sopha zugebracht, und ist den 27. April des Morgens aus meinem Hause verschwunden, da ich mich vom Schlaf nicht ermuntern konnte, weil ich ihm zu Gefallen bis auf den Schloß-

thurm geklettert war und mich sein Umgang wie ein Spaziergang auf den Alpen erschöpft hatte, daß ich meiner Sinne nicht mehr mächtig war und beinahe eine ganze Woche nöthig gehabt, mich zu erholen." An Claudius hatte sich Hamann gleich nach Kaufmann's Abreise gewandt und ihm seinen Dank ausgesprochen für die Zuweisung dieses „Biedermannes", dessen Genuß ein wahrer Leckerbissen für seine Neugierde und ein würdiger Gegenstand seiner magischen Laterne gewesen, die nach Menschen suche und nichts als Vegetabilien finde oder perpetua mobilia. Er habe, bemerkt er an Herder, den eigenen Mann, der im bürgerlichen Leben beinahe dieselbe Rolle spiele, wie er selbst in der Autorwelt, mehr nach seiner Abreise als bei seiner Anwesenheit genossen. Einige Monate später wünscht er, der Sommer möge ihm noch Kaufmann mit seinem Man kann, was man will, man will, was man kann zurückführen. Sein Bild hing er neben denen von Herder und Lavater über seinem Bett auf. So hatte denn Kaufmann auch den sonst so mismuthigen Hamann durch den Schein „heiliger Einfalt" und mächtiger Naturkraft ganz hinzureißen gewußt, obgleich sein Zusammensein mit ihm ein beständiges Kämpfen und Ringen gegen diese seiner Natur gerade entgegenstehende ganz außerhalb des gewöhnlichen Menschenkreises sich bewegende Erscheinung war, hinter welcher er um so weniger flache Nichtigkeit und leeren Trug ahnen konnte, als er von den drei ihm selbst am nächsten stehenden Freunden für ihn eingenommen war.

Wie ganz verschieden sich Kaufmann bei verschiedenen Personen darzustellen, wie er sein Benehmen nach dem

Charakter derselben einzurichten und sich überall als einen ganz außergewöhnlichen Sterblichen darzustellen wußte, ersehen wir aus einem Brief des geist- und kenntniß-reichen Christian Jakob Kraus, der lange Zeit neben Kant eine Zierde der königsberger Universität war, wo er nicht allein durch außerordentlich umfassende Kenntnisse und eindringenden Scharfsinn, sondern auch durch eine ganz ungewöhnliche Gabe glänzte, Talente zu erkennen, zu wecken und zu leiten. Dieser, der am 24. April die Aufsicht über den neunzehnjährigen Sohn des kurz vorher in den Grafenstand erhobenen Kammerherrn Kayserlingk in Königsberg übernommen hatte (er war, wie Kaufmann, eben 23 Jahre alt), schreibt am 29. Juli seinem Freunde Herrn von Auerswald [57]): „Vor drei Monaten kam Kaufmann aus Dessau hier an, war täglich bei uns und sprach beständig mit meiner Gräfin, die ihm nicht von der Seite ging, Minister sitzen ließ und sich mit ihm unterhielt. Er ist eigentlich Arzt, aber noch besser würde ich Ihnen sagen, er ist ein Apostel des 18. Jahrhunderts, auf dem Lavater's und Hamann's Geist ruht, ein liebenswürdiger Schwärmer, der in Maske alle Länder durchstreicht, im Stillen Kranke heilt, Menschen schüttelt, wie er sich ausdrückt, und das Christenthum, wie es zur Zeit seiner Stiftung war, in den Seelen derer, die dazu bestimmt sind, sie mögen Fürsten oder Grafen sein, zu errichten sucht. Er steht auch im dritten Bande der Lavater'schen «Physiognomik» nicht weniger als fünf mal, theils in Kupfer, theils in Umriß, theils in Silhouette. Er ist reich. Sein Vater ist Schultheiß in Winterthur, und Sie wissen, was das sagen will. Er hat sich an verschiedenen deutschen Höfen

aufgehalten, ist ein Busenfreund Ihres Anhalt's [58]), wie sich Anhalt selbst in Briefen an meine Gräfin rühmt, und steht überall in einer Achtung, die man gar nicht begreifen kann, wie er dazu gekommen. Er schreibt nichts, und kann seinen Freunden, Herdern, Hamann, Lavatern, Klopstocken, Goethen u. s. w. alle Thorheiten vergeben, nur die nicht, daß sie Autoren sind. Er reiset, wie ich gesagt, mit Masken herum, zeigt sich bald als Schiffer, bald als Fakir, und das blos um unbekannt zu bleiben, und das Gute, was er thut, den Augen der Welt zu entziehen, nicht aus Affectation, sondern aus einer unerklärlichen Selbstverläugnung. Sein Charakter ist höchste idealische Ehrlichkeit, ich habe davon eine Probe [59]), und Einfalt und Liebe. Man sieht ihm beim ersten Anblick ins Herz. Meine Gräfin hat, seitdem er weg ist, das sind drei Monate, fast alle Tage von ihm gesprochen, und wird, so oft sich nur der geringste Anlaß zeigen wird, nicht aufhören, von ihm zu sprechen, ihn zu bewundern, ihn zu lieben. Wenn Sie Anekdoten von ihm haben wollen, kann ich Ihnen damit dienen; ich besorge nur, Ihnen schon zu viel von dem guten Manne gesagt zu haben. Sie können ihn einigermaßen kennen lernen aus einem Büchelchen, das diese Messe herausgekommen ist [60]) unter dem Titel: «Allerlei, gesammelt aus Reden und Handschriften berühmter Männer, herausgegeben von E. u. K.» (d. h. Ehrenmann und Kaufmann). Seine Freunde haben ihm, weil er so ein Feind von Autorschaft ist, den Streich gespielt, und aus den Briefen, die er an sie schrieb, Stellen herausgehoben und in diese Sammlung setzen lassen. Sie sind schwer zu unterscheiden, diese Stellen."
So hatte also der großsprecherische Prahler mit seinem

Lügengewebe auch den sonst klar schauenden Kraus umstrickt. Seiner mächtigen Gewalt über leicht erregbare Frauenherzen gewiß, hatte er sich hier der Gräfin bemächtigt, deren Verehrung auf den jungen Erzieher ihres Sohns von höchstem Einfluß war, so daß dieser, wenn ihm alles auch ein unbegreifliches Räthsel schien, doch in keines seiner Worte Zweifel zu setzen wagte. Daß ein solcher Mann, der sich als Freund von Fürsten und den größten Männern der Zeit darstellte, der als Wohlthäter der Menschen die Welt durchstrich und insgeheim wirkte, allen Ruhm verachtete, so zutraulich sich ihm eröffnete, mußte dem aufstrebenden Jüngling außerordentlich schmeicheln und seinen Glauben bald ganz gefangen nehmen, besonders da Kaufmann die Kunst verstand, durch einzelne wohlberechnete Mittel seine Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ins beste Licht zu setzen. An allem, was Kaufmann ihm sagte, war kaum ein wahres Wort, fast alles aufschneiderische Großsprecherei.

Von Königsberg wandte sich Kaufmann nach Riga, wo er von Herder und Hamann an den Buchhändler Hartknoch empfohlen war; derartige Empfehlungen hatte Kaufmann als das trefflichste Mittel erfunden, sich in Ansehen zu setzen und den Leuten Sand in die Augen zu streuen.

Von Riga aus wendet sich Kaufmann am 6. Mai an Hamann: „Meine gereimten Klagen an dem Magus“ schreibt er, „meine unverdaulichen Aventures von Königsberg bis Riga sollen Sie hören, wenn ich mich wiederum auf dem herrlichen Sopha wie ein Baurenfünfer ausstrecke, und den Magus neben mir und seine Sprößlinge um mich habe, oder wenn ich ihn treffe in's alten Boten

zu Wandsbeck Hütte. Ja, liebster Hamann, seit ich mich an dem heitern Sonntagmorgen nach dem frohen Abend und der herrlichen Nacht von meinem Lager aufraffte und von Ihnen weg in den Wagen eilte, hat mich das liebe Glück verlassen, und Unstern ist mir gefolgt." Von dem Widrigen aber, das ihm begegnet, verräth er nichts; er will es persönlich in des Freundes Brust ausschütten. „In Mitau sprach oder konnte ich niemand sprechen", schreibt er, „als Herrn Hofrath Schwender, Freimaurerlogenmeister, der zuerst in Furcht war, daß ich ein Viaticum wollte, hernach änderte es sich. Er konnte meinen Namen Kaufmann fast nicht glauben, endlich wurde er zufrieden und gläubiger, zeigte mir die Freimaurerbibliothek, und ich bedankte mich. Bisjetzt konnte ich in Riga noch niemand sehen als den Buchhändler Hartknochen, der mir einige angenehme Augenblicke machte in Erzählung der muntern Dinge, die geschehen, die gar zu grob waren. Meine Faquinsuniform stoßte den Kranken (Hartknoch) zurück, mußte sie anziehen für den hiesigen Commandanten — ein verrußter Schweizer." Hartknoch schreibt auf denselben Brief: „Kaufmann ist ein guter Junge, hat aber gewisse Ausdrücke von Spannung und Schlaffung der Seele, die er so oft anbringt, daß sie nicht mehr das wirken, was er will. Seine medicinischen Räthe sind vortrefflich; ich werde eins und das andere davon nutzen." Hamann sandte den Brief sofort an Ehrmann, „genannt Ehrenfried, freien Lehrer am Philanthropin", den „vertrauten Freund seines lieben Kaufmann's", um sich diesem so kurz und gut zu empfehlen, als ihr systema harmoniae praestabilitae gewähre, und er lud ihn ein, „bei einer eventuellen Reise durch

Königsberg in Preußen sich bei ihm gebührend zu melden".

Der Zweck von Kaufmann's Reise scheint dahin gegangen zu sein, bei einem russischen Großen irgendeine Rolle zu spielen und wol auf dessen Kosten ein größeres Unternehmen auszuführen; denn wir finden ihn bald hernach auf den Chwastowischen Besitzungen zu Salo Weina. Aber wie wenig es ihm hier gelungen, zeigt ein uns vorliegender Brief an Hamann, am 15. Juni aus Narwa geschrieben, wo er klagt, daß er um sein Geld gekommen, den garstigsten Verdruß gehabt, und doch der Vorsehung danke, die ihn bald aus seiner Verlegenheit gerissen. Schon damals scheint er es auf den zu frommer Beschaulichkeit hinneigenden Freiherrn Kurt von Haugwitz, den spätern preußischen Minister, damals auf seinen Gütern in Oberschlesien, abgesehen zu haben; denn einen Brief an diesen legte er Hamann zur Besorgung bei. Dieser, seit kurzem mit einer Tochter des Generalinspectors von Breslau, des Generals Grafen von Tauenzien, vermählt, hatte im vorigen Sommer mit den Stolberg und Goethe in Zürich Lavater's Bekanntschaft gemacht, und war mit diesem wol in briefliche Verbindung getreten. Von Narwa aus begab sich Kaufmann nach Petersburg, wo er so lange bleiben wolle, so schreibt er an Hamann, bis es Zeit sei wegzureisen, um Ende Juli sicher und gewiß nach Lübeck zu kommen, da er um diese Zeit bei dem nach Wandsbeck zurückgeflüchteten Claudius zu sein hoffe, wohin er auch Hamann auf das dringendste einlud. Vielleicht werde er dann mit ihm zu Herder oder zu seiner Elise reisen oder sich nach Amerika einschiffen. Daß er so ganz zwecklos nach Petersburg

gegangen, ist ganz unglaublich; wahrscheinlich hoffte er auf die Kaiserin zu wirken, die aber sich vor solchen Betrügern wohl zu hüten wußte; hatte sie selbst ja drei Lustspiele gegen den angeblichen Grafen Cagliostro geschrieben. [61])

Hamann sandte Kaufmann's Brief nicht ohne Zeichen der Verwunderung an Ehrmann, der am 13. Juli erwidert: „Mehr Ahnung als Combination sagt mir, die Reise nach Amerika werde wol nicht geschehen. Kaufmann trifft vielleicht in Hamburg Lavater'sche Briefe an, die ihn für Europa determiniren. Blos wegen Kaufmann's Freunden und in specie seinem Weibe bangt mir vor der Seefahrt. Ich hoffe sie mitmachen zu dürfen; neben Kaufmann ist mir nichts abschreckend, obschon meinem eigenen Charakter nach alles, was Entreprise heißt, mir Taumel und Schrecken verursacht. — Das Ganze von Kaufmann's Bestimmung, Plan rc., sowie von seinem Charakter bin ich schlechthin unfähig zu überschauen, und wo Sie, bester Hamann, nicht verstehen, was will ich einsehen können? Doch bekenne ich frei, daß das bewußte Motto: „Man kann rc." mir als Symbolum der treuen Befolgung der Naturtriebe, der Harmonie zwischen Können und Wollen, welches beides der Natur nach reciproque sein soll, verständlich bleibt. Ich halte Kaufmann für einen solchen treuen Befolger aller Winke der Natur, und habe deswegen einen besondern Glauben an alles, was er thut." Auch er lud Hamann auf das dringendste nach Wandsbeck ein, wohin er selbst auf Kaufmann's Ruf Ende Juli gehen werde. Aber Hamann folgte dieser Einladung ebenso wenig, als einer spätern, die Ehrmann im Namen von Claudius

und Kaufmann am 8. Aug., gleich nach Kaufmann's Ankunft, an ihn richtete. Kaufmann hatte wahrscheinlich die Reise über Kopenhagen gemacht, da in seinen Papieren von einem Besuche Holsteins und Dänemarks, freilich in Begleitung des Herzogs von Braunschweig, die Rede ist.[62]) Widrige Winde hatten seine Ankunft verspätet.

In Wandsbeck wurde Kaufmann von Claudius auf das freundlichste aufgenommen, der ihn auch mit seinem vertrauten Nachbar Voß bekannt machte. „In dieser Zeit" (im Sommer 1777), erzählt Ernestine Voß[63]), „traf der Schweizer Kaufmann (in Wandsbeck) ein, von dem Lavater in seiner «Physiognomik» so großes Wesen gemacht, und ihm, ich meine, den ersten Platz nach Christus gegeben hat. Es war ein schöner, sehr kräftiger Mann, des alles, was er redete, in dunkle, oft derbe Worte hüllte, und doch alle einzunehmen wußte. Aus seinen Reden sollte man den Schluß ziehen, daß er, trotz seinem jugendlichen Ansehen, schon mit einem Menschenalter vor uns in Berührung gestanden, und bestimmt sei, noch lange nach dem jetzigen Geschlecht fortzuwirken. Er behauptete, fast gar keinen Schlaf zu bedürfen, aß nichts als Vegetabilien und trank nur Milch und Wasser. Er hatte einen jungen Mann (Ehrmann?) bei sich, der in seiner Gegenwart nicht reden durfte und den ganzen Tag schreiben mußte, weil sich bei Kaufmann die Gedanken so drängten, daß er nur dictiren konnte.[64]) Eine Menge Briefe hatte der Bote jeden Tag nach Hamburg zu bringen und zu holen. Auch Arzt behauptete er zu sein, dem kein Kranker, der Zutrauen hätte, stürbe, und wirklich machte er einige Curen, die in Verwunderung

setzten. Von seinen Heldenthaten in Persien erzählte er gern; daß er auch in Weimar Beifall gefunden, konnte ein ihm vom Herzog geschenkter Wagen beweisen. Wir glaubten dies und manches andere, was wir später zu glauben aufhören mußten. Merkwürdig war es mit anzuhören, wie Voß und Claudius sich oft allerlei Zweifel über diesen Wundermann mittheilten, und wie doch jeder beflissen war, ihn gegen den andern in Schutz zu nehmen." Hier haben wir das anschaulichste Bild der Mittel, welche der Kraftapostel in Anwendung brachte, sein Evangelium, man könne, was man wolle, zu bewahrheiten. In ihm sollte man den eigentlichen Kraft- und Mustermenschen bewundern, der durch natürliche Begabung alles vermöge; die Natur sollte in ihm ihre vollendetste Blüte getrieben, in ihm den Beweis geliefert haben, daß ihr allein das Höchste gelinge, daß That und Wirken alles, Denken und Sinnen nichts sei. Darum diese räthselhafte, an St.-Germain und Cagliostro [65]) erinnernde Umhüllung seiner Person, darum das Verwerfen aller dem reinen Naturmenschen fremden Bedürfnisse, darum der große Briefwechsel mit sovielen zum Theil bedeutenden Männern, die ihn von manchen Dingen in Kenntniß setzten und, durch seine Lügenberichte zu staunender Bewunderung hingerissen, seinen Ruhm verbreiten sollten, obgleich der überaus große Briefwechsel doch gewiß eine Erdichtung war. Daneben suchte er durch eine natürliche Einfalt und Kindlichkeit anzuziehen, womit es ihm so wundervoll bei den meisten gelang, daß selbst diejenigen, bei welchen sein tolles Prahlen und gaukelndes Aufschneiden Argwohn erregten, sich von ihm gefesselt fühlten.

Durch Claudius dürfte Kaufmann auch mit den geistigen Größen Hamburgs bekannt geworden sein, besonders mit Klopstock. Von Hamburg wollte Kaufmann sich nach Berlin begeben, und da Voß zu seinem Vater zu reisen beabsichtigte, so entschloß er sich, mit ihm über Mecklenburg zu gehen. „Recht viel Abenteuerliches", erzählt Ernestine Voß, „erlebten wir auf dieser Reise; denn Kaufmann hatte auf jeder Post Händel." Ueber seinen Aufenthalt in Mecklenburg, wo er auch wol am Hof zu Schwerin sein Wesen zu treiben versuchte, fehlen uns alle Nachrichten. Er hatte diesmal seinen unterthänigen Freund Ehrmann nach Berlin vorausgeschickt, wo sie am 10. Sept. zusammentrafen. Kaufmann, der eigentlich durchreisen wollte, aber durch einen Zufall ein paar Tage zurückgehalten wurde, sah diesmal nur wenige Personen, meist war er bei Chodowiecki. Ehrmann vernahm hier eine „wunderlich fatale" Anekdote über Kaufmann, über die er von Hamann sich Aufschluß erbat; er selbst war zu ängstlich, seinen Herrn und Meister darüber zu befragen. In Königsberg solle er nämlich erzählt haben, sein Vater habe ihn in der Jugend zum Scharfrichter bestimmt, auch habe er seine dreijährige Lehrzeit darin ausgehalten, wodurch er sehr blutgierig geworden, darauf sei er drei Jahre bei einem Bauer gewesen, wo er hinter dem Pflug gegangen. Solche wunderbare Erzählungen waren Kaufmann durchaus gemäß, der auf jede Weise sich merkwürdig zu machen suchte. Am 9. Sept. kamen sie auf dem Gute des Freiherrn von Haugwitz zu Krappitz bei Oppeln an, von wo Ehrmann am 18. an Hamann schreibt: „Wir werden uns wahrscheinlich einige Wochen in Krappitz bei einem der herrlichsten Ehepaare aufhalten.

Ich hoffe, Kaufmann werde bei diesen reinen Seelen ausruhen und sich erholen von der allgemeinen Verstimmung der heutigen Menschheit, die jedem Edlern (ohne Zweifel, Bester, auch Ihnen) sein tägliches Kreuz und Wermut ist. Ich finde zwar täglich mehr, daß Kaufmann in keinem einzigen Menschen außer sich Ruhe und Zuflucht haben kann, sondern daß die Kraft Gottes in ihm sein Ein und Alles ist und ewig bleiben wird." Indessen scheint die Sache in Krappitz ein rasches Ende genommen zu haben. Nach Böttiger's Bericht soll er sich in die Gattin von Haugwitz verliebt, und Tauenzien ihm geschworen haben, ihn, wenn er seiner habhaft würde, vor der Hauptwache ausfuchteln zu lassen. Daß unser Abenteurer auf die Frauen besonders sein Augenmerk richtete, lag durchaus in seiner schlau berechnenden Weise, ganz abgesehen von seiner starken sinnlichen Neigung. Sein Verhältniß zu der Gattin von Haugwitz mag manches Gerede verursacht und seine Abreise beschleunigt, Tauenzien, als er davon vernahm, in wüthende Erbitterung versetzt haben; aber Haugwitz, der mit Kaufmann auch später in Verbindung blieb, war von seiner Unschuld überzeugt.

Im October kehrte Kaufmann nach der Schweiz zurück. Wenn Wieland schon am 22. Sept. von seiner Rückkehr wissen wollte, so beruhte dies auf einem der vielen Gerüchte, womit man sich über Kaufmann trug. 66) In Weimar war man außer Herder allgemein auf Kaufmann erbittert, besonders Goethe, der manches von seinem tollen Treiben und seiner niederträchtigen Prahlerei vernommen haben mochte. „Vor Kaufmann, der einen noch drei mal größern Weberbaum führt als Lessing,

scheuen Sie sich nicht, wenn Sie sonst Lust haben, Goethen eine Freude zu machen", schreibt Wieland an Merck. Lavater, den Kaufmann bald darauf heimsuchte, war noch von feurigster Begeisterung für seinen Kraftapostel erfüllt, in dessen Worte er den vollsten Glauben setzte, sodaß er auch seine persischen Großthaten bewunderte, und in wunderlichster Weise sich gegen Zimmermann äußerte. Dieser meldet am 26. Oct. seinem Freunde Herder: „Gestern hatte ich einen Brief von Lavater, worin er sagt, daß Kaufmann eben von Astrakan in Zürich angekommen sei, von Astrakan bis Zürich seines Gleichen nicht habe, ein herrliches Mädchen heirathen, als Landwirth leben und Großes wirken werde." Zimmermann aber unterließ nicht, Lavater auch diesmal, wie es in seiner Art war, derb die Wahrheit zu sagen. „Ich gratulire Dir zur Ankunft des Kraftkoloß Kaufmann von Astrakan", schreibt er. „«Sei froh», sagst Du, «daß er Dir nicht zu nahe kam; denn, Lieber, seine bloße stille Gegenwart würde Dich tödten, und ein Wort von ihm Deine Gebeine zerschmettern.» — Lavater, bist Du toll? — Du sagst ferner: «Warum Kaufmann (als Arzt) unbekannt sein will? Weil alle bekannten und berühmten Aerzte Pedanten und Philister werden.» — Lavater, bist Du toll? Von zwei Dingen wähle eins. Entweder gestehe mir Deine Tollheit, damit ich Mitleiden mit Dir habe, oder ich zeige Dir und ganz Deutschland öffentlich mit meines Namens Unterschrift, ob der Student Kaufmann (man erkennt den Student an seiner Sprache) vermögend sei, durch seine stille Gegenwart mich zu tödten, oder durch ein Wort meine Gebeine zu zerschmettern. Wählst Du das letztere, so thut es mir leid,

weil dabei unsere Freundschaft, die in meinem Herzen Wurzeln zur Ewigkeit hatte, in Trümmern geht. Es thut mir leid, daß Du so ganz unerwartet und so ganz ohne Noth nicht nur äußerst grob, sondern auch äußerst windigt wirst." Lavater aber war so leicht nicht zu bekehren und von seinem Glauben an Kaufmann's „Man kann, was man will" und seine außerordentliche Sendung abzubringen. Ganz anders werden die meisten übrigen Bekannten des Abenteurers geurtheilt haben, wie Sarasin in Basel. An den letztern schreibt Pfeffel am 24. Nov.: „Lenzens Unfall (er war in Zürich von einer Art Wahnsinn befallen worden) weiß ich seit Freitag von Mocheln.[67]) Gott wolle dem armen Menschen beistehen! Ich gestehe Dir, daß diese Begebenheit weder mich noch meinen Lerse sonderlich überraschte. Ich wünsche Kaufmann Glück zu seinem Entschlusse, eine feste Lebensart zu wählen. — Singularitäten, Bruder, oder Paradoxien machen immer unglücklich." Im December war der unglückliche Lenz, auf kurze Zeit hergestellt, in Winterthur bei Kaufmann, wo freilich seine Seelenkräfte keine Stärkung gewinnen konnten. Von hier ging Lenz im folgenden Januar nach dem Elsaß zurück, wo er auch den Pfarrer Oberlin aufsuchte; daß Kaufmann diesem keine Andeutung von Lenz' Zustand gegeben, wird von Pfeffel mit Recht getadelt.[68])

Kaufmann hatte nun endlich erkannt, daß all sein Gaukelwesen ihm zu nichts helfe, und so schien es ihm denn am gerathensten, da er als Heiland der Welt keine nachhaltige Anerkennung finden, noch weniger zu einer glänzenden Stellung sich emporschwingen könne, zunächst an eine eheliche Verbindung zu denken, die ihm eine

sichere Stätte bereite. Und so hatte er denn nichts Dringenderes zu thun, als die Verbindung mit seiner Verlobten auf jede Weise zu beeilen, und sich auch dadurch das Ansehen zu geben, als sei er des Welttreibens müde, und wolle in stillem Kreise jetzt sich, der Natur und dem Besten seiner Nächsten allein leben. In einer Sammlung satirischer auf Winterthur bezüglicher Zeichnungen des Malers Schellenberg mit lateinischen Ueberschriften und Knittelversen von Rector Hegner findet sich unser Kaufmann abgebildet, vor dem ein hochschwangeres Mädchen aus Hegi steht, von dem er weinend Abschied nimmt. Auch hat sich in seiner Vaterstadt noch die Sage erhalten, daß Kaufmann eines geschlechtlichen Fehlers wegen bewogen worden, seine Vaterstadt zu verlassen. [69]) Jedenfalls hatten sich zu Winterthur ärgerliche Gerüchte verbreitet. In einem Briefe an Sarasin aus dem Anfang des Jahrs 1778 kündigt Kaufmann diesem seine baldige Verbindung an. „Ich habe lange geschwiegen und entschuldige mich bei Ihnen nicht“, schreibt er, „die Sache soll sprechen. Nun ist's entschieden, daß der 2. Hornung der feierlichste Tag meines Lebens sein wird — der Tag, an welchem ich mit meiner Elise, die ich jahrelang liebte, mich öffentlich vor dem Altar in reiner, fester, ehelicher Liebe verbinde, das sanfteste Joch des Lebens zu tragen. Auch Ihnen, mein Sarasin, ist es heilig; auch Sie blicken mit Ihrer Gehülfin zum Vater in der Höhe, flehen Segen herab für uns beide? Ja, ja, das weiß ich, und dies bewegt mich, Ihnen weiter zu sagen, was ich wünschte. Ich muß Schlossern besuchen, ziehe deswegen künftigen Donnerstag mit Lenz, Ehrmann und Boshardt [70]) zu Fuß die Straße nach

Emmendingen, bleibe einige Tage allein bei Schlosser, dann kommt mein Mädchen, und wir fahren nach Freiburg und nach Strasburg, um ihr unser zukünftiges stilles Glück in häuslichem Genuß beim Taumel des Städters lebhafter fühlen zu lassen u. s. w. Weg von dem Lärm wallfahrten wir nach Strasburgs unerbautem Heiligthum und endlich zu 's Steinthals friedlichen Bewohnern wieder zurück, und schnell bei Basel vorbei nach Zürich, in welcher Gegend ich einen paritätischen Tempel suche und beim Altar mich durch Priesterhand ehelichen lasse. Diesen Tag lebe ich allein mit meiner Frau, den folgenden im Geräusch der Verwandten und im Genuß der Frau, den dritten im gereinigten Freundschaftsgenuß. Bei diesem allen möchte ich Sie und Ihre liebe Hälfte an unserer Seite haben, wenn's möglich, von Emmendingen an, oder zum allerwenigsten suchen wir Sie in der Gegend von Basel; denn wenn ich Sie beide und Toblers habe, so weiß ich jetzt nichts in Basel zu suchen." Einen ausführlichen Bericht über die Trauung und die lustige Hochzeit, mitgetheilt von Gildemeister in „Hamann's Leben", II, 253 fg., sandte Ehrmann am 16. März an Hamann. Lavater selbst vollzog am 2. Febr. die Trauung in einem Dorfe zwei Stunden von Baden in einer halbkatholischen Kirche. Am Abend wandelten sie nach Zürich, wo sie bei Lavater ein friedliches Mahl genossen. Am 3. kamen sie nach Winterthur, wo man die Hochzeit auf der Zunftstube außerordentlich fröhlich feierte; am folgenden Tage wurde auf dem Schlosse Hegi, wo Kaufmann vorab wohnen sollte, ein festliches Mahl gehalten. Lavater, Schlosser, Lavater's Freund, Pfenninger, Kaufmann's neuer Schwager, waren von der Gesellschaft.

Die Freunde scheinen nicht ohne Besorgniß auf diese Ehe und die neue Wirthschaft geschaut zu haben. Am 6. Febr. schreibt Pfeffel an Sarasin: „Meiner besten Zoe (Sarasin's Gattin) will ich künftige Woche antworten. Wir wollen ihren Kaufmann Gemahl und Vater werden lassen, und ruhig die Erfüllung ihrer Weissagung erwarten." Die dessauer Freunde hatten unterdessen sämmtlich im vorigen October das Philanthropin verlassen und waren nach Strasburg zurückgekehrt. Mit Kaufmann hatten sie jede Verbindung abgebrochen, dagegen suchten sie den mit blinder Bewunderung noch immer an Kaufmann hängenden Ehrmann sich selbst und seinen Aeltern wiederzugeben. Ein darauf gerichteter Brief, den Mochel in seinem und der Freunde Namen an Ehrmann schrieb, ist uns erhalten.[71]) „Du weißt, Lieber", schreibt Mochel, „unsere schwärmerischen Plane zur Verbesserung der Menschheit im Erziehungswesen haben Dich aus den Armen Deiner Familie gerissen, Deiner Aeltern Absichten mit Dir vereitelt, Dich von Deiner Bestimmung und Lebensart ab in unsere Verbindung gerufen. — Höre, Lieber, was Deine ersten Freunde, deren Thätigkeit durch jede Deiner künftigen Leiden gehemmt werden wird, wenn sie nicht alles versuchen, was sie in Rücksicht auf Deine Entschlüsse, die Dir's zuziehen möchten, zur Verhinderung vermögen, aus Noth gedrungen, als eigenes Rettungsmittel Dir sagen müssen. Jede Möglichkeit, wie Du mit Kaufmann einst ein Schicksal erleben kannst, dessen Deine Familie sich freuen und froh werden könnte, ist zu weit aus ihrem Blick entrückt und in düsteres Dunkel gehüllt. — Wähnst Du Kaufmann folgen zu können? oder glaubst Du, er werde

Dich mit sich auf die alles verachtende Höhe hinaufschleppen, um sich in Gesellschaft mit Dir in den Abgrund hinunterstürzen zu können? Wer begreift dies? Wo wirst Du einst stehen, wenn Verzweiflung oder Schicksal Dir einst Deine Stütze wegreißt? aus Deinem Umgang, Deiner Gegenwart den Menschen hinwegnimmt, den Du Deiner Existenz unentbehrlich gemacht hast? Glaube Deinen Freunden, wenn etwas Reelles in Kaufmann's Thätigkeit wäre, so müßte ihm nach zehn Jahren Christus weit nachstehen. Du meinst, er ist jetzt gebessert? Glaube, bleibende Gefühle werden in so kurzer Zeit nicht erregt, der Sinn fürs Gute nicht viel weiter ausgedehnt — und nur so weit ist der Mensch gut, als er Sinn dafür hat. Wend' die Hand um — ist keine Bekehrung. — Wenn der ausgefahrene unsaubere Geist wiederkommt, findet er das Haus mit Besemen gekehrt, aber sieben ärgere darin wohnen, als er war! Kaufmann wird einst von allen Seiten zurück, in sich hineingejagt, sich in der weiten Gotteswelt eingeengt finden, sich thätig nach andern, vielleicht jenseits dieser Welt hinsehnen, und Ehrmann so verzweiflungsvoll, als er von ihm wegeilt, zurücklassen, oder doch ein unerträglicher Menschenfeind werden, der höchstens einige Geniesschurken vergöttern kann und alles Uebrige für entnervte Teufel hält. — Nach unserer Ueberzeugung hat Dich niemals ein Mensch in der Welt, ohne Dein Fühlen und Merken, so misbraucht und gedrückt, so unbrauchbar gemacht, als eben Dein Kaufmann, der Dir entweder nichts anvertraut, ohne Deine Kräfte ringsumher zu verdämmen, oder bei dem geringsten Fehltritt durch affectirte Empfindsamkeit tausend Meilwegs mit sich fortreißt, wohin er will,

oder durch Aeußerung etwas Unwillens in völlige Muthlosigkeit und Mistrauen in Dich selbst stürzt — Du wirst, es fehlt nicht weit, endlich eine bloße Maschine. Diese dreifache Gattung, Dir mitzuspielen, sind Einzäunung aller Deiner Triebe mit lebendigen Hecken, und haben zur unausbleiblichen Folge, daß Du einst, von Deinem Kaufmann getrennt, nicht das mindeste Selbstvertrauen zu Dir, Deinen Kräften und Deiner Thätigkeit hegen kannst. In welche Gesellschaft wünschest Du nach Kaufmann's zu kommen, in welcher kannst Du glücklich sein, da Du mit Kaufmann's Sinnen zu fühlen, mit seinen Gefühlen zu urtheilen Dich gewöhnt, nichts als Kaufmann's Spiegel bist, sein Auge, sein Ohr, seine Hand u. s. w.? Möchtest Du wol dies ewig bleiben? — Hat Dich denn in der That der liebe Gott und die zärtliche Mutter Natur so ganz und gar vernachlässigt, daß Du nicht eines Senfkorns groß Anlage zu eigenem Gang solltest davongetragen haben? Doch Du bist ja glücklich. Ja, Du bist glücklich, fühlst und empfindest in allen Fällen mit Schüchternheit, wo Dir Kaufmann nicht etwas zufließen läßt. Aber getrost, einst wirst Du sitzen auf einem Stuhl des Demiurgen Kaufmann und mit ihm das 18. Jahrhundert richten, das nicht glauben wollte, er wäre vom Vater — sondern von seiner Eigenliebe und Leidenschaften gesendet." Doch wie hätte es Mochel gelingen können, den verblendeten Ehrmann zu retten, dessen ganzes Wesen an dem gottgesandten Naturgeiste Kaufmann's verehrungsvoll aufblickte, wenn selbst ein Mochel, der Kaufmann's wilde Leidenschaft, tolle Ehrsucht und frevle Gewissenlosigkeit so bitter kennen gelernt hatte, seine hohe Begabung noch

nicht zu läugnen wagte. Mochel selbst starb kurz darauf, am 29. Juni 1778.

Auf dem Schlosse zu Hegi beschäftigte sich Kaufmann zunächst mit der Landwirthschaft, verfehlte aber auch nicht, in die Arzneikunst zu pfuschen und sich als einen Wohlthäter seiner Nächsten darzustellen, der nach manchem Undank, den er erfahren, sich aus der Welt zurückgezogen, aber noch immer bereit sei, Gutes zu wirken und sich um die Menschen, wenn auch in kleinern Kreisen, verdient zu machen. Dabei nahm er schon jetzt einen frommen Ton an, der sich mit seiner naturwüchsigen Derbheit und albernen Naturschwärmerei wunderlich verschlang. In Deutschland blieb er besonders mit Herder, Claudius und Hamann in näherer Verbindung. An letztern schreibt er unter anderm einmal: „Wie mir's so wohl ist, wenn ich so eine stille, ruhige Stunde mit meinem treuen Weib durchgefühlt, was der Herr an mir gethan, und wie er uns segnet mit neuem Frieden, mit himmlischem Frieden — und wir denn das Patriarchenleben so nahe, so groß und heilig fühlen — ach! da drängt sich das Herz in die Weite und die Ferne! Lieber, Sie fühlen's, es läßt sich nichts sagen von allem dem; was nicht vergehen soll — wir werden vergehen, aber du, Gott, bleibst, Vater aller, die dich suchen. Claudius stellt sich immer fleißig ein, und ist munter und froh — lacht und trauert abwechselnd über die zu erwarten meinende (sic) Unzufriedenheit seiner 1500 Subscribenten, das aber bald vergehen wird. Er hat mir den fatalen Schwank gemacht, und 's Brautliedle in sein Asmusisches Allerlei geschmissen. Es ist also schön gedruckt zu lesen. [72]) — Mein Vater ist ein braver, red-

licher Mann, der jetzt in seinem 72. Jahr noch nicht müßig ist und viel gethan hat und noch thut. Freilich ist er auch aus sündlichem Samen geboren und erzogen — und das ist also immer abzuziehen von den Superlativis, die der Herr Ehrmann nach der Weise jetziger weit berühmter Schriftgelehrten [73]) manchmal in Gang bringt, und mich deswegen schon öfters in Aerger gebracht hat. — Adio! Ich muß in Garten, Gras abhauen und meiner Kuh Amalia 's Futter bringen, in der Zeit meine Frau die Kuh melkt." Hier haben wir den ganzen damaligen Kaufmann, welcher sich gern als einen wunderlichen Patriarchen darstellte, der aus der Welt geflohen, am Busen der Natur und Gottheit ausruhe, aber bereit, sich dem Wohl seiner Mitmenschen mit ganzer Seele zu widmen. Das letztere Hamann mitzutheilen, wußte er geschickt seinen schwachen, ganz verblendeten Ehrmann zu bestimmen.

Schon am 1. Sept., sieben Monate nach der Vermählung, beschenkte ihn seine Gattin mit einem Knaben, der angeblich infolge eines Schreckens zu früh zur Welt kam, doch hatte Ehrmann schon am 16. März an Hamann gemeldet, daß „ein wackerer junger Sohn unterwege" sei. Sarasin in Basel und dessen für Kaufmann's Elise sehr eingenommene Frau wurden sofort von dem fröhlichen Ereigniß und dem Jubel des Vaters benachrichtigt, Hamann zum Gevatter gebeten, aber freilich erst am 26. Oct. Kaufmann kann, ungewandt in der Feder, wie er ist, natürlich nur wenige Worte schreiben. Den umständlichen Bericht muß Ehrmann übernehmen. Dieser erzählt denn auch, wie der Vater die Stärke und Regsamkeit der Glieder des Knaben auf tausenderlei

Art in Uebung und Bewegung setzte. Sein Großvater, dessen Namen er auch führt, habe ihm einen alten schönen Schweizerharnisch geschenkt, welchen sein Vater getragen. Kaufmann zog ihn an und ritt auf seinem Schimmel nach Hause, wo ihm denn sein Weib, den Jungen auf dem Arm, mit Gesang entgegenkam: „mit bepanzerten Armen nahm er ihn ihr ab, drückte ihn an die eiserne Brust, und froh lächelte der Knabe das unter dem Helme sichtbare Gesicht des Vaters an.“ Mit solchen Possen wußte sich Kaufmann viel und dachte hiermit, wie mit seinen angeblichen Leiden, seine innere Leerheit zu verdecken. In demselben Briefe bemerkt Ehrmann: „In hausväterlicher Thätigkeit, von der Welt mit jedem Tag etwas weiter entfernt, tragend die Leiden von der Menschheit und die höhern Leiden, die von der edlern Menschheit unzertrennlich sind, die ihren Adel ausmachen, läutern und erhöhen — so lebt Kaufmann glücklich — in Zukunft und Gegenwart.“ Die Verbindung mit Hamann setzte sich auch die folgenden Jahre fort. Aber Lavater begann infolge von Kaufmann's leerem, zu nichts führendem, großsprecherischem Treiben allmählich an ihm irre zu werden.[74]) „Kaufmann brütet sich entweder zum Propheten oder zum Narren“, schreibt er am 8. Mai 1779 an Herder. „So groß kenn' ich keinen Menschen und so unerklärbar.“ Seine Großmannsucht und sein auf geniale Thatkraft pochendes „Man kann, was man will“ hatten den tollen Abenteurer noch nicht verlassen, wenn es ihm auch selbst schon zuweilen um seine Zukunft gebangt haben mag, da seine meisten Verbindungen abgebrochen waren und noch keine Aussicht sich öffnen wollte. Herder war, wie er im Juli

an Lavater schreibt, schon längst mit Kaufmann unzufrieden, dem in Weimar kein Mensch mehr traute [75]); doch blieb er noch immer für ihn eingenommen. Im Juni finden wir ihn wieder einmal in Zürich, wo er in einen bösen Handel gerieth, den er vielleicht absichtlich veranlaßt. Am 26. Juni meldet Lavater an Herder: „Kaufmann, der sich viele Monate von mir getrennt hat, ist jetzt durch eine ganz unbedeutende Veranlassung ohne die geringste moralische Schuld, in einem obrigkeitlichen Arreste (auf dem Rathhause), bewundert von seinen Richtern, und wird, hoff' ich, mit Ehren entlassen. Wenn kein Hauch des Fanatismus ihn anhaucht! O Gott, was er wäre, wenn der Satansengel in Lichtengelsgestalt ihn nicht berührte! Ich leid' im Stillen sehr darunter, und möchte doch den Gott anbeten." In einem weitern Briefe vom 7. Aug. erfahren wir den Verlauf der wunderlichen Geschichte: „Kaufmann ward mit einer Buße von 50 Fl. und einem Misfallen entlassen, weil er dem Magistrat den Mann nicht nennen wollte, der ihm geklagt haben soll, die Brötlein eines gewissen Almosenamts für Arme seien zu klein, welches falsch befunden worden war. Kaufmann sagte es zwar nur seinem Schwager, durch dessen Unvorsichtigkeit kam es weiter. Kaufmann mußte Bescheid thun und den Amtmann um Verzeihung bitten. Die Sache ist nun vorbei." Daß die naturwüchsige Genialität noch nicht aus ihm gefahren, zeigt Lavater's unmittelbar darauffolgende Aeußerung: „Sonst drückt Kaufmann alle durch seine lieblose, stolze, richtende Härte, die er unserer «Weichlichkeit» kraft eines «höhern Berufs», den wir bei seiner unleidlichen Stolzzornmüthigkeit, von der wir

buchstäblich Arm- und Beinabschlagen fürchten, nicht anerkennen können, entgegensetzt." Daß er auch auf jüngere Leute schädlich einwirkte, zeigt das Beispiel des jungen Steiner aus Zürich, der 1780 durch ihn verleitet wurde, nach Weimar zu entfliehen, wo er bei Herder einige Zeit wohnte, dessen Genius er bewunderte.[76])

Ehrmann's Vater war im Herbst 1778 gestorben, wodurch dieser auf einige Wochen nach Strasburg zu gehen und die Sorge für drei kleine Geschwister zu übernehmen genöthigt wurde; Kaufmann brachte sie zu Zürich und Schaffhausen unter. An letzterm Orte wohnte ein „lieber, wackrer Herzensfreund von Kaufmann, der Tag und Nacht drob kämpft, daß er zum Wohl mehrerer, durch ihn allein glücklich subsistirenden Familien, obschon mit Aufopferung seines eigenen Vortheils, in allen Stücken Kauf- und Handelsmann sein muß". Ehrmann selbst hatte sich entschieden, lebenslang in Kaufmann's häuslichem Kreise zu bleiben, hier „als Mensch, nicht als Philanthropist, und nur insofern es zur Menschheit gehört, nützt und frommet, als Theolog, Humanist, als Theilnehmer an hausväterlichen landwirthschaftlichen Geschäften, als Mitarbeiter an Kaufmann's eigenen und angenommenen Kindern in seinem schwachen Maße zu existiren, und für das, was dem Menschen so eigentlich innerlich und überall wohl macht, nach und nach empfänglich zu werden". Seine frühern philanthropischen Bestrebungen erklärte er jetzt, wie sein Meister Kaufmann, für krankes Zeug. „Uebrigens leben wir hier", schreibt er am 26. Juni 1779, „von aller großen gelehrten, politischen und galanten Welt sehr isolirt, entbehren selig alle ihre Reichthümer, Weisheiten und Herr-

lichkeiten, fragen und wissen auch sehr wenig, was in ihr vorgeht.“ Doch herrsche, wenn man nur einmal in die Welt blicke, des Unwesens vollauf, so auch in der Schweiz, wo die Kaufleute z. B. aus lauter Eigennutz übel darauf zu sprechen, daß die Amerikaner das unsanfte Joch der Mère patrie-marâtre abgewälzt. In einem spätern Briefe klagt Ehrmann, dieser gläubige Widerhall des so großsprecherischen als leeren Abenteurers: „Die Welt liegt im argen. Erst kürzlich haben wir zu so vielen, vielen alten Proben schreckliche neue gesehen. Einige derer, für die Kaufmann am meisten aufgeopfert hatte, für die er am meisten treue, wohlwollende, hoffnungsvolle Liebe fühlte, deren er sich in der Nähe und Ferne, beim Publikum draußen, bei Monarchen und Gelehrten u. s. w. und wieder in Familienangelegenheiten, in moralischen, physischen, ökonomischen, politischen Verhältnissen mit beispielloser Treue und Thätigkeit angenommen, denen er auf so vielen Seiten Segen sein sollte und wollte — sind auf die schändlichste Art an ihm undankbar treulos geworden. Diese Leute sind auf einer Seite in die unselige schriftstellerische Berühmtheit — Autorsucht — und auf der andern in die im Schwang gehende sentimentalische Koketterie, die da ein Weiblein und andere gefangen nimmt, das Nervlein der Eigenliebe und andere feinere und gröbere Nervchen hochspannt, und sie am Ende ohne Befriedigung in Mangel und Oede und Verzweiflung sitzen läßt, verwickelt.“ Und in diesem Ton geht der Jammer über die Undankbaren fort, die Kaufmann's rettende Hand mit Hohn zurückgewiesen.

Unterdessen hatte Kaufmann empfunden, daß er in

Hegi und der Umgegend zu wohlbekannt sei, um hier auf bedeutenden Einfluß Aussicht zu haben; deshalb hatte er schon frühe daran gedacht, sich in einer ganz andern Gegend anzukaufen. „Den Wohnsitz, von dem ich Ihnen schrieb“, meldet Ehrmann am 26. Juni 1779 an Hamann, „haben wir nicht bezogen; wachende Mächte haben Kaufmann in Zeiten gewinkt, von dem Manne sich zu trennen, der seitdem als Schurke öffentlich und bekannt geworden durch einen der häßlichsten Bankrotte. — Wahrscheinlich aber ist uns ein anderer stiller, herrlicher Platz am Bodensee bestimmt, den wir bald in Besitz nehmen und froh das Feld bauen werden, davon wir alle genommen sind.“ Der Ankauf des hier gemeinten Freiguts Clarisegg bei Kloster Feldbach und Arenenberg kam wirklich zu Stande, und dieses wurde noch im Herbst 1779 von ihm bezogen, nachdem ein plötzlicher Tod ihm seinen Knaben entrissen hatte. Dieser Verlust scheint ihm die neue Rolle näher gelegt zu haben, in die er sich jetzt, nachdem er mit seiner derben Naturwüchsigkeit nichts ausgerichtet, immer mehr hineinarbeitete. Seine Gattin bemerkt, er sei ihm ein Gewinn für die Ewigkeit geworden; denn er habe dabei sehr lebhaft das Bedürfniß gefühlt, den rechten Nothhelfer zu kennen und zu haben. „Wir thaten zu einer Gemüthserheiterung eine Reise zu einem erweckten Freunde, welche für meines lieben Mannes Herz nicht ohne Segen und die erste Gelegenheit zu seiner Sinnesänderung war.“

Als Goethe im November 1779 zu Lavater nach Zürich kam, dürfte das tolle Treiben Kaufmann's, über den Lavater selbst damals wol ganz enttäuscht war, nicht unbesprochen geblieben sein. Auf dem Rückweg

kam der weimarer Dichter in Begleitung des Herzogs an dem Gut des gerade abwesenden Kaufmann vorbei, wo er denn in seiner übermüthigen Laune sich nicht enthalten konnte, folgende Stachelverse an die Thüre zu schreiben:

> Ich hab' als Gottesspürhund frei
> Mein Schelmenleben stets getrieben;
> Die Gottesspur ist nun vorbei,
> Und nur der Hund ist übrig blieben. [77])

Indessen fand Kaufmann an dem um diese Zeit die Schweiz besuchenden Haugwitz, trotz früherer Unannehmlichkeiten, noch einen gläubigen Freund, auf den er jetzt seine ganze Hoffnung zu gründen begann. Goethe, von Lavater davon benachrichtigt, erwiderte am 6. März 1780: „Des armen schlesischen Schafs erbarme sich Gott und des Lügenpropheten der Teufel!" Dagegen war der bald darauf die Schweiz besuchende Fürst von Dessau zu sehr von der Schurkerei des Kraftapostels durchdrungen, als daß Kaufmann auf ihn etwas vermocht hätte, doch dürfte es diesem auch kaum eingefallen sein, dem großmüthigen Schützer des Philanthropins zu nahen. „Der Fürst von Dessau", meldet Goethe am 5. Juni an Lavater, „ist auch einer von denen, die sich jetzo verwundern, daß man sich von dem falschen Propheten die Eingeweide konnte bewegen lassen. Alle, auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind, und bei Tage sich davon keine Rechenschaft zu geben wissen. Hüte Dich vor dem Lumpen, und wenn Du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenk' unter anderm auch vorher

dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich ganz frei und offen zu sein."

Unterdessen war Kaufmann auch bereits in öffentlich erschienenen Schriften gebrandmarkt worden. Schon die angeführten „Brelocken ans Allerlei der Groß- und Kleinmänner" (1778) hatten diesen „Lobposauner" Lavater's als Lügner bezeichnet, und Lavater selbst bitter getadelt, der einen solchen Mann zu dem innersten Kreis seiner Freunde gezählt, ihm die reinste, unbefangenste Kindlichkeit des Gefühls und des Handelns zugeschrieben habe. Der Verspottung des Gottesspürhundes in Müller's Drama ist bereits gedacht. Viel schärfer drangen mit Nennung des Namens und den stärksten Enthüllungen „Mochel's Urne" und „Mochel's Reliquien" (1780) auf Kaufmann's Leben ein und stellten ihn an den Pranger, ohne daß dieser gewagt hätte, sich zu reinigen; doch Simon und Schweighäuser billigten diese Enthüllungen nicht und ließen sich zu einer beleidigenden Erklärung gegen den Herausgeber Schmohl hinreißen, der den Vorwurf nicht auf sich sitzen ließ.[78]) Die von Mochel hinterlassene Schrift „Einiger vom dessauischen Philanthropin abgegangener Lehrer Gedanken über die wichtigsten Grundsätze der Erziehung und die darauf gegründete Einrichtung einer Erziehungsanstalt", die 1779 von Simon, Schweighäuser und Schmohl herausgegeben wurde, enthält nichts gegen Kaufmann. In der Widmung der Herausgeber an Iselin heißt es: „Wir sind den großen Verbindungen, die wir auf uns genommen haben, treu verblieben, wie Du gehofft hast, wir zwei wenigstens von den vieren, die wir nun in Verbindung mit zwei andern (o daß ich den dritten mit meinem

Leben in diese Zeit zurückrufen könnte!) mit uns gleichgesinnten Freunden Dir diese Schrift zueignen." Kaufmann selbst fand am gerathensten zu schweigen.

Schon im October 1779 war Klinger, den Kaufmann von Weimar verdrängt hatte, bei Schlosser in Emmendingen angekommen, da er nach Beendigung des bairischen Erbfolgekriegs die österreichischen Dienste verlassen hatte. Dieser, der, wie Goethe selbst auf seiner Durchreise im September, ihn über den Lügenpropheten aufgeklärt haben wird, lebte im folgenden Frühjahr einige Zeit in Sarasin's Sommerwohnung zu Pratteln bei Basel. [79]) Hier entstand der seltsame satirische Roman „Plimplamplasko, der hohe Geist (heut' Genie). Eine Handschrift aus den Zeiten Knipperdolling's und Doctor Martin Luther's. Zum Druck befördert von einem Dilettanten der Wahrheit, und mit Kupfern geziert von einem Dilettanten der Kunst" (1780), an dessen Abfassung sich bei einem gemeinschaftlichen dortigen Aufenthalt Sarasin, Klinger, Pfeffel und Lavater betheiligten. Bei manchen Stellen dieser unfeinen Satire schwebt unser Kaufmann vor. Seite 42—52 lesen wir: „Kund Plimplamplasko nit mehr sein unter den klein Leuten, sundern thät ziehen auf die academiam, und thät Vater und Mutter heulen, aber Plimplamplasko doch nit, weil er hoher Geist was in allem. Da was Plimplamplasko in seinem elemento, und als er hätt gesehen da die Leut, hielt er sie all für klein Geisterlein, und ums ihnen recht zu zeigen, begonn er viel, und da was nit grosses was er nit beginnen wöllt, was nur etwas ungeheures, recht abentheuerliches was, was ihm gar willkommen. — Grief oft giftig den Fürsten, Königen an die Schädel und

Bärten — und da giengs recht drüber und drauf in der grossen Herrn Herz und Bauch: dann so zog er als herum an ihren Höfen, was er aber weg und weit fort, lachten sie sein und machten alles noch wie vor, sazten all Schädel und Bärt wieder recht, und liessen sichs nit irren noch hindern. — Hätt er nun Wochen lang gestreift und Ungeheuer gesucht, und Historien gedichtet von seinen Siegen und Triumphen über die schwache Geister, warff er sich hin auf die Erd und zappelt mit den Füssen, und den Fäusten, kunt sich selber nit ertragen in der engen Welt, noch Himmel noch Erde; das was nit dabei als weils andre nit so loben thäten wie er wöllt, und sein Thaten nit priesen. Dann er thäts auch, daß er allerlei ausschwäzte, verbreitete und untereinander hezte alle Leut, und so macht er groß, was er begonn und nit begonn, so thät nun sein groß Kraft und Wesen andern nit wohl. Oft ließ er große Wort fallen wie von ungefähr, und wöllt doch dabei, man sollt sie auffassen und ihn anbethen für die Weisheit und Gnad des abgeworfenen Wort, Krafft und Sinnspruch. — Oft ritt er zu Pferd, einem weissen Rößlein, und saß er nun droben, so glaubt er selbst, er wäs nun der Tod und Zerstöhrer selbst, oder Herr Christ. — Er hat fast wenig Freund, dann er wöllt die Leut nit gehn lassen auf ihrem gemein Weg, und sie gleich hoch spannen, und was anders aus ihnen kneten, daß dann einigmal gar poßirlich Leut aus ihnen worden. Und wann er einen sah, der hätt was im Antliz, von dem er meint, er könnt was aus ihm baken, rennt er auf ihn zu und schrie: Du! ich will dich wohl nach anderm Maas machen! Einmal hätt er einen Freund gehabt, der in seinem

Gesicht las den Hoch Geist und die Gewalt seines Wesens, und däucht der Freund sich fast schwach gegen ihn, und wie eitel Nit, und was doch ein ganzer Mann. Solches thät dann recht herzlich behagen dem Plimplamplasko. Und thät ihn der Freund hernach heissen etwas vorzunehmen ehrlichs und bitters, sein Brod zu gewinnen, und nicht so zu verthun seines Vaters Schweiß, den er schon bald ausgedrükt hätt, und soll den walten lassen, der die Menschen so gemacht hätt, und sollt er tragen in Geduld die schwache Menschen, und nit alles schelten und beeklen. — Alsbald schlug er aus, wie ein bös Roß hinten und vornen, zermalmt den Freund mit Blik und Wort, und floh flugs von ihm, als wöll er der Erd entfliehn. — Seine Trabanten tummelt er tüchtig h'rum, das waren so Leut, wie Windhund, die um ihn sprungen, um ein Bröklein vom hohen Geist seiner Weisheit zu haben, und da schont er doch nit ihren Bukel und Schädel mit Stok und Peitsch, wie es ihm gut däuchte, und fordert doch unaufhörlich Sturm und Treiben und Anhängen, daß sie all ihm söllten an der Ferse kleben und vor Gottes Huld halten söllten, ihm den Staub von den Füßen zu leken. So königlichen Stern= und Sturmgeist hätt er, und kunt doch nit dann zertretten und zertrümmern mit seinem Wiz, Urtheil und Geschwäz, was da was und stand, als obs nit mehr sei; so bald er geredt und geurtheilt hätt, was alles noch völlig da wie vorher, er möcht geredt haben oder nit. Daher dann auch kam, daß er nit Ruh hätt an einem Ort, wies heisse, zielt immer weiter, denkt, er werd schon zertrümmern, wenn er weg sei, und der Ort mit samt den Menschen werd zergehen, und die lieb Sonn den

Leuten schwarz sein, was er fort. An sein Vater und Mutter dacht er gar nit, als wenn er wollt Geld haben, da schrieb er ihnen dann; wie er mit Fürsten und hohen Geistern gut stünd, und bald mächtig werden würd, da söllten sie ihm nun Gold schiken wegen des Aufwands, und verplimpampamte alles in hohem Geist, und thät die Leut weiß machen, er brauchs zum Besten der Menschen, und löge (sic) ganze Länder an voll Schulen und Hospitälern, und baue Erziehungshäuser, wo er wöll machen die Leut zu dem, was er was. — Sein Geschreibs was aber auch unendlich, und konnts kein Mensch nit brauchen, dann es was fast zu groß, und was alles so, als wöll er die armen Menschen todt machen, und aus ihnen neue ziehen, wie er was. Das was nun, daß er schrieb über die Erziehung, und da macht Gesez und Ordnung, daß die arme Werktagwelt müßt zergehen, weil all die Menschen sollten gar groß und weiß sein und gar zu hell, und was sein Philosophei ein langer Traum übers Verbessern; die Menschen aber wölltens nit, das verdroß ihn fast." In dieser Schilderung dürfte Klinger's Spott gegen den ihm verhaßten Lumpenpropheten nicht zu verkennen sein, die selbst Lavater's Leichtgläubigkeit leise traf. Klinger berichtet im Jahr 1814, als er 1779 in Zürich bei Lavater gewesen, habe dieser ihm in seinem gewaltigen Grimm solche Schurkenstreiche und solche unsaubere Dinge von seinem ehemaligen Apostel erzählt, daß man einen Profanen damit erfreuen könnte. Aber Klinger dürfte Lavater nicht vor dem Frühjahr 1780 gesehen haben, da er den Winter über bei Schlosser blieb. [80])

Ueber Kaufmann's Bekehrung berichtet uns seine

Gattin, nachdem sie der Geburt ihrer Tochter Maria (im Mai 1780) gedacht hat: „Der Selige lebte sehr im stillen mit einigen Freunden, und suchte je länger je eifriger Ruhe für seine äußerst bekümmerte Seele. Bei dem Besuche eines ihm nahe verbundenen Freundes, den er abends nach Hause begleitete, fühlte er sich erst sehr gedrückt und sehnsuchtsvoll nach höherm Licht, empfand aber auf einmal eine unbeschreibliche Kraft von der Allgegenwart Gottes, sodaß er ungewöhnlich heiter und froh und lichtvoll zurückkam. Jedoch gerieth er bald wieder in große Aengstlichkeit und eifriges Wirken. Der Heiland entdeckte ihm die Tiefen seines eigenen Herzens. Er verließ Clarisegg, an welches er sonst sehr attachirt war, aus Treue gegen sein Gewissen, weil er glaubte, Gott misfällig zu handeln, wenn er sich mit solchen irdischen Dingen zu weit einlasse. Wir hielten uns einige Zeit in Schaffhausen auf, und machten die Bekanntschaft einer betagten gläubigen Witwe, die mit der Brüdergemeine in Verbindung stand. Sie gab sich ungemein viel Mühe, ihn zur Lesung der Gemeinnachrichten zu bewegen; er war aber nicht dazu zu bestimmen, weil er nichts als die Bibel lesen wollte. Diese gute Frau schickte ihm aber doch einmal Nachrichten zu, welche er zu lesen anfing, und da das erste, was er darauf fand, ein Vortrag von einem grönländischen Helfer war, in welchem das Licht des Evangelii hell leuchtete, so machte ihm dies einen so lebhaften Eindruck von der Sünderliebe Jesu, die sich an einem Grönländer, und also doch auch an ihm, so herrlich offenbaren könne, daß er von der Zeit an Bekanntschaft mit den Brüdern suchte, sich zu ihnen und ihren Versammlungen hielt, in mehrere

evangelische Klarheit kam, und dadurch auch mich in diese nähere Verbindung brachte."

Scheiden wir hier die Dichtung, deren sich Kaufmann selbst seiner Gattin gegenüber nicht enthalten konnte, von der Wahrheit. Kaufmann, der sein ganzes Vertrauen jetzt auf Haugwitz gesetzt hatte, von dem er nach Schlesien berufen und versorgt zu werden gedachte, veräußerte sein Gut, das sich nicht im besten Zustande befunden haben dürfte, und zog zunächst nach Schaffhausen. Aber der Ruf von Haugwitz verzögerte sich, da dieser sich bereits im August 1780 nach Schleswig zum Landgrafen Karl begab und den folgenden Winter beim Grafen Christian von Stolberg zubrachte, der schon mehrere Jahre als Amtmann zu Tremsbüttel in Holstein lebte. Daß Kaufmann einen solchen Ruf erwartete und zuversichtlich davon redete, können wir aus der Aeußerung Hamann's schließen in einem Briefe an Herder vom 18. Dec. 1780: „Pfenninger hat mir vorigen Sonntag (den 10.) gemeldet, daß K. (Kaufmann) auf ein Gut des von H. (Haugwitz) gezogen ist. Wissen Sie etwas von dem Zusammenhang dieser Kreuz- und Winkelzüge? Geht es nicht mit der Freundschaft wie mit der Liebe?"[81]) Daß er sich die Zeit über immermehr zu den Frommen hielt und sich von der Sünderliebe Jesu durchdrungen zeigte, war sehr natürlich, doch hielt es ihm schwer, sich der weltlichen Gedanken zu entschlagen, und den Sprung zu wagen, bei dem er sich wenigstens als genialen Sünder, als einen großen Saulus, der ein größerer Paulus werde, zeigen mußte. Erhalten sind uns zwei ungedruckte Briefe Kaufmann's an Sarasin, der wol in der Schweiz noch sein einziger Freund geblieben war, oder wenigstens

von ihm als solcher beansprucht wurde; beide sind aus Schaffhausen, vom 15. und 26. Mai 1781. In dem erstern kommt Kaufmann nach längern Umschweifen in frommen Redensarten endlich „zur Sache“. Hier heißt es denn: „Mir ist all mein ewiges eitles Dichten und Handeln zum Ekel worden: durch vieles Kämpfen komme ich zu der Einfalt, in der ich mich so selig finde.“ Und doch verräth er unmittelbar darauf, wie wenig er vom Weltlichen ablassen kann. Sarasin soll ihm zu einer Lotterie verhelfen und die Billets in der Schweiz vertheilen. Er meldet dann, daß er nach Schlesien wolle, nur noch auf Briefe von Haugwitz warte. Da Sarasin seine Verwunderung über den frömmelnden Ton Kaufmann's scharf aussprach, so erwiderte dieser: „Lieber Sarasin, mich hat's wirklich gefreut, daß Sie so reden, wie Sie denken; weiß man denn doch auch, wie man einander zu nehmen hat, und ist in Zukunft nicht mehr beschwerlich. Das glaube ich Ihnen gern, daß Ihnen mein Stil lästig und ungenießbar war; es ging mir ehedessen auch so, und ich ahndete dann die Sache nicht so gelinde. Nun da ich die Sache kenne und genieße, möcht' ich's doch ohne Ursache auch nicht verbergen, und mir thät's wehe, wenn ich, durch Schonung meiner, der Wahrheit, die ich im Herzen legitimirt fühle, geschadet hätte. Also wollte ich doch lieber bei Ihnen das nicht verhehlen, was mir Wahrheit ist und wobei mir so wohl ist.“ Sarasin aber scheint seine Heuchelei klar durchschaut zu haben.

So steuerte denn Kaufmann, als Lumpen- und Lügenprophet allgemein verachtet, dem herrnhutischen Hafen zu, da auch die auf Haugwitz gesetzten Erwartungen sich

nicht verwirklichten, den man noch zeitig genug vor ihm gewarnt haben dürfte. Wir sind hier ganz auf den Bericht von Kaufmann's Gattin angewiesen. „Wir reisten nach Oberschlesien", schreibt diese, „und weil meine Entbindung mit unserm zweiten Sohne nahe war, eilten wir nach Gnadenfrei, wo wir 1781 den 9. Aug. ankamen. Der selige Bruder Layritz redete meinen Mann ungefähr so an: «Sie, mein lieber Doctor, als ein so großer Geist, der mit den berühmtesten und gelehrtesten Männern in Verbindung war, was wollen Sie bei einem so geringen und verachteten Häuflein?» Seine Antwort war, die Eitelkeit der Welt habe er genugsam erkannt, er, als ein Armer und Elender, wünsche nichts so sehr, als zu dieser Gemeine zu gehören, und daß vorerst seine Frau in diesem Gemeinort ihre Niederkunft abwarten dürfte. Letzteres wurde uns zu unserer großen Freude gewährt. Seine Bekanntschaft mit der Brüdergemeine entzog ihm zwar gleich gewisse, bisher genossene beträchtliche Unterstützungen im äußern; dennoch war sein Verlangen, derselben einverleibt zu werden, so groß, daß er sich gern entschloß, vorerst eine Zeit lang in Breslau sich aufzuhalten, um sich daselbst zu ungehinderter Ausübung der Arzneikunde die erforderliche Legitimation zu verschaffen. Während dieser fünf Monate that er alle Wochen, selbst im Winter, zu Fuß die Reise von acht Meilen nach Gnadenfrei, um den Sonntagsversammlungen daselbst beizuwohnen. Vom Mai bis in den Juni 1782 blieben wir wieder in Gnadenfrei, und zogen alsdann nach Neusalz, wo er viele und glückliche Curen in der ganzen Gegend verrichtete. Im Jahr 1784 den 8. Febr. wurde uns unser sehnlicher Wunsch und an-

haltendes Bitten durch die feierliche Aufnahme in die Brüderunität gewährt und den 13. Aug. wurden wir ihre Mitgenossen des heiligen Abendmahls. — 1785 wurde er als Arzt in die Gemeine zu Gnadenfeld berufen, und als er bereits seine Sachen theils schon hingeschickt theils dazu eingepackt und alles Nöthige zubereitet hatte, veranlaßten dringende Umstände, daß er sich bewegen ließ, seine Dienste sowol der Aeltestenconferenz der Unität als auch der hiesigen Gemeine (in Herrnhut) zu widmen."

So hatte Kaufmann sich endlich aus dem Sünderleben gerettet, aber er hatte es zugleich verstanden, sich nach geschickt überstandener Staatsprüfung eine behagliche Stellung zu verschaffen und sich in Herrnhut selbst festzusetzen; seine Schlauheit hatte ihn auch hier nicht verlassen, überall hatte er die Verhältnisse zu seinem Vortheil auf das beste benutzt. Viel schlimmer erging es dem armen Ehrmann, der selbst von den Herrnhutern zurückgewiesen wurde, wie wir aus einem Briefe Campe's an Lavater vom 15. Oct. 1785 ersehen, worin dieser dem züricher Propheten gerade Kaufmann und Ehrmann zum Beweise anführt, daß sein System für die gewöhnlichen Menschen nicht tauge und viele auf die gefährlichsten Abwege leiten könne. „Wer lebte und webte mehr in Ihrem System als — Kaufmann, und durch ihn in Ihnen als der gute, treusinnige, nach christlicher Vollkommenheit von ganzer Seele hinstrebende und hinneigende Ehrmann? Auf wen setzte Lavater, der Physiognom, ein unbegrenzteres Vertrauen, und wen hielt er mehr für ein von Gott unmittelbar ausgerüstetes Werkzeug zur Verbreitung der Lavater'schen Lehre als jenen, von welchem

er zu schreiben wagte: Man kann, was man will, und will, was man kann? Wer war endlich ein treuerer, sich mit Leib und Seele ganz hingebender Schüler dieses Ihres Schülers als Ehrmann? Und nun — was ward aus beiden? Was ward aus ihnen auf dem Wege, auf welchem Ihre eigene Hand sie geleitet hatte? Ihre ältern Freunde haben mir gesagt, mit welchem Abscheu sie jetzt den ersten von beiden nennen hören, und ihn fernerhin in ihrer Gegenwart zu nennen verbieten. Der letztere aber hat mir neulich selbst erzählt, daß er durch sein eifriges und redliches Bestreben, sein Heil auf dem von Ihnen und Kaufmann ihm vorgezeichneten Wege zu suchen, so ganz blödsinnig ward, daß sogar die Herrnhuter ihm die Aufnahme in ihre Gesellschaft versagten, weil sie ihn selbst für diese zu schwachköpfig hielten." So war denn Mochel's Weissagung an Ehrmann in schreckliche Erfüllung gegangen. 82)

Mit allen frühern Bekannten von Bedeutung hatten sich Kaufmann's Verhältnisse gelöst; nur mit Hamann stand er noch in Verbindung. Dieser schreibt am 1. Febr. 1783 an Herder: „Am zweiten Sonntag nach Epiphanias erhielt ich ein dickes Pack mit Spangenberg's Idea fidei fratrum, mir von Kaufmann dedicirt, mit einem Briefe des jungen Grafen Kayserlingk, den Kraus hier geführt." In einem Brief an Reinhardt vom 24. April wünscht Hamann, Schmohl möge ebenso gut unter den Antipoden und Quäkern seine Befriedigung finden, wie sein Gevatter Kaufmann unter den Mährischen Brüdern. Schmohl schiffte sich nämlich in diesem Jahr nach Amerika ein, er hatte aber das Unglück, auf der Reise zu ertrinken. Glücklicher waren Simon und Schweighäuser, die beide,

der erstere zu Neuwied, der andere am landgräflich hessen-darmstädtischen Gymnasium zu Buchsweiler, eine entsprechende Wirksamkeit fanden.[83]) Hamann erhielt noch 1784 durch einen Freund sehr günstige Nachrichten über Kaufmann's Lage.

Kaufmann's ärztliches und sonstiges Wirken wird von seiner Gattin und den Brüdern in ehren- und liebevollster Weise anerkannt. Erstere berichtet: „Mit welcher Treue und Angelegenheit er hier allen und jeden, ohne Unterschied, die seinen Rath und Hülfe begehrten, bei Tag und Nacht, mit Aufopferung seiner eigenen Gesundheit, sich annahm, davon sind Beweise zu viele, als daß ich mehr davon zu sagen nöthig hätte. Außerdem beschäftigte ihn ein weit ausgebreiteter Briefwechsel mit Personen in vielen Ländern und von verschiedenem Rang und Stand. Auch hierbei war sein Bestreben hauptsächlich auf die Verbreitung der wahren selig machenden Erkenntniß Jesu Christi und seines Evangelii gerichtet." Die Brüder bestätigen dies vollkommen, indem sie bemerken: „Alle, die den selig Vollendeten näher kannten, ertheilen ihm das einstimmige Zeugniß, daß ein ungemein thätiger Eifer, seinen Nächsten zu dienen und das Wohl der Menschen nicht nur in Ansehung ihrer Gesundheit, sondern auch hauptsächlich in Absicht auf ihr ewiges Heil auf alle Weise zu fördern, ihn unablässig und so stark beseelte, daß er darüber oft seiner eigenen Bedürfnisse vergaß, und die ihm von seinem Schöpfer so reichlich verliehenen Geistes- und Leibeskräfte diesem edeln Zweck aufopferte. Wo er mittelbar oder unmittelbar etwas Gutes und Heilsames bewirken zu können glaubte, war er ganz Thätigkeit und Eifer, und ließ sich durch Schwie-

rigkeiten und Hindernisse nicht leicht abschrecken, sondern suchte dieselben durch alle Mittel, die ihm sein schneller und vielumfassender Blick zeigte, zu überwinden. Sowie nun hierbei sein Natureifer ihn bisweilen zu Uebereilungen verleitete, welche ihn selber am meisten schmerzten und demüthigten, so wird nichtsdestoweniger die Güte Gottes von vielen mit innigster Dankbarkeit gepriesen, welche seine treuen Bemühungen und rastlose Arbeit für das Beste der Menschen mit so vielfachem Segen gekrönt hat. Insonderheit lag ihm das Wohl der Brüderunität vorzüglich am Herzen, und dasselbe, soviel an ihm lag, zu fördern, war sein anhaltendes und eifriges Bestreben. Er schätzte die Gnade, ein Mitglied derselben zu sein und ihr zu dienen, so hoch, daß er verschiedene, auch in der letzten Zeit an ihn ergangene Einladungen und damit verbundene sehr rühmliche und vortheilhafte Anerbietungen standhaft ablehnte. Aus eigener Erfahrung überzeugt, daß irdischer Ruhm, Reichthum und Ehre dem menschlichen Herzen keine Beruhigung und Sättigung gewähren kann, suchte und fand er diese nur in der erbarmenden Liebe und freien Gnade Gottes, unsers Heilandes, dem er auch allein jeden glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen verdankte."

Das Gefühl der Sündhaftigkeit und Schwäche des Menschen und die frohe Ueberzeugung, daß Gott sich der Sünder annehme und sie zu höchster Liebesseligkeit erhebe, war der Anker, an welchem der gestrandete Dränger und Stürmer sein schwankendes Lebensschiff festhielt. An einen der von ihm zum Glauben Bekehrten schrieb er an seinem Geburtstag: „Wohl, ewig wohl Ihnen, herzenslieber Freund, daß Sie nun Jesum Christum

erkennen, ihn Ihren Herrn und Gott nennen können, und nun göttlich gewiß werden, daß Sie sich mit allen Ihren Anliegen, in allen Umständen, ja mit aller Noth zu ihm wenden und von ihm getrost und zuversichtlich Hülfe begehren und erwarten dürfen. Wie vielen Antheil ich an dieser Ihrer glücklichen Lage, die mehr werth ist als alle Königreiche auf Erden, nehme, wird Ihnen Ihr eigen Herz sagen, da Sie wissen, wie Jesus Christus selbst, der Regierer und Erhalter aller Dinge, Mittel und Wege fand, und Bahn machte, daß er Sie zu mir führte und uns in ihm bekannt machte. Es ist Ihnen aus Erfahrung bewußt, daß ich bei Ihnen keinen Ruhm, keine Ehre suchte, als Jesum den Gekreuzigten in seiner Sünderliebe anzupreisen. Es muß auch Ihnen Wahrheit in mir sein, daß ich nur nach dem trachte und strebe, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist. Was in mir göttlich wahr ist, ist die einige Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterland, wo ich auch Sie mit Ihrer treuen Gehülfin vor Gottes Thron, besprengt mit dem Blute der Versöhnung, gewiß zu finden hoffe."

Inwiefern dieser Glaube wirklich in ihm fest gestanden oder eine bloße Maske gewesen, hinter welcher er sich versteckte, wollen wir nicht zu entscheiden wagen. Daß aber der Glaube und die Liebe des Heilandes nicht alle Schlacken seiner Einbildung und falschen Ruhmsucht weggebrannt, das dürfte zunächst aus den falschen, ruhmredigen Angaben zu schließen sein, welche man in seinen Papieren fand, und die er nur absichtlich hinterlassen haben kann. Auch was von den vielfachen Berufungen nach außen von den Brüdern berichtet wird, dürfte sich nur auf Kaufmann's eigenes Vorgeben gründen. Wie

hätte sein Ruf als Arzt nach außen dringen und ihm solche ehrenvolle Anerkennungen erringen können, besonders da er keine gründlichen ärztlichen Studien gemacht! Der oben bereits genannte Dr. Knebel berichtet nach persönlicher Kenntniß, Kaufmann sei ein ziemlich unruhiger Kopf gewesen, lebhaft und von großer Geistesgegenwart, einseitig in seinen ärztlichen Kenntnissen, mitunter paradox und wol ganz originell, berühmt als praktischer Arzt und beliebt, doch besonders nur bei den Mitgliedern und sonstigen Anhängern der Brüdergemeine, glücklich in seinen Curen, weil ihm sein ungemein beschränkter Wirkungskreis nicht so gar viel Bedeutendes zu thun gegeben. In seinem Nachlaß haben sich Auszüge aus den Schriften der berühmtesten Aerzte über alle Krankheiten gefunden, die aber wol ohne allen wissenschaftlichen Werth waren, vielleicht größtentheils nur zu seiner Vorbereitung für die Staatsprüfung angefertigt. Daß er den Titel eines Doctors widerrechtlich führte, und der fromme Herrnhuter diesen Betrug festhielt, ward schon erwähnt. Sehr möglich ist es, daß die von seiner Gattin in seinem Nachlaß gefundenen Briefe an fromme Seelen von ihm absichtlich erdichtet waren; was hätte ihn auch bestimmen können, eine Abschrift solcher die tiefsten Geheimnisse der Seele enthüllenden Briefe zurückzubehalten? Daß er mit berühmten Aerzten einen Briefwechsel anzuknüpfen gesucht, mag man immer glauben, aber daß dieser und überhaupt seine briefliche Verbindung nach außen eine große Ausdehnung gewonnen, möchten wir höchlich bezweifeln; im Schreiben hat überhaupt Kaufmann's Stärke nie bestanden, dazu fehlte es ihm zu sehr an Ideenreichthum, lebendiger Erfassung, folgerichtigem Denken und geistiger Durchbildung.

Sein Tod, der den so kräftigen, vielleicht innerlich gebrochenen Mann unerwartet früh wegraffen sollte, war nach dem Bericht seiner Gattin die Folge einer galligen Brustentzündung, die ihn am 12. März 1795 auf das Krankenbett warf. Vier Tage vorher hatte er auf einem Spaziergang nach Berthelsdorf, wo ihm das Athmen beschwerlich fiel, gegen einen darüber bekümmerten Freund geäußert: „Eine Ursache zum Tode muß im Körper sein.“ Und als sie des Hutbergs ansichtig wurden, fuhr er fort: „Da wird es sich sanft ruhen lassen, nach einer sauern Berufsarbeit. Von des Menschen Sohn kann uns nichts als Liebes und Gutes geschehen; er ist treu.“ Und als sie in Herrnhut ankamen, versicherte er: „So elend, arm und bloß ich mich fühle, durch göttliche Gnade, so genieße ich doch solch ein Glück, daß ich mit keinem König tauschen mag. Als ich zuerst in die Schule des heiligen Geistes kam, ging es bei mir so tief, daß ich mit David sagen konnte, ich schwemmte mein Bett die ganze Nacht mit Thränen, weil ich allenthalben geängstigt war. Aber es hält freilich am schwersten, von aller eigenen Gerechtigkeit ausgezogen zu werden; denn dann halten wir am festesten. Jedoch seine Gnade ist groß auch dem armen sündigen Wurm Kaufmann gewesen, und hat mir die Ueberzeugung geschenkt, daß auch mir Barmherzigkeit widerfahren ist.“ Vortrefflich hatte er sich, wie man sieht, in den frömmelnden Ton hineingefunden. „Auf dem Krankenbett verordnete er sich selber die nöthigen Arzneimittel“, so erzählt seine Gattin, „bediente sich dabei auch des Raths einiger verständiger Brüder, verbat sich aber ausdrücklich alle weitere Hülfe von auswärtigen Aerzten, weil er überzeugt sei, daß in

dieser Krankheit er derselben nicht bedürfe, und nichts versäumt werde, was zu seiner Genesung dienen könne. Er ruhte, wie er selber dieses an einen auswärtigen Freund dictirte, in der gewissen Empfindung, daß die Krankheit nicht zum Tode, sondern zur Verherrlichung Gottes ihren Ausgang nehmen würde. Doch war er auch hierin ganz willenlos und seinem Herrn ergeben. Den Tag vor seinem Verscheiden rufte er einigen ihn besuchenden Freunden entgegen: «Ich wünsche aufgelöst zu sein!» und bei einigen wehmüthigen Erinnerungen derselben versetzte er: «Das kann man mir doch nicht verdenken; das ist der Zweck des Lebens.» Ein ander mal äußerte er, so vergnügt, so ruhig und zufrieden sei er in seinem Leben nicht gewesen als jetzt auf diesem Lager, aus lauter unverdienter Gnade; kein Sturmwind, nur sanfte Lüftchen, der Friede Jesu Christi erfülle seine Seele. In diesem Frieden, der höher als alle Vernunft, verschied er sanft und selig, uns allen früh, unvermuthet früh in der dritten Stunde am 21. März."[84])

Welch ein Gegensatz dieses gottseligen lammgleichen Gläubigen gegen den frühern naturwüchsigen dreisten Gefühlsstürmer und Thatmann, der wie ein scharfer Wind einherfuhr, überall seine Fußtapfen der Welt eindrücken, auf den Schultern anderer, durch keine eigene Tüchtigkeit getragen, emporsteigen, durch sein flackerndes Feuer reinsten Sonnenglanz erlügen wollte! Dieser leere, von rasender Eitelkeit getriebene Mensch sollte endlich alles für nichtig erklären und in den Wunden Christi die Seligkeit finden, welche er sich einst in demüthiger Verehrung und blindem Anstaunen aller Welt erträumt hatte. Sein unglücklicher Erfolg hatte ihn be-

kehrt, aber diese äußerlich aufgedrungene Bekehrung, wenn sie anders eine solche war, hatte nicht sein Herz ergriffen, er machte sich selbst nur glauben, er sei nun am Ziel seiner irdischen Wünsche, er habe die Welt wahrhaft überwunden, das gewonnen, was nicht von ihm genommen werden könne. „Ich hoffe“, schrieb er an einen Freund, „gegründet auf Gnade, zu beharren bis ans Ende, und durchgebracht zu werden in dem Glauben, daß du Gotteslamm unsere Sünde auf dich nimmst. Ach, daß mein Leben und meine Existenz nur in der Schächersgnade ruhte!“ Grenzenlose Eitelkeit hatte Lenz, den glühenden, geistsprudelnden Empfindler, in den Wahnsinn getrieben: unsern Kaufmann, den drangvollen Weltbeglücker, den Kraft- und Thatapostel ohne Gehalt und schaffende Wirksamkeit, ließ sie verflackern, um in empfindelnder Frömmigkeit und Beschaulichkeit zu zerfließen, in verehrendem Preise von Christi unendlichem Liebeserbarmen sich einzusargen. Lavater hatte ihn als den Geweihten Gottes und als den lebendigsten Beweis seiner physiognomischen Kunst der Welt vorgestellt — ein solches Gesicht könnte unmöglich einem gemeinen Menschen angehören, sonst müßte die Physiognomie trügen —; aber auch nach seiner Enttäuschung riß ihn sein Wunderglaube noch immer hin, wie er denn bald darauf an Cagliostro's Wunderthaten unerschütterlich glaubte, und selbst nach der Entlarvung des Betrügers nicht zugeben wollte, das sei der echte Cagliostro. Mit Recht durfte ihm daher Campe seine übereilte Anhänglichkeit an solche Wundermänner vorwerfen, die noch immer als Betrüger und Schurken entlarvt worden seien. Neben Cagliostro verdient unser Lügenprophet Kaufmann, der

Kraftapostel der Geniezeit, eine der hervorragendsten Stellen; der Sturm und Drang — den Namen hatte er selbst erfunden — ward in diesem Charakter auf das leibhafteste verkörpert, und zwar im gröbsten, widerwärtigsten Sinne, weil die größte Leere des Geistes und die gewissenloseste Gemeinheit der Seele die Grundpfeiler waren, auf welcher der wildeste Ehrgeiz, die ärgste Verstellung und Ränkesucht einer glühend aufwallenden, nach Thaten haschenden, aber jeder edelkräftigen Ausdauer und eigenthümlichen Begabung ermangelnden Natur ruhten.

Anmerkungen.

---

1) Besonders sind wir den Herren Professor Böttger in Dessau, Dr. Eckardt in Bern, Dr. Gildemeister in Bremen, Professor Hagenbach in Basel, Archivar Dr. Schneegans in Strasburg und Rector Troll in Winterthur zu Dank verpflichtet. Den gleich zu erwähnenden handschriftlichen Aufsatz verdanken wir der gefälligen Mittheilung der Familie. Wir haben daraus alles treulich benutzt, mußten aber der Wahrheit die Ehre geben.

2) Einzelne derselben dürfte er erst später in der Schweiz kennen gelernt haben, wie z. B. Spallanzani 1779 die Schweiz besuchte.

3) Mochel's Reliquien, S. 185.

4) Ueber dieses Buch vgl. Goethe's Urtheil in dem Brief an Lavater vom 3. Juli 1780. „Kaufmann hätte man noch weit treffender schildern können", äußert Goethe, „und was von Dir und seinen übrigen Freunden gesagt ist, läßt sich noch sehr halten. Ich wollte allenfalls den Spargel tiefer aus der Erde hervorgehoben haben: dieser Ehrenmann ist billig genug, ihn nur, so weit er grün ist und hervorguckt, abzuschneiden."

5) Hagenbach, Sarasin und seine Freunde, S. 71.

6) Von ähnlicher Art war der von Knigge zu Hanau gestiftete „Orden für vollkommene Freunde", zu welchem auch Herder, Klinger und die Gräfin Luise von Stolberg gehörten. Auch der Arzt Christian Ehrmann aus Strasburg, der wegen eines

unglücklichen Zweikampfs seine Vaterstadt verlassen und sich nach Frankfurt begeben hatte, gehörte ihm an.

7) In einem ungedruckten Brief an Hamann vom Juni 1779 schreibt Ehrmann: „Mein bisjetziges Schicksal war erstlich Kaufmannschaft und Krämerei bei meinem Vater, der mich von großgünstiger Prätension für meine scientifischen Anlagen und Kenntnisse vollgepfropften, von aller Anleitung zu sicherm Gang auf dem Weg des menschlichen Lebens so in= als auswendig entblößten Jungen vom funfzehnten bis ins vierundzwanzigste Jahr zum vermeintlichen dereinstigen Wohl seiner sechs jüngern Kinder mit dringendem Zureden in seinem Kattun= und Bäurinnenkleidungzeug=Ausschnitthandel wider meine Inclination, als welche immer aufs Lesen und Schreiben und Rechnen (noch allenfalls) ging, festhielt. Es that in die Länge je länger je minder gut, und ich machte mit einigen mir ähnlich welt= und selbstkenntnißlosen Jungen philanthropinische Projecte.“ Ehrmann war am 8. Mai 1751, Schweighäuser am 16. Juli 1753 zu Strasburg geboren. Letzterer war der jüngste Sohn eines achtbaren Kaufmanns.

8) Mochel's Urne, S. 118.

9) Mochel's Reliquien, S. 138 fg.

10) Mochel's Urne, S. 138.

11) Mochel's Reliquien, S. 251.

12) Mochel's Urne, S. 137.

13) Mochel's Reliquien, S. 175 fg.

14) Stöber, Der Actuar Salzmann, S. 22 fg.

15) Mochel's Reliquien, S. 142.

16) Ebend., S. 148 fg.

17) Ebend., S. 143 fg.

18) Ebend., S. 142 fg.

19) Ebend., S. 171 fg.

20) Ebend., S. 174.

21) An Iselin und Schlosser schrieb er (S. 172), die Hauptfrage sei, ob nicht das „öde, lichtlose und Licht nicht unfähige“ Winterthur den ersten Anspruch auf Kaufmann habe.

22) Mochel's Reliquien, S. 173 fg.

23) Vgl. dessen Brief in Mochel's Reliquien, S. 150 fg.

24) Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen, I, 54.

25) Mochel's Reliquien, S. 158 fg.

26) Der oben angeführte Brief an Iselin über das Philanthropin ist gemeint.

27) Kaufmann ließ dies von Lavater durch seine Namensunterschrift bestätigen.

28) Er gab diese später auf; die wirklich erschienene Uebersetzung der Physiognomischen Fragmente ist von ganz anderer Hand.

29) Mochel's Reliquien, S. 159 fg.

30) Es ist dies blos auf das Lesen der Schriften Goethe's, nicht auf ein persönliches Zusammenleben zu beziehen.

31) Mochel's Reliquien, S. 169 fg.

32) Mochel's Urne, S. 141.

33) Iselin, Ephemeriden der Menschheit (1776), III, 31 fg.

34) Im Abdruck bei Iselin ist der Name durch K** bezeichnet.

35) Als fünfter Lehrer trat später der Magister Mangelsdorf ein, nach dem zweiten Stück des Archiv, S. XXX.

36) Brelocken ans Allerlei der Groß- und Kleinmänner, S. 171.

37) Böttiger; Reil, Leopold Friedrich Franz, S. 68; Voß, Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, S. 24.

38) Mochel's Urne, S. 141.

39) Brelocken.

40) Mochel's Urne, S. 145.

41) Wir wissen nicht, wer hier gemeint ist. Lavater kam im Jahr 1776 nicht nach Karlsruhe, wohl aber einer seiner Freunde, wenn dieser Zug nicht etwa rein erdichtet ist.

42) Geßner, Leben Lavater's, II, 192; Ergänzungsblätter zur Allgemeinen Literaturzeitung (1795—1800), IV, 85. Meusel hat seine frühere Angabe, daß Häfeli der Verfasser sei, im zweiten Nachtrag widerrufen.

43) Lavater, Vermischte Schriften (1778), II, 248 fg.

44) Aus Herder's Nachlaß, I, 220, 240; II, 364.

45) Der Brief findet sich in den Verhandlungen der Philologenversammlung zu Darmstadt abgedruckt; später hat ihn auch das Frankfurter Museum als ungedruckt gebracht.

46) Von dem Klinger'schen Stück hat man diese Bezeichnung bekanntlich auf die ganze Richtung der wilden Genies übertragen.

47) Wagner zu den Briefen an und von Merck, S. 277, bemerkt, Goethe sei kalt gegen Klinger geworden, weil er den Klatschereien Kaufmann's Glauben geschenkt.

48) Mochel's Urne, S. 172 fg.

49) Ebend., S. 250.

50) In dem oben angeführten Brief Ehrmann's an Hamann schreibt er, er suche allerlei unechtes in strasburger, lothringer und sächsischer Luft eingehauchtes Zeug auszuschwitzen, wonach er sich einige Zeit in Lothringen aufgehalten haben muß, von wo Kaufmann ihn nach Dessau gerufen haben wird.

51) Riemer, Mittheilungen über Goethe, II, 37.

52) Lavater deutet hier auf die oben mitgetheilte Aeußerung Wieland's gegen ihn deutlich genug hin.

53) So ist statt „Lyndern" zu lesen. Lyncker besaß ein Gut zu Tennstädt.

54) Kaufmann's Gattin schreibt später an Hamann, sie habe ihn schon in seinem Porträt geliebt und geehrt, ehe Kaufmann ihn persönlich kennen gelernt.

55) Kant schreibt 1798 mit Bezug auf Kaufmann in seiner Anthropologie: „Was ist von dem ruhmredigen Ausspruch der Kraftmänner, der nicht auf bloßes Temperament gerichtet ist, zu halten: *Was der Mensch will, das kann er*? Er ist nichts weiter als eine hochtönende Tautologie: was er nämlich *auf das Geheiß seiner moralisch gebietenden Vernunft will, das soll er*, folglich kann er es auch thun; denn das Unmögliche wird ihm die Vernunft nicht gebieten. Es gab aber vor einigen Jahren solche Gecken, die das auch im physischen Sinn von sich priesen, und sich als Weltbestürmer ankündigten, deren Rasse aber vorlängst ausgegangen ist."

56) Später hält er die so contemtible und infamous geschriebene, von andern Goethe beigelegte Erzählung von Stilling's Jugend Kaufmann ganz ähnlich, und diesen, wie es scheint, für den Verfasser wegen der „heiligen Einfalt", die daraus athme.

57) Voigt, Das Leben des Professors Christian Jakob Kraus, S. 65 fg.

58) Der Graf zu Anhalt war damals Generalmajor und Chef des in Bartenstein in Ostpreußen stehenden Infanterieregiments.

59) Sollte dies darauf zu beziehen sein, daß Kaufmann Hamann mit Kraus wieder näher brachte, wie Hamann am 18. Mai an Herder berichtet?

60) Es war bereits im vorigen Jahr erschienen, wie oben bemerkt wurde.

61) Kaufmann's Gattin gedenkt nur kurz der Reise nach Rußland, die Anton ganz übergeht.

62) Anton bemerkt, nachdem er die Reise nach Holstein und Dänemark erwähnt hat: „Von vielen Strapatzen ermüdet, suchte er nun endlich einige Ruhe und Erholung, die er auch bei seinen Freunden in Wandsbeck, Hamburg und Altona fand, mit denen er an einigen literarischen Arbeiten, die nicht unbekannt blieben, theilnahm, nach Wunsch fand.“ Die hier angedeuteten literarischen Arbeiten, an denen sich Kaufmann betheiligt, beruhen wieder auf leerer Großthuerei.

63) Briefe von Johann Heinrich Voß, II, 21 fg.

64) Das war wol eine Nachahmung Basedow's, von welchem Goethe, Werke, XXII, 210 ganz dasselbe berichtet.

65) Von beiden wird die Anekdote erzählt, wie sie einen ihrer Diener über einen bei der Hochzeit zu Kana vorgefallenen Umstand befragt, worauf dieser erwiderte, er stehe ja erst fünfhundert Jahre bei ihnen in Dienst. Cagliostro wollte zu Noah's Zeit gelebt, ein andermal dem Grafen Federigo Gualdo gedient haben, der um das Jahr 1688 vierhundert Jahre alt gewesen sein soll.

66) Der Maler Oeser schreibt am 1. Nov. an Knebel: „Ist es wahr, was ich in einem Briefe aus der Schweiz gelesen, daß Kaufmann sein glorreiches Apostelamt mit einer Apotheke verwechselt und wenigstens den Armen mit Arzneien für den Körper umsonst dient?“

67) So ist statt „Mecheln“ zu lesen. Die Stelle gibt Hagenbach S. 92, dessen Güte ich die dort ausgelassenen Worte über

Kaufmann sowie sonstige Mittheilungen aus den Briefen an Sarasin verdanke.

68) Hagenbach, S. 92.

69) Mittheilung von Herrn Rector Troll in Winterthur.

70) Ein auch von Lavater sehr geschätzter Bauer. Aus Herder's Nachlaß, II, 131.

71) Mochel's Reliquien, S. 181 fg.

72) Demnach bezieht sich das Lied von Claudius (II, 74): „Als C. mit dem L. Hochzeit machte", auf Christoph Kaufmann und seine Elise (Liseli). L** ist Lavater.

73) Ueber Lavater's Superlative hatte er wol von andern, vielleicht von Hamann selbst oder von Goethe, spotten hören.

74) Er nannte noch in diesem Jahr im vierten Bande der Physiognomischen Fragmente Kaufmann unter den Freunden, die ihn durch Beiträge zu Dank verpflichtet.

75) Die Herzogin Amalie scherzt über den glücklichen Kaufmann, der durch den Nasenknochen, womit ihn die weise Mutter Natur beschenkt, alles könne, was er wolle (Brief an Merck vom 28. Dec. 1778). Daß in Goethe's Satyros und in dem Brief der Herzogin Amalie an Merck vom 2. Aug. 1779 unser Kaufmann nicht vorschwebe, habe ich in Henneberger's Jahrbuch für deutsche Literaturgeschichte (1855) gezeigt.

76) Aus Herder's Nachlaß, II, 189.

77) David Veit in Varnhagen's Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel, I, 41 fg.; Riemer, Mittheilungen, II, 535 fg.

78) Deutsches Museum, 1780, II, 363 fg.; 566 fg.

79) Düntzer, Frauenbilder aus Goethe's Leben, S. 86 fg.

80) Daß Klinger im Sommer 1780 noch in Basel war, sehen wir aus Lavater's Brief an Knebel vom 10. Aug. 1780.

81) Lavater's Freund Häfeli hatte Hamann geschrieben, Kaufmann habe eine sonderbare Komödie in der Schweiz gespielt, deren Knoten ihm nun so enge um den Hals würge, daß er ihn kaum werde lösen können. „Alle seine Freunde hat er von sich, sich von allen seinen Freunden entfernt. Ungemessener Ehrdurst und Herrschaft ist sein Wurm, der nicht stirbt. Ich kannte ihn

von seinem zehnten Jahr, und lernte mit ihm unter einer Ruthe Latein."

82) Nach einem Brief Hamann's vom 5. Aug. 1784 muß Ehrmann sich nach Strasburg gewandt haben.

83) Schweighäuser, seit 1784 oder 1785 mit Renata Stuber, der Tochter des bekannten Pfarrers im Steinthal, vermählt, hatte neben dem Rectorat des Gymnasiums ein bedeutendes Pensionat, in welchem viele vornehme deutsche Jünglinge ihre Erziehung genossen. Als das Gymnasium infolge der französischen Staatsummwälzung einging, begab sich Schweighäuser mit den Seinen nach Strasburg zurück, wo er als interprète juré de la préfecture am 8. April 1801 starb. Die von ihm abgefaßten Schulbücher waren zu ihrer Zeit sehr beliebt.

84) Allgemein gibt man irrig nach Anton den 21. Mai als Kaufmann's Todestag an. Das winterthurer Kirchenbuch hat den 31. März.

Zur neuern Geschichte Roms.

1848—50.

Von

Friedrich von Raumer.

Bei Entwerfung des nachstehenden Aufsatzes sind von mir, außer mündlichen Belehrungen, benutzt worden:

Balbo, Delle speranze d'Italia.
Balleydier, Histoire de la révolution de Rome.
Boni, Il Papa Pio IX.
Bresciani, l'Ebreo di Verona.
Bresciani, Della republica Romana. Cibrario ricordi d'una missione.
Farini, Lo statò Romano.
Gioberti, Del primato degli Italiani.
Lubienski, Guerres d'Italie.
Mailand und der lombardische Aufstand.
Martini, Studj alla politica moderna.
Mittermaier, Italienische Zustände.
Rusconi, La republica Romana.
Schönhals, Erinnerungen eines österreichischen Veteranen.
Solaro della Margarita, Memorandum.
Torre, Memorie storiche.

Die Erinnerung an große Vorfahren und deren Thaten ist für den einzelnen sowie für ganze Völker sehr heilsam; sofern sie ermuntert, stärkt und Wetteifer erzeugt. Sie kann aber auch schädlich werden, sobald sie Eitelkeit und Hochmuth bei eigener Nichtigkeit hervorruft; oder, unter ganz veränderten Verhältnissen, zu falschen Hoffnungen und verkehrter Nachahmung Veranlassung gibt. Nirgends hat das letzte in solchem Maße stattgefunden, als in Rom. Was schon zur Zeit des Julius Cäsar unmöglich war, wollten Arnold von Brescia, Cola Rienzi u. a. herstellen, oder neubegründen.

Arnold von Brescia war ein Schüler oder doch Verehrer Abälard's, von großen Anlagen, hinreißender Beredsamkeit und sehr strengem Wandel. Noch tadelnswerther als die herkömmliche Lehre erschienen ihm die Sitten der Geistlichen, die Verfassung der Kirche und die übergroße Macht des Papstes. Gestützt auf Stellen der Schrift drang Arnold lebhaft auf viele Aenderungen und Besserungen, und behauptete, kein Geistlicher solle Eigenthum, kein Bischof Lehn besitzen; alles irdische Gut gehöre allein der Obrigkeit und den Fürsten, und dürfe von diesen nur an Laien überlassen werden.

Zu diesen als ketzerisch bezeichneten Ansichten gesellte sich nun eine neue Lehre über das Verhältniß Roms zum Papst und zum Kaiser. Der Einfluß des ersten auf die Beherrschung jener Stadt sei durchaus ungerecht und ganz zu vertilgen; der des Kaisers aber, bei nur geringem Anrecht, sehr zu beschränken. Indem Arnold hierdurch den beiden weltbeherrschenden Mächten überkühn entgegentrat, während es ganz außer der Zeit und bei mangelnden Mitteln unmöglich war, in Rom eine mächtige Republik zu gründen, ward er das Opfer seiner Unternehmung: der eiligen äußern, erfolglosen Begeisterung der Römer fehlte zunächst die innere, aus Einigkeit, Zucht und Tugend hervorgehende Haltung, weshalb sie bald zu Freveln frech hinüberschweiften, bald in schwächliche Sorgen zurücksanken. Arnold ward gefangen und im Jahr 1155 in Rom verbrannt.

Im Anfang des 14. Jahrhunderts hatten die Kaiser in Rom gar keinen Einfluß mehr, und der des in Avignon abwesenden Papstes war äußerst verringert. Die Sehnsucht nach Wiederherstellung einer altrömischen Republik wär jedoch nie ganz verschwunden, und besonders lebendig in Kopf und Herzen des durch Lesen der alten Schriftsteller doppelt befeuerten Cola di Rienzi. Die Römer gingen auf seine Ansichten und Lehren mit Begeisterung ein, und selbst Petrarca hoffte von hier aus auf eine Wiedergeburt Italiens. Zunächst aber fanden alle Freunde der Neuerungen Widerstand an dem römischen, zeither unbillig herrschenden Adel, und neben manchen verständigen Maßregeln gingen thörichte und gewaltsame her. Nach glänzender, zu Hochmuth und Eitelkeit verführender Erhebung Rienzi's folgte anfangs

Spott und Tadel; dann offener Aufstand. Im Jahr 1354, 199 Jahre nach dem Tode Arnold's von Brescia, ward Rienzi grausam ermordet, und von allen fröhlichen Hoffnungen ging keine in Erfüllung.

Gleichwie die Bestrebungen Arnold's und Cola's scheiterten alle in gleicher Hinsicht während des 18. und 19. Jahrhunderts gemachten Versuche. Es sei erlaubt, in höchster Kürze einzelnes über den letzten derselben vorzutragen, über die römische Republik des Jahres 1849.

Im Ablauf der Jahrhunderte waren die Päpste mehrere male in Gefahr gewesen ihr weltliches Besitzthum (Kirchenstaat genannt) zu verlieren an mächtige Kaiser, eigennützigen Adel und unruhige Bürger. Sie hatten jedoch, über kurz oder lang, stets obgesiegt, und die neuesten und größten Besorgnisse schienen durch die Beschlüsse des Wiener Congresses für immer beseitigt. Diesem Congreß ward jedoch vorgeworfen: er habe für eine neue Belebung Italiens, für Begründung natürlicher, zufriedenstellender Verhältnisse durchaus nichts Genügendes gethan, vielmehr die Keime steter Unzufriedenheit zurückgelassen. Ohne hier auf Untersuchung der Frage einzugehen: ob ihm hierzu Macht und genügende Mittel zu Gebote standen, war doch die natürliche Folge, daß bei dem Mangel allgemeiner, gesetzlicher Besserungen man zunächst die Hoffnung auf einzelne Personen richtete; und in der That half der Cardinal Consalvi manchem Uebelstande ab und eröffnete die Bahn zu weitern Fortschritten. Nach Leo's XII. Erhebung (1823) ward Consalvi jedoch entlassen, die 1816 von Pius VII. gegebene Verfassung beseitigt, vieles Frühere hergestellt und (trotz einzelner löblicher Maßregeln) neue Unzufriedenheit der Freigesinnten

veranlaßt, auch durch harte Bestrafung Widersprechender eher vermehrt als beseitigt. Dies führte unter der Regierung Pius' VIII. (1829 — 30), nicht ohne Zusammenhang mit den pariser Ereignissen, zu politischen Verbindungen, woraus, nachdem Gregor XVI. (Capellari, 1831 — 46) Papst geworden, Unruhen in Bologna und der Romagna hervorgingen, die schon deshalb von den Oesterreichern leicht bezwungen wurden, weil man sie ohne Klugheit und Zusammenhang begonnen hatte. Dieser Erfolg konnte jedoch die Beschwerden nicht unterdrücken, welche immer lauter wurden über schlechte Verwaltung, hohe Steuern, leichtsinniges Schuldenmachen, drückendes Prohibitivsystem, Handelsmonopole und Schmuggelei, über die ausschließliche, unduldsame Herrschaft der Geistlichen, Mangel selbst an bürgerlicher und communaler Freiheit, Uebertragung des Erziehungswesens u. s. w. an die Jesuiten rc.

Viele dieser Klagen erschienen auch außerhalb des Kirchenstaats so begründet, daß die fünf Großmächte Europas im Mai 1831 gemeinsam dem Papst eine Denkschrift überreichten, worin sie ihm die Nothwendigkeit vorstellten, in jenen Beziehungen manche Aenderungen und Besserungen vorzunehmen. Es geschah aber so wenig, daß die Geduldigen und Gemäßigten, von den Ungeduldigen und Kühnern überflügelt, wiederholte Unordnungen hervorriefen, aber wiederum durch die, ein zweites mal einrückenden, Oesterreicher beseitigt wurden. Nach diesen Ereignissen hielt es die herrschende klerikale Partei noch weniger für nöthig als zuvor, jene billigen Forderungen der Mächte und neue Klagen derselben (insondere Englands) zu berücksichtigen. Sie rühmte viel-

mehr [1]): „Gregor XVI. ist unbesiegt geblieben im Kampfe gegen die Nachstellungen einer dem römischen Hofe feindlichen Diplomatie. Er hat den hohen Stand des Papstthums festgehalten und behauptet gegen katholische Herrscher, und muthig den Stoß und Andrang ketzerischer Regierungen bezwungen.“ — Diese Thatsachen, weit entfernt die Unzufriedenen zu beruhigen und abzuschrecken, wirkten nur dahin, ihre Verbindungen und Hoffnungen allmählich über ganz Italien auszudehnen, und den Glauben zu erzeugen: man könne und müsse, da gesetzliche Wege zu Besserungen meist versperrt seien, durch Verschwörungen echte Freiheit begründen.

Obgleich diese Ansichten und Hoffnungen von der ganzen Geschichte widerlegt werden, erhielten geheime Verbindungen immer größern Umfang und Bedeutung, und viele Personen, die ihnen nicht förmlich beitraten, befanden sich doch in einer Stimmung, welche darauf rechnen ließ, sie würden, sobald sich eine Gelegenheit darbiete, politische Unternehmungen der Verbündeten begünstigen. Selbst den Gelehrtenversammlungen in Pisa und Turin wurden die öffentlichen Verhältnisse Italiens bald wichtiger als die einzelnen Zweige der Wissenschaft. [2])

Keine der italienischen Regierungen war geneigt den angedeuteten oder laut ausgesprochenen Wünschen nachzugeben. So hatte Karl Albert, König von Sardinien, den Prätendenten Don Carlos gegen die Königin Isabelle unterstützt, und sein erster, einflußreicher Minister Solaro della Margarita sprach sich aus für Annahme der bis dahin zurückgewiesenen tridentiner Beschlüsse, Anlegung neuer Klöster, Beibehaltung alter Lehrmethoden in Schulen,

Begünstigung römischen Kirchenrechts, Verbot protestantischen Gottesdienstes außerhalb der waldenser Thäler, Abweisung aller neuen, revolutionär gescholtenen Plane, Unabhängigkeit des sardinischen Staats ohne irgendeine Erhebung oder Einmischung über seine Grenzen hinaus. [3]) So waren die Verhältnisse selbst in dem Staat, den die Liberalen am leichtesten zu gewinnen hofften, und gegen den sie im Jahr 1834 von Genf aus eine übereilte und rechtswidrige, und schon deshalb völlig misglückte Unternehmung gewagt hatten.

Da trat ein Ereigniß ein, höchst unerwartet, und die glänzendsten Aussichten an der Stelle eröffnend, wo man zeither den größten, beharrlichsten Widerstand gefunden hatte. Nach dem Tode Gregor's XVI. ward am 16. Juni 1846 Pius IX. (Mastai Ferreti) auf den päpstlichen Stuhl erhoben, ein Mann milder, edler Gesinnung, bereit, echte Fortschritte in jeder Weise zu befördern und von dem starren Festhalten am Alten zur Begründung neuer Zufriedenheit soviel als möglich nachzulassen. Zuvörderst verkündete er (unter Zustimmung Englands und Frankreichs, und unterstützt vom Cardinal Staatssecretär Gizzi) eine Amnestie für die politischer Gründe halber Verwiesenen oder Verhafteten. Die natürliche Freude über diese große Bewilligung steigerte sich bald zu maßlosen Lobeserhebungen, welche insgeheim oder bereits öffentlich den Papst zu viel größern und umfassendern Bewilligungen stimmen und seinen Glauben an unverbrüchliche, ewige Dankbarkeit verstärken sollten. In Italien, ja in ganz Europa ward Pius gepriesen, und kaum irgendwo ein Zweifel gegen die Heilsamkeit und Mäßigung der weitern Entwickelung ausgesprochen.

Wohl aber gab die Befreiung von alten Banden die Veranlassung, daß in Reden und Schriften unzählige Vorschläge und Rathschläge mit steigender Kühnheit ausgesprochen wurden, denen aber meist Uebereinstimmung, Zusammenhang und Besonnenheit fehlten. Das Volk (so wird berichtet) gewöhnt sich zu schwatzen und nichts zu thun.[4]) Alle glauben Politiker und Staatsmänner zu sein. Weiber, Fremde, geheime Gesellschaften haben großen Einfluß; die wirklichen Häupter der Sekte zeigen (man kann es nicht leugnen) Geschicklichkeit, Beharrlichkeit und Muth. Sie wissen, sie benutzen alles. Jede Waffe ist ihnen willkommen: sie wirken bei Tag, wachen in der Nacht und ermüden niemals.

Jene Anarchie des Redens und Schreibens, sowie diese gefährliche Thätigkeit wäre am besten durch rasches, folgerechtes Handeln bezwungen worden; allein die Frage, was zu thun sei, war um so schwerer zu beantworten, da Pius gleichzeitig von den Neuerern bestürmt und von den Anhängern des Alten gehemmt wurde. Mancherlei geschah, aber es war den einen zu viel, den andern zu wenig, und auch dieser Papst bestätigte, daß guter Wille und edle Gesinnung, ohne Festigkeit und überlegene Kraft des Charakters, nicht hinreichen, um wahrhaft zu herrschen. Natürliche Bedenken führten zu getadelter Unentschlossenheit, entgegengesetzte Einwirkung zu mancherlei Widersprüchen; bis das Vertrauen zu des Papstes aufrichtiger Gesinnung verloren ging, und das fernere Lob von Bewilligungen abhängig gemacht wurde, welche mit dem System der Kirchenherrschaft unvereinbar erschienen. Zur Erreichung geheimer Zwecke bildeten sich Clubs (circoli), welche mit Erfolg strebten, eine vom

Papst unabhängige Macht zu gründen, ja sich über ihn hinaufzustellen. Männer des Volks wie Ciceruvacchio wurden zum Anbahnen des Wegs vorgeschoben, vom Adel geschmeichelt und von der eingeschüchterten kirchlichen Partei mindestens geschont.

Zur Jahresfeier der Erwählung Pius' IX. (16. Juni 1847) wurden in Rom große Feste angeordnet, welche indeß nur kurze Zeit die Unsicherheit aller Zustände und das Misvergnügen sowol der erhaltenden als der neuernden Partei verderben konnten. Jene, so ward unwahr verkündet, habe eine große Verschwörung gegen den Papst und alle Freigesinnten angestellt; und diese Partei wußte (wider die Neigung von Pius) die Errichtung einer Bürgerwache durchzusetzen. Fast in allen neuern Revolutionen hat sich der Gedanke geltend gemacht, daß eine solche das beste und sicherste Mittel sei, Bestehendes zu erschüttern und Neuerungen zu befördern. Sie hat, hier und dort, im einzelnen und gegen bestimmte Gefahren sehr heilsam gewirkt, auf die Dauer jedoch nicht minder Unordnung und Faulheit herbeigeführt. Zucht und Ordnung fanden sich gewöhnlich erst ein, wenn man die Unruhigen und Untauglichen entfernte, und aus den Brauchbaren eine Landwehr bildete.

Zur Errichtung jener römischen Bürgerwache hatte die Besetzung Ferraras durch die Oesterreicher wesentlich mitgewirkt. In den wiener Verträgen ward eine solche Besetzung der *place* angeordnet; wogegen man aber päpstlicherseits nicht blos im allgemeinen protestirte, sondern auch behauptete: jenes Wort bezeichne blos die Burg und nicht die Stadt. Auf erhobene Beschwerden leugnete Oesterreich die Richtigkeit dieser Deutung, erwies, daß

sie niemals zur Anwendung gekommen, und die neuen Anordnungen, über welche man so laute Klage erhebe, ganz unbedeutend seien. — Obgleich sich dies im wesentlichen nicht leugnen ließ, beharrte die bedrängte päpstliche Regierung dabei: die Maßregeln seien unzeitig und herausfordernd. Dieser Ansicht konnten auch Unbetheiligte beistimmen: wenn aber Oesterreich dessenungeachtet Tadel und Aufregung nicht scheute, so lag im Hintergrund wol die Besorgniß vor dem weitern Umsichgreifen revolutionärer Bewegungen und der Glaube an die Nothwendigkeit, selbst den Papst wider dieselben zu schützen.

Obgleich dieser Streit über Ferrara nach dem aufrichtigen Wunsche beider Regierungen bald freundschaftlich verglichen wurde, gab er doch zu vielen Veranlassungen eine neue, immer lauter und allgemeiner die Stimme für die Einheit und Unabhängigkeit (unità ed independenza) Italiens zu erheben. Es war unmöglich zu leugnen, daß Uneinigkeit und Abhängigkeit Italiens dem schönen Lande und dem geistreichen Volk unzählige Nachtheile gebracht hatte, und eine Abänderung dieser Verhältnisse jedem edeln Italiener Gegenstand lebhafter Wünsche und eifriger Thätigkeit sein mußte. Ueber jene Klagen und Wünsche hinaus wäre es aber sehr nöthig gewesen zu untersuchen: woher es komme, daß jene Uebel seit Jahrhunderten vorherrschten? Ob blos Unglück und äußere Gewalt, oder auch Natur und Sinnesart des Volks selbst sie herbeigeführt; ob aus jenen Uebeln nicht auch Vortheile, etwa eine reichere Entwickelung und Geschichte hervorgegangen. Die Worte Einigkeit und Unabhängigkeit schienen so einfach und verständlich, und doch dachten z. B. etliche an Einigkeit der verschiedenen

Staaten durch einen Bund, andere dagegen an Verschmelzung aller Staaten in einen einzigen. Ueberall offenbarte sich die größte Verschiedenheit der Auffassung und der Plane für Gegenwart und Zukunft, wobei fast alle vernachlässigten, über Wünsche hinaus Mögliches vom Unmöglichen zu scheiden. Abgesehen von denen, welche gar keine Veränderung wollten, gingen schon die Ansichten der besonnenern und gemäßigten Schriftsteller weit auseinander, wieviel mehr die der Regierungen.

Der edle Cesare Balbo drang in seiner Schrift über die Hoffnungen Italiens auf Ordnung und Mäßigung, widersprach allen Verschwörungen und gewaltsamen Umwälzungen, empfahl die Einigkeit zwischen Fürsten und Völkern, sowie das Ehren der Religion. Unpraktisch erschien ihm der Gedanke eines neuen Ghibellinismus durch Oesterreich oder Frankreich; ebenso der Gedanke, den Papst in einen Herrn Italiens zu verwandeln, oder, umgekehrt, seine Macht zu vernichten. Unmöglich die Herstellung vieler kleinen Republiken, sowie eine gewaltsame Vertreibung der Oesterreicher. Doch ließen sich für freiwillige Abtretungen in Italien, zum besten Piemonts, vielleicht türkische Landschaften als Entschädigung überweisen. Hiermit im Widerspruch stand aber die Erklärung des Fürsten Metternich, sein Kaiser sei entschlossen, von seinen italienischen Besitzungen nichts zu verlieren, und die bestimmte Antwort Palmerston's auf Metternich's Frage: daß die Festsetzungen des Wiener Congresses über die Landesgrenzen nicht ohne Zustimmung aller Großmächte geändert werden sollten [5]) – eine Antwort, über welche das junge Italien in großen Zorn gerieth.

Obgleich Balbo selbst in jenem Vorschlag schon über das wahrscheinlich Erreichbare hinausging, hatte er doch mehr als genügende Gründe, zu klagen über die Träumereien der unreifen Rhetoriker, der Dutzendpoeten und der Politiker aus Kaffeehäusern.

Gioberti, vielgeehrt in seinem Vaterlande (obgleich selbst Italiener den Wechsel seiner Ansichten und die ermüdende Weitläufigkeit seiner Schriften nicht leugnen), behauptet in dem Buche über den Vorrang Italiens: eine gemäßigte Freiheit unsers Vaterlandes kann nicht durch Revolutionen, sondern nur dadurch bewirkt werden, daß man den Papst an die Spitze stellt. Er ist der Grund und Mittelpunkt der Einheit, des Friedens, des Rechts in der europäischen Christenheit und vor allem Italiens. Unduldsamkeit kann man der katholischen Kirche nicht zur Last legen, und selbst das Heil und die Rettung Englands beruht auf dem Katholicismus. Italien ist Fürst und Haupt in der allgemeinen Anordnung der Wissenschaften, in Philosophie und Religion, in den mathematischen, beobachtenden, versuchenden Studien, in bürgerlichen Kenntnissen, Geschichte, schönen Wissenschaften und Künsten, Sprache und Redekunst. Italien ist Anfang und Ende der Geschichte, Inbegriff (sintesi) und Spiegel Europas!

Es mag gut sein, in einem niedergedrückten Volk Vertrauen zu erwecken und es aus Verzagtheit zu muthiger Selbsterkenntniß zu erheben; aber Selbstüberschätzung gibt keine wahre Kraft, und Hochmuth kommt vor dem Fall. Das erfuhr später Gioberti, als er in Turin für demokratische Wahlen und Erhebung des Kriegs wider die Oesterreicher wirkte. Diese aus Italien zu vertreiben,

ward (trotz der größten Verschiedenheit der Ansichten und weitern Zwecke) der Hauptgedanke des jungen Italien; und seitdem man den König Karl Albert (im Widerspruch mit seinen feierlichen, an Oesterreich gegebenen Versprechungen) dafür gewonnen, durch allgemeine, scheinbar heldenmüthige Begeisterung fortgerissen hatte, schien das anfangs Unmögliche leicht und doppelt verdienstlich zu werden. Die Warnungen Frankreichs und Englands galten für um so bedeutungsloser und unwürdiger, da die großen Aufstände, welche (nicht ohne Mitwirkung geheimer Sekten) im Frühling 1848 zuerst in Paris, dann in mehreren Ländern ausbrachen, für Italien, ja für ganz Europa unerwartet eine neue Zeit verkündeten.

Zunächst gerieth der Papst hierdurch in große Bedrängniß. Aenderung der Minister, Bewilligungen hinsichtlich der Verwaltung, Verjagung der Jesuiten (28. März) u. dgl., waren mehr von ihm erzwungen als bewilligt worden; und als er nun (seiner Stellung als Friedensfürst eingedenk) keinen Krieg wider Oesterreich (April 1848) erheben, sondern nur die Grenzen des Kirchenstaats decken wollte, hielten die Neuerer ihren Ungehorsam gegen derlei Feigheit für gerechtfertigt, und die Befreiung Italiens für ihre höchste und edelste Pflicht. In dieser Zeit leidenschaftlicher Aufregung ward in Rom das österreichische Wappen abgerissen, an den Schwanz eines Esels gebunden und zuletzt verbrannt. Hierbei äußerten mehrere: zur Erreichung unserer erhabenen Zwecke ist jedes Mittel erlaubt. Die Freiheit Italiens bleibt unverträglich mit einer Priesterherrschaft, mit einem Kirchenstaate. Das Papstthum, diese Leiche,

verpestet die Luft und ist der Tod unsers Vaterlandes. [6])

Zu diesem Uebergange aus glänzenden Träumen zu finstern Thaten, aus löblichem Bestreben zu Misachtung des Billigen, Anpreisung des Gewaltsamen und Maßlosen, zum Verdrängen aller Besonnenern trug niemand mehr bei, als der Genueser Joseph Mazzini. Alle Regierungen stürzen, und durch eine allgemeine Demokratie hindurch unausbleiblich eine Herrschaft eigener, bloßer Willkür gründen, war ausgesprochener, oder geheimer Zweck. Mazzini's Proclamationen erinnern an die verdammungswürdigsten der französischen Schreckenszeit, sein Einfluß ist nur erklärlich durch eigene unbegrenzte Anmaßung, Fehler und Schwäche seiner Gegner, allgemeine Ueberspannung, Mangel an wahrhaft großen Staatsmännern und Charakteren. Zuletzt war aber Mazzini (wie alle solche Revolutionäre) nur mächtig im Zerstören, aber unfähig, wahrhaft Tüchtiges zu gründen.

Daß der Senator und die Stadtobrigkeit Roms (im März 1848) vom Papst eine repräsentative Regierung forderten, erschien den Eiferern als das wenigste, was man mit Recht verlangen könne; und nach Vertreibung der Oesterreicher aus Mailand steigerten sich die Hoffnungen und Forderungen für ganz Italien. Der allgemeine Gedanke von Einheit und Unabhängigkeit dieses Landes bedurfte aber nach den Siegen der Piemontesen einer bestimmtern Gestaltung und Formulirung; wobei die verderbten Gegensätze sogleich in schrofffter Weise hervortraten, das Ziel verrückten und verdunkelten. War doch z. B. Sicilien und Neapel in offener Fehde, und während eine Partei für den tapfern Karl Albert die

Herrschaft über ganz Norditalien forderte und wünschte, drang eine zweite auf unabhängige Herstellung Venedigs, und eine dritte suchte in Turin, hinter dem Rücken des Königs, eine demokratische Republik zu gründen.

Seinerseits fühlte und erklärte der Papst (Ende April 1848), daß die Forderungen der Neuerer mit seiner kirchlichen Stellung ganz unvereinbar seien und er alles gethan, was die Großmächte im Jahr 1831 verlangt hätten. Dennoch sah er sich gezwungen darüber hinauszugehen. Am 5. Juni 1848 wurden zufolge eines neuen Gesetzes in Rom zwei Kammern eröffnet, die der Räthe (consiglio alto) und die der Abgeordneten. Diese Bewilligung genügte aber um so weniger, weil in der Stille die Macht derer wuchs, welche eine Verjagung des Papstes und aller italienischen Herrscher wünschten und bezweckten. Hierfür, sagt ein Journal, kann Italien eine Million Krieger stellen. — Die Rede, welche Mamiani bei Eröffnung der römischen Kammern hielt, war sehr liberal, aber wenig katholisch; was dem Papst natürlich misfiel, wogegen die Minister eine von ihm entworfene Rede verwarfen. Als er ferner (wie man erzählt) von allen durch die Kammern vorgelegten Gesetzentwürfen nur einen bestätigte, gab dies um so mehr Veranlassung zu immer höher steigendem Misvergnügen, weil um dieselbe Zeit die Hoffnungen der Neuerer über Erwartung und aufs glänzendste in Erfüllung gingen.

Die österreichische Regierung war in Wien so kläglich, muthlos und kraftlos geworden, daß sie (23. Mai) die Abtretung der Lombardei unter sehr billigen Bedingungen anbot. Anstatt rasch mit beiden Händen zuzugreifen, veranlaßte man Zögerungen und forderte (trotz

Palmerston's Warnungen und Widerspruch) im Siegesübermuth auch die Abtretung der venetianischen Landschaften, ja der Küsten Illyriens und Dalmatiens. Während die fanatischen und phantastischen Demokraten so alle Vorschriften der Klugheit und Vorsicht hintansetzten, erhob sich wider sie (und wider die schwächliche österreichische Regierung selbst) ein Mann, der zugleich die Besonnenheit und Festigkeit eines vorschauenden Staatsmannes, und den kühnen Muth eines erfahrenen Feldherrn besaß: Radetzky begann seine Kriegslaufbahn und rettete Oesterreich.

Als König Karl Albert auf seinem Rückzuge nach Mailand kam, erhob sich wider den noch vor kurzem bis in den Himmel Erhobenen ein frevelhafter Aufstand. Diejenigen, für welche er frühere Ueberzeugungen geopfert, ja den Vorwurf der Wortbrüchigkeit auf sich geladen und eine höchst gefährliche Unternehmung gewagt hatte, schalten ihn ohne allen Beweis und höchst undankbar einen Verräther, und er entging der wahrscheinlichen Ermordung nur durch die Flucht! Am 6. Aug. 1848 hielt Radetzky seinen Einzug in Mailand.

Diese Ereignisse und die dringenden Vorstellungen der Vertheidiger jener alten Kirchenherrschaft veranlaßten den Papst die Kammern am 23. Aug. bis zum 15. Nov. zu vertagen. Eine solche Zwischenzeit hätten alle Parteien benutzen sollen, um zur Erkenntniß darüber zu kommen, was gerecht, möglich und nützlich sei. Die Kirchlichen mußten sich überzeugen, es sei unmöglich und schädlich, unbedingt am Frühern festzuhalten; die Gemäßigten, es sei nöthig sich eng aneinander zu schließen, um nach beiden gefährlichen Seiten widerstehen zu können;

die Kriegslustigen, daß ihre übertriebenen Hoffnungen bereits vereitelt worden; die demokratischen Fanatiker, daß ihr Ziel in der vorgesteckten Weise auf die Dauer unerreichbar sei. — Von dem allen geschah leider nichts, und nur der Papst glaubte durch die Ernennung Rossi's zu seinem ersten Minister einen Beweis seines guten Willens und seiner Beharrlichkeit für gemäßigte Besserungen an den Tag zu legen.

Rossi war ein Mann von Geist und Charakter, gerühmt als Schriftsteller und Geschäftsmann, Gegner alles Uebermäßigen und Unmöglichen. Wie er aber auch war oder sein mochte, in jener Zeit konnte niemand allgemeinen Beifall gewinnen. Seine Gegner sagten: er ist hochmüthig, eigensinnig, unbeliebt, und schon deshalb seine Ernennung tadelnswerth. Er steht nicht auf der Höhe der Zeit und wird für seine theoretischen Grillen keine Theilnehmer und Mitarbeiter finden. — Mit Recht fühlte Rossi, daß seine Tadler Personen geringerer Bedeutung waren, eine demokratische Regierung unzeitig und unmöglich bleibe, das Papstthum noch große Lebenskraft besitze und durch Krieg keine allgemeine Republik zu gründen, sondern ein italienischer Staatenbund anzustreben sei. Als demokratische Blätter nach ihrer Weise Rossi schmähten, sagte er: es gibt Lob, welches verletzt, und Tadel, welcher ehrt. Ansichten und Aeußerungen dieser Art erhöhten den Haß maßloser Eiferer, und jener verdammliche Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, ward von ihnen geltend gemacht.

Rossi erhielt mehrere Nachrichten über die ihm drohenden Gefahren, ergriff aber keine neuen Maßregeln sie zu beseitigen, es sei, daß er sie für unnöthig oder für

unwürdig hielt. Am 15. Nov. 1848 hoffte er bei Eröffnung der Kammern durch eine wahre und beredte Darlegung aller Verhältnisse die Mehrheit der Stimmen für einen angemessenen und würdigen Gang der Regierung zu gewinnen. Indem er aber aus dem Wagen steigt, um die Treppe zu dem Sitzungssaal hinaufzugehen, trifft ihn tödtlich der Dolch eines Mörders. Dieser und seine nächsten Genossen sind ohne Zweifel arge Verbrecher; leider aber muß das Entsetzen über den ganzen Hergang sich noch weiter erstrecken. Der Präsident der Reichsversammlung, anstatt thätigen Abscheu über den ungeheuern Frevel und dessen unausbleibliche Folgen hervorzurufen, geht mit eiskaltem Pedantismus zur Tagesordnung über und läßt das Protokoll der Sitzung verlesen; nichts geschieht, den Mörder zu entdecken, zu ergreifen, zu bestrafen; vielmehr ziehen blutgierig wilde Scharen durch die Straßen, bis vor die Wohnung der unglücklichen Witwe des Ermordeten, singend und triumphirend ausrufend: Es lebe Brutus der Zweite! Kein Journal wagte den Mord und derlei Greuel zu misbilligen!

Diesen großen, preiswürdigen Sieg, sprachen die Fanatiker, müssen wir eiligst benutzen und die Dinge zu einer allgemeinen durchgreifenden Entscheidung bringen. Sie ahnten nicht, daß die Sache des jungen Italien von hier ab (trotz alles scheinbaren Uebergewichts) in der That sinken und die Nemesis auch die Unthätigen und Schweigenden ergreifen werde. [7]) „Am Tag nach Rossi's Ermordung", erzählt Boni, „erhob die Revolution feierlich ihre Fahnen, sie breitete ihre Majestät aus vor dem Quirinal. Auf einer Seite stand die Sklaverei, auf der andern die Freiheit, hier das Volk und das Leben, dort

das Papstthum und der Tod." — Eiferer dieser Art vergaßen, daß ihre leidenschaftlichen Unterbreitungen von kirchlich Gesinnten (mit gleichem Recht oder Unrecht) leicht konnten in das Gegentheil umgewandelt werden: auf einer Seite standen Ordnung und Gesetz, auf der andern bloße Willkür; hier der Statthalter Christi und das Leben, dort Anarchie und der Tod. — Beschränken wir uns indeß auf Mittheilung der Thatsachen.

Am 16. Nov. 1848 zogen Bürgerwache und Volkshaufen zum Quirinal, und der Papst ward von ihnen belagert, wie Ludwig XVI. am 10. Aug. 1792. Zu seinem Schutz thaten die Kammern nichts, wohl aber fanden sich (mit Ausnahme der italienischen) alle Gesandten bei ihm ein, zum Beweis, daß sie seine Rechte anerkannten und das was geschah misbilligten. Als die Schweizer gegen Andringende mit Recht die Thore schlossen, und der Papst Bedenken trug, alle an ihn gerichteten Forderungen (ein neues Ministerium, Krieg wider Oesterreich, eine constituirende Versammlung) zu bewilligen, erhöhte sich der Lärm. Ein Schweizer, ward verkündet (ähnlich in andern europäischen Städten), habe zuerst geschossen und das weitere veranlaßt. In der That kommt nicht viel darauf an, wer zuerst eine Flinte losschoß; gewiß waren die Massen um so weniger berechtigt, in solcher Weise einzugreifen, da der Papst in den Kammern eine Behörde gegeben hatte, in gesetzlichem Weg etwaige Wünsche vorzutragen. Als die Gefahr für die Eingeschlossenen stieg, Monsignore Palma durch ein Fenster in dem Zimmer des Papstes erschossen ward und man Vorbereitungen zu einem allgemeinen Sturme zu treffen schien, gab Pius seiner augenblicklichen Rettung

halber nach, entließ die ihn vertheidigenden Schweizer und ernannte ein demokratisches Ministerium.

Auf die Kammern, welche durch eigene Schuld bereits an Achtung sehr verloren hatten, nahmen die neuen Häupter wenig Rücksicht, oder fanden bei Feinden des Papstes, z. B. bei Bonaparte, Prinzen von Canino, bereitwillige Unterstützung.

Da entschloß sich Pius IX. (bedrängter als Innocenz IV. durch Kaiser Friedrich II.) am 24. Nov. zur heimlichen Flucht. Sie gelang durch Hülfe einiger Getreuen, insbesondere des bairischen Gesandten, Grafen Spaur, und seiner so schönen als muthigen Gemahlin. Von Gaeta aus (wo ihn der König von Neapel ehrfurchtsvoll aufnahm) rechtfertigte Pius seine Entfernung und ernannte eine neue Regierungscommission; wogegen das römische Parlament des Papstes Erklärung als unecht und verfassungswidrig verwarf und ihn durch Abgeordnete zur Rückkehr aufforderte. Als er, bei fortdauernden Gefahren, hierauf nicht einging, vielmehr am 7. Dec. beide Kammern vertagte, erklärten die in Rom Herrschenden alle seine Rechte für erloschen, ernannten aus eigener Macht eine neue Regierung und beschlossen (trotz eines ernsten päpstlichen Verbots) eine neue bessere Verfassung zu gründen.

Diese Verhältnisse waren von der Art, daß sie unleugbar die ernstesten, vorsichtigsten Berathungen erforderten, welche aber durch die leidenschaftliche Thätigkeit der einen und das ängstliche Schweigen der übrigen gleichmäßig verhindert wurden. Wie konnte man sich in Rom einbilden, daß der kleine Kirchenstaat fähig sei, derlei Umwälzungen ungestört durchzusetzen. Selbst die

Protestanten nahmen Partei für den mishandelten Papst, oder glaubten doch, daß seine etwaigen Misgriffe und Irrthümer nicht in so gewaltthäiger Weise zu beseitigen seien. Von den Katholiken aber war die thätigste Misbilligung zu erwarten: sie konnten und wollten nicht ohne den Papst leben, ihn nicht in einen von demokratischen Neuerern abhängigen Stadtpfarrer verwandeln lassen; sie würden mit Recht widersprochen haben, wenn Pius freiwillig oder gezwungen seinen Sitz in Paris, Wien oder Madrid aufgeschlagen hätte.

Nachdem der Papst (in welchem man das Haupthinderniß aller Freiheit sah) entfernt war, glaubten die Sieger, es sei an der Zeit, über den Kirchenstaat hinaus zunächst für ganz Italien eine neue, glücklichere Zeit herbeizuführen. Bald aber traten die alten Gegensätze der Wünsche und Ansichten noch schärfer als ehemals hervor [8]), und man war in der That entfernter von der Einheit Italiens als in ruhigern Zeiten. Uneins blieben unter sich die Könige, uneins Priester, Aristokraten, Constitutionelle, Demokraten, Beförderer einer oder mehrerer Republiken. Es gehörte kein großer Scharfsinn dazu, die unvermeidliche, gefährliche Einmischung anderer Mächte vorherzusehen; es war eine große Selbsttäuschung, daß die neuerregte Begeisterung für allerhand Ideale alsdann durch Kraft und Dauer alle Hindernisse überwinden werde. Deshalb steigerte sich gleichzeitig die Hoffnung der jetzt Besiegten, daß der Ueberspannung Schwäche folgen und die Macht zu strafen und sich zu rächen in ihre Hände kommen müßte.

Da selbst die eifrigsten Neuerer einsehen mußten, es sei in diesem Augenblick unmöglich eine constituirende

Versammlung für ganz Italien zu Stande zu bringen ordneten sie (ohne Rücksicht auf ein neues päpstliches Verbot) die Wahlen nach allgemeinem Stimmrecht für eine römische Versammlung. Mehrere Abgeordnete der Kammern, welche, unzufrieden mit diesen und andern Maßregeln, ihre Stellen niederlegten, erfuhren deshalb heftigen Tadel.

Am 5. Febr. 1849 ward die neue Versammlung eröffnet: sie zählte 184 Abgeordnete, darunter 69 Advocaten. Die meisten waren voller Hoffnung und Muth, keineswegs aber stimmten alle in Ansichten und Plänen überein. Gioberti (und Anhänger der sogenannten Piemontesischen Schule) hatte den Rath ertheilt, die verfassungsmäßigen Rechte des Papstes anzuerkennen und Maßregeln für seine Sicherheit zu ergreifen, ohne welche eine Aussöhnung nicht denkbar bleibe. Man sei bereit, piemontesische Soldaten zur Unterstützung dieser (von Frankreich und England sicher gebilligten) Plane nach Rom zu senden. Gehe man auf diese Vorschläge nicht ein, so sei fremde Dazwischenkunft unabwendbar. Sie wurden als unzeitig und unwürdig zurückgewiesen.

Mamiani (der demokratische Minister des 16. Nov. 1848) behauptete hierauf: Die Gründung einer römischen Republik sei ebenfalls unzeitig, werde nur die Gefahren vermehren, Italien noch ärger als bisher spalten und dem Kriege für die Unabhängigkeit großen Schaden bringen.

Unbekümmert um diese und ähnliche Bedenken, wiederholten die Demokraten (aufgereizt durch Mazzini's Lehren): Der Gedanke, mit dem Papst, dessen Regierung nie etwas getaugt habe, nochmals zu unterhandeln, sei thö-

richt und feig, die Fortdauer eines blos vorläufigen und einstweiligen Zustandes schädlich, die Gründung einer Republik nothwendig und preiswürdig. Am 9. Febr. 1849 um 2 Uhr nachts ward nach langen Berathungen mit 142 gegen 23 Stimmen der Beschluß gefaßt: Die Verfassung des römischen Staats ist rein demokratisch und der Papst durch die That und dem Rechte gemäß der weltlichen Regierung und der weltlichen Besitzungen verlustig. — Der Präsident der Versammlung, General Galetti, verkündete der ewigen Stadt, daß die neue Republik das alte Rom wieder ins Leben rufe. — Die Gegner der Maßregel schwiegen, die Beistimmenden riefen: Das Pontificat Pius' IX. ist eins der unglücklichsten für Italien, er sagte sich los vom Unabhängigkeitskriege und verdient schon deshalb die Absetzung. Die römische Republik ist patriotisch, italienisch, tapfer, einig; sie wird ewig und glücklich sein. — Am 6. März hielt Mazzini im römischen Parlament unter großem Beifall eine lange Rede, worin er unter anderm sagte: Nach dem Rom der Kaiser und der Päpste kommt jetzt das Rom des Volks. Die Republik ist ein glänzender ewiger Stern; wir haben nur Einen Feind, Oesterreich, wir werden es besiegen!

Wenn Oesterreich früher die italienischen Gefahren zu gering geschätzt hatte, so überschätzten seine Feinde jetzt ihre Kräfte und gewahrten nicht, daß jenes jetzt schon viel mächtiger war als im vorigen Jahr. Bedrängt von republikanischen, siegsgewissen Eiferern, kündigte Karl Albert gegen Frankreichs und Englands Rath am 16. März (10 Tage nach Mazzini's römischer Rede) den Waffenstillstand, ward aber schon am 23. März bei

Novara völlig von Radetzky geschlagen. Mit großem Muthe hatte er auf dem Schlachtfelde den Tod gesucht, aber nicht gefunden. Von den Oesterreichern ward Karl Albert bezeichnet als wortbrüchig, von dem jungen Italien als unfähig; getäuscht in allen Hoffnungen fühlte er, daß seine Laufbahn zu Ende sei und übertrug seinem Sohn Voctor Emanuel die Regierung. Aehnlicherweise hatte er in Novara schon 1821 seine liberale Regentschaft in die Hände des Königs Karl Felix niedergelegt. Seine Irrthümer standen in enger Verbindung mit edeln Absichten und Zwecken, und die, welche ihn verführten, haben ihn am undankbarsten verdammt und verlassen.

Nur die Rücksicht auf Frankreich hielt Radetzky ab, bis Turin vorzurücken; der rasch mit Sardinien abgeschlossene Friede brachte den Oesterreichern Ersatz der (auf 75 Millionen Francs abgeschätzten) Kriegskosten, sicherte ihre italienischen Besitzungen und erhöhte ihren Einfluß auf alle Nachbarstaaten.

Unterdessen hatte man viel seit langer Zeit als Misbrauch Angeklagtes in Rom beseitigt; so z. B. den Bischöfen die Leitung der Schulen, den Priestern viele Rechte und Einkünfte genommen, kirchliche Gerichtsbarkeit, Censur und Inquisition abgeschafft, Klöster aufgehoben, Anleihen ausgeschrieben 2c. Natürlich konnten Maßregeln dieser Art nicht allgemeinen Beifall gewinnen, und trotz des ernsten Bestrebens der Republikaner, persönliche Grausamkeiten zu vermeiden, blieben Strafen gegen Widerspenstige nicht aus. Noch übler, daß entfesselte Parteiwuth, trotz löblicher Gegenbemühungen, in den Landschaften zu vielen politischen Mordthaten führte.

Damit nun Ordnung erhalten oder hergestellt und

die vollziehende Gewalt verstärkt werde, ernannte man drei Dictatoren mit unumschränkter Gewalt, Sassi, Armelini und Mazzini. Sie beharrten auf dem betretenen Weg; ungestört dadurch, daß kein italienischer, kein europäischer Staat die Republik anerkannte, Neapel und Spanien sich gegen sie erklärten, und Oesterreich im Begriff war sie zu bekämpfen. In dieser Lage blieb die wichtigste Frage: wie sich Frankreich benehmen werde, wie es zu gewinnen sei. Nun war aber Cavaignac schon im November 1848 willens gewesen, Mannschaft zum Schutz des Papstes nach Italien zu senden, und von Bonaparte konnte man in keiner Weise voraussetzen, er werde eine Demokratie gründen und beschützen. Jedenfalls ließ sich nach dem Geschehenen eine Einmischung fremder Mächte nicht mehr abhalten, und ganz verschwanden die erträumten Hoffnungen auf eine völlige Unabhängigkeit und Selbständigkeit Italiens.

Am 25. April 1849 landete Oudinot mit Heeresmacht bei Civita-vecchia und erklärte: wir kommen als Freunde, nur um (wie früher durch die Besetzung Anconas) für Frankreich den gebührenden Einfluß zu erhalten und Rom gegen Oesterreich, Neapel und Spanien zu schützen. Wir denken nicht daran uns in die innern Angelegenheiten des Kirchenstaats zu mischen, eine Regierung aufzudringen oder den Papst herzustellen. Wir sind bereit mit den jetzigen Behörden zu unterhandeln. Aus Leidenschaft und auf den Grund unamtlicher Redereien hielten die römischen Machthaber diese Erklärung für unglaubwürdig, und protestirten gegen die Landung, obgleich ihnen keine Mittel zu Gebote standen sie zu verhindern. Umgekehrt irrte Oudinot, indem er

hoffte, man werde ihn mit offenen Armen empfangen und eine große Reaction ihm zu Hülfe kommen. Er fand am 30. April so tapfern Widerstand vor den Thoren Roms, daß er sich zurückziehen mußte; was Mazzini (den Hauptförderer des Kriegs), aus hochmüthigem Eigensinn und, im Widerspruch mit allen Besonnenen, zu dem thörichten Glauben veranlaßte, jener augenblickliche Erfolg werde Frankreichs Willen ändern und seine Macht brechen. Vielmehr ließ sich mit Bestimmtheit voraussehen, die Franzosen würden nach Ablauf des jetzt geschlossenen Waffenstillstands mit erhöhter Macht und verdoppeltem Eifer, aber mit einer weniger erfreulichen Gesinnung die Fehde fortsetzen. Bauern von Velletri, sagte jemand im römischen Parlament, reichen hin, die Neapolitaner, und Sackträger von Bologna, die Oesterreicher, zurückzutreiben.

Als ein römischer Bevollmächtigter, Mariani, England für die Republik zu gewinnen suchte, gab Palmerston wiederholt und mit größter Bestimmtheit zur Antwort: „Ohne Heeresmacht ist eine Vermittelung Englands bedeutungslos, und nie wird das Parlament hierfür seine Zustimmung geben. Begnügt euch mit dem, was möglich ist, unterhandelt und vertragt euch eiligst in diesem günstigen Augenblick mit den Franzosen und dem Papst. Durch Zögern und Eigensinn verliert ihr unfehlbar alles, der Papst wird gewiß zurückkehren, von öffentlicher Freiheit euch aber nichts zu Theil werden.“ — Den also lautenden Bericht Mariani's verhehlte Mazzini; und beharrte ohne Rücksicht auf Palmerston's weisen und weissagenden Rath auf seinem thörichten Wege.

Nachdem die Franzosen sich verstärkt hatten, begann

am 3. Juni der Krieg von neuem. Während des Kanonenfeuers verlas man im Parlament Salicetti's Bericht über die künftigen Einrichtungen der Republik und sagte: wie Gott vom Sinai Gesetze gab, so auch wir; die neue römische Verfassung wird ewig sein gleich den Gesetzen Gottes. — „Wie erhaben!" riefen die einen; „wie unsinnig!" dachten die andern.

Gewiß kämpften die Republikaner mit großer Geschicklichkeit und Tapferkeit, jedoch vergeblich. Am 3. Juli 1849 zogen die Franzosen in Rom ein, erklärten (ohne Rücksicht auf die durch den Krieg beseitigte erste Bekanntmachung Oudinot's) die Stadt in Belagerungszustand, schloßen die Clubs, lösten das Parlament auf, erlaubten die Herstellung des päpstlichen Wappens und gestatteten (wie Palmerston geweissagt hatte) der kirchlichen Partei eine Rückführung alles Alten, mochte es gut oder verdammlich sein. Als der Papst am 12. April 1850 seinen Einzug in Rom hielt, fehlte es nicht an Illuminationen und Beifallsbezeugungen; wohl aber (bis auf den heutigen Tag) an wahrer Beruhigung der Gemüther und allgemeiner Zufriedenheit. Viele Republikaner waren entflohen, oder wurden gefangen und hart bestraft, wenigen eine Amnestie bewilligt.

Vom Unrechtleiden ist der Uebergang so leicht zum Unrechtthun, und von Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten, welche man den Republikanern mit Recht vorwarf, hat sich die Kirchenpartei seit ihrem Siege keineswegs frei gehalten. Aus den großen Bewegungen dieser Jahre [9]) ist für Italien durch die Italiener leider fast nichts hervorgangen, nichts von dem gegründet, was sie wünschten oder bezweckten. Deshalb sagt Cesare Balbo:

In Italien ist Verstand und Einsicht weniger zur Hand (provito) als Phantasie, und die Phantasie weniger als die Leidenschaften. [10]) — Wir waren, schreibt Colletta [11]), nicht reif für freiere Einrichtungen. Sie gehen hervor aus den Sitten, nicht aus Gesetzen, nicht aus revolutionären Sprüngen, sondern aus Fortschritten echter Bildung. Deshalb ist der Gesetzgeber weise, welcher hierfür den Weg bahnt und die Gesellschaft nicht auf ein Ideal hintreibt, für welches die Einsicht der Köpfe, die Wünsche der Herzen und die Gewohnheiten des Lebens nicht passen. Bekennen und hoffen wir, daß wenig sich schickt und wenig genügt den meisten Italienern; sie sind nicht genug oder zu viel gebildet (troppo civili) für die Unternehmungen der Freiheit.

Durch diese bittern Wahrheiten und ernsten Warnungen wollten zwei vaterländisch gesinnte Italiener keineswegs zu völliger Verzweiflung oder zu fauler Unthätigkeit Veranlassung geben; sondern auf das hinweisen, was dem schönen Lande, dem geistreichen Volk wahrhaft fehlt und noth thut. Nicht aus großen Umwälzungen ganzer Reiche, nicht durch leidenschaftliche, verblendete Schreier, oder rückläufige tyrannisirende Fürsten, Zionswächter und Beamte wird eine neue glückliche Zeit hervorgehen, sondern durch Unterordnung des eigenen Interesse unter das gemeinsame, durch lebendige Bewegung innerhalb gesetzlicher Schranken, Unterscheidung des Möglichen vom Unmöglichen und echter Freiheit von hochmüthiger, phantastischer Willkür!

Anmerkungen.

1) Bresciani, l'Ebreo di Verona, I, 15.

2) Solaro della Margarita, Memorandum, S. 171.

3) Ders., S. 208, 245, 334, 512.

4) Bresciani, l'Ebreo, I, 43.

5) Balleydier, Histoire de la révolution de Rome, Bd. I; Solaro, S. 444.

6) Boni, Il Papa Pio IX., S. 153.

7) Ders., S. 204.

8) „Immensa discordia“, Cibrario, S. 213; „Ciascuno ebbe un idolo ed un interessa proprio“, S. 225; „Quant à leurs plans, on peut dire qu'il y en a autant que d'individus“, Rayneval's Bericht vom 14. Mai 1856.

9) Von spätern Entwickelungen, besonders in Piemont, sprechen wir an dieser Stelle nicht.

10) Speranze, S. 110.

11) Colletta, II, 15; Rayneval (Bericht vom 14. Mai 1856) sagt: „Partout intelligence, pénétration, conception vive, — mais manque d'énergie, force d'âme, vrai courage civil.“

Ueber den künstlerischen Bildungs-gang Rafael's und seine vornehmsten Werke.

Von

Gustav Friedrich Waagen.

Es ist eine sehr treffende Bemerkung Goethe's, daß es, um die höchsten Erscheinungen in Kunst und Wissenschaft hervorzubringen, nicht an dem hochbegabten Genie genügt, sondern daß hierzu auch noch Lebensverhältnisse treten müssen, welche der Entwickelung desselben günstig sind. Denn wie eine edle Pflanze in einem milden Klima, abwechselnd von der Sonne beschienen, von lauen Lüften gefächelt, von warmem Regen getränkt, zur herrlichen Entfaltung ihrer Blütenkrone gelangt, dagegen im dürren Boden und vom Nordwind gepeitscht, wennschon ihre edle Art nicht verläugnend, dennoch mehr oder minder verkrüppelt: so ist auch, wie soviele Beispiele beweisen, das höchste Wesen der irdischen Schöpfung — der geniale Mensch in hohem Grade von den günstigen oder widrigen Bedingungen seines Lebens abhängig.

Nur selten begegnen wir aber in der ganzen neuern Zeit einem Beispiel, daß fast durchgängig so günstige Gestirne über die Entwickelung eines Genius gewaltet haben, als über Rafael. Betrachten wir zunächst die Umgebungen und die Eindrücke, welche Rafael schon als Kind empfing! Die kleine Stadt Urbino, in welcher er am 28. März 1483, am Charfreitag, das Licht der Welt erblickte, krönt den Gipfel eines hohen Bergs, und ist ebenso durch die gesunde, leichte Luft, die feine, edle

Gesichtsbildung seiner Bewohner, als durch die großartig romantische Umgebung ausgezeichnet. Eine besondere Eigenthümlichkeit der letztern ist aber, daß man zwischen den zum Theil rauhen und gewaltigen Bergen ringsumher auf der Ostseite den Spiegel des mehrere Meilen entfernten Adriatischen Meers erblickt. Der Eindruck dieses Zusammenwirkens der beiden großartigsten Gegenstände der Natur, Hochgebirge und Meer, ist auf das in so seltenem Grade empfängliche Gemüth Rafael's als Kind so tief und bleibend gewesen, daß er denselben in verschiedenen seiner landschaftlichen Hintergründe, in welchen zu beiden Seiten Bergreihen in der Ferne von dem den Horizont abschließenden Meeresspiegel getrennt werden, wiedergegeben hat. Ebenso hat sich die örtliche Bildung der Gesichter ihm so sehr eingeprägt, daß ich, als ich Urbino besuchte, verschiedentlich Gesichtszüge antraf, welche aus seinen frühern Gemälden entnommen zu sein schienen. Nicht minder günstig als Natur und Menschen mußte aber Giovanni Santi, der Vater Rafael's, auf ihn einwirken, denn dieser war nicht allein ein Maler von sehr achtbarem Talent, dessen Werke einen richtigen, milden und echtkirchlichen Sinn offenbaren, sondern auch ein edles Naturell und ein mehrseitig gebildeter Mann. Letzteres geht besonders aus einem langen, in Terzinen geschriebenen Gedicht hervor, in welchem er das Leben und die Großthaten seines verehrten Herrn und Gönners, des hochgebildeten, berühmten Feldherrn Federigo von Montefeltre, Herzogs von Urbino, zu verherrlichen suchte. In diesem Gedicht zeigt Giovanni Santi eine genaue Bekanntschaft mit den größten Malern seiner Zeit, namentlich mit dem Luca Signorelli, Pietro Perugino,

Leonardo da Vinci und Andrea Mantegna, welchen letztern er vor allen hoch preist. Es ist leicht zu ermessen, welchen Eindruck Mittheilungen über Wesen und Art dieser Meister von einem liebenden Vater auf den Knaben Rafael machen mußten. Manche dürften vielleicht glauben, daß hierauf nicht viel zu geben sei, da Rafael seinen Vater bereits im zarten Alter von elf Jahren verlor. Wer länger in Italien gewesen ist, weiß indeß, wie frühzeitig sich dort überhaupt der Geist der Kinder entwickelt. Hierzu kommt aber noch für diesen besondern Fall, daß bei Rafael, wie bei Mozart, der wunderbare, ihnen innewohnende Genius schon in früher Jugend Knospen trieb. Daher ist auch auf die sonstigen Kunstanschauungen, welche der feinsinnige Knabe in Urbino hatte, den großartigen Palast, den der Herzog Federigo von Luciano Lauranna in dem edelsten Geschmack der sogenannten Renaissance hatte erbauen lassen, die Bilder eines Pietro della Francesca, eines Luca Signorelli, sowie des Justus von Gent, des größten Schülers von Hubert van Eyck, welche sich dort in den Kirchen befanden, als Bildungsmomente kein unbedeutendes Gewicht zu legen. Endlich mußte Rafael durch seinen dem Hof von Urbino so nahe befreundeten Vater schon manches von den ausgezeichneten Persönlichkeiten, welche denselben zu einem der gebildetsten in ganz Italien machten, von dem Herzog Guidobaldo und seiner Gemahlin, der Elisabeth Gonzaga, eine der größten Zierden ihres Geschlechts, vernommen haben.

War es gewiß auf der einen Seite als ein Unglück zu betrachten, daß Rafael so früh einen solchen Vater, welchem seine Mutter schon einige Jahre früher vorangegangen war, verlor, so war es ihm doch für seine

Entwickelung als Künstler und Mensch auf der andern Seite wieder förderſam. Der große Schmerz, den er durch dieſen Verluſt ſo früh empfand, mußte lange in einem ſo zarten, tieffühlenden Gemüth nachklingen und in der edeln Wehmuth, in dem tiefen Seelenſchmerz, welche einige ſeiner frühern Bilder athmen, ſeinen künſtleriſchen Ausdruck und zugleich ſeine Verſöhnung finden. Dadurch aber, daß ſeine Vormünder ihn, wahrſcheinlich ſchon im Jahr 1495, zu dem Pietro Perugino nach Perugia in die Lehre ſchickten, mußte ſeine künſtleriſche Ausbildung auf das glücklichſte gefördert werden. Dieſer Meiſter befand ſich nämlich damals gerade auf der Höhe ſeiner Kunſt, und ſeine Bilder aus dieſer Zeit verbinden eine tüchtige Kenntniß und eine gewiſſenhafte Durchführung mit dem keuſchen Sinn und dem begeiſterten Gefühl für den Gehalt ſeiner religiöſen Aufgaben, in welchem er damals alle übrigen Maler Italiens übertraf. Welchen Eindruck die ſolchen Geiſt athmenden Werke ſeines Lehrers auf das Gemüth des jungen Rafael hervorgebracht, und wie ganz er ſich in denſelben verſenkt hat, beweiſen ſeine Werke, welche bis zum Jahr 1504 durchaus derſelben Geiſtesrichtung angehören.

Auch der Aufenthalt in dem poetiſchen, auf freier, luſtiger Höhe gelegenen Perugia, welches weite Ausblicke auf die geſegneten Gegenden Umbriens gewährt, endlich der Umgang mit andern liebenswürdigen und begabten Schülern des Perugino, z. B. einem Spagna, konnte nicht anders als wohlthätig auf die Bildung des jungen Rafael einwirken. In ſeinen Werken aus dieſer Epoche ſpricht ſich indeß ſeine Eigenthümlichkeit, ungeachtet jener Abhängigkeit von ſeinem Lehrer und der noch beſchränkten

Kenntniß der Formen, in einem wunderbaren Gefühl für Anmuth und innere Befriedigung der Seele, wie in einer großen geistigen Energie aus. Die beiden Hauptwerke dieser Epoche sind die in den Jahren 1502 und 1503 gemalte Krönung Mariä [1]), gegenwärtig in der Galerie des Vatican, und die Vermählung Mariä und Joseph's oder das sogenannte Sposalizio [2]), die Hauptzierde der Galerie des Brera zu Mailand. Letzteres mit dem Jahr 1504 bezeichnet, ist mit wenigen Veränderungen noch nach einer Composition des Perugino genommen. [3])

Im Jahr 1504 trat ein neues, höchst wichtiges Moment in dem Bildungsgang Rafael's ein. Der damalige Aufenthalt des Leonardo da Vinci in Florenz, des größten Malers, welchen Italien in jener Zeit besaß, und des eigentlichen Begründers der höchsten Ausbildung der Malerei daselbst, vermochte den jungen Rafael zu einer Reise nach jener Stadt, wohin er sich, ausgerüstet mit einem Empfehlungsbrief der Johanna della Rovere, Schwester des Herzogs von Urbino, an Pietro Soderini, den damaligen Vorstand der Republik von Florenz, im Lauf des October auf den Weg machte. Dieser vom 1. Oct. [4]) datirte Brief beweist durch die Wärme der Ausdrücke, wie hoch der junge Rafael schon zu jener Zeit am Hof zu Urbino geschätzt war. Betrachten wir einen Augenblick den Eindruck, welchen das herrliche Florenz, seit lange der Mittelpunkt vielseitiger Naturstudien und wissenschaftlicher Begründung in der Kunst, namentlich der Zeichnung und der Kenntniß von Licht und Schatten, auf den damals im einundzwanzigsten Jahr befindlichen Rafael machen mußte! Aus der ganzen Welt von Kunstwerken, welche sich hier vor seinen jugendlich

begeisterten Blicken aufthat, will ich hier von frühern Werken nur die berühmten Frescogemälde des Masaccio in der Kirche del Carmine [5]) und die bronzenen Thüren des Lorenzo Ghiberti [6]) am Taufhaus zu Florenz erwähnen, da der große Eindruck beider auf den jungen Maler sich in seinen spätern Werken entschieden nachweisen läßt. An den erstern lernte er eine Schärfe und Großartigkeit, eine Sonderung der Massen kennen, wie er sie bisher noch nie gesehen, in den Thüren des Ghiberti trat ihm aber eine Feinheit und Mannichfaltigkeit der Naturbeobachtungen und eine Ausbildung der malerischen Anordnung entgegen, welche ihm gleichfalls neu sein mußte. Unter den lebenden Malern konnte jedoch keiner eine solche Wirkung auf ihn hervorbringen wie Leonardo da Vinci, in dessen Werken sich das tiefste Wissen in Zeichnung und Abrundung mit dem feinsten Eindringen in den geistigen Gehalt seiner Aufgaben vereinigt, und welcher gerade damals den weltberühmten Carton der Schlacht, welche die Florentiner im Jahr 1440 dem Heer der Herzogs von Mailand bei Anghiari siegreich lieferten, im Auftrag der Regierung von Florenz beendigt hatte. [7]) Wurde nun Rafael allen diesen Eindrücken gegenüber aufs neue zum Schüler, indem er inne werden mußte, wie vieles und großes ihm noch in seiner Kunst fehle, so löste er sich doch nur allmählich von seiner bisherigen Gefühlsweise und den Kunstformen, worin er dieselben auszuprägen gewohnt war, ab, und es ist höchst interessant in einigen der während der vier Jahre, welche er mit drei Unterbrechungen in Florenz zubrachte, von ihm ausgeführten Werke seine allmählichen Fortschritte und die Veränderung, welche mit ihm vorging, zu verfolgen.

Diese vier Jahre aber sind als die eigentliche Zeit seiner höhern Ausbildung zum Meister zu betrachten.

Drei Werke sind für den Uebergang Rafael's von der einen zur andern Kunstweise besonders charakteristisch: ein für die Nonnen des heiligen Antonius von Padua zu Perugia ausgeführtes großes Altarbild, ein dergl. von der Familie Ansidei für die von dem 1490 gestorbenen Simon Ansidei gestiftete Kapelle des heiligen Nikolaus in der Seovitenkirche St.-Fiorenzo in demselben Perugia, und das unter dem Namen der Madonna della Granduca bekannte Bild.

Auf dem ersten mit 1505 bezeichneten Bild [8]) ist die ganze Composition mit Ausnahme der Altarstaffel offenbar noch im Jahr 1504 vor der Reise nach Florenz entworfen. Und auch in der Ausführung gehören folgende Theile gewiß derselben Zeit an. Die Lunette (das Halbrund) über dem Hauptbild mit der halben Figur des segnenden Gott-Vater, welcher von zwei verehrenden Engeln und zwei Cherubim umgeben wird. Hier findet sich noch ganz der Schulzuschnitt des Perugino, mit welchem es auch in der Färbung und Behandlung noch sehr übereinstimmt. Auf dem Hauptbild möchten dagegen nur das bekleidete Jesuskind und der dasselbe verehrende kleine Johannes am Fuß des Throns wegen ähnlicher Eigenschaften aus jener Zeit herrühren. Dagegen verräth schon der Kopf der Maria in dem länglichern Oval und dem richtigern Verhältniß der einzelnen Theile der Nase, des Mundes und der Augen zu demselben, welche in der peruginesken Epoche meist etwas zu klein gehalten sind, den florentinischen Einfluß. Noch mehr gilt dies von den Figuren des Petrus und Paulus. Die

Motive sind hier freier, besonders die Stellung der Füße natürlicher, die Massen der Gewänder breiter. In ihnen, wie in dem tiefen, glühenden Ton des ganzen untern Bildes ist der Eindruck zu erkennen, welchen die Werke des Fra Bartolomeo auf den jungen Rafael ausgeübt haben. Dagegen verräth sich in der Freiheit und ungemeinen Grazie der Bewegung der heiligen Katharina und Rosalia deutlich der Einfluß des Leonardo da Vinci.

Von den Nonnen im Jahr 1678 um 2000 Scudi an den Grafen Giovanni Antonio Bigarrini in Rom verkauft, gelangte des Bild später in die Galerie Colonna, und gegen das Jahr 1800 an den König von Neapel, wo es sich noch in den Zimmern des königlichen Palastes befindet.

Von den fünf Stücken der Altarstaffel, welche von den Nonnen schon 1603 an die Königin Christina von Schweden verkauft, später in die Galerie Orleans, und mit dieser nach England kamen, zeigen die Kreuztragung [9]) und die Beweinung Christi [10]) in Composition wie Ausführung entschieden den florentinischen Einfluß; bei dem Christus am Oelberg [11]) möchte die Ausführung, bei dem heiligen Franciscus und Antonius von Padua [12]) aber auch die Erfindung von Mitschülern des Rafael herrühren.

In dem zweiten Bild [13]), ebenfalls mit 1505 bezeichnet, läßt sich dagegen die peruginеske Epoche fast nur noch in dem etwas starken Leib des Kindes, in der Stellung des hier im männlichen Alter genommenen Johannes des Evangelisten auf einer Seite des Throns, sowie in dem Ausdruck der Köpfe dieser beiden und der Maria wahrnehmen. Das fleißige Naturstudium und

die Abrundung der nackten Theile, die Freiheit in der Stellung des Nikolaus und die Naturwahrheit seines Kopfes, die Klarheit der Schatten und Reflexe beweisen, welche Früchte Rafael bereits damals aus seinem Aufenthalt in Florenz gezogen hatte. [14]) Im Jahr 1764 von Gavin Hamilton aus jener Kirche in Perugia für Lord Robert Spencer gekauft, schenkte es dieser später seinem Bruder, dem Herzog von Marlborough. Seitdem befindet es sich auf dem Landsitz dieser Familie, dem Schloß Blenheim.

Das dritte Bild, welches hier in Betracht kommt, ist die Madonna del Granduca, welchen Beinamen das Bild erhielt, weil der Großherzog von Toscana, Ferdinand III., es so sehr liebte, daß er es auf allen seinen Reisen mit sich führte. [15]) In dem Kopf der Maria erreichte Rafael noch ganz im Geist seines Meisters das Höchste im Ausdruck von Innigkeit und mütterlicher Beseligung, welches er jemals hervorgebracht, und dabei hat dieses Bild durch das liebevolle Naturstudium, welches sich infolge des Eindrucks der florentinischen Kunst in dem Körper des Kindes vorfindet, vor seinen frühern, ein ähnliches Gefühl athmenden Bildern einen ganz neuen Reiz voraus, sodaß man sich nicht wundern darf, wenn die Liebe zu demselben auf die jetzige Großherzogin von Toscana in solchem Maß übergegangen ist, daß sie es gewöhnlich in ihrem Schlafgemach aufbewahrt. In diesem wol sicher gegen Ende des Jahrs 1505 gemalten Bild findet sich zum ersten mal jener klare und leichte Gesammtton im Fleisch wie in den Gewändern, welcher den Bildern Rafael's aus seiner florentinischen Epoche gemeinsam ist.

Wie rasch sich aber dessenungeachtet Rafael die großen Vorzüge der florentinischen Malerschule anzueignen wußte, beweist das berühmte Frescogemälde in dem Halbrund (Lunette) der Kirche San-Severo zu Perugia, welches nach der Aufschrift ebenfalls noch im Jahr 1505 beendigt worden ist. In diesem von Gott-Vater überschwebten Christus in der Herrlichkeit, in den Jünglingsengeln, in den sechs Heiligen (Benedict, Romuald, Lorenz, Hieronymus, Maurus und Placidus) zu den Seiten Christi gewahrt man nun zuvörderst in der symmetrischen Anordnung den Eindruck, welchen die alten Mosaiken zu Florenz im Baptisterium und im San-Miniato in Monte auf Rafael gemacht haben. Die edeln naturgemäßen Charaktere, die Freiheit und Grazie der Bewegungen, die schönen und breiten Massen der Gewänder, die harmonisch abgewogene Färbung zeigen dagegen den außerordentlichen Erfolg seiner Studien der damaligen Kunst zu Florenz. Zugleich ist dieses Werk höchst wichtig als die früheste bekannte monumentale Malerei Rafael's, wenngleich die meisterliche Behandlung der Frescomalerei auf eine schon frühere Handhabung derselben schließen läßt. Der Dr. Emil Braun in Rom hat sich daher bei allen Freunden Rafael's ein großes Verdienst erworben, daß er diese Malerei zum ersten mal, und zwar von einem so vortrefflichen Stecher, wie der Professor Keller in Düsseldorf, durch einen Kupferstich allgemein bekannt gemacht hat, und zwar um so mehr, als das sehr verdorbene Original sich mehr und mehr seinem Untergang nähert.

Aber auch in den Staffeleibildern Rafael's tritt von dem Jahr 1505 ab jener Einfluß der florentinischen

Kunst mehr und mehr in den Vordergrund. Ich betrachte jetzt diejenigen, welche mir hierfür besonders charakteristisch zu sein scheinen, und zwar in der Folge, in welcher sie meines Erachtens gemalt sein dürften.

Bei der Madonna mit dem Kind aus der Casa Tempi, jetzt in der königlichen Galerie zu München, ist das Motiv, wie die Mutter das Kind voll Innigkeit an sich drückt, ungleich dramatischer, die Aufgabe, welche er sich gestellt, bei einigen starken und noch nicht ganz gelungenen Verkürzungen, ungleich schwieriger als in den obigen drei Uebergangs-Bildern. In dem Kopf der Maria sehen wir nicht mehr den Anklang von sinniger Wehmuth aus der Schule des Perugino, sondern nur die der innigsten und freudigsten Mutterliebe. Dieses Bild möchte sicher im Verlauf des Jahrs 1506 ausgeführt worden sein. [16])

Diesem schließt sich in der Zeit das schöne Bild der Madonna mit der Fächerpalme, eine der ersten Zierden der Bridgewatergalerie, an. [17]) Nur ein wenig später dürfte die heilige Katharina, jetzt eine der Zierden der Nationalgalerie, fallen. In der sogenannten „belle jardinière", bekanntlich eine der Zierden des Louvre, welche im Jahr 1508 [18]) gemalt worden, zeigt sich wieder ein ungemeiner Fortschritt. Der Ausdruck der stillen, von keinem Schmerz und keiner Sorge berührten Seligkeit und Jungfräulichkeit, womit die Maria auf das zu ihr emporblickende Kind herabschaut, deutet hier schon leise auf die erhabene Würde späterer Madonnen von Rafael. Das Motiv in dem kniend das Jesuskind sehnsüchtig verehrenden Johannes erforderte schon ein bedeutendes Maß kunstreichen Wissens. In den Körpern beider Kinder erkennt man

die sorgfältigsten Naturstudien und das gelungene Bestreben, die einzelnen Theile abzurunden, sowie hier jede Spur der conventionellen Grazie aus der Schule des Perugino verschwunden, und an deren Stelle jene aus einer feinen Beobachtung der Natur gebildete getreten ist, welche dem Rafael bei seinen Zeitgenossen den Beinamen „il graziosissimo" erworben.

Alle Seiten seines damaligen Kunstvermögens zeigt aber Rafael in einem in demselben Jahr beendigten Gemälde, der Grablegung, welches eine Hauptzierde der berühmten Sammlung im Palast Borghese zu Rom ausmacht. [19]) Hier galt es eine höchst dramatische Handlung, starke und schmerzliche Seelenaffecte auszudrücken. Rafael scheint ganz die Größe und Schwierigkeit dieser Aufgabe empfunden zu haben, denn von keinem seiner andern Werke ist eine so große Anzahl von Studien vorhanden als von diesem. Dessenungeachtet hat er sich entschlossen, in den Hauptmotiven sich an einen berühmten Kupferstich der Grablegung des schon von seinem Vater so hoch verehrten Andrea Mantegna zu halten, dieselbe aber freilich in ihren einzelnen Theilen zu ungleich größerer Schönheit ausgebildet. Es ist ihm hier ebenso wohl gelungen, in den Köpfen der Magdalena, des Johannes und der ohnmächtigen Maria den tiefsten Seelenschmerz auf das ergreifendste und schönste auszudrücken, als den Körper Christi und die übrigen nackten Theile nach der Natur mit einer noch an Härte grenzenden Bestimmtheit auszubilden und abzurunden.

Eins der letzten Bilder, welches Rafael während dieser seiner florentinischen Epoche, wahrscheinlich in der ersten Hälfte des Jahrs 1508, ausführte, ist die Madonna di

casa Colonna, eine der Zierden des königlichen Museums zu Berlin.[20]) Von den Madonnen des Perugino ist hier keine Spur mehr übrig geblieben. Wir sehen hier die schöne Mutter in der Freude und Heiterkeit über ihr liebliches, lebensfrohes Kind. In dem Augenblicklichen des Motivs, wie sie, vom Lesen in einem Gebetbuch abgezogen, das an ihr emporstrebende Kind unterstützt, in den schönen und feinen Formen des Kindes, in dem leichten, geistreichen Vortrag zeigt dieses unter allen Bildern Rafael's aus dieser Epoche die größte künstlerische Freiheit. In Zeit und Art stimmt mit diesem Bild am meisten die eine Maria mit dem Kind in der Sammlung des Lord Cowper zu Pansanger überein.[21]) Aber auch die Maria, welche das mit inniger Lust zu ihr emporblickende Kind voll Liebe betrachtet, in der Bridgewatergalerie, gehört dieser Zeit und Richtung an, wenn das Bild auch vielleicht etwas später gemalt ist. Ich habe früher die Originalität desselben irrig in Zweifel gezogen.

Auf dieser Stufe der Ausbildung befand sich der damals fünfundzwanzigjährige Rafael, als er durch Vermittelung seines Oheims, des berühmten Architekten Bramante, im Lauf des Sommers 1508 eine Aufforderung des Papstes Julius II. erhielt, ein Zimmer im Vatican mit Frescomalereien zu schmücken. Bevor wir ihn indeß dahin begleiten, muß ich noch einiger Bildungmomente für Rafael während seiner florentinischen Epoche gedenken. Auf seine allgemeine geistige Ausbildung, die so selten von Künstlern anerkannte, aber unerläßliche Bedingung, um in der Kunst etwas wahrhaft Großes zu leisten, wirkte in Florenz der genaue Umgang mit dem gelehrten und vielseitig gebildeten Taddeo Taddei, in dessen Haus

er die liebreichste Aufnahme gefunden hatte [22]), höchst wohlthätig ein und setzte ihn in den Stand, als er im Jahr 1506 auf längere Zeit in Urbino verweilte, aus dem Umgang mit verschiedenen der hochgebildetsten Männer, welche Italien damals besaß, und der Hof von Urbino gerade zu jener Zeit vereinigte, des Pietro Bembo, des Bibiena, des Grafen Balthasar Castiglione, den gehörigen Vortheil zu ziehen.

Auf den hohen Flug, welchen Rafael nachmals in Rom nahm, mußten aber noch zwei Umstände einen großen Einfluß ausüben. Seine innige Freundschaft zu dem damals in einer schwärmerisch-religiösen Richtung befindlichen, ihm an Jahren überlegenen berühmten Maler Fra Bartolomeo di San-Marco fachte aufs neue in ihm die Begeisterung für den Sinn religiöser Gegenstände an, welchen die Freude an dem Wiedergeben des bloßen, schönen Naturlebens in ihm eine Zeit lang in etwas zurückgedrängt hatte. Die im Jahr 1506 erfolgte öffentliche Ausstellung des gepriesenen Cartons von Michel Angelo Buonarotti aber, welcher die beim Baden durch einen Angriff der Pisaner überraschten Florentiner darstellt, wie sie sich ankleiden, rüsten und zum Kampf eilen [23]), mußte nothwendig mächtig auf ein Streben nach einer größern Auffassung und freiern Behandlung der Form einwirken. Das Augenblickliche und höchst Bewegte dieser Handlung hatte nämlich dem Michel Angelo Gelegenheit gegeben, sein tiefes anatomisches Wissen, seine Meisterschaft in den kühnsten Verkürzungen, in dem angestrengtesten Muskelspiel, in den mannichfaltigsten und schwierigsten Stellungen in einem Grad zu zeigen, wie die neuere Kunst noch nichts Aehnliches hervorgebracht

hatte, sodaß dieser Carton bei allen Künstlern von Toscana auch förmlich Epoche machte, und dem oben erwähnten des Leonardo da Vinci, mit dem er, ebenfalls im Auftrag des Staats von Florenz, als Gegenstück ausgeführt worden, noch vorgezogen wurde.

So ausgerüstet, und mit solchen Eindrücken konnte aber Rafael damals möglicherweise nichts günstigeres begegnen als jener Ruf des Papstes Julius II. nach Rom; denn dieser Herr war allen Fürsten seiner Zeit an wahrem Kunstgeschmack, sowie an Energie und an Mitteln, großartige Kunstunternehmungen durchzuführen, weit überlegen. Zugleich mußte sowol die Größe der antiken Welt, welche sich hier zum ersten mal vor Rafael's Augen aufthat, auf einen Geist von seiner Empfänglichkeit und seiner Hervorbringungskraft wunderbar erweiternd und erhebend einwirken. Hierzu kam endlich noch der Umgang mit einer Anzahl von Männern, welche Rom damals zum Mittelpunkt der geistigen Bildung erhob. Rafael zeigte sich aber auch diesen großen Lebensverhältnissen und den umfassenden und erhabenen Aufgaben, welche von jetzt an ihn gestellt wurden, vollkommen gewachsen, und in unglaublich kurzer Zeit entfalteten sich die Schwingen seines Genius zu ihrer ganzen Mächtigkeit. Dieses bewies sogleich der Kreis der Ideen, welche er dem Papst zur malerischen Ausschmückung der Camera della segnatura, eines Zimmers, worin der Papst seine Verordnungen feierlich zu unterzeichnen pflegte, in Vorschlag brachte. Seine Absicht ging nämlich dahin, daselbst die höchsten Interessen der Menschheit: die Religion, die Wissenschaft, die Kunst in der Form der Poesie, und das Recht künstlerisch darzustellen und zu verherrlichen.

In der im Jahr 1509 ausgeführten Darstellung der Religion, welche mit der der Kirche in der mittelalterlichen Bedeutung derselben zusammenfiel, erkannte Rafael mit der seltensten Genialität und Tiefe des Blicks, daß er hier, um die dem Gegenstand angemessene Feier und Erhabenheit zu erreichen, in der Anordnung den altchristlichen Mosaiken folgen müsse, deren vielfältigen und großartigen Eindruck er neuerdings in Rom empfangen hatte. In dem obern Theil des Bildes [24]) stellte er daher in der streng symmetrischen Anordnung jener Mosaiken ganz oben Gott-Vater, unter ihm Christus in der Herrlichkeit zwischen Maria und Johannes dem Täufer, umher in einem Halbkreis Apostel, Patriarchen und Heilige dar, wußte aber diese alterthümliche Strenge durch die Verschiedenheit der Motive in den sich entsprechenden Figuren, wie in der zwar sehr bestimmten, aber doch künstlerisch vollendeten Durchbildung der Formen, mit den höhern Ansprüchen der ausgebildeten Kunst seiner Zeit mit dem feinsten Takt auszugleichen. Noch mehr Gelegenheit zu der freiern Ausgestaltung der sich entsprechenden Gruppen bot ihm der untere Theil des Gemäldes dar, wo Kirchenväter, Heilige und die Gemeinde um den auf einem Altar stehenden, vom Heiligen Geist überschwebten Kelch mit der Hostie, als dem eigentlichen Symbol der Erlösung, versammelt sind. Es ist sehr interessant wahrzunehmen, wie Rafael, während er dieses Werk ausgeführt, an Großheit der Formen, an Freiheit der Darstellung, an Breite der Massen in den Gewändern zugenommen hat. Die religiöse Malerei im ernsten und strengen Kirchenstil hat in diesem Bild die höchste und schönste Ausbildung erreicht und feiert darin ihren Triumph.

In dem im Jahr 1510 ausgeführten Apoll und den Musen auf dem Gipfel des Parnaß, worin uns Rafael die Poesie darstellt, schließen sich den berühmtesten griechischen und römischen Dichtern, einem Homer, einem Virgil, die größten italienischen Dichter, Dante und Petrarca, würdig an.[25]) Wir sehen in diesem, in der Zusammenstellung der Farben besonders heitern und harmonischen Gemälde die Begeisterung für die antike Poesie veranschaulicht, welche die damalige Zeit so lebhaft durchdrang. Die Gestalten wie die Köpfe der Musen sind von einer wunderbaren Schönheit. Rafael hatte dem Apollo ursprünglich die Lyra gegeben, wie ein nach der Zeichnung Rafael's ausgeführter Stich des Marcanton zeigt, und ich stimme ganz meinem Freund Passavant bei, daß die Vertauschung derselben mit einer Violine auf dem Gemälde wahrscheinlich auf den Wunsch Julius' II. geschehen ist, der darin einen besonders beliebten Improvisator der Zeit, welche sich damals gewöhnlich auf der Violine zu begleiten pflegten, vielleicht den Giacomo Sansecondo, verewigen wollte.

Das dritte von Rafael in diesem Zimmer an der Wand, der Religion gegenüber, ebenfalls 1510 gemalte Bild behandelt die Wissenschaft, und ist am meisten unter dem Namen der Schule von Athen bekannt. Dieses Gemälde[26]) zeigt, dem Gegenstand angemessen, in der Anordnung eine größere Freiheit als das Bild der Religion. An die Stelle des Gesetzes der Symmetrie ist hier mehr das Gesetz der Eurythmie getreten. Die Formen haben eine größere Fülle und sind von der vollendetsten Meisterschaft, die Gewandmassen zeigen eine größere Breite, die Haltung des Ganzen endlich entspricht

in einem ungleich höhern Grad dem, was man unter einer malerischen Wirkung versteht. Schon die Räumlichkeit, ein wunderschöner Prachtbau im Geschmack des Bramante, mit verschiedenen perspectivischen Gründen in der Mitte, ist in dieser malerischen Weise ausgebildet. Unter den Standbildern, welche diesen Bau schmücken, nehmen, in höchst sinnreicher Beziehung auf den Gegenstand des Bildes, Minerva und Apollo die Hauptstellen ein. In dem Mittelpunkt des Ganzen sehen wir Plato und Aristoteles, die Häupter der beiden großen Richtungen, in welche sich die Philosophie spaltet, des Idealismus und Realismus. Unvergleichlich ist dieser Gegensatz in dem Idealisten Plato, einem begeisterten Greise, durch das Deuten nach dem Himmel, in Aristoteles, dem kräftigen Mann mit dem Vorwiegen des scharfen Verstandes, durch die abwärts ausgespreizte Hand, wodurch er die breite Basis der Wirklichkeit, worauf er sich stützt, andeutet, ausgesprochen. In den perspectivisch nach der Tiefe geordneten und fein nach den Gesetzen der Luftperspective abgetönten Zuhörern beider tritt wieder das malerische Princip, welches in dem ganzen Bild waltet, besonders deutlich hervor. Mit Sicherheit darf man annehmen, daß Rafael bei der Beziehung der Philosophen aufeinander, sowie bei der Charakteristik der einzelnen die Mittheilungen des Balthasar Castiglione, des Bibiena und anderer hochgebildeter Männer, mit denen er in Rom bald in ein sehr vertrautes Verhältniß getreten war, mannichfach zu statten gekommen sind. In Bezug auf Rafael's Zeit gewährt uns dieses Bild die geistreichste künstlerische Verlebendigung des eifrigen Studiums der griechischen Philosophie durch

die damals in Italien so verbreiteten Schüler der Platoniker.

Ebenso ist die 1511 ausgeführte Darstellung des römischen und des kanonischen Rechts, welche auf der vierten Wand zwei Gemälde bildet, einestheils eine Vergegenwärtigung der großen gesetzlichen Macht des Papstes, anderntheils des Eifers, womit das römische Recht damals in Italien betrieben wurde. In drei allegorischen Figuren aber, welche den Raum oberhalb jener beiden durch das Fenster getrennten Bilder einnehmen, der Vorsicht, von der Kraft und der Mäßigung umgeben, befindet sich der damals achtundzwanzigjährige Rafael in der stilmäßigen Abwägung der Figuren im Raum, der hohen Grazie der Motive, dem Adel der Charaktere, der Schönheit und Größe der Formen, endlich in der Feinheit und Harmonie der Färbung, bereits auf der vollen Höhe der Ausbildung seines Genius.[27])

Die vier allegorischen Figuren der Theologie, der Poesie, der Philosophie und der Jurisprudenz, sowie die historischen Bilder, welche den Schmuck der Decke ausmachen, sind in ihrer Art nicht minder schön als die Gemälde der Wände.

In seiner Gesammtheit aber enthielt dieses Zimmer das höchste, welches die Malerei der neuern Zeit in der repräsentirenden Kunstweise überhaupt hervorgebracht hat. Auch erwarb dasselbe sich im vollsten Maß den Beifall des geistreichen und kunstsinnigen Papstes, und erregte unter allen Künstlern und Kunstfreunden in Rom den höchsten Enthusiasmus.

Während der Zeit, daß Rafael an den Malereien dieses Zimmers arbeitete, führte er wahrscheinlich das

Bildchen aus, welches unter dem Namen des Rafael Aldobrandini bekannt ist. In der Art der anmuthigen und lebhaften Bewegung, in dem schlanken Verhältniß der Maria erinnert es noch an die letzten Bilder aus der florentinischen Epoche, der Madonna aus dem Haus Colonna und der Maria mit dem Baldachin. Dasselbe gilt von dem Christuskind, sowie von dem kleinen Johannes, welcher seine Hand lebhaft nach einer ihm von jenem dargereichten Nelke ausstreckt. Die Ausbildung der Formen zeigt indeß eine größere künstlerische Reife, der Ton im Fleisch, wie in den lichten und kühlen Gewändern den Einfluß einer längern Beschäftigung mit der Frescomalerei. Auch der, obwol sehr zarte, Gebrauch des Goldes in den Säumen und Heiligenscheinen deutet auf diese frühere Zeit der römischen Epoche. Während der Gewaltherrschaft der Franzosen in Italien infolge der Revolution von 1789 erwarb der Maler Day dieses Bildchen von der Familie Aldobrandini in Rom und verkaufte dasselbe an Lord Garvagh, in dessen Hause zu London es sich noch jetzt befindet. [28])

Gleichfalls im Jahr 1511, und wahrscheinlich gegen Ende desselben, führte er auch für den Sigmondo Conti, Geheimschreiber des Papstes, das Altarblatt aus, welches unter dem Namen der Madonna di Fuligno so berühmt geworden ist. Dieses Bild gehört in verschiedenem Betracht zu den wichtigsten Staffeleigemälden Rafael's. [29]) Zum ersten mal in seiner künstlerischen Laufbahn stellte er darin die Maria, welche auf Wolken thront, als Himmelskönigin dar. Hoheit und Anmuth herrschen in ihren Zügen. Das Christuskind, ihr zur Seite stehend, schaut liebevoll zu dem unten in inniger Andacht knienden

Donator, jenem Conti, einer höchst lebendigen Porträtbildung, herab, welcher ihm von seinem hinter demselben stehenden Schutzpatron, dem heiligen Hieronymus, einem würdigen Greis, empfohlen wird. Auf der andern Seite des Bildes kniet, dem Conti entsprechend, der heilige Franciscus und bittet voll Inbrunst um die göttliche Gnade für die vor dem Bild versammelte Gemeinde, auf welche er mit der Rechten deutet. In dem Kopf des Heiligen hat Rafael der Gefühlsweise religiösen Sehnens und Schmachtens, welche er sich in der Schule des Perugino zu eigen gemacht, in der Form der ganz vollendeten Kunst ihren höchsten Ausdruck geliehen. Hinter dem Franciscus steht, dem Hieronymus entsprechend, Johannes der Täufer, von strengem und ernstem Charakter, und deutet, auch hier ganz im Geist der Schrift als Verkündiger Christi aufgefaßt, mit der Rechten nach ihm hin, indem er aus dem Bild heraus nach der Gemeinde blickt und sie auf die Gegenwart der Gottheit aufmerksam macht. In der Mitte zwischen diesen beiden Gruppen hat Rafael mit dem ihm eigenen feinen Stilgefühl die Leere, welche sonst hier entstanden sein würde, durch einen Engel, dessen schöne Züge von himmlischer Freudigkeit strahlen, ausgefüllt. Auf einem Täfelchen, welches er hält, befand sich vordem eine auf den Besteller des Gemäldes bezügliche Inschrift. In diesem Werk, worin das glänzende, aber scharf umschriebene Rund, welches die Maria und das Kind umgibt, noch an die althergebrachte, mittelalterliche, mandelförmige und daher von Vasari mandorla genannte Form erinnert, worin die Gottheit in der Regel erscheint, bildete Rafael nun wieder die althergebrachte Weise der Composition

für Altargemälde, nämlich der Maria mit dem Kind, welche auf beiden Seiten von Heiligen verehrt werden, zur höchsten Kunstform aus. Ohne auch hier das für solchen Zweck sehr wohlbegründete Gesetz der symmetrischen Anordnung aufzugeben, hat er es auf eine unübertreffliche Weise verstanden, die Strenge desselben durch Mannichfaltigkeit der Motive in den sich entsprechenden Gestalten zu mildern und durch die oben erwähnten geistreichen Beziehungen zu beleben. Dabei zeigt dieses Werk in der satten, goldigen und kräftig harmonischen Färbung, welche keinem der frühern Bilder Rafael's eigen ist, sowie in der breiten und markigen Behandlung der Oelmalerei ein neues, bisher unbeachtet gebliebenes Bildungsmoment in der künstlerischen Entwickelung Rafael's, nämlich den entschiedenen Einfluß des im Jahr 1511 nach Rom gekommenen Sebastian del Piombo, welcher sich jene Eigenschaften von seinem Meister Giorgione, dem eigentlichen Urheber des freien und breiten Vortrags in der Oelmalerei, angeeignet hatte, und dessen Bilder deshalb nach dem Zeugniß des Vasari in Rom die größte Bewunderung erregten. Dieser Einfluß läßt sich nicht hinreichend aus den Arbeiten des Sebastian del Piombo nachweisen, welche wir aus seiner römischen Epoche besitzen, deren Mehrzahl einen mehr gebrochenen und fahlen Ton haben, welchen er dort allmählich, infolge des ihm von Michel Angelo mitgetheilten Bestrebens auf Ausbildung der Form, angenommen hatte, sondern man muß, um diesen richtig zu würdigen, das Bild des S. del Piombo kennen, welches sich von ihm zu Venedig in der Kirche des heiligen Chrysostomus befindet. Dieses Werk, welches jenen Heiligen auf dem Thron von sechs andern

Heiligen umgeben vorstellt, verräth allerdings in einigen Theilen, z. B. in den Beinen des Johannes, noch die Schwäche in der Zeichnung, welche den römischen Künstlern während der ersten Zeit seines dortigen Aufenthalts so sehr auffiel, zeigt aber dafür eine Tiefe und Glut der Färbung, welche seinem Meister Giorgione nichts nachgibt, und woran besonders die Maria und das Kind auf der Madonna di Fuligno auf eine auffallende Weise erinnert. Da er aber, als er nach Rom kam, erst sechsundzwanzig Jahre alt war, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er dieses Bild nicht lange vor seiner Abreise dahin beendigt haben möchte, sodaß wir darin einen sichern Anhalt für die Kunstweise besitzen, womit er zuerst in Rom auftrat.

Daß Rafael aber auch in dieser Zeit die Maria mit dem Kind in ihren mehr häuslichen Beziehungen mit unvergleichlicher Anmuth darzustellen wußte, beweist das schöne Bild, welches er wahrscheinlich 1512 für den Leonello da Carpi ausführte und jetzt eine der Hauptzierden der königlichen Galerie zu Neapel ausmacht. [30])

In einem zweiten Zimmer, dessen malerischer Schmuck dem Rafael vom Papst aufgetragen wurde, war der Hauptinhalt der Darstellungen, wie Gott die Kirche gegen Unglauben und äußere Bedrängnisse durch Wunder zu schirmen weiß. Dieses Zimmer, welches nach dem ersten daselbst ausgeführten Bild, den Tempelräuber Heliodor, der durch herabfahrende Engel verscheucht wird [31]), unter dem Namen der Stanza d'Eliodoro bekannt ist, gab Rafael Gelegenheit, seine Größe in dem d r a m a t i s c h e n Element der Kunst in gleicher Weise zu bewähren, wie dieses in dem ersten Zimmer in dem der repräsentirenden geschehen

war. Unvergleichlich ist in diesem Bild die Blitzesschnelle in den Motiven der Engel, sowie in ihren Zügen der edle Zorn ausgedrückt. In dem zweiten Bild daselbst, der sogenannten Messe von Bolsena, erreichte er in der Kraft und Wahrheit der Färbung die größte, von allen Kunstfreunden noch immer angestaunte Höhe in der Frescomalerei. Sowol hierin als in dem durchweg hier mehr Realistischen und Porträtartigen wird wieder die noch frische Einwirkung der Kunstweise des Sebastian del Piombo offenbar.

Als er dieses Werk im Jahr 1512 vollendet hatte, begegnete ihm meines Erachtens das einzige große Unglück seines ganzen Lebens, indem er am 21. Febr. 1513 seinen hohen Gönner, den Papst Julius II., durch den Tod verlor. Denn wie sehr ihm dessen Nachfolger, der Papst Leo X., in Dingen der Kunst sein unbedingtes Vertrauen schenkte und ihm die großartigsten Aufträge ertheilte, so fehlte es ihm doch an der richtigen Einsicht seines Vorgängers, vermöge welcher dieser die Malerei als das Gebiet erkannt hatte, worin Rafael's Genie das Höchste zu leisten berufen war, und ihn daher ausschließlich in demselben beschäftigt hatte. Dadurch aber, daß der Papst Leo X. Rafael bereits am 1. Aug. 1514 zum Baumeister der Peterskirche ernannte und etwas später ihm den Auftrag ertheilte, nach den vorhandenen Ueberresten und den schriftlichen Nachrichten auf dem Papier eine Herstellung des antiken Rom zu machen, zersplitterte er die Kraft Rafael's so sehr, daß er hinfort der Malerei nur noch einen Theil derselben zuwenden konnte. Wir wissen nämlich, daß er über den Bau der Peterskirche fast alle Tage mit dem Papst persönlich zu

verhandeln hatte [32]), und daß er in jener zweiten Beschäftigung viele zeitraubende örtliche und literarische Vorarbeiten machen mußte, versteht sich von selbst, wird aber noch ausdrücklich durch einen langen Bericht Rafael's an Leo X. über diese ganze Angelegenheit bestätigt. [33]) Die unausbleibliche Folge hiervon war, daß er von jetzt an sich für seine Wirksamkeit als Maler in den meisten Fällen mit Angabe der Erfindungen in mehr oder minder ausgeführten Zeichnungen begnügen, die Ausführung im großen aber mehr oder minder begabten Schülern überlassen mußte. Da nun Rafael's Plan der Peterskirche nach seinem Tod nicht weiter berücksichtigt worden, auch seine Zeichnungen der Wiederherstellung des alten Rom, welche von Zeitgenossen als höchst vortrefflich gerühmt werden, verloren gegangen sind, so ist die viele kostbare Zeit, welche er auf beide Beschäftigungen verwendet, ohne irgendein dauerndes Ergebniß geblieben, und dieser Verlust um so mehr zu beklagen, als der Abstand von den von Rafael selbst, und den von seinen Schülern ausgeführten Erfindungen durchgängig nur zu groß ist.

Im Vatican malte Rafael unter diesen Verhältnissen eigenhändig nur noch die beiden andern Bilder in der Stanza d'Eliodoro, Attila, von dem Papst Leo I. von Rom abgehalten [34]), und die Befreiung Petri aus dem Gefängniß. [35]) In dem letzten lieferte Rafael den Beweis, daß er auch sogenannte Nachtstücke, wobei es auf die Darstellung verschiedener Beleuchtungen ankommt, vortrefflich zu behandeln wußte, indem das Mondlicht, der Fackelschein und der himmlische, von dem Engel ausstrahlende Glanz hier meisterlich unterschieden sind. Im Attila ist außer dem höchst vortrefflich durchgeführten

Gegensatz desselben mit seinen wilden Scharen und des milden und friedlichen Leo mit seinen Priestern eine großartigere Affassung der Formen als bisher bemerkbar, meines Erachtens eine Folge des Studiums der Malereien des Michel Angelo an der Decke der Sixtinischen Kapelle, welche bekanntlich im November 1512 aufgedeckt worden waren.

Sehr wichtig für die sinnige Weise, wie Rafael in einem Altarbild die Maria und das Kind auf dem Thron mit den Figuren am Fuß desselben recht eigentlich in eine dramatische Beziehung zu setzen verstanden, ist wieder die berühmte Madonna mit dem Fisch.[36]) Um die Zusammenstellung der Figuren in diesem Bild zu verstehen, muß man wissen, daß es von den Dominicanern von Neapel für den Schmuck des Altars der Kapelle ihrer Kirche bestellt worden, worin man die Maria als die helfende für Augenkrankheiten anrief. In dieser Beziehung sehen wir hier den Engel Rafael als Schutzengel des jungen Tobias, wie er an die Maria eine Fürbitte für die Heilung der Blindheit des alten Tobias richtet. Die hohe Milde, womit Maria auf den Tobias herabschaut, die Freundlichkeit, womit das Kind ihn mit der erhobenen Rechten segnet, bezeugt, daß diese Bitte gewährt wird. Unterdeß ruht die Linke des Kindes in dem großen aufgeschlagenen Buch des heiligen Hieronymus, dem der Orden der Dominicaner eine ganz besondere Verehrung zollt. Durch dieses Motiv wird nun vortrefflich sowol angedeutet, daß der Kirchenvater durch das Herannahen des Engels mit dem jungen Tobias im Vorlesen aus dem Buch unterbrochen worden, als daß er nach Gewährung der Bitte darin fortfahren wird.

Letzteres spricht sich überdem in der Art aus, wie der Hieronymus aus dem Buch aufblickt, um abzuwarten, wann er wieder anfangen kann. Alles vereinigt sich dafür, daß dieses Bild im Jahr 1512 gemalt sein möchte. In dem Engel, bei dem Rafael ein Motiv, welches schon in frühern Bildern der umbrischen Schule vorkommt, benutzt hat, klingt wieder in hinreißender Art jenes der Schule des Perugino so eigenthümliche andächtige und innige Sehnen an. Die Maria ist, in ihrer Vereingung von Schönheit, Hoheit und Jungfräulichkeit, eine der vorzüglichsten, welche Rafael hervorgebracht hat. Der kräftige Charakter des Hieronymus aber entspricht dem der Köpfe der Cardinäle auf der sicher 1512 gemalten Messe von Bolsena ebenso wie der schüchterne und naive Tobias den Chorknaben auf demselben Bild, womit auch der ganze, besonders warme Farbenton übereinstimmt, der wieder unverkennbar die Einwirkung des Sebastian del Piombo verräth. Im Jahr 1656 wurde dieses Bild von dem König Philipp IV. von Spanien von den Dominicanern für die Kirche im Escurial erworben. Im Jahr 1814 nach Paris gebracht, dort von Holz auf Leinwand übertragen, und in einigen Theilen stark restaurirt, bildet es jetzt eine der Zierden des Museums zu Madrid.

Einen bedeutenden Einfluß auf die künstlerische Thätigkeit Rafael's gewann vom Jahr 1514 ab der reiche Kaufherr aus Siena, Agostino Ghigi. Durch ihn wurde Rafael veranlaßt, zwei der schönsten Werke seines Lebens auszuführen, sodaß der Künstler wie die Nachwelt nächst den beiden Päpsten Julius II. und Leo X. ihm als Mäcen am meisten verpflichtet sind. Das eine dieser Werke sind

die vier im Jahr 1514 ausgeführten Sibyllen, in der Kirche der Madonna della Pace.[37]) Der scheinbar ungünstige Raum, eine ziemlich lange und schmale Wand, in deren Mitte ein von unten eintretender Bogen noch obenein über die Hälfte der Höhe wegschneidet, ist mit wunderbarer Genialität zu einer der schönsten Compositionen benutzt und mit dem feinsten Stilgefühl ausgefüllt worden. In den einzelnen Gestalten der Sibyllen, von denen die am meisten links die cumäische, die folgende die persische, die zunächst die phrygische, die letzte endlich die tiburtinische ist, sowie der sie begleitenden Engel weht eine hinreißende Begeisterung, herrscht eine wunderbare Grazie.

In dem andern Werk gab Ghigi dem Rafael Gelegenheit sein Genie von einer ganz neuen Seite zu zeigen, nämlich in der Darstellung aus dem Kreis der antiken Mythologie, woran bekanntlich die Gebildeten jener Zeit ein besonderes Gefallen fanden. Für ihn führte Rafael in dem von dem berühmten Balthasar Peruzzi ausgeführten Haus, jetzt die Farnesina genannt, das berühmte Gemälde, den Triumph der Galatea[38]), aus. Ohne in der Auffassung dieses Gegenstandes, sowol bei der Göttin als bei den Tritonen, in die Nachahmung einzelner, in Basreliefs auf uns gekommener, antiker Vorstellungen solcher Wesen der Phantasie zu verfallen, ist Rafael hier dennoch tief in den Geist der antiken Kunst eingedrungen und feiert darin einen ganz neuen Triumph. Es herrscht in diesem Bild nämlich in hohem Maß jene griechischen Kunstwerken eigenthümliche Vereinigung von gesunder, sinnlicher Kraft, von Schönheit und Anmuth, von geistiger Heiterkeit und Befriedigung,

in welcher nur in dem Kopf der emporschauenden Galatea und des im Vorgrund des Bildes schwimmenden Kindergenius ein leiser Zug von Wehmuth anklingt, wie man solches auch an einigen edeln Gebilden antiker Sculptur antrifft, z. B. in der berühmten Statue der Leucothea in der Glyptothek in München. Die in den nächstfolgenden Jahren in derselben Farnesina fast durchgängig von Rafael's Schülern nach seinen Erfindungen ausgeführten Frescomalereien aus der Mythe von Amor und Psyche [39]) athmen einen ganz ähnlichen Geist wie die Galatea, stehen in der Ausführung derselben aber weit nach.

Wie alle diese und viele andere Compositionen auf diesem Gebiet das Ausgezeichnetste sind, was die neuere Malerei darin hervorgebracht hat, so sind sie die Vorbilder der zahlreichen Werke aus dem Kreis der antiken Mythologie, welche Giulio Romano, Perin del Vaga, ja in manchen Fällen selbst Nicolas Poussin hervorgebracht haben.

Ein höchst bedeutender Auftrag, welchen Rafael vom Papst Leo X. erhielt, gab ihm Gelegenheit seinen Genius wieder in einer andern Richtung zu entfalten. Dieser bestand in zehn in Wasserfarben colorirten sehr großen Cartons aus der Apostelgeschichte, und einem elften, die Krönung Mariä vorstellend, um hiernach in Flandern Tapeten ausführen zu lassen, welche bestimmt waren, bei kirchlichen Festen die untern Wände des Presbyteriums der Sixtinischen Kapelle zu schmücken. In jedem Betracht zeigt Rafael sich in diesen in den Jahren 1514 und 1515 ausgeführten Cartons auf der größten Höhe seiner Kunst. Seine erfinderische Kraft gibt sich hier noch

unbedingter als in den meisten andern kirchlichen Aufgaben kund, bei denen es ihm nur übrig blieb, die bereits herkömmliche Weise zur größten Vollkommenheit auszubilden. In der Behandlung dieser Gegenstände aber war Masaccio der einzige bedeutende Künstler, welcher ihm vorausgegangen war. In den meisten Cartons erscheint er daher durchweg als Schöpfer, und diese als die bedeutendste Erweiterung, welche der christliche Bilderkreis seit Jahrhunderten erfahren hatte. Nirgends aber fühlt man so sehr, wie tief Rafael in den rein biblischen Geist eingedrungen, als in diesen Cartons, worin die wenigen und schlichten Worte der Schrift sich in seiner künstlerischen Phantasie zu den reichsten Bildern ausgestalten, die doch in allen Theilen nur dem Sinn jener Worte entsprechend sind. Der dramatische Gehalt jener Vorgänge ist darin auf eine so erhabene und ergreifende Weise ausgesprochen, daß sie meines Erachtens unbedingt das höchste sind, welches die neuere Kunst im Gebiet der dramatischen Malerei hervorgebracht hat. In keinem andern der figurenreichen Werke Rafael's sind die Compositionen in ihren einzelnen Massen so vereinfacht, die Figuren so deutlich voneinander abgesetzt, die Formen so groß aufgefaßt, die Gewänder von dieser malerischen Breite. Wenn irgendwo, so ist hier nach meinem Gefühl der Einfluß wahrzunehmen, welchen die schon oben erwähnten Malereien des Michel Angelo an der Decke der Sixtinischen Kapelle, namentlich die Propheten und Sibyllen auf Rafael ausgeübt haben. Derselbe besteht hier aber nicht etwa in einer äußern Nachahmung jenes Meisters, wie dieses in etwas bei dem Propheten Jesaias, einem Frescogemälde in der Kirche San-Agostino, der Fall

gewesen, sondern nur in der höhern Ausbildung in der dem Rafael eigenthümlichen Kunst- und Geistesart.

Die einzelnen Gegenstände jener Cartons sind bekanntlich der Fischzug Petri, Christi Worte an Petrus: Weide meine Schafe, die Heilung des Lahmen an der Pforte des Tempels, der Tod des Ananias, die Bekehrung des Paulus, die Erblindung des Zauberers Elymas, das Opfer zu Lystra, die Predigt Pauli in Athen; endlich Paulus im Gefängniß und die Steinigung des Stephanus. Mit Ausnahme der beiden letzten und der Bekehrung des Paulus befinden sich die übrigen, mithin sieben Cartons, bekanntlich jetzt in dem königlichen Schloß Hamptoncourt in der Nähe von London. Die andern drei sind verloren. Ich enthalte mich hier indeß um so mehr, auf eine nähere Besprechung der einzelnen Cartons einzugehen, da dieses sowol in meinen „Kunstwerken und Künstlern in England ꝛc." als neuerdings in einem besondern Aufsatz über die Cartons und die nach denselben gewirkten Teppiche, welchen ich nächstens zu veröffentlichen denke, geschehen ist.

Ein anderer Auftrag Leo's X., die offene Galerie, welche zu den von ihm im Vatican mit Malereien geschmückten Zimmern führt, ebenfalls künstlerisch zu verzieren, gab ihm zuvörderst die Veranlassung für die kleinen an den Gewölben befindlichen Gemälde die bedeutendsten Gegenstände des Alten Testaments in einer Reihe höchst geistreicher Compositionen zu behandeln, deren Ausführung er freilich seinen Schülern überlassen mußte. Die Verzierungen der Pfeiler aber gewährten ihm die Gelegenheit in größerer Ausführlichkeit als bisher in seinem Leben das Gebiet der Arabeskenmalerei anzubauen.

Hierbei kam ihm nun wieder als Bildungsmoment der Umstand unvergleichlich zu statten, daß in jener Zeit gerade die verzierenden, antiken Malereien in den Bädern des Titus entdeckt worden waren. Er erkannte darin die Richtigkeit des Princips und die Schönheit des Geschmacks, und wußte sich beides in seinen Entwürfen anzueignen, worin indessen sich seine Eigenthümlichkeit wieder in einer wunderbaren Fülle der anmuthigsten Erfindungen auf das entschiedenste geltend macht. Diese Arabesken werden daher mit Recht für das Vollendetste angesehen, welches die ganze neuere Zeit in diesem Fach hervorgebracht, und haben unzähligen andern Malereien verwandter Art, welche seitdem ausgeführt worden sind, zum Vorbild gedient. Höchst glücklich wußte sich Rafael zur Ausführung dieser Arabesken des Giovanni von Udine, welcher, als der venetianischen Schule angehörig, in vorwaltendem Maß Talent und Neigung zur getreuen Wiedergabe der einzelnen Naturerscheinung (Realismus) besaß, zu bedienen, sodaß, während Rafael in den Erfindungen für das höhere architektonische Stilgesetz und die Schönheit sorgte, zugleich auf das vortrefflichste für die an dieser Stelle besonders erforderliche naturgemäße Ausführung des einzelnen gesorgt war.

Ich komme jetzt auf eine Reihe von Staffeleigemälden, welche derselben reifsten Epoche angehören. Gleichzeitig mit jenen Cartons fällt die Ausführung des berühmten Gemäldes der heiligen Cäcilia. Obwol dieses Bild von dem Cardinal Lorenzo Pucci schon gegen Ende des Jahrs 1513 bei Rafael für eine Kapelle der Cäcilia bestellt wurde, welche sein Neffe, Antonio Pucci zu Florenz, um einem aus religiöser Begeisterung hervorgegangen Wunsch

seiner Verwandten, der Elena Duglioli zu Bologna, zu genügen, in der Kirche San-Giovanni in Monte bei Bologna hatte erbauen lassen, so ist dasselbe doch erst im Jahr 1515 vollendet und wahrscheinlich im Jahr 1516 an dem Ort seiner Bestimmung aufgestellt worden. [40])

Der Gedanke, die Heilige, welche nach der Legende die Orgel erfunden, um darauf den Herrn zu preisen, so darzustellen, daß sie, plötzlich von oben herab den Gesang der himmlischen Heerscharen vernehmend, unwillkürlich die Orgel sinken läßt, und, den Blick emporgewendet, ganz verloren ist in seligem Entzücken über die wunderbaren Harmonien, welche ihr Ohr erfüllen, gehört zu den schönsten dieses reichen Genius. Der heilige Paulus neben ihr, eine edle männliche Gestalt, von ernstem Charakter, bildet einen schönen Gegensatz zu ihr. Mit gesenktem Blick steht er in tiefem Nachsinnen da. Die Magdalena, ihm gegenüber, eine schlanke Gestalt, richtet den Blick auf den Beschauer des Bildes, und bedeutet ihn mit der Rechten, ebenfalls den himmlischen Tönen zu lauschen. In dem Augustinus neben ihr ist die feurige, begeisterte Glaubenskraft ebenso ergreifend ausgedrückt, wie die innige und hingebende Liebe in dem Johannes gegenüber. Keins der übrigen Bilder Rafael's ist endlich im Fleisch wie in den übrigen Farben von einer so glühenden, den Einfluß des Sebastian del Piombo verrathenden Färbung. Leider hat dieses schöne Werk jetzt ungemein an seiner Ursprünglichkeit eingebüßt. Bei dem Transport von Bologna nach Paris im Jahr 1789, wie bei dem Uebertragen von Holz auf Leinwand daselbst, hatte es an vielen Stellen gelitten, sodaß es einer starken

Restauration bedurfte. Als das Bild nun im Jahr 1815 nach Bologna zurückkam, fand man für gut, jene Retouchen herunterzunehmen und durch neue zu ersetzen, welche sich aber so sehr über die ganze Fläche des Bildes verbreitet haben, daß die alte klare Färbung nur noch stellenweise vorhanden ist.

In diese Zeit gehört auch die berühmte Vision des Hesekiel [41]), sowol nach der großartigen Auffassung der Formen, als der kräftig bräunlichen Färbung und dem freien meisterlichen Vortrag. Es gibt kein Bild, welches bei so kleinem Umfang eine so erhabene Figur enthielte, als dieser Jehovah, wie er, die Hände erhoben, in strenger, gewaltiger Majestät in raschem Flug einherbraust. Auch die beiden Engel neben ihm athmen eine wunderbare Begeisterung. Meisterhaft sind endlich die vier Zeichen der Evangelisten componirt. Dieses für den Grafen Vincenzo Ercolani zu Bologna ausgeführte Kleinod schmückt jetzt die Sammlung im Palast Pitti.

Mit Recht gehört sodann die in derselben Sammlung befindliche Madonna della Sedia [42]) unter den kleinern Bildern aus der reifsten Epoche Rafael's zu den berühmtesten. Unvergleichlich schmiegt sich die Composition durch das herzige Herabneigen der Maria zu dem Kind in die runde Form. Ist hier in ihren lieblichen Zügen mehr die mütterliche Seite hervorgehoben, so tritt uns in dem tiefen Ernst, in den großartigen Formen des schönen Kindes schon die Auffassung der göttlichen Natur entgegen, welche erst in dem Kind der Madonna des heiligen Sixtus zur erhabensten Ausgestaltung gelangt ist. Die Innigkeit im Ausdruck des Johannes zeigt die Durchdringung der der umbrischen Schule eigenthümlichen

Gefühlsweise mit den Formen der vollendetsten Kunst. In dem hellen Gesammtton, den lichten und heitern Farben macht dieses reizende, wahrscheinlich im Jahr 1516 ausgeführte Bild eine den Frescomalereien verwandte Wirkung.

Das ergreifendste Pathos in den verschiedensten Aeußerungen nach den Persönlichkeiten hat Rafael in der berühmten unter dem Namen „Lo spasimo di Sicilia" bekannten Kreuztragung [43]) erreicht. Jenen Beinamen hat das Bild davon erhalten, daß es, höchst wahrscheinlich im Jahr 1517, für die Kirche der Maria zu Palermo gemalt worden, in welcher sie gegen Krämpfe, im Italienischen „spasimo", angerufen wurde. Höchst kunstreich ist nun vorerst die Anordnung dieses Werks. Da die durch den Altar vorgeschriebene überhöhte Form des Bildes eine Ausbreitung des Zugs nach der Länge nicht gestattete, sehen wir hier die Spitze desselben mit dem Fahnenträger im Mittelgrunde auf einer Biegung, welche der Weg nach Golgatha bald vor dem Thor von Jerusalem macht, das Ende des Zugs aber noch unter dem Thor selbst. Hierdurch ist der unter der Last des Kreuzes zusammengesunkene Christus als geistiger Mittelpunkt in die Mitte des Bildes gebracht, und zieht sogleich die Augen des Beschauers auf sich. Wunderbar ergreifend ist nun in den Zügen seines edeln, von der schweren Anstrengung gerötheten Antlitzes der unsagliche Schmerz des Leibes und der Seele und doch wieder das Mitleid mit den Frauen ausgedrückt, welches in den Worten liegt: Weinet nicht über mich, ihr Töchter Zion, sondern über euch und eure Kinder. Unter dieser Gruppe der Frauen fesselt wieder vor allen die Maria, deren

Ausdruck des namenlosen Schmerzes noch durch das hülflose Vorstrecken der schönen Hände gesteigert wird. Ungleich leidenschaftlicher spricht sich der Schmerz in der Magdalena im rothen Gewand und dem nachlässig herabfließenden Haar, schöner und milder wieder in der Maria, welche die Hände gegen die Wange preßt, aus. Ein tiefes inneres Seelenleiden verrathen die edeln Züge des Johannes. Der Schmerz der Maria im Profil, ganz vorn, wird dadurch zum Weinen gesteigert, daß sich zu dem über den Erlöser auch noch das Mitleid über die unendliche Qual seiner Mutter gesellt. Einen erschütternden Gegensatz bildet hiermit der kräftige, vom Rücken gesehene Henker, welcher Christum an einem um die Mitte des Leibes gelegten Strick gewaltsam emporzureißen sucht, sowie der andere, der in roher Weise mit der Lanze nach ihm stößt, endlich der Simon von Cyrene, von athletischem Körperbau, welche auf den, durch den vorgestreckten Arm mit dem Commandostab ausgedrückten Befehl des Hauptmanns mit seinen kräftigen Händen das Kreuz ergreift. In diesen drei Gestalten erscheint in der Zeichnung wie in den Motiven die Freiheit und Meisterschaft, womit Rafael die darstellenden Mittel der Kunst beherrschte, im vollen Maß. In der Stimmung der Färbung hat Rafael die kühle und helle Frische des Morgens, welche sich in der schönen Landschaft mit dem fernen Zug der Schächer und Golgatha ausspricht, in allen Theilen beibehalten. Daher der kühlröthliche, bei ihm sonst ungewöhnliche Ton des Fleisches, und das Vorwalten des kalten Blaus, des kalten Roths in den Gewändern. Gleich nach seiner Entstehung war dieses Meisterwerk dem Untergang ganz nahe. Das Schiff,

welches es nach Palermo bringen sollte, ging mit Mann und Maus zu Grunde. Nur die Kiste mit dem Bild wurde von den Wellen im Hafen von Genua an das Land gespült, als ob das wilde Element Scheu getragen, ein so hohes Geisteswerk zu verschlingen. Man kann sich das Erstaunen der Genueser denken, als sie bei Oeffnen der Kiste das Bild entdeckten, und es bedurfte der Vermittelung des Papstes, um sie zu bewegen, dasselbe an den Ort seiner Bestimmung gelangen zu lassen. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ließ Philipp IV. König von Spanien, das Bild dem Kloster gegen eine jährliche Rente von 1000 Scudi wegnehmen und in der königlichen Kapelle zu Madrid aufstellen. Im Jahr 1814 wanderte es nach Paris, woselbst es von Bonnemaison von Holz auf Leinwand übertragen und einer starken Restauration unterworfen worden ist. Gegenwärtig bildet es die vornehmste Zierde des königlichen Museums zu Madrid.

Der mit der Jahreszahl 1518 [44]) bezeichnete Engel Michael [45]) zeigt in dem herabstürmenden Engel den Rafael auf dem Gebiet des Augenblicklichen, lebhaft Dramatischen wieder auf der ganzen Höhe seiner Kunst. Vortrefflich ist das pfeilschnelle Herabfahren in dem emporgewehten Haupthaar ausgedrückt. Wie die edeln Züge des Antlitzes nur wenig von erhabenem Unwillen bewegt werden, so ist die Bewegung des Stoßens mit der Lanze auch nur noch die letzte Drohung gegen den schon bis zum Abgrund der Hölle, welcher durch emporschlagende Flammen bezeichnet wird, herabgestürzten Feind. Das Schönheitsgefühl Rafael's hat in dem Teufel bis auf einen Drachenschweif die menschliche Gestalt bewahren

und Bosheit und ohnmächtige Wuth in den gemeinen Zügen auch ohne widrige Verzerrung ausdrücken lassen. Die etwas zu starke Angabe der Knochen an den Schultern, Elnbogen und Knien, ganz besonders aber der Knöchel an Händen und Füßen, das sehr Verschmolzene des Vortrags, der schwere und dunkle Ton der Schatten sprechen für einen großen Antheil des Giulio Romano. Von Lorenzo Medici, Herzog von Urbino, bei Rafael bestellt und dem König Franz I. von Frankreich verehrt, befindet sich das Bild jetzt in der Galerie des Louvre.

Im Umfang wie in der Schönheit der Composition nimmt unter allen Heiligen Familien Rafael's die ebenso von dem Lorenzo Medici dem Rafael aufgetragene und dem König Franz I. geschenkte, nach der Aufschrift im Jahr 1518 ausgeführt, unbedingt die erste Stelle ein. Die Hoheit und Milde in der Mutter, die selige Lust, womit das Christuskind aus der Wiege sich zu ihr emporschwingt, die kindliche und innige Verehrung des kleinen Johannes, die edle Würde in der Elisabeth, wie in dem in Nachsinnen versunkenen Joseph, die hinreißende Anmuth der Engel, von denen der eine Blumen auf das Kind herabstreut, der andere anbetet, ziehen ebenso sehr im einzelnen an, wie die Eurythmie, womit diese Gestalten den Raum ausfüllen, Bewunderung erregt. Aehnliche Eigenschaften, wie an dem Engel Michael, zeugen auch hier für die sehr starke Theilnahme des Giulio Romano, welche überdem ausdrücklich von Vasari bezeugt wird.

An der unter dem Namen der „Perle“ bekannten Heiligen Familie [46]) gehört aber dem Rafael nur die Composition, die Ausführung zeigt in dem glatten Vor-

trag, den kalten Lichtern, den schweren und dunkeln Schatten durchgängig die Hand des Giulio Romano. Am anziehendsten ist der liebliche, feine Kopf der Maria, welche mit der Linken die sehr ernst und alt genommene Elisabeth umfaßt, mit der Rechten aber den kleinen Jesus unterstützt, der in kindlicher Freude über die Früchte, welche ihm der kleine Johannes in seinem Fellchen darbietet, lächelnd emporblickt. Dieses wahrscheinlich im Jahr 1518 für den jungen Marchese von Mantua ausgeführte Gemälde kam später mit dem ganzen Bilderschatz des Hauses Gonzaga in den Besitz des Königs Karl I. von England. Nach dessen Tod ließ Philipp IV., König von Spanien, dasselbe in der von Cromwell veranlaßten Versteigerung der Kunstschätze des Königs durch seinen Gesandten in London, Don Alonzo de Cardenas, für 200 Pf. St. kaufen, und rief bei dessen Anblick: „Das ist meine Perle!" woher jener Beiname stammt. Gegenwärtig befindet sich das Bild im königlichen Museum zu Madrid.

In dem berühmten Altargemälde der Maria mit dem Kind in der Herrlichkeit, welche von den Heiligen Sixtus und Barbara verehrt werden [47]), hat Rafael in der repräsentirenden Malerei dieselbe Höhe erreicht, welche die Cartons in der dramatischen einnehmen. Dieses Bild, wol sicher im Jahr 1519 für die Benedictiner des Klosters zum heiligen Sixtus in Piacenza ausgeführt, macht jetzt bekanntlich die vornehmste Zierde der so reichen königlichen Galerie zu Dresden aus. Es ist unbedingt die geistigste Schöpfung Rafael's, und man kann davon sagen, daß sie an materiellem Stoff nicht mehr an sich trägt, als nöthig ist, um in die Erscheinung zu

treten. Nirgends sonst ist es selbst dem Rafael gelungen, die Idee der Maria als Himmelskönigin in so begeisterter Erhabenheit und Schönheit auszudrücken, und dennoch wird sie wieder noch von dem Christuskind übertroffen, in welchem sich kindliches Wesen und Bewußtsein der Göttlichkeit auf eine so wunderbare Weise durchdringen, wie die ganze christliche Kunst so es nur Ein mal hervorgebracht hat. Durch die Heiligen wird das Bild, ähnlich wie oben bei der Madonna di Fuligno bemerkt worden, nur auf eine noch vereinfachtere Weise, mit der vor demselben versammelten Gemeinde in Beziehung gesetzt; denn der heilige Sixtus deutet mit der Rechten nach der Gemeinde aus dem Bild heraus, für welche er, im Anschauen der Gottheit versenkt, sein inbrünstiges Gebet emporsendet, die heilige Barbara aber, zu der Gemeinde vor dem Bild herabblickend, scheint die Worte zu sagen: Sehet, das ist eure Himmelskönigin mit ihrem Sohn. Es ist dies das einzige größere Altargemälde Rafaels, welches seit dem Regierungsantritt Leo's X. in dem freiesten und geistreichsten Vortrag gleichmäßig in allen Theilen die eigene Hand des Meisters verräth.

Von andern nach Rafael's Compositionen ausgeführten Frescomalereien bemerke ich nur noch einiges über die Konstantinische Schlacht.[48]) Denn wenn dieselbe auch erst nach seinem Tod in den Jahren 1524—26 von Giulio Romano in einem der Säle des Vaticans ausgeführt worden ist, so zeigt die Erfindung das Genie von Rafael doch wieder von einer neuen Seite. Indem er uns darin alle die Motive einer Schlacht, Kampf, Unterliegen, Tod, Sieg und Verfolgung auf das ergreifendste vorführt, hat er das Ganze durch Anordnung

und Formengebung in die Sphäre der Historienmalerei im höchsten Stil gezogen, und in den beiden Hauptfiguren, dem siegesfrohen Konstantin, der hoch zu Roß den Speer schwingt, und dem in der Tiber in ohnmächtiger Wuth untersinkenden Maxentius, den welthistorischen Moment des Siegs des Christenthums, des Untergangs des Heidenthums, unvergleichlich dargestellt.

Daß Rafael nun ungeachtet der vielseitigen idealen Kunstwelt, in welcher er sich mit so seltenem Erfolg bewegte, das Studium der einzelnen Naturerscheinung niemals gering geachtet, sondern sich vielmehr zu jeder Zeit der Auffassung derselben mit aller Liebe hingegeben, beweisen seine Bildnisse. Bewundernswürdig ist, wie er sich darin ganz die diesem Fach der Malerei angemessenen Stilgesetze angeeignet hat, vermöge welcher sich die Treue und das ins einzelne Gehende im Wiedergeben der vorliegenden Naturerscheinung gleichmäßig auf den Kopf wie auf die Nebendinge erstreckt. Seine Porträts stehen daher mit denen der berühmtesten Maler, welche sich vorzugsweise in diesem Fach ausgezeichnet haben, eines Tizian, eines Holbein, eines van Dyck, oder Velasquez auf gleicher Höhe, ja haben vor jenen noch den wunderbaren Zauber des Rafael'schen, alle andern Künstler übertreffenden Naturells, welcher in ihnen waltet, voraus. Ich führe hier nur einige der vorzüglichsten aus seinen verschiedenen Epochen an. Zuerst gedenke ich seines eigenen in der Galerie zu Florenz befindlichen Bildnisses, welches er im Jahr 1506 gemalt hatte. [49]) Es strahlt uns aus diesen feinen Zügen eine Tiefe des Gemüths, eine Güte der Seele, eine Poesie des Genius entgegen, welche es dem sinnigen Beschauer schwer machen, sich

davon loszureißen. Ich habe bei meinem letzten Aufenthalt die Freude gehabt, daß dieses Kleinod auf meine Vorstellungen an den damaligen liebenswürdigen Generalintendanten der großherzoglichen Kunstschätze, dem Marchese Montalvi, glücklich von einigen Retouchen befreit worden ist, welche dessen feine Modellirung höchst störend unterbrachen.

Nächstdem betrachte ich das mit 1512 bezeichnete weibliche Bildniß, welches, irrig die Fornarina genannt, eine der schönsten Zierden der Fribune in Florenz ausmacht.[50]) Unter den weiblichen Bildnissen Rafael's gebührt diesem meines Erachtens unbedingt der Preis. Denn die hier gemalte Frau, nach Passavant's mir sehr wahrscheinlicher Vermuthung vielleicht eine berühmte Improvisatorin jener Zeit, vereinigt mit großer Schönheit der Züge eine wunderbare Poesie im Charakter, einen höchst anziehenden Ausdruck, und der edeln Auffassung, der feinen Zeichnung Rafael's gesellt sich hier noch eine Wärme und Harmonie der Färbung hinzu, welche, wie auch Passavant sehr richtig bemerkt, an Giorgione erinnert. Nach meiner schon oben bei verschiedenen historischen Bildern Rafaels ausgesprochenen Ueberzeugung ist diese Färbung auf den Einfluß des Sebastian del Piombo zu schreiben, welcher um diese Zeit noch in der warmen Weise seines Meisters Giorgione malte. Endlich komme ich auf das im Jahr 1518 ausgeführte, im Palazzo Pitti befindliche Bildniß vom Leo X. mit den Cardinälen Giulio de Medici und de Rossi[51]), ohne Zweifel wieder das vorzüglichste unter den männlichen Bildnissen Rafael's. Mit der edeln Auffassung verbindet dieses Werk eine überwältigende

Kraft der Wahrheit und Lebendigkeit und gehört zu den größten Wunderwerken, welche die ganze neuere Kunst hervorgebracht hat.

Bevor dieser edle Geist in seinen frischesten Jahren und in der großartigsten und vielseitigsten Thätigkeit der Welt entrissen werden sollte, war es ihm vergönnt, die ganze Kraft seines Genius noch ein mal in einem Werk zu offenbaren, in welchem, wie in der Disputa, die altkirchlich-symmetrische und die freier bewegte Anordnung, auf die bedeutendste Art vereinigt, zum erhebendsten Ausdruck einer großen Idee zusammenwirken. In dem obern Theil der berühmten Transfiguration [52]) erscheint Christus, das höchste geistige Licht, vom irdischen Lichtglanz umflossen, im Bewußtsein seiner göttlichen Natur von der Erde emporgetragen, aufgehend im Ausdruck seliger Verklärung. Zu seinen Seiten bezeichnen, ebenfalls schwebend, Moses, als der Stifter des Alten Bundes, und der Prophet Elias, im begeisterten Anschauen der Gottheit verloren, die höchste Stufe des gottähnlichen Zustandes, zu welcher der Mensch durch innere Heiligung gelangen kann. In den drei Jüngern auf dem Gipfel des Tabor ist der jenem sich zunächst anschließende Grad der Erhebung zum Göttlichen wieder auf das feinste abgestuft, denn Petrus allein versucht mindestens, frei emporblickend, den himmlischen Glanz zu ertragen, muß aber die Augen schließen, Johannes, sein Unvermögen hierzu fühlend, schirmt die Augen durch die Hand, Jakobus aber, sein Angesicht am Boden verbergend, kann ihn vollends gar nicht ertragen. Auf dem untern Theil des Bildes wird derselbe Gedanke in noch mehr dramatischer Weise fortgeleitet. Die übrigen am Fuß des

Bergs versammelten Apostel haben erkannt, daß das wahre Heil, die wahre Hülfe in irdischer Noth nur von der Gottheit kommen kann, und zwei von ihnen deuten, so den untern Theil des Bildes mit dem obern in Verbindung setzend, daher auch nach oben. Ihnen gegenüber sehen wir endlich in dem besessenen Knaben, welcher von seinem Vater den Aposteln zur Heilung herbeigebracht wird, die Menschheit in ihrem ganzen irdischen Jammer, in ihrer ganzen Rathlosigkeit, in den mannichfachsten Abstufungen, von dem in ängstlicher Besorgniß sein wüthendes Kind haltenden Vater bis zu den beiden Frauen, von denen die im Vorgrund kniende Mutter mit Recht zu den schönsten Figuren der ganzen neuern Kunst gerechnet wird. Diese tiefsinnige Gedankenfolge ist aber durchgängig in den großartigsten Formen mit der seltensten Meisterschaft der Kunst ausgedrückt.

In diesem Werk sollte Rafael seine eigene Verklärung feiern, denn, noch bevor er es vollendet, wurde er am 6. April des Jahrs 1520, am Charfreitag, in dem jugendlichen Alter von 37 Jahren von einem hitzigen Fieber hingerafft, und das Bild, wie es war, zu den Häupten des aus den Schranken des Irdischen zu einem höhern Dasein entrückten Meisters aufgestellt. Die Hand des Giulio Romano, welcher es, nur in einigen minder wesentlichen Theilen, vollendete, erkennt man namentlich in den Gewändern des Vaters des besessenen Knaben, sowie in den Kräutern des Fußbodens auf derselben Seite des Bildes.

Nur selten ist wol die Trauer um einen Menschen so lebhaft und so allgemein gewesen, als die über den Tod des Rafael in Rom. Sie betraf aber nicht blos

seine Kunst, welche ihm mit Recht den Beinamen des Göttlichen erworben, sondern ebenso sehr den Menschen. In einem schönen Körper wohnte nämlich bei ihm eine noch schönere Seele. Seine Liebenswürdigkeit, seine Anmuth, seine Herzensgüte, seine echte Bescheidenheit, sein geistreiches Gespräch übte auf seine ganze Umgebung einen wunderbaren Zauber aus, sodaß dadurch seine in ihrem Naturell so sehr voneinander verschiedenen zahlreichen Schüler in Eintracht verbunden waren, und bei seinem Anblick eine jede Verstimmung bei ihnen erlosch und jeder niedere Gedanke unterdrückt wurde. Man sagt, erzählt Vasari, daß er jedem Maler, gleichviel ob er ihn gekannt oder nicht, wenn ein solcher irgendeinen Wunsch gegen ihn äußerte, sogleich zu helfen bereit war und seine eigene Arbeit liegen ließ; seine Schüler aber belehrte er mit einer Hingebung, wie man nicht einen Künstler, sondern seine eigenen Söhne zu behandeln pflegt. Die Liebe und Verehrung der Schüler zu ihm war aber auch unbegrenzt, sodaß, wenn er zu Hof ging, er von seinem Haus aus wol von funfzig ausgezeichneten Malern begleitet wurde, die ihn dadurch zu ehren suchten. Nicht minder wurde er von Männern, die durch Rang und Bildung zu den ersten ihrer Zeit gehörten, verehrt und geliebt, wie denn der Cardinal Bibiena ihn mit seiner Nichte verlobt hatte.

War aber so sein Los schon während seines Lebens beneidenswerth, indem von Jugend an die verschiedensten Umstände auf das glücklichste zusammenwirkten, um seinen Genius zur vollsten Entfaltung zu bringen, sodaß er, wie wir gesehen haben, die Kunst der Malerei in ihren bedeutendsten und verschiedensten Beziehungen auf ihren

Gipfelpunkt erhoben, und dadurch eine unermeßliche Einwirkung ausgeübt hat, so ist ihm auch nach seinem Tod durch seine Werke eine Unsterblichkeit der schönsten Art geworden. Schon mehr als drei Jahrhunderte hat er durch sie die heilige Flamme der Liebe zur Kunst in jeder edlern Brust geweckt und genährt, und so werden sie mit unversiegbarer Kraft von Geschlecht zu Geschlecht fortwirken, solange noch ein Herz für das wahrhaft Schöne schlägt!

Anmerkungen.

---

1) Gestochen von E. Stölzel.

2) Gestochen von Giuseppe Longhi.

3) Gestochen von Samuel Amsler. Dieses für den Dom von Perugia ausgeführte Bild des Perugino wurde von den Franzosen weggenommen und befindet sich jetzt im Museum zu Caen in der Normandie. Passavant, Rafael, I, 75.

4) Der Abdruck desselben bei Passavant, I, 527.

5) Die besten Abbildungen von Carlo Lasinio in sieben Blättern.

6) Sehr getreu von dem Kalmücken Feodor in elf Blättern gestochen.

7) Die einzige hiervon übrige Gruppe, der berühmte Kampf der vier Reiter um die Fahne, ist durch den Stich von Edelinck und das Blatt in der Etruria Pittrice (I, Taf. XXIX) bekannt.

8) Bisher nur in einem kleinen Umriß bei d'Agincourt gestochen.

9) Jetzt bei Hrn. Miles in Leight-Court. Waagen, Kunstwerke und Künstler in England und Paris (3 Bde., Berlin 1837—39), II, 351.

10) Jetzt bei Frau H. Danson in Baronhill. Waagen, a. a. O. II, 471.

11) Jetzt bei Miß B. Coutts in London. Waagen, a. a. O. I, 408.

12) Jetzt in Dulwichcollege. Waagen, a. a. O., II, 193.

13) Im Umriß gestochen von Gruner für das Werk von Passavant, 1856 aber von demselben in einem trefflichen und sehr ausgeführten Blatt.

14) Eine ausführliche Würdigung Waagen, a. a. O., II, 43 fg.

15) Gestochen von Rafael Morghen.

16) Gestochen von Desnoyers.

17) Eine nähere Würdigung Waagen, a. a. O., I, 316.

18) Passavant hat neuerdings an dem in römischen Zahlen geschriebenen Datum die sichern Spuren einer dritten römischen Eins entdeckt, während ich mit andern bisher 1507 gelesen hatte.

19) Gestochen von Samuel Amsler.

20) Gestochen von Gasper, und neuerdings von Mandel.

21) Eine nähere Beschreibung dieses Bildes Waagen, a. a. O., II, 115 fg.

22) Passavant, I, 92 fg.

23) Der递Haupttheil von 19 Figuren von S. Schiavonetti nach einem grau in Grau ausgeführten Bild zu Holkham, dem Landsitz des Grafen Leicester, gestochen. Außerdem noch die Hauptgruppe von Augustin Veneziano, einzelne Figuren von Marcanton. Das Nähere darüber Waagen, a. a. O., II, 511.

24) Gestochen von Volpato. Ein anderer Stich, welcher das Ausgezeichnetste erwarten läßt, von dem Professor Keller in Düsseldorf, ist jetzt ganz vollendet.

25) Gestochen von Volpato.

26) Gestochen von Volpato.

27) Gestochen von Rafael Morghen.

28) Waagen, a. a. O., II, 15. Gestochen von Alessandro Mochetti.

29) Gestochen von Desnoyers.

30) Gestochen von Longhi.

31) Gestochen von Volpato.

32) „Et onni di il Papa ce manda a chamare, e ragiona un pezzo con noi di questa fabrica" sagt Rafael in seinem Brief an seinen Oheim Simone Ciarla vom 1. Juli 1514. Passavant I, 531.

33) Ein Abdruck desselben bei Passavant, I, 539—548.

34) Gestochen von Volpato.
35) Gestochen von Volpato.
36) Gestochen von Desnoyers.
37) Gestochen von Volpato.
38) Gestochen von Nikolaus Dorigny und Richomme.
39) Gestochen von Nikolaus Dorigny.
40) Gestochen von Massard.
41) Gestochen von J. Longhi, Anderloni, Ed. Eichens.
42) Gestochen von Rafael Morghen, Desnoyers, Schäfer, und sonst noch sehr häufig.
43) Gestochen von Agostino Veneziano, Paolo Toschi, Cunego ꝛc.
44) Nach einer neuen von meinem Freund Passavant angestellten und mir gütigst mitgetheilten Untersuchung, während früher 1517 für das Datum galt, womit dieses Bild bezeichnet sein sollte.
45) Gestochen von Alexandre Tardieu, Ed. Eichens ꝛc.
46) Gestochen von Gio. Batt. Franco und Jos. Mari.
47) Gestochen von Friedrich Müller und Steinla.
48) Gestochen von J. P. de Cavallerys und Pietro Aquila.
49) Gestochen von Friedrich Müller und F. Forster.
50) Gestochen von Rafael Morghen.
51) Gestochen von Samuele Jesi.
52) Gestochen von Nikolaus Dorigny und Rafael Morghen.

Die Entwickelung des Staatswesens in Deutschland, England und Frankreich.

Ein Beitrag zur vergleichenden Staats- und Verfassungsgeschichte.

Von

Karl Biedermann.

Was wir in der nachstehenden Abhandlung über das in der Ueberschrift bezeichnete Thema zu geben gedenken, kann und soll natürlich nicht mehr als eine Skizze sein, der Carton zu einem Gemälde, welches im einzelnen auszuführen einer spätern Zeit vorbehalten bleiben mag. Auch in so skizzenhafter Behandlung wird hoffentlich ein Versuch dieser Art den Freunden geschichtlicher Betrachtung nicht ganz unwillkommen sein, manchem vielleicht sogar willkommener als eine breiter angelegte Arbeit, denn die rasche und gedrängte Uebersicht eines so großen und so verwickelten Stoffs dient zur bequemern Orientirung für das minder geübte Auge, welches eine in alle Einzelwindungen der Geschichte eindringende Betrachtungsweise leichter verwirrt. Eben diese Rücksicht wird uns hoffentlich auch in den Augen der fachgelehrten Männer entschuldigen, wenn wir fast nur Resultate geben, die Voraussetzungen aber, worauf solche sich gründen, (soweit sie nicht zur Veranschaulichung derselben nothwendig gehören), höchstens in Noten hinter dem Text beifügen oder durch Angabe der Quellen, woraus sie geschöpft sind, andeuten.

Ueber die Wahl des Stoffs brauchen wir uns wol nicht zu rechtfertigen. Nichts hat in neuester Zeit die

Aufmerksamkeit der Politiker wie der Geschichtsforscher in so hohem Grade auf sich gezogen, wie die frappanten Gegensätze und die zum Theil ebenso überraschenden Berührungspunkte, welche dem Beobachter der drei größten und wichtigsten Culturstaaten des modernen Europa, Deutschlands, Englands, Frankreichs, selbst der oberflächlichste Hinblick auf das Staatsleben dieser drei Reiche zeigt. Diesseits wie jenseits des Rhein, diesseits wie jenseits des Kanals haben ernste Forscher und warme Patrioten sich damit beschäftigt, die öffentlichen Zustände ihres Vaterlandes mit denen der beiden andern genannten Länder (welche zu einer solchen Parallele sich am natürlichsten darboten) zu vergleichen, sei es um ihre Landsleute mit dem, was sie anderwärts Besseres zu finden glaubten, bekannt zu machen und zu dessen Aneignung, soweit möglich, anzuleiten, sei es um sich des Besitzes der Vorzüge ihrer heimischen Verfassung zu vergewissern und zu erfreuen. Dies letzte glücklichere Los fiel in der Hauptsache den englischen Schriftstellern zu; doch haben sich dieselben dieses Vortheils mit Mäßigung bedient. Denn abgesehen von den allerdings oft scharfen Seitenblicken, welche die politischen Tagesblätter Englands bei gegebener Veranlassung auf die Mängel und Schattenseiten des continentalen Staatslebens zu werfen lieben, weist die neuere englische Literatur nur äußerst wenig Versuche einer geflissentlichen Vergleichung englischer mit continentalen Zuständen auf. Wenn wir die beiläufigen Betrachtungen dieser Art in Macaulay's „History of England" und einzelne Aufsätze in englischen Reviews ausnehmen, so wüßten wir eigentlich nur einen einzigen Schriftsteller aus der neuesten Zeit zu nennen, welcher in planmäßiger

Weise die Verfassungs- und Verwaltungszustände der wichtigern Festlandsstaaten, besonders Frankreichs und Preußens, durchforscht und mit denen Englands in Parallele gestellt hat, den Schotten Laing, den Verfasser der vortrefflichen „Notes of a traveller“, die zuerst 1842 erschienen, später durch eine Fortsetzung vermehrt wurden, welche sich mit der neuesten Wendung der Dinge auf dem Festlande (nach der Katastrophe von 1848) beschäftigt.

Um so zahlreicher sind und waren von jeher (wie das in der Natur der Sache liegt) die Versuche französischer und deutscher Geschichtsforscher und Politiker, die englischen Verfassungszustände in ihrer Eigenthümlichkeit zu erforschen und direct oder indirect mit denen der eigenen Länder zu vergleichen. Den ältern Spuren Montesquieu's, Delolme's u. a. folgend, hatte zuerst Guizot in fast allen seinen Geschichtswerken den Blick gleichzeitig auf England und auf Frankreich gerichtet, hatte, wenn auch mit möglichster Schonung tiefgewurzelter nationaler Vorurtheile, seine Landsleute zu der Kenntniß, Bewunderung und Nachahmung der mannichfachen Vorzüge des englischen Staatswesens anzuleiten versucht. Aehnliche Versuche machten später zwei andere Schriftsteller, welche jedoch zu Vergleichungspunkten nicht sowol das englische Mutterland als die davon abgezweigten anglo-amerikanischen Staats- und Volkszustände wählten; planmäßiger Tocqueville in seinem Buch: „La démocratie en Amérique“, mehr nur beiläufig Michel Chevalier in seinen „Lettres sur l'Amérique du Nord“. Neuerdings, d. h. in den letzten zehn Jahren etwa, hat sich in Frankreich eine förmliche Englische Schule gebildet,

welche sich sowol von Guizot als auch von den englisch-constitutionellen Politikern der Restaurationszeit, wie Benjamin Constant, darin unterscheidet, daß sie den Hauptgegensatz des englischen und des französischen Staatswesens, und zwar zum Vortheil jenes erstern, nicht blos in der consequentern Durchbildung und wirksamern Anwendung der parlamentarischen Formen in England, sondern mehr noch in dem alle Verhältnisse des dortigen Staatslebens durchdringenden Grundsatz der Selbstregierung, der individuellen und lokalen Freiheit, im Unterschied von der in Frankreich aufs äußerste getriebenen Centralisation, erblickt. An der Spitze dieser zur Zeit freilich wohl noch kleinen, aber, wenn nicht alles trügt, in entschiedenem Wachsthum begriffenen und zukunftsreichen, ja auf die öffentliche Meinung schon jetzt nicht ganz einflußlosen Schule steht derselbe Tocqueville, der bereits durch sein oben erwähntes Werk dem politischen Geist seiner Landsleute einen entscheidenden Anstoß in dieser Richtung gab und ihnen neuerdings wieder auf der gleichen Bahn mit einem mustergültigen Geschichtswerk: „L'ancien régime et la révolution" vorangegangen ist. An ihn haben sich angeschlossen: Raudot in seinen Schriften: „La France avant la révolution", „De la décadence de la France" und „De la grandeur future de la France", Gouraud in seiner „Histoire des causes de la grandeur de l'Angleterre".

Daß französische Schriftsteller das deutsche Staatswesen und seine Entwickelung zu einem Gegenstand ihres besondern Studiums machen würden, konnte kaum erwartet werden; indeß hat doch Tocqueville in seinem zuletzt genannten Werk auch auf das deutsche Staatsleben

vor der französischen Revolution von 1789 einige Rücksicht genommen.

In Deutschland war auf die zwar ernst gemeinte, aber in ihren Zielen und Wegen nicht immer ganz klare Hinneigung zu englischem Staatswesen, als deren praktischer Ausdruck und Gewinn für unser nationales Leben die leider unvollendet gebliebene Stein'sche Reformgesetzgebung größtentheils zu betrachten ist, in der Zeit nach dem Wiener Congreß eine Wendung anderer Art, nach dem französischen Constitutionalismus hin, gefolgt. Jener frühern Periode verdankten wir in wissenschaftlicher Hinsicht ein treffliches, bei dem Mangel anderer Quellen über den gleichen Gegenstand doppelt schätzbares Werk, des preußischen Oberpräsidenten von Vincke (eines intimen Freundes des Freiherrn von Stein) Buch „Ueber die Verwaltung Großbritanniens" (herausgegeben von Niebuhr).

Hauptsächlich Dahlmann war es, der die Aufmerksamkeit und das Interesse der deutschen Constitutionellen von dem französischen Nachbild wieder zu dem englischen Urbild zurücklenkte. Seine „Politik" athmet den Geist der englischen Freiheit und Verfassungsmäßigkeit, und seine „Geschichte der englischen Revolution", nicht ohne absichtsvolle Seitenblicke auf die Zustände des eigenen Vaterlandes geschrieben, gab wenigstens Andeutungen darüber, worin denn eigentlich jene englische Freiheit, die wir beneiden, und jene Verfassung, die wir gern auf unsern heimischen Boden verpflanzen möchten, ihr Wesen und ihre Wurzel habe.

Inzwischen führten von anderer Seite her Werke wie Jakob Grimm's „Rechtsalterthümer", die Quellenforschungen von Pertz u. a., Eichhorn's „Deutsche

Rechts- und Staatsgeschichte", Waitz' „Deutsche Verfassungsgeschichte" und was sonst noch in ähnlicher Richtung im Bereich der sogenannten germanistischen Studien geschah, auf eine Vergleichung deutscher mit englischen Rechts- und Staatseinrichtungen hin, indem dadurch auf die gemeinsame Quelle hingewiesen wurde, aus welcher das deutsche, das englische, ja in gewisser Hinsicht auch das französische Staatsleben ursprünglich hervorgegangen ist — auf das altgermanische Volksleben. Diese erhöhte Theilnahme für die urgermanischen Institutionen, die man, wenn irgendwo, in England noch in lebendiger Kraft und Wirksamkeit bestehen sah, dieses — wenn wir so sagen dürfen — Sichselbstbesinnen des deutschen Geistes auf sein eigenstes, ursprüngliches, nur leider hier durch allerlei fremdartiges Bauwerk überdecktes, ja theilweise zerstörtes Volksleben hat in Deutschland während der letzten zehn Jahre ganz augenfällige Fortschritte gemacht. Schon die praktisch-politischen Experimente des Jahrs 1848 bezeugten das entschiedene Vorwalten englisch-constitutioneller Ideen vor den bis dahin zum größern Theil gäng und gäbe gewesenen französischen. Das Verlangen nach wirksamerem Schutz der individuellen Freiheit, das Verlangen nach möglichster Selbständigkeit der communalen und lokalen Verwaltungen, das Verlangen nach strengster Unabhängigkeit der Gerichte und nach unbedingtem Uebergewicht der richterlichen Entscheidung vor dem bloßen Verwaltungsermessen — dies und ähnliches, worin die Beziehung auf altgermanische Einrichtungen nicht zu verkennen war, stand fast überall damals in erster Linie der Forderungen, ebenso wohl bei der demokratischen als bei der constitutionellen Partei.

Die Entwickelung der Dinge in Frankreich in und nach 1848 trug wesentlich dazu bei, diese Wandelung der öffentlichen Meinung in Deutschland zu vollenden und zu befestigen. Auch die extremsten Radicalen, welche bis dahin noch immer alles Heil von Paris erwartet hatten, fingen an zu begreifen, daß eine Freiheit, die heute durch eine Revolution erobert wird, um morgen durch einen Staatsstreich vernichtet zu werden, auf sehr schwachen Füßen steht, und auch die leidenschaftlichsten Vertheidiger einer „starken" d. h. absoluten Regierungsgewalt wurden bange vor einem Zustand der Dinge, der alle Garantien des Bestandes und alle Hebel der Entwickelung des Staatslebens lediglich in einer einzigen, doch immerhin nicht blos dem Irrthum, sondern auch dem allgemeinen Los der Sterblichkeit unterworfenen Persönlichkeit concentrirte.

So kam es, daß die gebildete öffentliche Meinung in Deutschland sich immer lebhafter mit Vergleichungen zwischen dem englischen und dem französischen, oder, im weitern Sinn, zwischen dem germanischen und dem romanischen Staatswesen beschäftigte und sowol die Symptome als die geschichtlichen Voraussetzungen und Ursachen der frappanten Abweichungen des einen von dem andern aufmerksamer denn je zu studiren anfing. Die Wissenschaft des vergleichenden Staatsrechts und der Geschichte ist ihren Antheil an dieser unstreitig sehr heilsamen Entwickelungsphase des politischen Bewußtseins unsers Volks nicht schuldig geblieben. Wenn sie dabei mit besonderer Vorliebe sich der Betrachtung des englischen Staatswesens zugewandt hat, so kann dies nicht wunder nehmen. Die politischen Institutionen Frankreichs, ein planmäßig

gegliederter und in allen seinen Theilen genau formulirter Schematismus, sind an sich leicht erkennbar und begreiflich, überdies aber auch gerade uns Deutschen, da in unsere vaterländischen Zustände im Lauf der letzten Jahrhunderte leider nur zu viel davon übergegangen ist, von Haus aus nicht fremd; das englische Staatswesen dagegen erfordert ein tiefes und schwieriges Studium, zumal seitdem man zu der Einsicht gekommen ist, daß dessen eigentliche Kraft und Wesenheit nicht blos in dem parlamentarischen Mechanismus, sondern hauptsächlich in einem Zusammenwirken mannichfaltiger Factoren des politischen Lebens, und nicht blos in dem, was gegenwärtig ist, sondern weit mehr noch in der Art und Weise, wie dies geworden ist, zu suchen sei. So erklärt es sich, daß die deutsche Publicistik in jüngster Zeit vorzugsweise auf das Studium des englischen Staatswesens und seines geschichtlichen Gewordenseins sich verlegt hat. Zu den reifsten und nutzbarsten Früchten dieses Studiums rechnen wir die neuesten Schriften von Gneist, deren erste: „Adel und Ritterschaft in England“ den Kernpunkt der ganzen englischen Verfassungsgeschichte, die eigenthümliche Stellung der dortigen Aristokratie zu den übrigen Klassen und zum Gemeinwesen scharf und klar herausstellt, und deren zweite, sehr umfänglich angelegte: „Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht“ das ganze Staatsleben Englands, besonders aber einen ebenso wichtigen als bisher noch wenig bekannten Theil desselben, die Verwaltungsverhältnisse, in ihrer ganzen Breite und ebenso wohl nach ihrer geschichtlichen Entwickelung wie nach ihrem gegenwärtigen Bestand darzustellen unternimmt.

Wir haben das Obige vorausschicken zu müssen geglaubt, um den augenblicklichen Stand der öffentlichen Discussion und der wissenschaftlichen Erörterung in Bezug auf das von uns gewählte Thema zu bezeichnen. Das Bedürfniß einer gründlichen Vergleichung der politischen Zustände jener drei großen an der Spitze der heutigen Civilisation stehenden Nationen ist offenbar vorhanden und allerseits gefühlt. Zu der Befriedigung dieses Bedürfnisses sind mancherlei und zum Theil sehr gelungene Anläufe gemacht. Allein diese Versuche haben sich bisher darauf beschränkt, theils nur eins jener drei Staatswesen in erster Linie zu schildern, mit blos beiläufiger Berücksichtigung der andern, theils einen bestimmten Abschnitt geschichtlicher Entwickelung zu umfassen, nicht den ganzen Verlauf derselben

Für das, was wir hier unternehmen, dürfte somit immerhin noch ein Platz offen, und die Mühe, der wir uns unterziehen, keine ganz verlorene sein. Uns nämlich kommt es vor allem darauf an, in raschem Ueberblick die epochemachenden Ereignisse und Verhältnisse in der Verfassungsgeschichte der drei Reiche aufzuzeigen, die zwingenden oder doch veranlassenden Ursachen der eigenthümlichen Entwickelungsphasen, welche jedes derselben in Bezug auf sein inneres Staatsleben durchlaufen hat, gleichsam die Keim- und Knotenpunkte, wo diese Entwickelung hier zu neuen gedeihlichen Bildungen ansetzt und sich entfaltet, dort ins Stocken geräth, verkümmert oder in unnatürliche Formen und Richtungen abgebeugt wird. Denn die Erkenntniß dürfen wir wol gegenwärtig als eine sichere Errungenschaft ebenso wohl unserer jüngsten äußern Kämpfe auf praktisch-politischem Gebiet als

der innern Durchbildung und Abklärung der Wissenschaft vom Staat und von der Gesellschaft für allgemein verbreitet halten: daß staatliche und gesellschaftliche Zustände von irgendwelcher Bedeutung und Dauer, (vollends so tief greifende und grelle Gegensätze, wie die in dem politischen Leben jener drei Culturvölker hervortretenden) nicht von gestern auf heute und von heute auf morgen sich machen oder gar machen lassen, vielmehr stets das Erzeugniß eines langen, inhaltreichen und vielverschlungenen geschichtlichen Processes sind.

Man hat wol bisweilen den Ausgangspunkt der so eigenthümlich abweichenden Gestaltung des Staatslebens in den drei Reichen Deutschland, England und Frankreich in eine der Gegenwart nicht allzu ferne Zeit verlegen zu dürfen geglaubt. Die englische Revolution im 17. Jahrhundert, die französische von 1789 und das daraus hervorgegangene Militärregiment des ersten Napoleon schienen ausreichende Erklärungsgründe für das zu bieten, was heutzutage in dem einen und dem andern dieser beiden Länder als der Typus des Staatswesens erscheint. Was Deutschland betrifft, so blieb die geschichtliche Beobachtung des gleichmäßigen Verfalls der Volksfreiheit nach unten wie der Einheit des Reichs nach oben gewöhnlich bei dem Westfälischen Frieden oder der Reformation stehen, stieg höchstens bis zu dem Untergang der Hohenstaufen hinan.

Die neuere Geschichtsforschung hat über dies alles ein helleres Licht verbreitet. Von der gewonnenen allgemeinen Erfahrung ausgehend, daß so gewaltige Veränderungen, wie wir sie in dem Verfassungswesen jener drei Staaten, ihren gegenwärtigen Zustand verglichen

mit einem weit rückwärts liegenden, offenbar wahrnehmen, nur durch früh eingetretene, lange und gleichmäßig fortwirkende Einflüsse hervorgebracht sein können, hat man den entferntern Ursachen dieser Abwandlungen nachgespürt, und ist so dahin gekommen, den Ursprung derselben in einer weit ältern Zeit, als man bisher gewohnt war, zu suchen und zu finden. Von England zwar galt es schon immer als ziemlich ausgemacht, daß dessen freie Verfassung nicht erst aus der Revolution von 1688 fix und fertig hervorgegangen, vielmehr im Lauf der Zeiten allmählich entstanden und durch jenes große Ereigniß nur wiedergeboren und befestigt worden sei. Indeß haben doch erst neuere Geschichtswerke über England und englisches Verfassungswesen, vor allen Macaulay's treffliche Einleitung in seine berühmte „History of England“, die Frage nach den ersten Anfängen und den eigentlichen Grundlagen des heutigen englischen Verfassungswesens mit Bestimmtheit auf weit rückwärts liegende Entwickelungsstadien, ja zum Theil bis in die angelsächsische Zeit zurückverwiesen. Rücksichtlich Frankreichs hat am entschiedensten und überzeugendsten neuerdings Tocqueville den Wahn zerstört, als ob erst die Revolution von 1789 oder das in ihre Erbschaft eingetretene Napoleonische Regiment das Princip der künstlichen Centralisation des ganzen Staatslebens erfunden, die Unabhängigkeit und freie Bewegung des Provincial- und Lokalgeistes zerstört hätte, und in Deutschland ist man mehr und mehr dahin gelangt, die Anfänge jener verhängnißvollen Wendung unserer Geschichte von der Einheit zur Vielheit und innern Spaltung hin immer weiter zurückzuverlegen und den ersten entscheidenden, nicht wieder zu heilenden

Riß in das Ansehen und die Macht deutschen Kaiserthums mindestens schon in der tragischen Geschichte Heinrich's IV. zu finden.

In der That bedarf es auch keiner ungewöhnlichen Beobachtungsgabe, um zu erkennen, daß jene divergirende Entwickelung der politischen Einrichtungen Deutschlands, Englands und Frankreichs, welche, fort und fort sich erweiternd, allmählich zu den merkwürdigen Gegensätzen geführt hat, die wir heute in dem Staatswesen und dem öffentlichen Geist dieser drei Länder wahrnehmen, bereits in den allerfrühesten Zeiten beginnt.

Bekanntlich haben alle drei Staaten insofern eine gemeinsame Wurzel, als sowol der angelsächsische und der normannische Stamm, welche nacheinander dem britischen Staatswesen den Stempel ihrer Herrschaft aufdrückten, wie der fränkische, welcher in dem ehemaligen Gallien ein Reich gründete, woraus später das heutige Frankreich erwuchs, ihren Ursprung von den Küsten und aus den Wäldern Germaniens ableiten. Aber schon bei diesen ersten Ansiedelungen germanischer Stämme auf neuen Gebieten sehen wir dieselben, hier mehr, dort weniger, von den eigenthümlichen Bedingungen dieser Ansiedelungen selbst, von dem Charakter der Völkerschaften, mit denen sie in Beziehung traten, von den Sitten, den Einrichtungen, den gesellschaftlichen und religiösen Ideen, die sie vorfanden, berührt und in einen unwillkürlichen Umwandelungsproceß hineingezogen. In einem hohen Grad ist dies bei den Franken der Fall, welche unter romanisirten, an geistiger Bildung, oder wenigstens Verfeinerung, ihnen selbst überlegenen Völkerschaften, auf einem überall mit den Spuren römischer Weltherrschaft

und Civilisation bedeckten Boden, in vielfachster Berührung mit der bereits mittels eines kunstvollen Organismus hierarchischer Gliederung nach gebietendem Einfluß ringenden Kirche ihren anfänglich kleinen und verhältnißmäßig schwachen Militärstaat aufrichteten. Für die politische Gestaltung dieses jungen Staats hatte dies die wesentlichsten Folgen. Das stark vorwaltende demokratische Element der Gleichheit aller freien Männer, welches in den germanischen Wäldern Tacitus und Cäsar vorfanden, mußte jetzt einer mehr monarchisch-aristokratischen Organisation weichen. Inmitten einer ungleich zahlreichern, fremden, von ihr unterdrückten Bevölkerung mußte die fränkische Militärkolonie eine straffere Gliederung annehmen, mußte der Herzog, den man sonst nur für den einzelnen Heerzug zu wählen pflegte, sich in einen bleibenden, mit umfassenden Vollmachten bekleideten König verwandeln, genügte es nicht mehr, wie in der alten Heimat, daß eine Schar kampflustiger Jünglinge (ein Gefolgewesen) freiwillig sich zu einem Abenteuererzug vereinigte, oder daß nach einem gemeinsamen Beschluß aller freien Männer ein allgemeiner Volkskrieg bedachtsam vorbereitet wurde, bedurfte es vielmehr eines immer schlagfertigen Heers zur Vertheidigung wie zum Angriff, also einer feststehenden Verpflichtung zum Kriegsdienst — sowol seitens der Masse der Waffenfähigen gegen bestimmte Führer als seitens dieser gegen den gemeinsamen obersten Kriegsherrn, den König.

So entstand hier gleichsam von selbst und mit einer gewissen Nothwendigkeit der militärische Lehnsstaat. Zwei Richtungen waren in demselben gemischt und stritten um den Vorrang — beide dem germanischen Wesen bis

dahin fremd, oder doch nur in schwachen Ansätzen darin wahrnehmbar und durch die vorwaltende Hinneigung der Germanen zu persönlicher Freiheit und zur Gleichberechtigung aller Freien niedergehalten und gebunden — die Richtung auf Alleinherrschaft eines Einzelnen und die auf Vielherrschaft einer Kaste, die monarchische und die aristokratische. Noch war unentschieden, welche von beiden im Lauf der Zeit den Vorrang über die andere und das Ausschlag gebende Uebergewicht in dem neuen Staatswesen erringen werde; gewiß aber war, daß die altgermanische Verfassung hier eine Ablenkung von ihren ursprünglichen, vorwaltend demokratischen Grundlagen erfahren habe, von welchen eine Umkehr zu den frühern Zuständen nicht so leicht zu erwarten stand.[1]) Denn alle Verhältnisse des neuentstandenen Staatswesens drängten vielmehr auf das Gegentheil, auf eine Stärkung und Befestigung der einen oder andern jener beiden Richtungen hin. Der bisherige Herzog eines freien germanischen Volksstamms war durch die Eroberung Galliens und die Besiegung der frühern Gebieter dieses Landes, der Römer, zugleich Herr einer Bevölkerung geworden, welche durch den Despotismus römischen Imperatorenthums die Gewohnheit des Beherrschtwerdens und des Gehorchens tief in sich aufgenommen hatte. Chlodwig selbst und seine Franken hatten, ehe sie Gallien eroberten, längere Zeit als Hülfstruppen in römischem Sold gestanden und waren mit den Einrichtungen und dem Geist des römischen Staats vertraut geworden. Um sich der Unterwürfigkeit der eingeborenen Bevölkerung zu versichern, schien es keinen sicherern Weg zu geben als: die Aristokratie geistlicher und weltlicher

Großen, welche man in Gallien vorfand, und welche einen weithinreichenden Einfluß auf die Masse des Volks ausübte, der neuen Ordnung der Dinge dadurch zu befreunden, daß man ihr die Stellung, die sie unter der Römerherrschaft besessen, als ein Gnadengeschenk des neuen Oberherrn zurückgab oder bestätigte. Zugleich war darin das beste Mittel geboten, um jenen verletzenden gesellschaftlichen Unterschied auszugleichen, welchen der angeborene Freiheitsstolz des Franken zwischen ihm als dem Sieger, und dem Gallier oder Römer als Besiegten zu machen pflegte, und welcher, wenn er keine Milderung erfuhr, der friedlichen Verschmelzung der Sieger mit den Besiegten zu einem einzigen Volk unüberwindliche Hindernisse entgegenzusetzen drohte. Gallier und Römer konnten jetzt dem Franken gleichgestellt, ja über denselben erhoben werden — durch den Dienst des Königs. Der Dienst des Königs ward eine Quelle der Auszeichnung, die, immer reichlicher fließend und sich immer weiter ausbreitend, allmählich jene andere Quelle, aus welcher bisher allein der Germane seine Ehre geschöpft hatte — das stolze Bewußtsein: ein freier Mann auf eigenem Grund und Boden zu sein, erst in den Schatten stellte, zuletzt beinahe völlig trocken legte. Ein Lehnsmann oder Hofbeamter des Königs, ja nur der Lehnsmann eines Lehnsmanns des Königs zu sein, ward bald das höchste Ziel des Ehrgeizes nicht blos für den Römer und Gallier, sondern auch für den Franken, der immer häufiger seine Unabhängigkeit und seinen angestammten freien Besitz daran gab, um nur in jene große Gliederung eingereiht zu werden, welche, vom König anhebend und durch eine lange Reihe höherer und nie-

derer Grade sich verzweigend, allein denen, welche daran Theil hatten, gesellschaftliche Ehre und Auszeichnung zu verleihen schien. Die urgermanische Sitte des Gefolgewesens, welche nur ein freies und rein persönliches Anhänglichkeitsverhältniß der Kampfsgenossen an den Führer begründete, verschmolz mit der den Gallo-Romanen abgelernten Gewöhnung, Macht und Ansehen nach unten um den Preis von Dienstbarkeit und Unterwürfigkeit nach oben zu erkaufen, zu jenem eigenthümlichen Institut des Lehnswesens, welches den Vasallen dauernd, für sein ganzes Leben, mit Gut und Blut an die Person und den Dienst eines Höhern, seines Lehnsherrn, knüpfte — ein Institut, das sich nirgends sonst als in den aus germano-romanischen Elementen entstandenen Staatswesen, in diesen aber auch überall entwickelte.

Die Erbschaft der Römerherrschaft, welche der fränkische Eroberer in Gallien angetreten, leistete der Ausbildung dieses Instituts auf mancherlei Weise Vorschub. Die Formen und Traditionen einer vielgegliederten und wohl abgetheilten Hof- und Staatsbeamtenschaft, wie man sie in Gallien vorgefunden, boten sich zur leichten Uebertragung auf die neue Ordnung der Dinge dar. Das kaiserliche Domänengut, welches naturgemäß dem neuen Herrn dieser Lande zufiel, stellte demselben reiche Mittel zur Verfügung, um durch Schenkungen oder Beleihungen die Tapfersten, Angesehensten oder seiner Gunst am nächsten Stehenden sich zu verbinden, und so alsbald eine zahlreiche Vasallenschaft zu gewinnen. Auch die Römische Kirche trat bereitwillig in dieses neue System ein, indem sie ihr reiches Gut unter den Schutz und in den Dienst entweder des Königs selbst oder eines seiner

Großen stellte, ihrerseits aber wiederum Güter und Personen kleiner Freisassen, die sich nicht selbst zu schützen vermochten, unter ihren geheiligten Schutz nahm.

So kam es denn, daß die Zahl der wirklich freien Männer allmählich immermehr abnahm, daß die einen ihr vordem freies Besitzthum und sich selbst aus eigenem Antrieb in den Schutz eines größern Grundbesitzers gaben und sich zu dessen Lehnsmann oder Hintersassen erklärten, andere von einem mächtigern Nachbar gewaltsam aus dem freien Besitz verdrängt oder dermaßen bedrückt und geängstigt wurden, daß sie eine wenn auch abhängige, doch gesicherte Existenz dieser schutzlosen Freiheit vorzogen, noch andere endlich, um sich den immer häufiger wiederkehrenden Verpflichtungen des Kriegsdienstes zu entziehen und in Ruhe ihren Acker bauen zu können, durch anderweite Leistungen, die sie dem Anführer versprachen, sich bei diesem von der persönlichen Heeresfolge loskauften.

Mit dieser Umgestaltung der Besitz- und Standesverhältnisse ging natürlich eine Umgestaltung der politischen Verfassung Hand in Hand. Wenn vordem alle freien Männer in öffentlichen Versammlungen, unter selbstgewählten Leitern der Verhandlungen, die gemeinsamen Angelegenheiten, namentlich das Rechtsprechen in Streitigkeiten oder bei Verbrechen wahrgenommen hatten, so wurden jetzt nicht blos die Leiter dieser Versammlungen vom König ernannt (die Grafen), sondern es bildete sich auch neben der ältern demokratischen Form der Selbstverwaltung und der Rechtsfindung durch die Genossen eine neue aristokratische aus, welche jene im Lauf der Zeiten mehr und mehr überflügelte und verdrängte: eine richterliche und obrigkeitliche Gewalt der

Schutzherren über ihre Schutzbefohlenen und Hintersassen — die Vorläuferin der spätern Patrimonialgerichtsbarkeit. Die Vertretung des Volks im ganzen endlich — im alten Germanien ebenfalls vorzugsweise demokratisch, indem der Schwerpunkt der Entscheidung bei allen wichtigern Angelegenheiten in der Gesammtheit aller freien und wehrhaften Männer lag, — spitzte sich jetzt immer mehr halb aristokratisch, halb monarchisch zu: statt des ganzen Volks waren es nur die Großen, welchen man fortan noch eine wirklich mitberathende Stimme bei den öffentlichen Angelegenheiten einräumte (die übrigen ließ man höchstens der Form nach ihre Zustimmung durch Zuruf erklären) — und auch diese wurden weder regelmäßig noch vollständig versammelt, sondern der König berief gewöhnlich nur in seinen Rath wen es ihm beliebte und so oft es ihm beliebte.[2])

Ganz anders waren in allen diesen Beziehungen die Verhältnisse auf der britischen Insel geartet, auf welcher, nahezu gleichzeitig mit der fränkischen Besitznahme Galliens, germanische Kraft ein neues Reich gründete. Von allen den Einflüssen, welche in Gallien auf die fränkischen Stammesvettern der Angelsachsen so mächtig umbildend eingewirkt hatten, fand sich hier wenig oder nichts vor. Von einer altbegründeten und überlegenen Cultur, welche die ursprüngliche Natur der neuen Ansiedler hätte verändern können, war auf dieser Insel kaum eine Spur, denn römische Macht und römische Sitte waren hier niemals so tief und bleibend wie auf dem gallischen Festland eingedrungen; ein römisches Kirchenthum gab es hier nicht, und selbst das Christenthum fand erst langsam und spät seinen Weg zu diesen

Gestaden. Die angelsächsischen Abenteuerer selbst, welche Britannien in Besitz nahmen, kamen unmittelbar von den Küsten Germaniens, und gehörten einem Stamm an, der niemals weder mit den Römern selbst, noch mit einem von diesen beherrschten und civilisirten Volk in nähere Berührung gekommen war. Der Kampf, welchen die Angelsachsen zur Begründung ihrer Herrschaft in Britannien zu bestehen hatten, ward nicht gleich dem der Franken mit den Römern gegen eine organisirte Macht geführt, bedingte daher auch nicht die Nothwendigkeit einer ähnlichen militärischen Organisation; es war ein wilder Kampf von Stamm gegen Stamm, ein Volkskrieg, wie ihn die Germanen auch daheim oft geführt hatten. Die besiegten Bretonen verschmolzen wol nur zum kleinsten Theil mit den Siegern; der bei weitem größte Theil ward entweder vernichtet oder nach dem Kriegsbrauch der Germanen zu Sklaven gemacht, oder vertrieben. Genug, nach beendetem Kampf und vollbrachter Eroberung des Landes fand sich diese angelsächsische Abenteuererschar sehr wahrscheinlich nahezu in demselben Zustand politischer und gesellschaftlicher Gestaltung wieder, in welchem sie ihre alten Sitze jenseits des Meers verlassen hatte. Ja selbst die alte nationale Untugend der Zerspaltung in einzelne sich feindlich oder doch fremd gegenüberstehende Stämme stellte sich auch hier alsbald wieder ein, indem diese Ansiedler auf der britischen Insel, kaum als sie das Werk der Eroberung vollbracht, nicht wie die Franken in Gallien Ein Reich, sondern eine Mehrheit von Reichen gründeten, welche nicht selten im Kampf miteinander lagen. Dies letztere namentlich ist ein sprechender Beweis dafür, daß die äußere Spannung

der Verhältnisse hier ungleich geringer als in dem fränkischen Reich in Gallien, also auch weit weniger Anlaß gegeben war, die demokratischen Grundlagen der Verfassung zu Gunsten eines monarchisch-aristokratischen Systems streng militärischer Gliederung abzuändern.

Allerdings brachte im Lauf der Zeit theils der natürliche Gang staatlicher und gesellschaftlicher Entwickelung, theils das Eindringen fremder Einflüsse, theils endlich die zwingende Macht äußerer Ereignisse auch in das angelsächsische Gemeinwesen allerlei Ansätze sowol einer mehr monarchischen Concentration als einer aristokratisch-feudalen Gesellschaftsgliederung. Die Gewöhnung des einen Theils der Bevölkerung an die friedlichen Beschäftigungen des Ackerbaus, der Gewerbe, des Handels verschaffte dem andern Theil, welcher das Kriegshandwerk zu seinem regelmäßigen Beruf machte, dem Adel und der Ritterschaft ein Uebergewicht und eine Herrschaft über jenen, indem mancher freie Mann auch hier es vorzog, sich in den Schutz und Dienst eines kriegsgeübten und mächtigen Herrn (eines „Hlaford" oder Lords) zu begeben. Das Beispiel des nahe gelegenen Frankreich wirkte zur Nachfolge lockend herüber — in dem Maße, wie der Verkehr zwischen beiden Gestaden sich entwickelte — und die Römische Kirche brachte, als sie auch hier Eingang fand, neben neuen religiösen Ideen auch neue politische Anschauungen mit. Endlich aber machten die seit dem Ende des 8. Jahrhunderts sich immer häufiger wiederholenden Raub- und Eroberungszüge der Dänen an die Küsten Britanniens eine starke militärische Organisation nöthig, und leisteten also gleichfalls der Entwickelung feudaler Einrichtungen Vor-

schub. Die Unterjochungen des einen Stamms durch den andern (wennschon beide derselben Völkerfamilie angehörten) brachten jedesmal neue Ungleichheiten in den Personen- und den Besitzverhältnissen hervor. Eine Vereinigung der bis dahin getrennt gewesenen angelsächsischen Reiche oder wenigstens einzelner derselben zu dem Zweck einer Abwehr des gemeinsamen furchtbaren Feindes mochte eine weitere Folge dieser Einfälle der Dänen sein; weil letztere aber in der Regel so plötzlich und unvorhergesehen erfolgten, daß nur eine rasch bereite lokale Kriegsmacht im Stande war, ihnen einigermaßen Widerstand zu leisten, so hatten sie (ähnlich wie die Einfälle der Normannen in Frankreich unter den spätern Karolingern) auch noch die andere Wirkung: ein starkes und unabhängiges Vasallenthum zu schaffen, welches bisweilen die Königsmacht selbst und die Einheit des Staatswesens in Frage stellte. [3])

Bei alledem glauben wir dennoch als zweifellos hinstellen zu dürfen, daß die Umwandelung der alten, auf einer ausgedehnten Freiheit und Gleichheit aller wirklichen Volksgenossen beruhenden germanischen Verfassung in eine der persönlichen und der Vermögensungleichheit, der Unterordnung einer Gesellschaftsklasse unter die andere und der Abhängigkeit aller von einem obersten, schlechthin gebietenden Willen — daß eine solche Umwandelung, wie sie in Frankreich, zumal im westlichen, auf galloromanischem Boden, sich so entschieden und so rasch vollzog, in dem angelsächsischen Reich an den britischen Küsten nur in ungleich schwächerm Maß und ungleich langsamer vor sich ging. Bis zu der normannischen Eroberung dieses Reichs (im 11. Jahrhundert) behaup-

tete das ursprüngliche germanische Princip gegen die hereinbrechende Feudalität, wenn nicht das Uebergewicht, doch sicher ein sehr starkes Gegengewicht. Die Grundlage alles Staatswesens, die Verwaltung des Rechts und der Polizei, blieb fortwährend eine vorwaltend demokratische oder volksgenossenschaftliche. Zwar verwandelte sich auch hier die anfangs gewählte Obrigkeit des Bezirks allmählich in eine vom König ernannte; aber die Bedeutung der Genossenschaftsgerichte selbst erhielt sich fast ungeschmälert, und die Guts- und Herrschaftsgerichte, welche sich daneben ab und zu bildeten, erlangten hier nie jenen gewaltsamen übergreifenden Einfluß auf die Gau- und Gemeindeverfassung, welcher ihnen in Frankreich wahrscheinlich schon ziemlich früh zu Theil ward. Die Zahl derer, welche in ein solches Abhängigkeitsverhältniß zu einem größern Grundbesitzer traten, war überhaupt hier ohne Zweifel eine viel geringere im Verhältniß zu denen, die nach wie vor auf freiem Grund und Boden saßen, als drüben. Die allgemeinen Volksversammlungen schrumpften zwar auch hier im Lauf der Zeit zusammen zu aristokratischen Versammlungen, bei denen sich in der Regel nur die großen Grundherren und die königlichen Beamten — die Grafen und Vicegrafen (Sheriffs), gleichsam als Vertreter ihrer Bezirke —, selten wol noch einfache Freisassen einfanden; allein theils war und blieb das Gewicht der angelsächsischen Landesvertretung — des Witenagemot — gegenüber dem Staatsoberhaupt ein viel größeres und fester bemessenes als in dem merovingischen Frankreich und unter den Nachfolgern Karl's des Großen, theils hatte selber die mehr aristokratische Zusammensetzung dieser Versamm-

lungen hier weniger Bedenkliches, weil die angelsächsische Aristokratie viel enger mit dem Volk zusammenhing, viel weniger den Charakter einer herrschenden und alle andern Klassen unterdrückenden Kaste an sich trug, als die westfränkische. Denn die Verwandlung des altgermanischen, auf persönlicher Auszeichnung und Schätzung durch die Volksgenossen oder auf größerm Grundbesitz ruhenden Adels in einen Dienstadel nach gallo-fränkischem Muster ging bei den Angelsachsen jedenfalls nur in viel beschränkterm Umfang vor sich: die Masse und der eigentliche Stamm des Adels blieben selbständig, freie Herren auf eigenem Besitz und in freundlichen Beziehungen zu den sie umwohnenden kleinern Freisassen, welche in ihnen natürliche Vertreter und Beschützer, nicht Gebieter und Unterdrücker erblickten. Allerdings erhob der Dienst des Königs den, welcher in denselben eintrat, zu dem bevorzugten Rang eines Thane; aber eben diesen Rang (oder wenigstens den Anspruch darauf) verlieh auch ein gewisser Grundbesitz, verlieh auch der Besitz einer vollständigen kriegerischen Waffenrüstung, ja verlieh sogar dem einfachen Kaufmann eine dreimalige Seefahrt aus eigenen Mitteln. [4])

In Deutschland (oder, wie es damals noch hieß, Germanien), von wo die beiden neuen Staatswesen, das fränkische und das angelsächsische, ausgegangen, war inzwischen die gesellschaftliche und politische Verfassung nahezu dieselbe geblieben, wie sie zur Zeit der Völkerwanderung gewesen war. Die einzelnen Stämme und Stammesbündnisse lebten nebeneinander hin, bisweilen friedlich, bisweilen einander bedrängend, zum Theil in einer strengern oder losern Abhängigkeit von dem großen

Frankenreich im Westen, zum Theil noch völlig frei und unberührt davon. An der Spitze dieser einzelnen Völkerschaften standen Stammesfürsten, Herzöge, auch wol bisweilen Könige genannt, ihnen zunächst eine Klasse der Edeln, von höherer persönlicher Auszeichnung, jedoch im übrigen ohne wesentliche politische Vorzüge, vollends ohne irgendwelche eigentliche Herrschaftsrechte über die freien Männer.

Daß von dem Frankenreich her auch in diese germanischen Länder, zumal in die mit jenem in näherer Berührung stehenden, Ansätze des dort sich ausbildenden Feudalwesens nach und nach eindrangen, ist wohl glaublich. Indeß widerstand doch das ungemischtere germanische Element diesen Einflüssen ziemlich lange, und selbst jene germanischen Landstriche, die unter dem Namen Ostfranken oder Austrasien als ein integrirender Theil des Frankenreichs betrachtet wurden, unterschieden sich von dem eigentlich gallo-romanischen Theil (Neustrien) durch ein strengeres Festhalten an den volksthümlichen Einrichtungen der ursprünglichen germanischen Verfassung. Der Kampf der austrasischen Familie Pipin gegen die neustrischen Hausmeier der merovingischen Könige — ein Kampf, der mit der Entthronung dieser letztern und der Einsetzung einer neuen Dynastie an ihrer Statt endete —, war daher auch kein bloßer Kampf persönlichen Ehrgeizes, sondern hatte die höhere Bedeutung einer Reaction des germanischen Elements in seiner größern Reinheit gegen das entartete germano-romanische, der volksthümlichen Aristokratie eines auf großen eigenen Besitz und auf die freie Anhänglichkeit der Volksgenossen gestützten Geschlechts gegen eine nur durch Anmaßung

und Misbrauch der königlichen Gewalt sich behauptende, das Volk mishandelnde, alle Ordnung und alles Recht im Staat verhöhnende Hofbeamtenschaft, wie sie unter den entarteten Merovingern namentlich im westlichen oder neustrischen Theil des Reichs aufgekommen war. [5])

Eine ganz neue Phase des franko-gallischen Staatslebens beginnt mit Karl dem Großen. Es ist oftmals darüber gestritten worden, welcher Nation, ob der deutschen, ob der französischen, dieser große Monarch zu eigen angehöre; französische Geschichtschreiber haben ihn für Frankreich, deutsche haben ihn für Deutschland in Anspruch genommen. Gewiß ist, daß in seiner Regierungsweise germanische und romanische Elemente sich auf das Allermerkwürdigste vermischen und durchdringen. In Einem Punkt indeß treffen beide Richtungen seines politischen Systems zusammen; Ein Ziel verfolgen beide mit der entschiedensten Consequenz: die Niederhaltung und Wiederherabdrückung der unter den schwachen Nachkommen Chlodwig's und bei deren steten Kämpfen untereinander übermächtig gewordenen Aristokratie. Dahin zielen die centralisirenden Einrichtungen des großen Kaisers, die stete Controle, welche er über die Statthalter der Provinzen durch Sendgrafen oder Bischöfe zu üben suchte, sowie die Auflösung der alten Stammesherzogthümer in dem germanischen Theil des Reichs, die er, soweit möglich, in Markgrafschaften, als Reichslehne, die der Kaiser vergab und zurückziehen konnte, verwandelte; die Entbietung der großen und kleinen Vasallen zu regelmäßigen Reichsversammlungen, um in ihnen das stete Gefühl der Zubehörigkeit zu einem Ganzen wach zu erhalten und zugleich die Centralgewalt in einer persön-

lichen Rapport mit den Lokalgewalten zu setzen; der Unterthaneneid gegen den Kaiser als den obersten Lehnsherrn, den nach seiner Vorschrift die Aftervasallen neben und vor dem Eid gegen ihren nächsten Lehnsherrn schwören mußten; die Sorgfalt, womit Karl das durch Schenkungen ungebührlich verminderte Domänengut der Könige durch gute Verwaltung wieder zu einer reichlicher fließenden Machtquelle zu machen beflissen war, sowie die bessere Einrichtung der Reichszölle; dahin aber auch die von ihm unternommene Kräftigung der alten germanischen Rechtsverfassung durch Neubelebung der Volksgerichte, sowie durch Sammlung und Verbesserung der alten Volksrechte, dahin endlich die Wiederherstellung des Heerbanns aller freien waffenfähigen Männer an der Stelle des bloßen Gefolgedienstes der Lehnsmänner.

Schon die Vorgänger Karl's des Großen, namentlich der gewaltige Karl Martell, hatten denselben Gedanken verfolgt: eine kräftige einheitliche Gewalt auf starken nationalen und volksthümlichen Unterlagen zu begründen. Die Verhältnisse waren diesem Vorhaben damals günstig gewesen, und waren es auch jetzt wieder. Die Gefahr, welche der fränkischen Monarchie und dem Christenthum — zwei Begriffen, die in den Gemüthern des Volks durch die karolingische Politik bis zur Ununterscheidbarkeit verschmolzen — erst von den mohammedanischen Sarazenen, dann von den heidnischen Friesen, Sachsen und Normannen drohte, erzeugte in den sämmtlichen Bevölkerungen dieses christlich-germanischen Reichs ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und einen Zug der Unterordnung unter die oberste Schirmgewalt der Christenheit, welcher die auseinanderstrebenden und eigensüchtigen Ten-

denzen des Feudalismus wenigstens für den Augenblick paralysirte.

Freilich aber auch nur für den Augenblick! Denn das rasche Wiederzerbröckeln des gewaltigen Baus staatlich-nationaler Einheit, den Karl's des Großen starke Hand für lange Dauer aufgerichtet zu haben schien, bekundete deutlich, daß nur persönliche Größe, nicht die Natur der Verhältnisse einen vorübergehenden Sieg über die widerstrebenden Elemente davongetragen, und daß die aufsteigende Bewegung aristokratischer Sonderung und Unbotmäßigkeit noch lange nicht ihren Höhe- und Haltpunkt erreicht habe.

Wir überspringen einen größern Zeitraum und knüpfen den Faden unserer Betrachtung da wieder an, wo wir, aus den Trümmern der großen karolingischen Monarchie ausgeschieden, zwei selbständige Reiche auf mehr oder minder nationalen Grundlagen gesondert erblicken: ein französisches und ein deutsches. Wir sehen diese beiden Reiche, ein jedes in seiner Weise, nach Erfüllung der Bedingungen ringen, welche die moderne Idee des Staats an jeden durch Stammesgemeinschaft oder sonstige Verhältnisse verbundenen Complex von Individuen oder von Völkerschaften stellt. Aber welchen merkwürdigen Gegensatz nehmen wir da sogleich wahr! Frankreich stellt sich uns vor der Hand noch als ein bloßes Agglomerat großer und kleiner Herrschaften dar, die mit beinahe vollkommener Souveränetät nebeneinander bestehen; das Königthum ist unter den Händen einer Reihe schwachsinniger, zum Theil selbst körperlich verwahrloster Fürsten, entarteter Nachkommen des gewaltigen Karl, zu einem völligen Schattenbild herabgesunken, das Volk aber liegt

darnieder unter dem Druck eines bis zur äußersten Härte verschärften Feudalsystems. [6])

Die Maßregeln Karl's des Großen, welche bestimmt gewesen waren, der Ausbildung dieses Systems einen heilsamen Zaum anzulegen, einestheils durch Befestigung und Ausdehnung der Königsmacht, anderntheils durch Wiederbelebung und Beschützung der allgemeinen Volksfreiheit, waren von keiner nachhaltigen Wirkung gewesen. Das germanische Princip der Gemeinfreiheit und Gleichheit hatte in dem westlichen Theil des Frankenreichs niemals recht Wurzel geschlagen, weder in den Sitten, noch in den Einrichtungen, und seine künstliche Einführung hielt daher nicht länger Stich als die Gewalt selbst, von welcher sie ausgegangen war. Die wiederholten Erbstreitigkeiten unter den Nachkommen Karl's des Großen, welche die weisen Absichten ihres großen Vorfahren gänzlich misachteten, gaben wiederholt das Reich allen Greueln der Verwüstung, die Königsgewalt den ärgsten Demüthigungen durch den Uebermuth trotziger Vasallen preis, und steigerten Einfluß und Macht dieser letztern ins Ungemessene. Nicht blos Güter und Rechte der Krone wurden mit verschwenderischer Hand von den um die Unterstützung der großen Vasallen buhlenden Thronprätendenten verliehen oder verschenkt, sondern, was schlimmer war, durch die der Feudalaristokratie bewilligte Erblichkeit ihrer Lehen ward dieselbe fast gänzlich unabhängig von der oberstherrlichen Gewalt der Krone gestellt, während die letztere eben dadurch in noch entschiedenere Abhängigkeit von jener gerieth.

Wesentlich anders stand es in dieser Hinsicht in dem östlichen Theil des ehemaligen großen Frankenreichs, dem

nun zu nationaler Selbständigkeit zurückgekehrten Deutschland. Weder die Zersplitterung des Ganzen, noch die Unterdrückung der Volksfreiheit durch eine übermächtige Aristokratie war hier so weit vorgeschritten wie drüben. Die Gauverfassung und die sonstigen altherkömmlichen volksthümlichen Einrichtungen bestanden hier noch in ziemlich ungeschwächter Kraft. Die einheitliche Gewalt über das Ganze war zwar auch hier keineswegs unbestritten, allein was ihr gegenüberstand war nicht eine Vielheit dynastischer Feudalherrschaften, sondern eine kleine Zahl natürlicher Gruppirungen, nämlich die vier oder fünf großen Stämme oder Völkerbünde, in welche die Nation zerfiel, jeder mit einem oder einigen hervorragenden Geschlechtern an ihrer Spitze, aus denen die Stammesherzöge, als die natürlichen Oberhäupter und Vertreter dieser großen Volksgemeinschaften, hervorgingen.

Dieser Zustand der Dinge in Deutschland kam offenbar, dem äußern Anschein nach, der Einheit viel näher als jene dreißig oder — in späterer Zeit — nahezu sechzig verschiedenen Halb- oder Ganzsouveränetäten, in welche Frankreich während des 9. und 10. Jahrhunderts zerfiel.

Näher betrachtet freilich war jener erstere Zustand (wie auch der Erfolg bald genug zeigte) der wahren und dauernden Begründung einer obersten einheitlichen Staatsgewalt viel weniger günstig als dieser letztere. Damals allerdings, als nach dem Erlöschen des karolingischen Stamms in Deutschland und nach dem Aufgeben auch jener letzten Tradition fränkischer Oberhoheit, welcher der Franke Konrad seine Erhebung auf den erledigten Thron verdankt hatte, das Haupt des mächtigsten und bisher unbotmäßigsten deutschen Stamms,

der Sachse Heinrich mit starker Hand das Scepter über Deutschland ergriff, als er die übrigen Stämme sammt ihren Fürsten theils mit Gewalt, theils durch seine Weisheit und Mäßigung, unter dem mitwirkenden Einfluß großer nationaler Gefahren von außen, der oberstherrlichen Gewalt des deutschen Königs unterwarf, — da schien dieses Königthum auf festen Grund gebaut und Deutschland auf dem besten Weg zu einer compacten einheitlichen Gestaltung zu sein. Und als dagegen (etwa dreiviertel Jahrhundert später) Hugo Capet, der kleine Graf von Paris, die den letzten Karolingern entfallene Krone des westlichen Frankenreichs sich aufsetzte, als er das kühne Wagstück unternahm, von seinem Besitzthum, der Isle de France, aus die weiten Lande zwischen den beiden Meeren, den Pyrenäen, dem Jura, den Vogesen und den Ardennen zu beherrschen und die nahezu sechzig großen und kleinen Landesherren, welche dieses Gebiet unter sich getheilt hatten, und die sich sämmtlich so souverän dünkten wie er, und zum nicht geringen Theil reicher und mächtiger waren als er, seiner Oberhoheit zu unterwerfen, da konnte ein solches Unternehmen recht wohl für chimärisch gelten; und wer damals hätte voraussagen wollen, daß diese Masse ungleichartiger, auseinanderstrebender, weder durch ein gemeinsames politisches Band, noch selbst durch Sitte, Sprache oder Blutsverwandtschaft zu einer Einheit verbundener und aufeinander angewiesener Völker und Ländergruppen einstmals das am stärksten centralisirte Reich und die am meisten gleichförmige Nationalität in Europa bilden würde, der hätte wahrhaftig ein guter Prophet sein müssen.

Und doch waren noch nicht zwei Jahrhunderte seit jenem Zeitpunkt verflossen, als man bereits Frankreich im vollen Zug nach den Zielen einer starken einheitlichen Organisation erblickte, Deutschland dagegen von den hoffnungsvollen Anfängen einer solchen so weit zurückgeworfen, daß selbst das noch weniger geübte Auge damaliger Geschichtschreiber den drohenden Verfall der deutschen Königsmacht mit ziemlicher Sicherheit voraussah. Mit Heinrich's IV. Fall ist jener stolze Bau, den Heinrich I. errichtet, in seinen tiefsten Grundfesten erschüttert, während der Zeitgenosse Heinrich's IV. und Heinrich's V., Ludwig VI. (der Dicke) von Frankreich, das scheinbar so hoffnungslose und abenteuerliche Beginnen seines Ahnherrn Hugo Capet bereits so weit gelungen sieht, daß nicht blos die widerspenstigen Vasallen sich der oberstrichterlichen Gewalt des Königs, als des geborenen Beschützers der Armen und Unterdrückten, freiwillig oder unfreiwillig unterworfen haben, sondern daß auch in den Völkern selbst sich bereits ein so lebhaftes Gemeingefühl ankündigt, daß, als Heinrich V. von Deutschland den französischen König mit Krieg bedroht, aus allen Theilen des Landes, von den Gestaden der Rhône und der Loire wie von denen der Seine, kampflustige Scharen herbeieilen und sich um das gemeinsame Banner Frankreichs, die Oriflamme, sammeln!

Die Ursachen dieser so überraschenden Wendung in der politischen Entwickelung der beiden Länder sind zum Theil allerdings von jener Art, welche man im gewöhnlichen Leben zufällige zu nennen pflegt. Die Capetinger hatten das große Glück, daß eine Reihe langer und weder durch Unmündigkeit noch durch Aussterben des

Mannsstamms unterbrochener Regierungen eine stetige und ungestörte Tradition einerseits des Herrschens, andererseits des Gehorchens erzeugte. In Deutschland fand leider das gerade Gegentheil davon statt. Otto II. ward nur achtundzwanzig, Otto III. gar nur zweiundzwanzig Jahre alt, und mit dem letztern erlosch schon in der vierten Generation die Dynastie der Sachsen. Nicht anders ging es mit der fränkischen Dynastie. Heinrich III., nächst Heinrich I. und Otto I. vielleicht der kräftigste Herrscher Deutschlands, mußte schon im sechsunddreißigsten Jahr sein thaten- und planreiches Leben enden; die lange Unmündigkeit Heinrich's IV. ward eine wesentliche Ursache der Zerrüttung, in welche das Reich unter diesem Kaiser fiel, und kaum daß Heinrich V. einigermaßen das Ansehen des Kaiserthums, welchem er selber durch seine Erhebung gegen seinen Vater die schwerste Wunde geschlagen, wiederherzustellen begonnen hatte, so riß mit seinem Tod abermals der Faden der Erbfolge entzwei.

Allein das eigentlich Ausschlag gebende Moment für die so rasche Wiederkräftigung der bis zur Ohnmacht geschwächten monarchischen Gewalt in Frankreich, wie für das ebenso rasche Zurücksinken des scheinbar erstarkten deutschen Königthums in Schwäche und Abhängigkeit von der Fürstenaristokratie lag nicht in den Menschen, sondern in den Dingen, oder doch weit mehr in diesen als in jenen. Zwar will uns jene geschichtliche Prädestinationstheorie gar zu materialistisch erscheinen, welche den ganzen Bildungsgang eines Volks aus geographischen und geologischen Voraussetzungen erklären zu können meint und aus den äußern Formationsverhältnissen

Frankreichs dessen politische Concentration, aus der Ungleichförmigkeit der Erdoberfläche in Deutschland und der Trennung von Nord und Süd durch einen in der Mitte hinstreichenden Höhenzug die politische Zerrissenheit unsers Vaterlands und speciell den Gegensatz von Nord- und Süddeutschland wie eine Naturnothwendigkeit zu deduciren sucht. Man kann zugeben, daß der Ausdehnung Frankreichs nach allen Seiten natürliche Grenzen gesteckt sind durch die Ardennen, die Vogesen, den Jura, die Pyrenäen und die zwei Meere; aber nicht ebenso leicht ist einzusehen, was die innerhalb dieser Grenzen wohnenden Völkerschaften hätte zwingen sollen, sich zu einem einzigen Staatswesen zu vereinigen, wenn nicht andere nöthigende Ursachen hier im Spiel gewesen wären. Italien erscheint durch das ringsumher flutende Meer und die Alpenkette noch mehr in sich abgeschlossen als Frankreich, und doch hat es zu keiner Zeit eine politische Einheit gebildet, außer wenn es durch militärische Gewalt zusammengeschweißt war. Griechenland, oder wenigstens der Peloponnes, hat ähnliche geographische Verhältnisse, und war doch selbst in den Zeiten seiner kräftigsten Entwickelung immer eine Vielheit, die sich nur schwer einem gemeinsamen Band fügte. England und Schottland, durch die gleiche insularische Lage aufeinander angewiesen und durch kein wesentliches Naturhinderniß getrennt, haben bis vor dritthalb hundert Jahren abgesonderte Reiche gebildet und sind erst seit hundertfunfzig Jahren wirklich zu Einem Staat verbunden. In Deutschland haben sich lange Zeit Franken und Sachsen gegenübergestanden, die durch keine geologische Scheidewand getrennt waren, dann Hohenstaufen und Welfen und wieder ein ander

mal Baiern und Oesterreicher, die einen wie die andern nicht nach Nord und Süd, sondern nach Ost und West voneinander geschieden. In Frankreich selbst hat jene angebliche geographische Nöthigung des Zusammenhaltens nicht verhindert, daß mehr als vier Jahrhunderte lang der Süden — Aquitanien, Toulouse, die Provence — kaum dem Namen nach zu dem französischen Reich gehörte und nur mit Mühe endlich — halb durch Gewalt, halb durch Schlauheit — ihm einverleibt ward, nicht verhindert, daß Lothringen bis ins vorige Jahrhundert eine ungewisse Mittelstellung zwischen Frankreich und Deutschland einnahm, nicht verhindert, daß der Süden und Norden Jahrhunderte lang sich fremd, fast feindlich gegenüberstanden, ja in mancher Beziehung sich noch jetzt gegenüberstehen. Auch dafür, daß gerade vom Norden aus Frankreich zwei mal unterworfen und beherrscht ward, liegt der Erklärungsgrund in andern als in den geologisch-hydrographischen Verhältnissen des Seinebeckens. Die erste Eroberung Galliens erfolgte von dorther aus der ganz einfachen Ursache, weil dort, und dort allein, ein leichter, durch kein Naturhinderniß unterbrochener Zusammenhang zwischen den vorgeschobenen Scharen Chlodwig's und der vorläufig in ihren alten Wohnsitzen zurückgebliebenen Masse des Frankenstamms stattfand. Die zweite, unter den Capetingern, fand die politische Initiative des Nordens schon als eine Tradition vor und hatte daran eine wesentliche Stütze ihres Gelingens. Dazu kam wahrscheinlich noch ein besonderer Umstand. Gerade hier im Nordwesten hatte, in wiederholten Kämpfen mit den durch die Seinemündungen eindringenden Normannen, sich eine starke und compacte

Territorialmacht, die der Grafen von Paris und Herzöge von Francien, ausgebildet, die, als eine Art von Vormauer oder Markgrafschaft des Reichs gegen diese gefährlichsten Feinde, die wilden Seeräuber des Nordens (an deren Abwehr die oberste Reichsgewalt selbst längst verzweifelt) ein hervorragendes Ansehen weithin auch in den fernern Hinterlanden genoß.

Jedenfalls waren Motive dieser und ähnlicher Art in der damaligen Zeit weit wirksamer als ein vermeintlicher concentrischer Zug des Verkehrs, welchem manche Geschichtschreiber einen so wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der politischen Geschichte Frankreichs zuschreiben. Denn abgesehen davon, daß der Verkehr damals überhaupt noch viel zu kleine Dimensionen hatte, um in so große Entfernungen hin, wie von der untern Seine bis zum Fuß der Pyrenäen oder des Jura, eine Anziehungskraft zu üben, besteht auch in der That ein natürlicher Zug des Verkehrs aus ganz Frankreich nach jenem nordwestlichen Punkt nicht, da jedes der andern großen Stromgebiete Frankreichs für Schiffahrt und Handel wichtiger ist als gerade das der Seine. Wenn gleichwol Paris der Mittelpunkt des Landes auch in vielen Beziehungen des materiellen Lebens geworden ist, so hat sicherlich nicht der commercielle Verkehr der politischen Centralisation, sondern diese jenem die Wege dorthin gebahnt und angewiesen.

Lassen wir also jene geographische Hypothese auf sich beruhen! Um so mehr, als es uns an näherliegenden und überzeugendern Entscheidungsgründen für die Wiedervereinigung des eine Zeit lang zerstückelten Frankreich, wie andererseits für das Auseinanderfallen des scheinbar

weit einheitlicher oder doch weit gleichförmiger angelegten Deutschland keineswegs fehlt.

Gerade dasjenige, wodurch Deutschland der Einheit näher schien als Frankreich, hinderte dort die wirkliche Einigung, und gerade je näher hier die Gefahr des Auseinanderfallens war, desto natürlicher erfolgte ein Rückschlag dagegen. Die Absonderung der deutschen Bevölkerungen in große Stammesbündnisse gewährte den einzelnen Volksgenossen eine Befriedigung, welche sie die Vereinigung zu einem noch größern Ganzen weder vermissen noch ersehnen ließ. Auch war ihnen die Tradition einer solchen Einheit so gut wie fremd, denn selbst dem großen karolingischen Reich hatten die diesrheinischen Stämme immer nur widerstrebend und gezwungen angehört.

Drüben dagegen, wo schon zwei mal, erst unter der Römerherrschaft, dann wieder unter Karl dem Großen, die Zusammenfassung aller Theile zu einem großen Gesammtreich planmäßig durchgeführt gewesen war, mußte wohl diese Tradition, wenn auch eine Zeit lang verwischt, früher oder später von neuem aufleben. Die Schranken, welche die einzelnen Bevölkerungen des westlichen Frankenreichs voneinander schieden, waren größtentheils nur politische, selten natürliche. Poitiers, Toulouse, Ponthieu, Anjou, Vermandois u. s. w. bezeichneten weit mehr bestimmte Abgrenzungen dynastischer Herrschaftsgebiete, als Einigungen des Volks nach Stammverwandtschaft, Sprache oder Zusammenbehörigkeit. Der Schwabe oder Sachse mochte sich als Glied einer großen Völkergenossenschaft fühlen: der Unterthan eines Grafen von Bigorre oder eines Vicomte von Turenne fand sich nur durch ein

persönliches Abhängigkeitsverhältniß zu dem Herrn des Landes an dieses Land gebunden und von seinen Nachbarn, mit denen er einst ein größeres Ganzes gebildet, abgeschnitten.

Die Empfindungen, welche so in den durch eine rein dynastische Absonderungspolitik auseinandergerissenen Bevölkerungen erregt wurden, erhielten noch eine wesentliche Verstärkung durch die innern Zustände dieser Territorien selbst. In den großen deutschen Stammesherzogthümern war die Macht des Herzogs ihrem Ursprung nach eine volksthümliche, ihrem Gebrauch nach in der Regel eine gemäßigte, — die Seigneurien, in welche Frankreich zerfiel, hatten fast nur den Charakter ausgedehnter Gutsherrlichkeiten, deren Besitzer sich als Gebieter, ihre Schutzbefohlenen als Unterthanen betrachteten.

In Deutschland gewährte die noch in ziemlicher Geltung bestehende Gau- und Gemeindeverfassung dem einzelnen Schutz vor Willkür; in Frankreich waren diese Institutionen schon längst fast bis auf die letzte Spur zerstört oder unwirksam gemacht. An die Stelle der Gaugerichte waren die Hofgerichte, an die Stelle der Urtheilsfindung durch freie Genossen war die Entscheidung durch Grund- oder Landesherren getreten.

Hier nun war der Punkt, wo die französischen Könige aus dem Hause Capet, zum Theil schon die ersten Nachfolger Hugo's, entschiedener und planmäßiger die spätern von Ludwig VI. an, die Hebel ihrer Machtentwickelung mit ebenso viel Geschick als Erfolg einsetzten. Sie erklärten sich zu geborenen Wächtern des Rechts und Beschützern der Unterdrückten. Und sie bewiesen sofort durch die That, daß es ihnen mit dieser Erklärung Ernst sei. Sie fingen damit an, in den Gebieten ihrer un-

mittelbaren Vasallen eine strenge Controle über die Handhabung des Rechts und die Behandlung der Unterthanen zu üben. Als ihnen dies gelungen, versuchten sie das Gleiche auch in jenen Gebieten, welche nur noch in mittelbarem oder eigentlich fast in gar keinem Zusammenhang mehr mit dem sogenannten Reich standen. Die stolzen Seigneurs, welche längst nur noch dem Namen nach sich als Vasallen der schwachen Karolinger bekannt und eben darum kein Bedenken getragen hatten, dieses wesenlose Verhältniß auch auf Hugo Capet und seine Nachkommen übergehen zu lassen, belächelten wol anfangs eine Prätension, welche durch keinerlei ausreichende Machtmittel unterstützt schien. Aber bald wurden sie inne, eine wie gefährliche Waffe gegen sie das von ihnen so gering geachtete neue Königthum schon in der bloßen Idee oberstrichterlicher Gewalt besitze. Wo immer es einen Streit zwischen den Territorialherren und ihren Vasallen, den Bürgerschaften ihrer Städte, oder einem Bischof, einer Abtei, einem Kloster gab, da riefen die wirklich oder vermeintlich in ihrem Recht Verkürzten den Schutz der Herzöge von Francien, als der Rechtsnachfolger der Karolinger, an, und diese letztern verfehlten nicht, sich der verletzten Unterthanen gegen die Ungerechtigkeit und Willkür ihrer Gebieter anzunehmen, zunächst durch Dazwischentreten mit ihrer oberstherrlichen Autorität, wenn nöthig auch wohl mit Waffengewalt. In beharrlicher Verfolgung dieses Wegs gelangten die Capetinger allmählich dahin, von bloßen „Ersten unter ihresgleichen“, was sie eigentlich nur gewesen waren, sich zu einer wirklichen Oberhoheit über die andern Seigneurs zu erheben und der eine Zeit lang in den Hintergrund gedrängten

Idee einer rechtlichen und staatlichen Gemeinsamkeit aller auf dem Gebiet des einstigen karolingischen Reichs (westlichen Antheils) lebenden Bevölkerungen von neuem thatsächliche Geltung zu verschaffen.

Während so aus kleinen Anfängen und mit fast unscheinbaren Mitteln die Capetinger in Frankreich langsam aber stetig und sicher ein monarchisch geordnetes Staatswesen und eine starke Königsgewalt gründeten, sehen wir in Deutschland die gewaltigsten und beharrlichsten Anläufe nach dem gleichen Ziel hin, trotz mancher glänzenden Erfolge im einzelnen, doch immer wieder, bevor sie festen Fuß zu fassen vermögen, nach ihrem Ausgangspunkt hin zurückgeworfen, und so eine Sisyphusarbeit unternommen, deren Vergeblichkeit nicht lange zweifelhaft bleiben kann. Die äußern Verhältnisse Deutschlands sind es nicht, welche diesen Planen einer festern Einigung entgegenstehen, denn weder an nationalen Gefahren, noch an nationalen Unternehmungen ist Mangel, und diese sind, nach allen geschichtlichen Erfahrungen, einer der wirksamsten Hebel festern Zusammenschließens der Bevölkerungen aneinander. Von Osten drohten die Slaven, von Norden die Normannen; von Westen her wagten die Karolinger mit letzter Kraft einen Angriff auf Lothringen, und gegen die furchtbaren Schwärme der Ungarn mußte wiederholt mitten im Herzen Deutschlands die Entscheidungsschlacht geschlagen werden. Auch jener Vortheil, den Frankreich durch seine längern und ungestörtern Regierungen vor Deutschland voraus hatte, schien mehr denn aufgewogen zu werden durch die persönlichen Vorzüge der deutschen Herrscher, welchen die Capetinger in dem ganzen Zeitraum zwischen Hugo und

Ludwig VI. nicht entfernt etwas Gleiches entgegenzusetzen hatten.

Denn während die nächsten Abkömmlinge Hugo's bis auf Philipp I., und selbst diesen nicht ausgenommen, durch geistige Mittelmäßigkeit, Mangel an Thatkraft und leidende Hingebung an die Vormundschaft der Geistlichkeit beinahe den spätern Karolingern glichen, durften von den Konraden, Heinrichen und Ottonen Deutschlands sich manche gar wohl den Pipins und Karl Martells, einzelne fast einem Karl dem Großen nicht unebenbürtig zur Seite stellen. Dennoch arbeiteten diese so energischen, so klugen und so patriotischen Fürsten vergeblich daran, dem deutschen Staatswesen feste und dauernde Grundlagen innerer Einheit und äußerer Macht zu geben; für die trägen und schwächlichen Capetinger dagegen übernahmen die Verhältnisse selbst diese Mühe, und ein geringes Maß rechtzeitig angewendeter Klugheit wucherte ihnen mehr als den trefflichsten unserer Herrscher ein noch so großes Aufgebot von Tapferkeit, Staatskunst und Willensstärke.

Fürwahr, es muß in der ursprünglichen Anlage des deutschen Staatswesens etwas sein, was das Werk einer einheitlichen Organisation desselben unendlich erschwert! Auch dürfte es nicht schwer fallen, dieses Etwas zu entdecken. In dem deutschen Charakter an sich, wie er sich von früh an gezeigt, wie schon Tacitus ihn erkannt und geschildert, lag wenig oder nichts von jenen Eigenschaften, welche man staatenbildende nennen könnte. Die vorherrschende Neigung des Germanen war das Einzelleben auf seinem Gut und in der Mitte seiner Familie; höchstens daß er sich mit seinen Gutsnachbarn

zu einer Gemeinschaft zusammenschloß, daß mehrere solche Gemeinden eine Art politischer Einheit, einen Gau bildeten, daß wiederum eine Anzahl von Gauen zu Stämmen, eine Anzahl von Stämmen zu Stammesbündnissen sich einigte. Aeußere Gefahren oder der Drang gemeinsamer Unternehmungen hatten solche größere Einigungen hervorgebracht; für die innern Verhältnisse des Gemeinwesens blieben aber immerfort jene engern Kreise des Zusammenlebens, der Gau und die Gemeinde, der Punkt, von wo alles ausging, worauf alles zurückkam. Jene Vorliebe für auszeichnende Theilnahme an einem größern, hierarchisch gegliederten Ganzen, wie sie der Gallier theils schon von Haus aus in weit höherm Grad besaß, theils von den Römern durch lange Gewohnheit des Zusammenlebens angenommen hatte, war dem Germanen von Natur beinahe völlig fremd. Stolz auf seine Unabhängigkeit, mochte der Germane wol im Kreise seiner Genossen Auszeichnung, Vorrang, selbst eine gewisse Führerschaft andern einräumen oder selber ansprechen — als Folge persönlicher Vorzüge, oder auch wol eines gewissen erblichen Anrechts — aber nur in freier Anerkennung und nicht als bleibendes, auf Zwang beruhendes Verhältniß. Sogar die obrigkeitliche Gewalt verlieh bei den Germanen weit mehr Pflichten als Rechte, und war in ihrem Ursprung wie in ihrem Gebrauch fortwährend an die Zustimmung der Gesammtheit gebunden.

In Gallien war der ursprüngliche Zusammenhang der eingeborenen Bevölkerung durch die römische Eroberung vielfach unterbrochen und zerstört worden. Mitten hinein zwischen die gallischen Elemente hatten sich allerlei Einwanderer aus andern Theilen des großen römischen Reichs

gedrängt, Beamte, von Rom aus dahin geschickt, Geistliche, von der gemeinsamen Kirche bestellt, auch mancherlei freie Ansiedler aus andern Provinzen des ungeheuern Reichs. Diese buntgemischte Bevölkerung ward durch ein vielgegliedertes, planmäßig organisirtes Verwaltungs- und Beherrschungssystem von einem Mittelpunkt aus umspannt und ebenso wohl im Zusammenhang unter sich wie in gleichmäßiger Abhängigkeit von Rom erhalten. So hatte sich dort an der Stelle der natürlichen, nationalen Einheit eine künstliche, an der Stelle des Gefühls der Stammesverwandtschaft das Gefühl einer staatlichen Zusammengehörigkeit gebildet, und dieser Zug staatlicher oder sagen wir besser administrativer Einheit hat die französische Nation seitdem niemals wieder verlassen, ist vielmehr die bleibende Grundlage ihres Staatswesens — trotz mannichfachen Wechsels der äußern Formen desselben — durch alle Jahrhunderte hindurch gewesen, und ist es noch.

Gerade dieser Zug staatlicher Einheit fehlte aber, wie schon gesagt, dem eingeborenen Charakter der Germanen, und war ihm ebenso wenig durch den Einfluß äußerer Verhältnisse beigebracht worden. Die organisatorischen Versuche Karl's des Großen hatten hier viel weniger als in dem westlichen Theil seines Reichs bleibende Spuren hinterlassen. Und wenn in dem letztern die früh angewöhnte Neigung der romanisirten Bevölkerung zur Uniformität und Centralisation stärker dann wieder erwachte, als der stete Zufluß germanischer Elemente, welcher dieselbe nicht hatte aufkommen lassen, mit der Lostrennung Deutschlands von Frankreich aufhörte, so verschwand dagegen in Deutschland mit eben dieser

Trennung auch der letzte schwache Einfluß, welchen allenfalls der Zusammenhang mit dem karolingischen Reich und dessen romanischen Traditionen auf den germanischen Geist hätte üben können.

Während also die französischen Könige der dritten Dynastie an dem Sinn ihres Volks für staatliche Einheit und Ordnung den wirksamsten Bundesgenossen ihrer monarchischen Bestrebungen erhielten, hatten unsere sächsischen und fränkischen Könige den Mangel dieses Sinns in der deutschen Nation schwer zu empfinden. In Frankreich mußten die lokalen Gewalten (die auch dort eine Zeit lang die Herrschaft erlangt hatten) je länger je mehr dem allgemeinen Zug des öffentlichen Geistes nach Einfügung in ein einheitlich geordnetes Staatswesen weichen; in Deutschland, wo die Neigung für das Lokale überwog, war eine Richtung, welche dieser Neigung schmeichelte, entschieden im Vortheil. Eine solche Richtung aber war das Feudalsystem. Das Feudalsystem war entstanden unter dem Einfluß einer eigenthümlichen Mischung germanischer und romanischer Elemente, indem die ursprüngliche Selbstregierung der Germanen in kleinen lokalen Kreisen durch das hinzutretende romanische Princip des Regierens von oben herab in eine Vielheit aristokratischer Sondergewalten, die aber in einer monarchischen Spitze gipfelten, umgewandelt worden war. Eben dieses romanische Princip führte nun in Frankreich, wo es allmählich wieder in voller Stärke hervortrat, dazu, die einzelnen Lokalgewalten mehr und mehr einer oberstrichterlichen Gewalt unterzuordnen und zuletzt darin so gut wie gänzlich aufgehen zu lassen. In Deutschland dagegen gewann das Feudalsystem,

nachdem es einmal hier Wurzel geschlagen, an dem, freilich eigentlich demokratischen, allmählich aber degenerirten Lokalgeist des Volks eine breite Unterlage für seinen Widerstand gegen das monarchisch-einheitliche Princip. Und so erblicken wir den eigenthümlichsten Wechsel und Umschlag der Verhältnisse in diesen beiden Ländern. Das Feudalsystem, welches in Frankreich zu einer Zeit in Blüte stand, wo es in Deutschland noch durch den mächtigern Trieb des germanischen Charakters nach Freiheit und Selbstregierung theils in seiner Ausbreitung gehemmt, theils in seiner Praxis gemildert ward, erlangte später gerade in Deutschland eine größere Intensität und Dauer, indem es das alte Unabhängigkeitsgefühl im Volk erstickte, das Aufkommen einer starken monarchischen Gewalt aber — des einzigen Gegengewichts gegen seine Ausartungen — verhinderte, während in Frankreich die Zuspitzung des Staatswesens in eine allmächtige und absolute Centralgewalt sich mit wachsender Schnelligkeit entwickelte, allerdings ebenfalls auf Kosten der individuellen Freiheit, aber wenigstens mit dem Vorzug einer kräftigen einheitlichen Organisation des Ganzen.

Die großen Schwierigkeiten der Lage, womit das entstehende Königthum in Deutschland zu kämpfen hatte, verrathen sich in der unsichern, wechselnden, herumtappenden Politik beinahe sämmtlicher Herrscher aus den beiden ersten Dynastien. Heinrich I. begnügte sich noch damit, ein Volks- oder Stammeskönig im germanischen Sinn zu sein; er verschmähte die päpstliche Weihe und stützte sich nur auf die Anhänglichkeit seiner Sachsen und der mit diesen verbündeten Franken, welche beide ihn zum

König gewählt hatten; er zwang zwar die andern Stämme zur Anerkennung seiner Oberhoheit, aber eigentlich mehr nur zum Zweck einer gesicherten Heeresfolge gegen die äußern Feinde, als in der Absicht einer tiefer greifenden Umgestaltung auch der innern staatlichen Verhältnisse. Sein Sohn Otto I. lenkte von dem rein germanischen Standpunkt seines Vaters ab und in die Bahnen Karl's des Großen zurück: er ließ sich vom Papst weihen und proclamirte damit das deutsche Königthum als die Fortsetzung und den Erben der christlich-germanischen Herrschaft des großen Kaisers. Er versuchte gleich ihm die deutschen Herzogthümer zu bloßen Reichsämtern herabzudrücken, und vergab solche, um sie in fester Hand zu halten, an Verwandte und Befreundete. Er vermehrte das Ansehen und den Güterbesitz der hohen Geistlichkeit, um an ihr ein Gegengewicht gegen die weltlichen Großen zu gewinnen. Er wollte mit Einem Wort wirklich über Deutschland *regieren*, wie seinerzeit Karl der Große über sein ganzes weites Reich, nicht, wie sein Vater Heinrich, blos ein *Herzog* oder *Kriegsanführer* der vereinten deutschen Stämme sein.

Konrad II. nahm in einer Beziehung diese Politik Otto's I. wieder auf, indem er die großen Reichsämter in seine Familie zu bringen und so mit der Reichsgewalt zu verschmelzen trachtete; aber er betrat auch noch einen zweiten Weg zur Befestigung dieser letztern: er suchte als Gegengewicht gegen den hohen Adel des Reichs den niedern oder mittelbaren Adel zu stärken und zugleich fester an das Kaiserthum zu knüpfen. Heinrich III. endlich, genöthigt, die von seinem Vater eingezogenen Reichslehen wieder herauszugeben und zu verleihen, glaubte

die Macht der großen Lehnsträger für das Kaiserthum unschädlich machen zu können, wenn er sie an solche vergäbe, die von Haus aus weniger begütert wären, und wenn er darüber wachte, daß nicht der Grundsatz der Erblichkeit dieser Lehen Wurzel schlüge.

Alle diese Bestrebungen bekunden den festen Willen und Wunsch der sächsischen und fränkischen Kaiser, namentlich der thatkräftigern unter ihnen, die königliche Gewalt zu erweitern und zu befestigen (und was war wol natürlicher als ein solches Bestreben?), aber sie bekunden auch den absoluten Mangel eines durch die Verhältnisse selbst ihnen vorgezeichneten sichern und leicht zu findenden Wegs zur Erreichung dieses Ziels. Daher kommt es, daß nicht einer dieser Herrscher mit allen seinen Versuchen es dahin bringt, seinem Nachfolger einen gesicherten Erfolg und einen festen Ausgangspunkt für weitergehende Bestrebungen auf demselben Weg zu hinterlassen, sondern daß jeder neue Inhaber der Krone gleichsam wieder von frischem anfangen muß.

Ein Umstand war dabei von ganz besonderm Gewicht. Die Capetinger stützten sich, als sie daran gingen, ihre Gewalt über ganz Frankreich auszudehnen, auf die feste Grundlage eines zweifellosen eigenen Länderbesitzes, eines Länderbesitzes, welcher zwar im Verhältniß zu dem Ganzen, das sie mit Hülfe desselben sich unterwerfen wollten, gering erscheinen mochte, im Verhältniß zu den andern Territorien aber, mit deren Besitzern sie den Kampf um die Oberherrschaft aufnahmen, immerhin bedeutend genug war. Mit diesen materiellen Machtmitteln ausgerüstet, mochten sie um so erfolgreicher und mit verdoppeltem Nachdruck die ideellen Waffen monarchischer

Tradition und lebendigen Rechtsbedürfnisses gegen ihre Nachbarn und Rivalen in Bewegung setzen. Indem sie sodann ihren ursprünglichen Besitz erweiterten — bald durch Heirath, Kauf oder Eroberung, bald durch Einziehung verfallener Reichslehen — gelang es ihnen, alle die verschiedenen Territorien, welche erst noch selbständig neben dem ihrigen, wenn auch in einer gewissen Abhängigkeit von ihrer Oberhoheit, forterististirten, allmählich eins nach dem andern ihrem eigenen Stammland dergestalt einzuverleiben und zu assimiliren, daß zuletzt alle zusammen nicht mehr ein bloßes Reich, d. h. einen Complex von Territorien mit einer obersten Centralregierung, sondern einen wirklichen Staat bildeten, dessen Theile nur noch die Bedeutung von Provinzen hatten und von welchem sie nicht blos Beherrscher, sondern wirkliche Landesherren und Territorialeigenthümer waren.

Ganz anders lag die Sache in Deutschland. Keiner der deutschen Könige aus dem salischen oder sächsischen Haus besaß eine Hausmacht in dem Sinn wie Hugo Capet und seine Familie ihr Herzogthum Francien. Oder wenn sie ja eine solche hatten, so war dieselbe doch viel zu klein, um so mächtig widerstrebende Elemente, wie die verschiedenen deutschen Stämme und ihre Herzöge, damit zu bewältigen. Mit der bloßen Hülfe ihrer Lehns- und Dienstmannen hätten weder die Konrade, noch selbst Heinrich I. und sein großer Sohn die freiheitsstolzen Baiern und Schwaben oder die vielen einzelnen widerspenstigen Großen zu unterwerfen vermocht. Die herzogliche Macht aber, die sie dazu befähigte, war immer nur eine entlehnte, auf dem guten Willen und der Anhänglichkeit des Volks und vor allem der Großen ruhende,

nicht eine Hausmacht im wahren Sinn des Worts.[7])
Auch das Königthum der Capetinger war anfänglich ein Wahlkönigthum — aber es war dies doch eigentlich nur der Form nach, und auch diese Form verschwand schon in der fünften, sechsten Generation so gänzlich, daß Philipp August nicht mehr für nöthig fand, seinen Sohn bei seinen Lebzeiten sich zum Nachfolger wählen zu lassen, vielmehr der letztere nach des Vaters Tod kraft eigenen Erbrechts den Thron bestieg. Dies kam so, weil es so kommen mußte. Die materiellen Machtmittel der Herzöge von Francien sicherten ihnen die Erblichkeit; das Königthum ward gleichsam nur als ein Zubehör jenes Territorialbesitzes betrachtet, es war auch anfangs, mit diesem verglichen, nur ein nebensächliches, und als es später eine selbsteigene, überraschend schnell wachsende Bedeutung gewann, da war seine Unabtrennbarkeit von dem Haus und dem Besitzthum, dem es früher angehängt worden war, bereits eine vollendete Thatsache.

In Deutschland verewigte der Mangel eines eigenen Machtbesitzes bei der regierenden Familie die Wahlform, und verhinderte die Erblichkeit der Krone, und die mangelnde Erblichkeit der Reichsgewalt machte es wiederum den Inhabern derselben unmöglich, sich eine starke Hausmacht, als materielle Unterlage zur Befestigung und Erweiterung ihrer Herrschaft, zu erwerben. Eifersüchtig wachten die Großen des Reichs darüber, daß nicht der Oberherr des Ganzen zugleich durch Territorialbesitz mächtig werde, und duldeten daher nicht einmal, daß der erwählte Kaiser ein oder gar mehrere Herzogthümer in seiner Hand behalte. Und ebenso eifersüchtig widerstrebten sie den Versuchen einer förmlichen Erblichmachung der Krone in

einem bestimmten Haus, wie sie namentlich Heinrich III. wiederholt unternahm — und gegen diesen Widerstand ließen sich derartige Versuche ohne den Rückhalt eines bedeutenden eigenen Länderbesitzes nicht durchführen. Später — von Rudolf von Habsburg an — bemerken wir allerdings ein beharrliches und auch vom Erfolg gekröntes Bemühen der herrschenden Dynastien, sich mit Hülfe der Reichsgewalt eine starke Hausmacht zu schaffen und mit Hülfe der letztern wiederum die Kaiserkrone in ihrem Haus bleibend zu machen. Aber wir bemerken auch bald, wie hier die Reichsgewalt aus einem Zweck zu einem bloßen Mittel geworden ist, und wie deren Inhaber viel weniger für das Reich als für das Interesse ihres Hauses arbeiten. Bedürfte es noch einer Bestätigung dieser traurigen Wahrheit, so wäre sie darin zu finden, daß die vordem gegen jede Bildung einer Hausmacht in den Händen des obersten Herrn über Deutschland so eifersüchtigen Fürsten ihren Widerstand und ihre Bedenken gegen derartige Bestrebungen von eben jener Zeit an mehr und mehr aufzugeben scheinen, ein Zeichen, daß sie die eigentliche Kraft und Bedeutung der Reichsgewalt bereits als so gut wie erloschen betrachten.

So mußte Deutschland zu jahrhundertelangem Schaden die verhängnißvolle Erfahrung für alle Zeiten machen, daß eine starke Centralgewalt nicht möglich ist ohne Erblichkeit der Krone, diese aber nicht ohne einen starken Rückhalt selbsteigenen Länderbesitzes in der Hand des Trägers derselben.

Einer der größten Vortheile, den die französischen Könige der dritten Dynastie aus dem Umstand zogen, daß sie erst große Landesherren kraft eigenen Rechts,

und dann erst Könige geworden waren, bestand in der Einfachheit, Klarheit und, wenn wir so sagen dürfen, handgreiflichen Sicherheit der von ihnen verfolgten Politik. Ihr Herzogthum Francien war der feste Punkt, von wo sie bei allen ihren Operationen ausgingen und worauf sie jederzeit zurückkamen; ihre wandellose Parole hieß: allmähliche Verschluckung des ganzen übrigen Frankreich, Unterwerfung aller im Umfang des Reichs vorhandenen Gewalten unter ihre — und zwar unter ihre landesherrliche, territoriale, nicht blos ideale Gewalt. Auf diesen ganz bestimmten Zweck concentrirten sie all ihre Kraft, alle ihre Machtmittel, all ihren Ehrgeiz; was außerhalb dieses Wegs lag, war für sie nicht da, was denselben kreuzte, ward mit unerbittlicher Consequenz von ihnen entweder vernichtet oder auf die Seite geschoben.

Dem deutschen Königthum dagegen gab der Mangel einer derartigen bestimmten, durch die natürliche Lage der Verhältnisse selbst vorgezeichneten Politik von vornherein etwas Unsicheres, bald Ueberschweifendes, bald Zaghaftes, sowol in den Zwecken als in den Mitteln. Sie wußten nicht, wo und wie sie diesen vielgestaltigen Reichskörper fassen und festhalten, was sie mit dieser der Idee nach so erhabenen und so ungemessenen, in der Wirklichkeit so körperlosen und schattenhaften Reichsgewalt anfangen sollten. Durch die hohen Vorstellungen, die sich damit (eben weil es eine so vorwiegend ideale und so wenig greif- und meßbare Größe war) nur zu leicht verbanden, wurden die deutschen Könige zu weitausgreifenden Unternehmungen verführt, zu deren Durchsetzung ihnen dann gewöhnlich der Nachdruck versagte, wurden sie in Conflicte verwickelt, bei denen sie den kürzern zogen, und

das eine wie das andere untergrub vollends ihre Stellung, indem es ihr moralisches Ansehen — die einzige Stütze ihrer Macht — verringerte.

Wir brauchen kaum zu sagen, daß wir hierbei vorzugsweise an die Kämpfe der deutschen Könige mit dem Papstthum denken. Auch die Capetinger hatten solche Kämpfe zu bestehen. Allein sie nahmen frühzeitig eine feste und klare Position gegenüber der römischen Curie ein, und die römische Curie respectirte diese Position, eben weil sie klar und in den Verhältnissen selbst begründet war. Die Könige von Frankreich liehen der Kirche ihren Arm zur Vertreibung oder Vertilgung der Ketzer, zumal wenn sich ein politisches Interesse ihrer Krone damit verbinden ließ. Wie seinerzeit Chlodwig gegen die arianischen Gothen, so ließ sich Philipp August zu einem Kreuzzug gegen die Albigenser und deren Beschützer, den mächtigen Grafen von Toulouse, gern bereit finden, und das Gelingen dieses Unternehmens breitete die Herrschaft des orthodoxen Glaubens, aber zugleich auch die des capetingischen Königthums, über den Süden Frankreichs aus. Die Könige von Frankreich mischten sich wenig oder gar nicht in die Angelegenheiten des Papstthums in Italien, und hielten sich von dem bedenklichen Wagniß fern, die Ansprüche der Karolinger auf eine Schutzhoheit über die gesammte christliche Kirche wieder aufzufrischen — dafür verlangten sie aber auch, daß das Papstthum sich nicht in die Angelegenheiten ihrer Länder mische, und sie hatten dabei fast immer die Beistimmung der weltlichen Großen für sich, welche die gleichen Prätensionen der Kirche in Bezug auf ihre eigenen Territorien fürchten mußten. Mit ihrer Hülfe

setzte Ludwig IX. den Uebergriffen Roms die sogenannte Pragmatische Sanction entgegen, und der Name des „Heiligen“, den man ihm beilegte, erschien mit diesem festen Widerstand gegen die päpstlichen Anmaßungen ebenso wenig unverträglich als später der Titel der „Allerchristlichsten Monarchen“, welchen die Könige von Frankreich führten. Die französischen Bischöfe, wenn auch mit Gütern und Einkünften freigebig ausgestattet, hatten sich doch niemals so wie die deutschen zu selbständigen Landesherren und Ebenbürtigen der weltlichen Barone emporgeschwungen: vielmehr waren sie von den letztern häufig bedrückt und daher fort und fort genöthigt, bei dem Königthum Schutz zu suchen, die von diesem geschaffene Rechtsordnung zu begünstigen und sich selbst ihr einzuordnen. [8])

So trug in Frankreich alles dazu bei, das Gebiet des Staats gegen das der Kirche abzugrenzen und, ohne das geziemende Ansehen der letztern zu schmälern, doch Eingriffe der ausländischen Kirchengewalt in die innern Angelegenheiten des Landes und in den Bereich landesherrlicher Autorität entschieden fern zu halten.

In Deutschland brachten die ganz anders gearteten Verhältnisse auch eine wesentlich andere Stellung des Königthums gegenüber Rom zuwege. Auf der einen Seite hieß das Bedürfniß idealer Machtmittel, bei dem Mangel ausreichender materieller Stützen ihrer Herrschaft, die deutschen Könige nach dem moralischen Beistand trachten, den eine engere Annäherung an Rom ihnen für die Befestigung ihrer Gewalt im Reich zu bieten schien. Auf der andern Seite verführte sie der ideale Nimbus, der das erwählte Oberhaupt der mächtigen und gefürchteten deutschen Nation umgab, zu der Selbsttäuschung, als

ob es ihnen zustehe und für sie eine nicht zu schwere Aufgabe sei, die Idee eines christlichen Weltreichs, die Erbschaft Karl's des Großen, wieder aufzunehmen. So stürzten sie sich in ein Unternehmen, welches ganz dazu angethan war, die deutsche Politik vollends von der gerade ihr so nothwendigen Sammlung und Beschränkung auf feste, einfache Ziele weit abzulenken, die Kräfte und die Aufmerksamkeit der Reichsgewalt zu zersplittern, die Inhaber derselben ihrem eigentlichen Beruf, der Befestigung und Erhaltung der Rechtsordnung in Deutschland, mehr oder minder abwendig zu machen, endlich aber der Kirche fortwährenden Anlaß zu Einmischungen in die innern Händel des Reichs, den widerspenstigen Vasallen einen allezeit bereiten Rückhalt ihrer Unbotmäßigkeit in dem Bündniß mit Rom zu gewähren. Welches Glück wäre es gewesen, wenn der große Sohn Heinrich's I. jener Versuchung ebenso standhaft wie sein darin weiserer Vater widerstanden hätte! Denn auch die glänzendsten Erfolge Otto's I. in Italien wogen die Nachtheile nicht auf, welche die Verstrickung seiner minder glücklichen Nachfolger in die italienischen Wirren für diese selbst und für das deutsche Königthum herbeiführte, und wenn Heinrich III. sich rühmen durfte, über die päpstliche Tiara verfügt und an eine Reform der Römischen Kirche Hand angelegt zu haben, so rächte sich das Papstthum dafür um so empfindlicher an seinem Sohn, und schlug in dessen Person dem monarchischen Princip in Deutschland unheilbare Wunden. Der Tag von Forchheim (13. März 1077), wo deutsche Fürsten im Beisein eines päpstlichen Legaten und unter bekräftigender Zustimmung des Papstes [9]) beschlossen, „daß die königliche

Gewalt über Deutschland hinfort **keinem mehr durch Erbrecht** (wie bisher die Gewohnheit gewesen) **zufallen**, sondern der Sohn des Königs, auch wenn er völlig würdig der Nachfolge sei, doch nur durch freie Wahl, nicht kraft einer Erbfolgeordnung, König werden sollte; falls aber der Sohn des Königs nicht würdig wäre, **oder das Volk ihn nicht haben wollte, so solle es dem Volk freistehen, zum König zu wählen wen es wolle**" — diese für Deutschland so schmach- und verhängnißvollen Iden des März besiegelten die Niederlage der Monarchie und der Nationaleinheit, den Triumph des aristokratischen Sonderinteresses, die Einmischung einer fremden Gewalt in deutsche Angelegenheiten!

So eigenthümlich verschieden waren die zusammenwirkenden Factoren der politischen Entwickelung Frankreichs und Deutschlands zu der Zeit, wo sich in beiden Ländern ein eigentliches Staatswesen auszubilden begann! Kann es wunder nehmen, wenn diese Entwickelung selbst sich in den allermerkwürdigsten Gegensätzen bewegt, wenn die Kluft, welche die öffentlichen Zustände Deutschlands von denen Frankreichs scheidet, von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja beinahe von einer Regierung zur andern in fast geometrischen Proportionen sich erweitert?

Es sei uns vergönnt, wenigstens einige der frappantesten Momente dieser Divergenz kurz zu markiren.

In Frankreich ist unter Philipp August, also um den Wendepunkt des 12. und 13. Jahrhunderts, die ideelle wie die materielle Grundlage der Königsgewalt bereits dermaßen befestigt, daß dieser König nicht mehr für nöthig findet, die bisher noch beobachtete leere Form

der Zustimmung der Vasallen bei einem Thronwechsel zu beobachten, vielmehr die Krone Frankreichs seinem Sohn kraft eigenen erblichen Rechts hinterläßt (1226)! Nahezu um dieselbe Zeit (1254) erlischt in Deutschland die letzte jener Dynastien, welche, als Vertreterinnen ganzer Stämme, dem Kaiserthum wenigstens das Gewicht dieser großen Volksgenossenschaften zugebracht hatten, und es beginnt — als endlich überhaupt wieder ein geordneter Zustand hergestellt ist — eine ganz neue Gestaltung der Verhältnisse, bei welcher die kaiserliche Gewalt nur noch als das Mittel für Schaffung einer vom Reich selbst möglichst unabhängigen Hausmacht der Kaiser erscheint!

Während Ludwig IX. in Frankreich die Rechtsordnung im Innern befestigt und dadurch ebenso sehr die Macht und das Ansehen des Königthums wie die Wohlfahrt des Volks und die allgemeine Sicherheit fördert, herrscht in Deutschland, infolge des traurigen Interregnums, beinahe ein Vierteljahrhundert lang eine fast vollkommene Auflösung aller Bande des Gesetzes und der Ordnung, ein Krieg aller gegen alle — das fessellose Faust- und Gewaltrecht des Stärkern über den Schwächern. Und während derselbe französische König durch die Pragmatische Sanction sowol den nationalen Klerus als die weltliche Macht gegen Uebergriffe Roms sicher stellt und damit den Grund zu jener scharfen Abgrenzung der beiderseitigen Rechtsgebiete legt, wie sie seitdem unter der Form der sogenannten Gallikanischen Kirche mehr und mehr in den Vordergrund tritt, wird in Deutschland die Oberherrlichkeit des Papstthums über das Kaiserthum, welche sich schon so verhängnißvoll bethätigt hatte, auch grundsätzlich anerkannt durch die Huldigungsbotschaft Rudolf's I., worin

dieser alle Verleihungen früherer Kaiser an die römische Curie bestätigt und sich in allem als den gehorsamen Sohn der Kirche bekennt!

Wieder zwei Regierungen später — und wir sehen in Frankreich jene stolzen Barone, welche einst den König selbst nur als den Ersten unter ihnen und sich als ihm ebenbürtig — als seine Pairs — betrachtet hatten, wenigstens der Rechtsidee nach schon so weit unter die Hoheit der Krone herabgedrückt, daß Philipp der Schöne wagen darf, die Würde eines Pairs von Frankreich als eine Gunst und Auszeichnung von seiten des Königthums zu verschenken und mitten hinein unter die Besitzer großer Herrschaften eine Titelpairie mit dem gleichen Rang zu stellen. Und dies geschieht nur etwa ein halbes Jahrhundert früher, als in Deutschland Karl IV. in dem berühmten Reichsgesetz der Goldenen Bulle die fast unbeschränkte Selbstherrlichkeit der Kurfürsten, als der „Säulen des Reichs", förmlich anerkennt und die werthvollsten Hoheitsrechte der Krone mit ihnen theilt!

Karl VII. von Frankreich konnte — um die Mitte des 15. Jahrhunderts — das hier und da laut werdende Verlangen nach Wiedereinberufung der seit lange außer Uebung gekommenen allgemeinen Stände des Reichs mit der Berufung auf die „Zufriedenheit des Volks" niederschlagen — und in der That war durch eine wohl eingerichtete administrative und militärische Organisation, zu deren Unterhaltung der Staatsgewalt stets bereite Geldmittel zu Gebote standen, für die innere wie für die äußere Sicherheit des Landes ausreichend gesorgt. In Deutschland dagegen trat um dieselbe Zeit unter der langen kraftlosen Regierung Friedrich's III. ein solcher

Zustand der Rechtsunsicherheit im Innern und der Ohnmacht nach außen ein, daß endlich sogar jene, welche durch planmäßige Schwächung der kaiserlichen Gewalt am meisten zu diesem Verfall der staatlichen Ordnung im Reich beigetragen hatten, für nöthig fanden, auf Abhülfe der maßlosen Misstände zu denken. Die Reformpläne, mit denen beinahe achtzig Jahre lang die deutschen Reichsstände bald einzeln bald im ganzen sich trugen — von dem Kurfürstenverein von 1446 an bis zu dem „Reichsregiment“, dessen Begründung noch mitten in den ersten Stürmen der Kirchenreformation betrieben ward — sind ein redendes Zeugniß einerseits der schon damals so weit vorgeschrittenen Zerbröckelung des Reichs, andererseits des durchaus particularistischen Geistes, welcher selbst die bessern unter den Fürsten der Einzelstaaten beherrschte. Denn das Höchste, wozu man sich in jenen Planen erhob, war die Bildung einer föderativen Gewalt im Reich, innerhalb deren dem gesetzlichen Oberhaupt des Reichs, dem Kaiser, eine nur formell leitende oder vermittelnde Stellung eingeräumt werden sollte!

Und selbst diese Versuche scheiterten an dem Widerwillen einzelner Stände, sich irgendeiner festen gemeinsamen Anordnung zu unterwerfen! Um wieviel mehr natürlich jene, welche aus den breitern Schichten des Volks, aus Ritter- und Bauernschaft, sich im Gefolge der großen religiösen Bewegung des 16. Jahrhunderts ans Licht hervorwagten! [10])

Die Reformation selbst vollendete auf politischem Gebiet die Schwächung des nationalen Einheitsbandes und die Befestigung und Erweiterung der territorialen Sonderbildungen. Und so rasch vollzog sich, namentlich

infolge des unseligen Dreißigjährigen Kriegs und des noch unseligern Westfälischen Friedens, diese Auflösung des Reichs, daß schon im Wendepunkt des 17. und 18. Jahrhunderts dasjenige factisch eingetreten war, was Friedrich der Große ein paar Jahrzehnde später in einem diplomatischen Actenstück in den Worten formulirte: „Deutschland eine Republik von Fürsten, mit einem gewählten Oberhaupt an der Spitze.“

Das war ziemlich genau um dieselbe Zeit, wo in Frankreich Ludwig XIV. das vielberufene Wort sprach: „L'état, c'est moi!“ und wo er dieses Wort zur Wahrheit machte durch einen Absolutismus ohne Beispiel und eine Concentrirung aller Macht, alles Glanzes, aller Initiative der Bewegung des Staatslebens in seiner Person und seinen Umgebungen, wie sie seit den Zeiten des römischen Imperatorenthums nicht erlebt worden war.

Interessant ist es zu beobachten, wie in Frankreich, wo ein fester Ausgangspunkt und Rückhalt für Ausbildung einer starken einheitlichen Staatsgewalt von vornherein gegeben war, alle Elemente des sich entwickelnden Volkslebens und alle Ereignisse der Geschichte wie mit unwiderstehlicher Gewalt in diese Richtung hineingezogen werden und dazu dienen müssen, dieselbe zu verstärken, in Deutschland dagegen, wo es an einem solchen sichern Halt und einem solchen natürlichen Zug fehlt, auch die scheinbar günstigsten Gelegenheiten zur Begründung einer bessern Ordnung der Dinge ungenutzt vorübergehen, sich wohl gar in ihr Gegentheil verkehren.

Der große und wohlarrondirte Privatbesitz der Capetinger sicherte denselben, wie wir gesehen, die Erblichkeit der von ihnen angenommenen königlichen Würde und

machte die Wahl des jedesmaligen Thronfolgers zu einer bloßen Form, deren sie bald ganz entrathen konnten. Ein glücklicher Zufall wollte, daß, als der Hauptzweig der Capetinger mit Ludwig X. ausstarb, der nächstberechtigte Erbfolger in weiblicher Linie ein auswärtiger Regent, der König von England, war. Wäre es ein einheimischer Großer gewesen, so würden zweifelsohne Erbstreitigkeiten, vielleicht eine Theilung des Reichs die Folge gewesen sein. So aber erklärten die Großen selbst einmüthig den Bruder Ludwig's, Philipp von Valois, für den legitimen Nachfolger und schlossen durch ein förmliches Reichsgesetz (die Lex salica) die weibliche Linie für immer von der Thronfolge aus.

Dagegen blieb in den Familien der übrigen Großen die weibliche Erbfolge neben der männlichen in Geltung. Dieses Herkommen — nach unserm deutschen Lehnsrecht eine seltene Ausnahme, nach unserm Fürstenrecht eine völlige Anomalie — erklärt sich wol daraus, daß in dem neuen französischen Staat die ursprüngliche Bedeutung der Fürstenthümer, Grafschaften und Baronien — als Reichsämter, was sie im karolingischen Reich gewesen waren — sich mit dem Zerfallen dieses letztern verloren hatte und sie fast nur noch die Natur großer Gütercomplexe mit gewissen Herrschaftsrechten an sich trugen. Wäre der Charakter von Reichslehen streng festgehalten worden, so hätten die Könige zwar diese Herrschaften beim Erlöschen des Mannsstamms ihrer Besitzer einziehen können, hätten sie aber auch wieder im Weg der Belehnung weggeben müssen, wie dies die deutschen Kaiser rücksichtlich der Herzogthümer und Grafschaften mußten. Wie jetzt die Sache lag, waren freilich die eigentlichen Heim-

fälle bei diesen großen Herrschaften seltener; dagegen fand die herrschende Dynastie vielfach Gelegenheit, durch Heirath, Kauf, Einziehung wegen Felonie u. dgl. solche an sich zu bringen, und, einmal dies geschehen, brauchte sie dieselben nicht wieder herauszugeben, konnte sie vielmehr als vollen Allodialbesitz mit ihrem eigenen Kron- oder Hausgut verschmelzen. Schon Ludwig VII. versuchte auf solchem Weg die Erwerbung Aquitaniens, die ihm aber fehl schlug, weil er die Erbtochter des letzten Beherrschers wieder verstieß, die nun einen Plantagenet heirathete; einem Enkelsohn Philipp August's glückte dies besser; auch Philipp der Schöne vermehrte durch Kauf und Heirath seinen Länderbesitz, und Ludwig XI. erbte von seiner Mutter die schöne Provence.

Eine reiche Quelle, wenn nicht materieller Machtvermehrung, doch der kaum weniger wichtigen Steigerung des Ansehens und der Gewalt der Krone ward für die französischen Könige das römische Recht mit seinen Grundsätzen absoluter Herrschaft und imperatorischer Würde. Auch nach Deutschland fand dieses Recht seinen Weg, aber erst zu einer Zeit, wo das monarchische Princip bereits aus der Spitze des Ganzen, dem Kaiserthum, heruntergerückt war in die aristokratische Mittelregion der Landeshoheiten, und seine wachsende Geltung hatte daher hier nur den Erfolg, diese letztern in ihrem Machtgebrauch zu kräftigen und den Keim des Absolutismus in die einzelnen Landesverfassungen zu pflanzen. [11])

Die religiösen Kämpfe des 16. Jahrhunderts fanden Frankreich bereits so fest monarchisch geeint, daß sie zwar wohl politischen Parteien Anlaß oder Vorwand eines Angriffs auf die herrschende Gewalt darbieten, nicht

aber die Einheit des Reichs und der Nation in Frage stellen konnten. Es mochte einen Augenblick zweifelhaft sein, ob der Katholicismus oder der Protestantismus die künftige Staatsreligion Frankreichs sein würde; daß aber Frankreich nur eine berechtigte Staatskirche, wie nur eine reelle Staatsgewalt haben und festhalten werde, war mit Sicherheit — trotz aller Wirren und Kämpfe des Augenblicks — vorauszusehen. In Deutschland traf der religiöse Aufschwung die Nation schon zerbröckelt, die Reichsgewalt so gut wie ohnmächtig — unter diesen Umständen war die kirchliche Absonderung die natürliche Folge der politischen, und die politische wiederum mußte mit jener zugleich sich erweitern.

So überwiegend war in Frankreich der nationale Einheitssinn des Volks vor allen, selbst den hinter Gewissensscrupeln sich verschanzenden politischen Absonderungstendenzen, daß, als die Guisen unter dem Vorwand der Sicherung des orthodoxen Glaubens Heinrich von Bourbon von der Thronfolge auszuschließen suchten und sich zu dem Ende mit dem echtkatholischen König von Spanien verbündeten, die Nation zu Heinrich stand, der zwar von Haus aus ein Ketzer seinem Glauben nach, aber der legitime und eingeborene Thronfolger war. Den deutschen Fürsten dagegen machte es keinen Scrupel, einen fremden Monarchen — den spanischen Karl — als Kaiser zu berufen, von dem sie doch wußten, daß er ebenso wenig die nationalen Interessen wie die Freiheit der Gewissen sonderlich achten werde.

Die Entwickelung des Städtewesens und des bürgerlichen Geistes erfolgte in Frankreich und in Deutschland unter wesentlich verschiedenen Umständen, aber ebenfalls

so, daß sie dort die monarchische Einheit stärken half, hier dagegen eines solchen heilsamen Einflusses verlustig ging. In Frankreich erhob sich das Städtewesen (zum größern Theil schon aus der Römerzeit überkommen) früher als in Deutschland zu einer allgemeinen und belangreichen Macht. Ebenso nahm dort von früh an die communale Bewegung einen mehr demokratischen Charakter an. Schon die ersten Capetinger benutzten diese Bewegung im Interesse ihrer Macht gegen die widerspenstigen Barone. Auch im spätern Verlauf der französischen Geschichte haben mehr als ein mal die Communen mit ihrem wohlgeschulten Fußvolk dem Königthum die Ritter- und Reisigenscharen des aufsässigen Adels niederwerfen helfen; mehr als ein mal hat Paris in den Kämpfen zwischen der monarchischen und der aristokratischen Gewalt zu Gunsten der erstern den Ausschlag gegeben. Schon das Vorhandensein einer einzigen großen Hauptstadt war ein wichtiges Moment zur Bildung eines festen Schwerpunkts für das ganze Staatswesen. In Deutschland, wo die Dynastien wechselten und die Reichsgewalt an kein bestimmtes Territorium geknüpft war, konnte eine einzige Hauptstadt für das ganze Reich nicht aufkommen: hier mußte der Verkehr seine Mittelpunkte theils in den Freien Städten, theils in den Hauptstädten der einzelnen Territorien suchen. Wien, Jahrhunderte lang der bleibende Sitz der deutschen Kaiser, war doch weit mehr die Hauptstadt Oesterreichs als Deutschlands. Damit ging abermals ein wichtiger Factor der Centralisation verloren. Niemand wird wünschen, daß wir eine Hauptstadt besäßen, die gleich Paris das ganze politische, gesellschaftliche, wissenschaftliche und literarische Leben der

Nation absorbirte und allen andern Orten nur die zweideutige Ehre der Bewunderung und Nachahmung dessen, was dort gethan, gesagt, geschaffen oder geändert würde, übrig ließe. Aber für die politische Einigung Deutschlands wäre das Vorhandensein einer großen tonangebenden Hauptstadt — unbeschadet der nöthigen Selbständigkeit der andern Landestheile und der andern Städte — ein unschätzbarer Vortheil gewesen, und der Mangel einer solchen ist als keine der geringsten Ursachen des Scheiterns aller Versuche einer festern Einigung, in der neuern wie in der ältern Zeit, zu betrachten. [12])

Aber auch die Vortheile, welche das monarchische und einheitliche Princip in Deutschland von der Entwickelung eines vielgestaltigen und über das ganze Reich vertheilten Städtelebens hätte ziehen können, gingen demselben verloren, zum Theil durch die Ungunst der Verhältnisse, zum größern Theil durch das Verschulden der natürlichen Vertreter jenes Princips selbst, der Kaiser, — oder sagen wir besser durch die falsche Stellung, worin diese selbst sich nach dem ganzen Verlauf des deutschen Staatswesens befanden. Die ersten Aeußerungen eines kraftvoll emporstrebenden und seine Bestimmung: mit dem Kaiserthum für die Einheit des Reichs gegen den Particularismus des hohen Adels zusammenzustehen, wohl erkennenden Bürgerthums zeigen sich in Deutschland schon unter Heinrich IV., hauptsächlich bei dessen Kämpfen mit seinem eigenen, von Fürsten- und Papstthum gegen ihn aufgehetzten Sohn Heinrich. Damals war der Kaiser entschlossen, den von den großen Rheinstädten ihm angebotenen bewaffneten Beistand zu benutzen, und hatte schon, mit Hülfe eines starken Aufgebots städtischer Truppen, das

Heer der Fürsten in die äußerste Bedrängniß versetzt, als ihn unglücklicherweise ein allzu früher Tod ereilte. [13]) Die hohenstaufischen Kaiser waren dem rasch aufblühenden Städtethum abhold gesinnt, weil sie in Italien mit den freien lombardischen Städten schwere Kämpfe — für ihr Privatinteresse, nicht für das Reich — zu bestehen hatten, und Friedrich II. ging so weit, zu Gunsten der Fürsten und Herren den Städten sowol die Einigungen unter sich als die Aufnahme von Hintersassen des Adels als Pfahlbürger in die städtischen Genossenschaften zu untersagen. [14]) Das hohenstaufische Kaiserthum konnte überhaupt an der Ausbildung eines kraftvollen Städtewesens keine Freude haben, denn ihm lag schon die Befestigung der landesherrlichen Sondermacht des eigenen Hauses mehr am Herzen als die Stärkung der einheitlichen Gewalt über Deutschland, die Städte aber strebten aus jeder territorialen Abhängigkeit hinaus nach unmittelbarer Unterordnung unter das Reich.

Noch weit weniger konnten dies natürlich die Habsburger und die Luxemburger, bei denen das Interesse am Reich vor dem an der eigenen Hausmacht vollends in den Hintergrund trat, und so sahen sich die Städte gerade in der Zeit ihrer bedeutendsten Machtentfaltung (vom 13. bis ins 15. Jahrhundert) von den berufenen Vertretern der Reichseinheit völlig im Stich gelassen und auf die eigenen Kräfte angewiesen. Was Wunder, wenn sie auch ihrerseits sich wenig oder nicht ums Reich kümmerten und eine Sonderpolitik verfolgten, die zwar den deutschen Namen weithin geehrt und gefürchtet machte, dem deutschen Verkehr alle bekannten Länder und Meere erschloß, aber doch, weil sie den Anschluß an ein großes

nationales Ganze verschmähte, weder diesem dauernde Frucht brachte, noch auch sich selbst auf die Länge auf ihrer Höhe zu erhalten vermochte. So hat Deutschland, trotzdem daß die glorreichste Partie in der Geschichte modernen Städtewesens ihm angehört, dennoch von dieser gewaltigen Bewegung viel weniger als andere Länder, ja kaum irgendeinen erheblichen Nutzen für seine politische Kräftigung und Consolidation im Ganzen gezogen! Die endliche Einreihung der Städte als eines selbständig berechtigten Elements in die deutsche Reichsverfassung durch Zuziehung derselben zu den Reichstagen (seit 1487) kam für eine kräftige einheitliche Ausbildung viel zu spät.

Dieses „Zu spät" spielt überhaupt in der Geschichte Deutschlands eine verhängnißvolle Rolle. Zum Beweis dessen sei nur noch an ein Ereigniß erinnert, welches zu anderer Zeit und unter andern Verhältnissen leicht der ganzen politischen Entwickelung dieses Landes eine günstigere Wendung hätte geben können. Woran vergeblich zwei Kaiserdynastien ihre Kraft und ihre Staatskunst erschöpft hatten, das gelang endlich der dritten: die Zerschlagung der großen Herzogthümer in kleine politische Körper. Der Sturz des Welfen Heinrich's des Löwen und die Zertheilung seines ungeheuern Länderbesitzes unter eine Anzahl kleiner weltlicher und geistlicher Herren war der erste Triumph einer neuen staatlichen Ordnung über das alte System der großen Stammesgruppirungen. Dieses System war, wie wir gesehen, seinerzeit ein Haupthinderniß für die Einigung der ganzen Nation und die Begründung einer starken Centralgewalt gewesen. Jetzt war dieses Hinderniß gefallen, und was früher unmöglich gewesen, schien nunmehr möglich geworden zu

sein. Aber es war zu spät. Die Ausbildung der landesfürstlichen Gewalt auf Kosten der Reichseinheit hatte schon zu große Fortschritte sowol in den Verhältnissen und Einrichtungen als in den Gesinnungen und Ideen der Nation gemacht. In die Bresche, welche durch die Zersplitterung der Herzogsmacht in dem Bollwerk der Adelsherrschaft und des Particularismus entstand, traten sofort eine ganze Reihe neuer aristokratischer Sonderbildungen hinein, die einer kraftvollen nationalen Reichsregierung nicht weniger im Weg waren als jene. Ja sogar noch mehr, weil gleichzeitig mit dem Zerfall der alten nationalen Volksabtheilungen auch ein anderes Stück altgermanischen Lebens vollends unterging — die freie Gemeinde- und Gauverfassung, und auf den Trümmern beider eine Feudalität sich ausbreitete, welche ebenso der Freiheit nach unten wie der Einheit nach oben feindlich und hinderlich war.

Doch es wird Zeit, daß wir unsere Blicke endlich von den Gegensätzen in der politischen Geschichte Frankreichs und Deutschlands hinwegwenden, um auch das dritte Staatswesen, das englische, in den Kreis dieser vergleichenden Betrachtungen wieder hereinzuziehen.

Wir verließen England in den ersten Anfängen seiner Ausbildung, im Stadium fast noch unvermischter germanischer Zustände. Diese Zustände erlitten auch dann noch keine wesentliche Abänderung, als die ersten angelsächsischen Eroberer und Anbauer des englischen Bodens mit einer neuen kriegerischen Einwanderung, ebenfalls von den Küsten Germaniens her, den Dänen, wiederholte harte Kämpfe zu bestehen hatten. Beide Völkerschaften verschmolzen zu einer, und die politische und gesellschaftliche

Verfassung des Mischvolks blieb nahezu dieselbe, wie sie zuvor bei den Angelsachsen gewesen war. Die Verhältnisse des Lehnssystems entwickelten sich jetzt wahrscheinlich in stärkerm Maß; doch behauptete sich immerfort neben ihnen das ursprüngliche Element altgermanischer Freiheit in unvertilgbarer Kraft und Lebensfähigkeit.

Um so schroffer contrastirte mit diesen Zuständen, wie sie von der Mitte des 5. bis nach der Mitte des 11. Jahrhunderts, also mehr als sechshundert Jahre lang, bestanden hatten, die neue Ordnung der Dinge, welche mit der normännischen Eroberung Englands (im Jahr 1066) an deren Stelle trat. Aehnlich wie einst die Franken unter Chlodwig nach Gallien, kamen die Normannen unter Wilhelm dem Eroberer nach England als eine festgeschlossene, streng militärisch organisirte Kriegerschar. Die Natur des Landes, das sie eroberten, und des Volks, welches sie erst zu besiegen und dann unter der ihm aufgedrungenen Herrschaft zu erhalten hatten, verlangte sogar eine noch straffere und noch andauerndere militärische Organisation, besonders aber eine unbedingte einheitliche Leitung des Ganzen. Man hatte es hier nicht, wie die Franken in Gallien, mit einer größtentheils entnervten und schon an Unterwürfigkeit gewöhnten Bevölkerung zu thun, welche nur ihren Herrn wechselte, sondern mit einem freiheitsstolzen kräftigen Volk von dem gleichen kernhaften Stamm wie die Eroberer selbst. Auch konnte man nicht, wie jene vorgeschobene Vorhut des großen fränkischen Stamms, im Nothfall so leicht auf Zuzug und Hülfe von den rückwärts wohnenden Stammesgenossen rechnen, denn die kleine normännische Colonie, welche England in Besitz nahm, war von ihrem Haupt-

stamm drüben auf dem Festland durch ein unwirthliches, bei den damaligen Mitteln der Schiffahrt einen großen Theil des Jahrs hindurch oft kaum befahrbares Meer geschieden. Sie mußte daher die Bürgschaften der Erhaltung ihrer Herrschaft hauptsächlich in sich selbst, in ihrer kriegerischen Tapferkeit und in einer straff militärischen Organisation finden.

Die Normannen hatten bei ihrem langen Aufenthalt in dem nördlichen Frankreich (das sie erst erobert, dann mit Bewilligung der letzten Könige aus dem karolingischen Haus als deren Lehnsmänner in Besitz genommen) das dort herrschende Lehnssystem kennen gelernt und bei sich eingeführt. Die vorherrschend kriegerische, zu immer neuen Heeres- und Abenteuererzügen geneigte Natur dieses Stamms, vielleicht auch die Erfahrung, welche die Normannenherzöge in Frankreich in Betreff der Gefahren, die ein zu großer Macht- und Länderbesitz der einzelnen Vasallen dem obersten Landesherrn bereite, zu machen Gelegenheit gehabt hatten, bewirkte, daß der Führer der Normannenschar, welche sich in England festsetzte, bei der Einrichtung seines neuen Staats auf eine strengmonarchische Zuspitzung desselben und auf eine wirksame Zügelung unbotmäßiger Vasallen weit planmäßiger Bedacht nahm, als dies bei der Gründung des fränkischen Reichs nothwendig und wol auch möglich gewesen war. Wilhelm sah das von ihm und seinen Mannen eroberte Land als sein Eigenthum an, dessen Vertheilung ihm kraft seiner oberstlehnsherrlichen Gewalt allein zustehe. Er zertheilte dasselbe in eine große Anzahl (etwa 60000) sogenannte Kriegslehen, d. h. Landstücke, deren jedes eben ausreichte, einem Krieger die zu seiner Unterhaltung

und Ausrüstung erforderlichen Mittel zu liefern. Wenn er einzelnen seiner Barone mehrere dergleichen Landstücke zu geben für gut fand, so that er dies doch, soviel möglich, in einer solchen Weise, daß daraus nicht so leicht ähnliche geschlossene Gütercomplexe entstehen konnten wie in Frankreich, welche der Centralgewalt hätten gefährlich werden mögen. Für die Krone behielt er eine ziemliche Anzahl von Ritterlehen als Domäne zurück, eine andere sehr bedeutende verwendete er zur Ausstattung der Kirche, sodaß diese beiden Arten von Grundbesitz zusammen den der weltlichen Vasallen ungefähr aufwogen.

Die Handhabung des Rechts und die Verwaltung des Gemeinwesens waren von den angelsächsischen Königen, namentlich dem edelsten und weisesten derselben, Eduard dem Bekenner, in einer Weise geordnet worden, daß die Sicherung der Freiheit der einzelnen und der Gleichheit aller vor dem Gesetz mit den Bedingungen einheitlicher Ordnung und oberstherrlicher Gewalt der Krone möglichst Hand in Hand ging und für die Ausbildung eines Systems aristokratischer Bevorrechtungen und Bedrückungen wenig Raum blieb. Wilhelm, die Vortheile dieser Einrichtung für die Zwecke der von ihm gegründeten Staatsordnung mit richtigem Blick erkennend, behielt dieselbe im wesentlichen bei, nur daß deren Anwendung in der Praxis jetzt mehr im Interesse monarchischer Einheitsgewalt, wie früher mehr im Interesse der Volksfreiheit, stattfand. Die Gerichtsbarkeit ward durch vom König bestellte Sheriffs verwaltet, welche nicht zugleich Inhaber großer Lehen, sondern wirkliche, bezahlte und leicht absetzbare Beamte waren. Eben diese Sheriffs befehligten die Landwehr der Grafschaft, die nur innerhalb der

Grenzen derselben verwendet ward, sodaß der Waffendienst keine unerträgliche Last für den Gemeinfreien, wohl aber ein wichtiges Mittel allgemeiner Wehrhaftigkeit und thatkräftiger Theilnahme aller am Gemeinwesen ward. [15])

Durch solche und ähnliche Einrichtungen wurde das Aufkommen ähnlicher Zustände verhindert, wie sie in Frankreich ebenso wohl zum Nachtheil der Einheit des Reichs und der Autorität der Krone wie der allgemeinen Freiheit und Gleichheit sich entwickelt hatten; auf solchen Grundlagen entstand in dem normannischen England eine streng monarchische, in ihren Aeußerungen bisweilen sogar despotische Staatsgewalt, welche die demokratischen Formen, die sie vorgefunden, zu ihren Gunsten benutzte, das aristokratische Element zwar insoweit bestehen ließ und schützte, als es ein nothwendiges und nützliches Glied des militärischen Lehnsstaats war, es aber auch in dieser Umgrenzung mit sicherer Hand und unnachsichtiger Strenge festhielt.

Unter den ersten Nachfolgern Wilhelm's blieb dieser Zustand der Dinge ziemlich unverändert. Allmählich aber traten Verhältnisse ein, welche die Berechnungen, worauf Wilhelm sein politisches System gebaut hatte, zu Schanden machten.

Es ist allezeit ein fast unfehlbarer Anlaß zur Schwächung der monarchischen Gewalt auf Kosten der aristokratischen gewesen, wenn der Monarch durch Streitigkeiten in seinem Privat- oder Familieninteresse genöthigt ward, die Hülfe seiner Vasallen in Anspruch zu nehmen, wie es andererseits kein wirksameres Mittel für die Stärkung der monarchischen Gewalt gibt, als einen

Kampf nach außen zur Abwehr von Gefahren, welche der ganzen Nation drohen. Jener zuerst angedeutete Fall trat ein bei den normännischen Königen Englands, als sie mit ihren in der Normandie zurückgebliebenen Stammesvettern in Erb- und Besitzstreitigkeiten geriethen.

Aehnliche Vorgänge hatten einst in Frankreich unter den Nachkommen Karl's des Großen zu dem Emporkommen einer übermächtigen Vasallenschaft, zur Schwächung der Monarchie, zugleich aber auch zur Unterdrückung der Volksfreiheit geführt. In England war der Verlauf der Dinge nicht ganz der gleiche. Zwar wurden auch die englischen Könige zu manchen und wichtigen Zugeständnissen genöthigt, und das ebenfalls zunächst von ihren Baronen, als den einzigen, welche es wagen durften, ihnen mit solchen Forderungen gegenüberzutreten. Aber, während in Frankreich die Beschränkung der königlichen Gewalt lediglich der Aristokratie zugute kam, und diese nicht blos unabhängiger nach oben, sondern zugleich despotischer nach unten machte, sehen wir in England die größere Freiheit, welche die Aristokratie für sich, ihre Personen und ihr Eigenthum dem Despotismus der Könige abringt, zugleich den weitern Schichten des Volks, den Aftervasallen der großen Barone und den Freisassen zugute kommen.

Es verlohnt wohl, den Ursachen dieser eigenthümlichen Erscheinung, welche dem ganzen englischen Staatswesen sogleich von Haus aus eine von dem festländischen wesentlich abweichende Physiognomie aufprägt, etwas tiefer nachzuspüren. Das Streben nach Freiheit und das Gefühl für Gleichheit und Gerechtigkeit war durch eine vielhundertjährige Uebung in dem angelsächsischen Stamm

(welcher, wenn auch unterdrückt, doch immer, als das zahlreichste Element der Bevölkerung, einen beachtenswerthen Factor des Staatswesens bildete) zu fest gewurzelt, als daß es durch die Eroberung so leicht hätte können gänzlich unterdrückt werden. Die beschränktern Besitzverhältnisse der großen Mehrzahl der normännischen Lehnsmannen stellten dieselben so ziemlich auf eine Stufe mit jenen einfachen Freisassen, welche den Kern der angelsächsischen Gesellschaft ausmachten. Die Einrichtung der Rechtsverwaltung, wie sie aus der angelsächsischen in die normännische Zeit hinübergenommen worden war, hatte das Aufkommen einer drückenden Guts- und Grundherrlichkeit verhindert und dadurch der Aristokratie eine unbefangenere Stellung zu den übrigen Klassen des Volks bewahrt, eine Stellung, die einerseits dem Misbrauch, andererseits der Beargwöhnung und Anfeindung viel weniger ausgesetzt war als die ihrer Standesgenossen auf dem Festland.

So geschah es, daß die Aristokratie in England, unähnlich der französischen, nicht für sich allein und zum Nachtheil der übrigen Klassen, sondern zugleich in Vertretung dieser und zum gemeinsamen Vortheil des ganzen Volks die Königsmacht beschränkte, daß andererseits in den Fällen, wo jene etwa einmal anders zu handeln sich gelüsten ließ, das Königthum selbst darauf bedacht war, auch die übrigen Stände an den dem Adel gemachten Zugeständnissen mit zu betheiligen. Was in Frankreich höchstens als eine vereinzelte und ohne nachhaltige Folgen bleibende Erscheinung vorkommt, die Erstreckung der den großen Vasallen gewährten Rechte und Freiheiten auch auf deren Aftervasallen und Hinter-

fassen [16]), das wiederholt sich in England als eine feststehende Regel. Der Freibrief Heinrich's II., die Oxforder Artikel König Stephan's, die Bestätigung dieser Bewilligungen durch Heinrich II., endlich die Magna charta König Johann's, diese breiteste Grundlage des ganzen englischen Verfassungswesens — alle diese und ähnliche Acte einer freiwilligen oder erzwungenen Beschränkung der königlichen Gewalt enthalten neben werthvollen Sicherheiten für den Adel gegen Eingriffe des Königthums in seine Rechte und in sein Eigenthum ebenso werthvolle Bürgschaften für die persönliche Freiheit, das Eigenthum, den Erwerb und Verkehr aller Klassen und aller einzelnen im Volk. [17])

Dafür sehen wir aber auch in England das merkwürdige Schauspiel, daß zur Erkämpfung solcher, allen zugute kommender Zugeständnisse von dem Despotismus der Herrscher, sowie zur Sicherung der schon erkämpften (so oft sie durch die Treulosigkeit wortbrüchiger Fürsten aufs neue in Frage gestellt sind) nicht blos der niedere Adel mit dem hohen, die Grafschaftsritter mit den Baronen, sondern auch mit beiden die Geistlichkeit und die größern Städte, namentlich das schon damals mächtige London, sich zu einem Bund einigen, an welchem die von dem Despotismus so gern gebrauchte Waffe des Herrschens durch Theilen wirkungslos abprallt. Als die Barone den König Johann um Zugeständnisse bedrängten, rief dieser die Ritter gegen sie zu Hülfe. Aber die Ritter machten gemeinschaftliche Sache mit den Baronen und die Bürgerschaft Londons schloß sich ihnen an. Und als der König, nachdem er bereits die Magna charta gegeben, treuloserweise sich von dem Papst eine Los-

sprechung von seinem verpfändeten Wort zu verschaffen wußte, da war die Geistlichkeit patriotisch genug, ihre Pflichten als Engländer höher zu achten als den Gehorsam gegen ihren geistlichen Obern — sie versagte der päpstlichen Bulle die Bekanntmachung!

Schon eine solche Gemeinsamkeit der Bestrebungen aller Volksklassen für Herstellung eines gerechten und gegen Willkür geschützten öffentlichen Rechtszustands mußte die Erfolge dieser Bestrebungen wesentlich erleichtern und sicher stellen. Aber es traten auch noch äußere Verhältnisse hinzu, welche die dadurch angebahnte Entwickelung der politischen Verhältnisse Englands beschleunigten. Sonderbarerweise mußte es gerade das Wechselverhältniß Englands und Frankreichs sein, was für die Ausbildung und Befestigung der so ganz entgegengesetzten politischen Richtungen der beiden Länder die ausschlaggebende Entscheidung herbeiführte. Jener Philipp August von Frankreich, den wir als den ersten Begründer einer sowol innerlich befestigten als äußerlich erweiterten Königsgewalt haben kennen lernen, verdankte diese Vortheile hauptsächlich dem siegreichen Ausgang seines Streits mit dem englischen König Johann. Und der englische König Johann war darum genöthigt, den Forderungen der Barone, Ritter und Bürger seines Landes seinen starren Willen zu beugen, weil er zu dem Kampf mit Philipp August ihres Beistands bedurfte. König Johann hatte seinen Neffen, den Sohn seines ältern Bruders, heimtückisch ermorden lassen. Als Herzöge der Normandie waren die Könige von England Vasallen der Könige von Frankreich. In dieser Eigenschaft ward Johann von Philipp August vor ein Gericht

der Pairs oder der Großen des Reichs berufen und, da er sich nicht stellte, seiner sämmtlichen Lehen in Frankreich verlustig erklärt. Diese Lehen, weit größer als der ganze bisherige unmittelbare Länderbesitz der Könige von Frankreich, wuchsen jetzt diesem letztern zu und verliehen mit einem mal dem Königthum das zweifelloseste Uebergewicht einer nunmehr nicht blos einzelnen Vasallen, sondern allen zusammen überlegenen Hausmacht. Johann dagegen, des Rückhalts seiner französischen Länder beraubt und ganz auf die Unterstützung seiner englischen Unterthanen angewiesen, hatte dem einmüthigen Andrängen dieser auf Zugeständnisse nichts entgegenzusetzen als eine Verschlagenheit, die, je öfter sie ihr Wort brach, um so sicherer ihr Ziel verfehlte, und nur zu verschärften Forderungen und neuen erzwungenen Zugeständnissen Anlaß gab.

So ward ein und dasselbe Ereigniß für Frankreich das Signal zu dem Sieg des Absolutismus über die Aristokratie, eines Absolutismus, welcher aber in seiner weitern Entwickelung auch die Volksfreiheit verschlang, für England der Ausgangspunkt einer verfassungsmäßigen Gestaltung des Staatswesens, wobei Königthum, Adel und Bürgerthum ein jedes seine rechte Stelle und sein dem Ganzen zuträgliches Maß von Macht und Freiheit erhielt.

Noch eine andere wichtige Folge knüpfte sich für England an den Verlust der normännischen Besitzungen auf dem Festland — einen Verlust, welcher nicht sowol die Nation als die Dynastie betraf. Bis dahin hatten die Normannen sich immer noch mehr oder weniger als Fremdlinge, als Eroberer und Herren gegenüber der

angelsächsischen Bevölkerung gefühlt. Jetzt, abgeschnitten für immer von ihren Stammesgenossen auf dem Festland, lernten sie sich ausschließlich als Angehörige des Inselreichs betrachten, und verschmolzen mit den früher von ihnen unterdrückten und verachteten Angelsachsen zu einer einzigen und unauflösbaren Gemeinschaft. Von jetzt an gab es wirklich eine englische Nation. [18])

Das angelsächsische Element, der Zahl nach weit überwiegend, erhielt nunmehr allmählich über das normännische (welches nicht mehr durch äußern Zuzug von Frankreich her verstärkt wurde) wieder das Uebergewicht — in ähnlicher Weise, wie seinerzeit in Frankreich das gallo-romanische über das fränkische nach der Abtrennung Deutschlands von Frankreich.

Den letzten Ausschlag zu der so entschiedenen Divergenz in den politischen Einrichtungen und dem öffentlichen Geist der beiden Länder gab der lange und blutige Krieg, den die englischen Könige aus dem Haus Anjou mit den französischen Königen aus dem Haus Valois um die Krone Frankreichs führten. Dieser Krieg, von jener Seite ebenfalls wieder im dynastischen Sinn unternommen, vollendete die Abhängigkeit der englischen Könige von dem guten Willen ihres Adels und ihrer Bürgerschaften, welche beide schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts (bald nach der Regierung des Königs Johann) eine gemeinsame, geregelte Vertretung in einem Parlament erhalten hatten. Im Lauf dieses Kriegs wurde das Parlament binnen funfzig Jahren siebzig mal einberufen, wurde die Magna charta zwanzig mal neubeschworen! Und weil ferner der Krieg jenseits des Meeres meist mit Soldtruppen geführt wurde, erhielt

das Bürgerthum, als hauptsächlicher Inhaber und Repräsentant der Geldmacht, ein entschiedenes Uebergewicht über den Vertreter des persönlichen Waffenwerks, den Adel, daher noch nicht achtzig Jahre nach der erstmaligen Berufung des Parlaments vergangen waren, als bereits das Unterhaus, die Vertretung der Städte und Freisassen, zum eigentlichen Schwerpunkt des Staatswesens geworden war.

In Frankreich nahmen die Dinge einen gerade entgegengesetzten Verlauf. Dort war der Krieg ein nationaler, von den Königen zur Aufrechthaltung der durch ein Landesgesetz festgestellten Erbfolge, zur Vertheidigung des von den Engländern besetzten Gebiets, zur Abwehr und Vergeltung der Leiden, welche die fremde Eroberung und Brandschatzung über das Land brachte, geführter. Den französischen Königen ward es daher leicht, im Namen des gefährdeten Nationalinteresses Zugeständnisse und Opfer aller Art von den verschiedenen Ständen des Volks zu fordern und zu erlangen. Alle Stände scharten sich um das wiederhergestellte nationale Königthum und halfen mit Gut und Blut das Land von den fremden Eindringlingen säubern. Der Adel vergaß die Kränkung seiner Vorrechte, die Städte die Vorenthaltung der von ihnen geforderten Freiheiten, und selbst jene abtrünnigen Großen, die, wie der Herzog von Burgund, aus Eifersucht gegen die Valois sich dem Nationalfeind angeschlossen hatten, wurden durch den allgemeinen Unwillen oder durch eigene Scham zum Gehorsam gegen den angestammten Monarchen zurückgebracht.

Nichts bezeichnet besser diesen so ganz verschiedenen Einfluß, welchen der englisch-französische Erbfolgekrieg

auf die öffentlichen Zustände des einen und des andern der beiden Länder äußerte, als folgende Thatsache. Der Krieg wurde von beiden Seiten zum größern Theil mit Soldtruppen geführt. Die Kriegssteuer trat daher jetzt an die Stelle der Kriegsdienste in Natur, welche bisher der Lehnsadel den Königen geleistet hatte. Diese durchgreifende Veränderung in den Militärsystemen beider Länder führte in England zur Befestigung und Ausbildung der parlamentarischen Verfassung, in Frankreich zur Vollendung der absoluten Königsmacht. Dort ging, wie wir bereits gesehen, das politische Schwergewicht dadurch allmählich auf das Unterhaus oder die Vertretung der Mittelklassen über. In Frankreich dagegen willigten die Stände darein, daß die Krone nicht nur allein das Recht haben sollte, Truppen zu halten (da sie bisher dieses Recht immer noch mit den großen Vasallen getheilt hatte), sondern daß ihr auch gestattet sei, zu diesem Zweck eine allgemeine Auflage sowol von den Unterthanen der Vasallen wie von ihren eigenen zu erheben, eine Auflage, die keiner besondern Bewilligung für den einzelnen Fall bedürfen sollte.

So hatte das Königthum ein stets bereites, nicht von dem guten Willen der Stände abhängiges Mittel des Gebrauchs und der Erweiterung seiner Macht erlangt. Es konnte von jetzt an sich der Stände, zu denen die frühern Könige bisweilen doch ihre Zuflucht hatten nehmen müssen, gänzlich entledigen, und es that dies auch. Karl VII. berief keine allgemeinen Stände mehr, und als einzelne Stimmen daran zu erinnern wagten, brachte er dieselben durch die nicht grundlose Erwiderung zum Schweigen: „Das Volk sei zufrieden und verlange nicht danach.“

Auf solchen Grundlagen ward sodann der Bau des Absolutismus in Frankreich durch die schlaue Politik Ludwig's XI. so fest gefügt, daß alle politischen Bewegungen der folgenden Jahrhunderte, statt ihn zu erschüttern, nur dazu dienten, ihn noch mehr zu befestigen. Aus den Kämpfen der Ligue wie aus denen der Fronde ging das absolute Königthum nur immer stärker und unumschränkter hervor, und wenn die gewaltige Staatsumwälzung des vorigen Jahrhunderts auf eine kurze Zeit den Träger der Macht veränderte, indem sie die oberste Gewalt im Staat von dem König auf das Volk übertrug, so verminderte sie doch keineswegs, sondern steigerte eher die Stärke dieser Gewalt selbst und den Charakter des Regiments, die Concentration aller Befugnisse in einem einzigen Punkt, die Unterdrückung aller provinzialen und lokalen Freiheiten, die politische und gesellschaftliche Nullität aller Theile des Landes außer dem einen Paris. Das erste Kaiserthum trat sodann diese Erbschaft der Revolution in ihrem vollen Umfang an und bildete dieselbe noch weiter aus. Die folgenden Regierungen änderten daran wenig oder nichts, und die neueste Wiederholung des Napoleonischen Systems ist in der gleichen Richtung bis zu einem Punkt fortgegangen, wo eine Steigerung kaum noch denkbar scheint.

In dem Inselreich jenseits des Kanals sehen wir inzwischen die gerade entgegengesetzte Richtung des gesammten Staatswesens, das parlamentarisch beschränkte Königthum und eine ausgedehnte Selbstregierung des Volks in lokalen und provinzialen Angelegenheiten, beinahe mit der gleichen Sicherheit und Stetigkeit ihre Bahn der Entwickelung verfolgen. Zwar scheint unter den

Tudors, nach dem Ende jener furchtbaren innern Kämpfe, welche den Adel decimirt hatten, das System des unumschränkten Königthums auch hier wieder Fuß fassen zu wollen. Heinrich VIII. und Elisabeth dürfen es wagen, Acte der Selbstherrlichkeit und sogar der Eigenmächtigkeit zu begehen, die man einem Johann und einem Eduard III. nicht hätte hingehen lassen. Aber diese Abweichungen von dem Weg constitutionellen Staatslebens waren weder größer noch von mehr dauernder Natur oder von nachhaltigerm Einfluß auf das Ganze als jene Empörungen des Adels oder jene Widersetzlichkeiten der Städte, welche in Frankreich noch von Zeit zu Zeit, mitten hinein zwischen streng despotische Regierungen, die Unumschränktheit des Königthums von neuem in Frage zu stellen schienen. Sogar noch dem vollendeten Absolutismus Ludwig's XIV. ging unmittelbar vorher eine der allgemeinsten und gefahrdrohendsten Verschwörungen des Adels, die Fronde, ähnlich wie in England dem letzten Abschluß der parlamentarischen Institutionen das auf völlige Vernichtung dieser Institutionen gerichtete Regiment der Stuarts.

Daß England diesen glücklichern Verlauf seiner Staatsentwickelung — im Vergleich zu Frankreich — zu einem nicht geringen Theil der Gunst seiner insularischen Lage verdankt, wollen wir so wenig in Abrede stellen, als daß der Absolutismus in Frankreich belangreiche Elemente seiner Stärke und Dauer aus den äußern Eroberungen gezogen hat, zu denen die continentale Lage des Landes Anreiz und Gelegenheit bot und durch die er den kriegerischen und ruhmsdurstigen Geist des Volks bestach. Die Könige Frankreichs seit Franz I. verdankten ihre Erfolge im Innern wesentlich mit ihren

glücklichen Waffenthaten oder den Siegen ihrer Diplomatie nach außen, und die Stuarts hätten ungestrafter ihren despotischen Launen huldigen dürfen, wenn nicht die insularische Lage des Landes ihren weichlichen Neigungen Vorschub geleistet und sie verführt hätte, einer ruhmlosen Schwäche gegenüber dem Ausland zu huldigen, wenn sie statt dessen durch unvermeidliche Reibungen mit Nachbarstaaten genöthigt oder doch angereizt worden wären, eine Politik des Ehrgeizes und der Ruhmsucht anzunehmen und durch eine imposante Machtstellung Englands die Nation für den innern Druck schadlos zu halten. [19]) Indeß würden doch ohne die vorausgegangenen tief greifenden Umgestaltungen sowol in den Sitten und Anschauungen als auch in den politischen und socialen Einrichtungen der beiden Nationen jene rein äußerlichen Momente eine so große Wichtigkeit niemals erlangt haben.

Trotz seiner insularischen Lage, welche die Ausbildung einer regelmäßigen starken Militärmacht, dieses gefährlichsten Werkzeugs in den Händen eines eigenmächtigen und gewissenlosen Herrschers, dort nicht hatte aufkommen lassen, befand sich England dennoch zwei mal im Lauf des 17. Jahrhunderts in der höchsten Gefahr, seine freien Institutionen der planmäßigen Ausbreitung und Befestigung eines durchaus absolutistischen Systems unterliegen zu sehen, und ohne die altgewohnte Anhänglichkeit des Volks an diese Freiheiten und den tiefgewurzelten Haß aller Klassen gegen das festländische, insbesondere das französische Princip despotischer Regierungsallgewalt hätten möglicherweise sowol Karl I. als Jakob II. ihre Absichten durchgesetzt. Denn eben diese geschützte und

von den Kämpfen des Festlandes abgezogene Lage Englands hatte auch die Bevölkerung frühzeitig zu den Künsten und Gewerben des Friedens hingeführt und einer Störung dieser Beschäftigungen durch Aufstand und Bürgerkrieg abgeneigt gemacht.[20]) Andererseits war in Frankreich nicht so sehr der Absolutismus von den durch die Lage des Landes dargebotenen Anreizungen zum Kriegführen und Erobern groß gezogen und gestärkt, als er selbst vielmehr erst die Neigung, diesen Anreizungen zu folgen, in dem Volk erweckte und immer von neuem rege machte: — Zeuge dessen das deutsche Reich, welches bei ganz ähnlichen geographischen Verhältnissen und trotz der vielen Kriege, die es mit seinen Nachbarn nothgedrungen führen mußte, dennoch dadurch nicht einmal zu einer monarchischen, geschweige denn zu einer absoluten Regierungsform hingeführt ward.

Der wesentlichste Theil unserer Aufgabe ist gelöst, sofern uns nämlich in dem Obigen gelungen ist nachzuweisen, durch welche geschichtliche Ursachen die so abweichende Ausbildung des Staatswesens in den drei Reichen Deutschland, England und Frankreich bedingt war. Noch bleibt uns aber eine zweite nicht minder interessante Reihe von Betrachtungen übrig, indem wir es unternehmen, in rascher Uebersicht wenigstens die Hauptformen zu bezeichnen, in denen diese so verschiedenartigen Staatsbildungen in den gedachten drei Ländern sich ausprägten und gleichsam krystallisirten.

Und hier sei wieder an einen Satz erinnert, den wir schon im Eingang dieser Abhandlung berührten, und der als eine ebenso wichtige wie festbegründete Errungen-

schaft sowol der fortgeschrittenen Geschichtsforschung der Neuzeit wie ihrer Erfahrungen auf praktisch-politischem Gebiet angesehen werden darf: an den Satz, daß die Eigenthümlichkeit und der Werth eines Staatswesens nicht blos, ja nicht einmal vorwiegend in dem, was man gemeinhin als die Verfassung des Staats betrachtet, d. h. in den Formen der Regierung und der Vertretung, vielmehr ebenso sehr, ja fast noch mehr in den Einrichtungen der Verwaltung, der Rechtspflege, genug überhaupt in der Art und Weise beruht, wie das Volksleben nach seinen individuellen und lokalen Beziehungen von den Mächten des Staats berührt und beeinflußt wird.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend erblicken wir in dem Staatswesen jener drei großen Reiche schon früh tiefe, grundsätzliche Verschiedenheiten, die, fort und fort schroffer sich ausbildend, ihre Bedeutung und ihren Einfluß selbst dann nicht verlieren, wenn einmal, vorübergehend oder auch länger andauernd, die äußern Verfassungsformen des einen Landes sich mit denen des andern ins Gleichmaß zu setzen scheinen. Es wäre eine grobe Täuschung, anzunehmen, das englische Staatsleben unter den Stuarts sei dem französischen unter Ludwig XIV. gleich oder auch nur ähnlich gewesen, obschon nicht zu leugnen ist, daß eine Zeit lang eine gewisse Uebereinstimmung nicht blos der Regierungsmaximen, sondern auch der Regierungspraxis in beiden Ländern bestand. Und es wäre nicht weniger unrichtig, wenn man aus der Einführung constitutioneller Formen 1815 in Frankreich und bald darauf in Deutschland schließen wollte, damit seien diese beiden Länder ihrem innersten Wesen nach dem englischen Vorbild angenähert worden.

Ein kurzer Einblick in das eigentliche Getriebe des Staatslebens der drei Länder, wie es sich infolge der eigenthümlichen politischen Entwickelung eines jeden derselben gestaltet hat, wird zeigen, wie tief gewurzelt die innersten Gegensätze derselben sind — viel zu tief, als daß sie mit einem bloßen Wechsel des Systems oder gar nur der äußern Formen in der Spitze des Staats ausgeglichen, ja nur wesentlich abgeschwächt werden könnten.

Wir beginnen mit demjenigen Land, wo die Ausprägung des politischen Grundgedankens der Regierung in den Formen der Verfassung und Verwaltung am planmäßigsten vor sich gegangen ist und darum am frappantesten hervortritt.

Das Princip monarchischer Centralisation, welches in Frankreich mindestens seit dem französisch-englischen Erbfolgekrieg (14. bis 15. Jahrhundert) das entschiedene Uebergewicht erlangt hatte, ging seit dieser Zeit immer systematischer darauf aus, in alle Zweige des Staatslebens einzudringen, alles mit seinem Geist zu erfüllen und mit seinen Organen zu umspannen. Natürlich gelang ihm dies nur nach und nach; auch gelang es bis zur Revolution von 1789 niemals so vollständig, daß nicht mitten unter den planmäßig ausgebildeten Formen einer centralisirten Verwaltung immer noch manche von ganz entgegengesetztem Charakter, Reste der ehemaligen feudalen oder provinzialen Selbständigkeit, fortbestanden hätten, oder daß nicht die scheinbar schrankenlose Allgewalt des persönlichen Regierens hier und dort auf einen Widerstand gestoßen wäre, welchen gänzlich unbeachtet zu lassen sie mit Recht Bedenken tragen mochte. Aber ebenso gewiß ist, daß, wie das Princip

selbst, so auch die Formen seiner Verwirklichung schon in ziemlich früher Zeit entschieden hervortreten und zugleich mit jenem sich unaufhaltsam stetig ausbreiten, befestigen, mit allen Zuständen des Staats und der Gesellschaft verwachsen.[1]

Anfänglich zwar schien die Politik der französischen Könige nur auf das gemäßigte Ziel einer solchen politischen Einheit, wie der moderne Begriff des Staats und das Bedürfniß staatlicher Ordnung sie erheischt, gerichtet. Von diesem Standpunkt aus erstrebten sie namentlich die Gleichförmigkeit der Rechtspflege nach festen und gemeinsamen obersten Grundsätzen, sowie die Allgemeingültigkeit der von der Centralgewalt erlassenen Gesetze für sämmtliche Theile des Reichs. Jenes erste erreichten sie durch strenge Controle der Einzel- und Privatgerichte, durch beharrliche Geltendmachung des Grundsatzes, daß von jeder Gerichtsstelle im Reich an das oberste Gericht des Königs appellirt werden könne, endlich durch die allgemeine Einführung der römischen Rechtsprincipien, welche besonders für den formellen Gang der Rechtspflege von durchgreifendstem und den Absichten des Königthums förderlichstem Einfluß waren. Was das andere betrifft, nämlich die allgemeine Geltung der vom König ausgehenden Anordnungen, so schien es dafür kein besseres Mittel zu geben als die Zuziehung der Inhaber jener Theilstaaten, aus denen das Reich damals bestand, der großen Barone oder Seigneurs, bei allen wichtigen Acten der Gesetzgebung. Es lag nahe, daß, wer selbst bei dem Zustandekommen eines Gesetzes mitgewirkt hatte, sich auch demselben unterwerfen und dessen Gültigkeit im Bereich seiner Herrschaft anerkennen mußte. In der

Praxis erweiterte sich dann dieser Grundsatz bald dahin, daß auch die Nichterschienenen oder Nichtzustimmenden dennoch für verpflichtet gehalten wurden, einem vom König unter Beirath der Barone (der sogenannten Curia regis) beschlossenen Gesetz Gehorsam zu leisten.

Soweit war in den Bestrebungen der französischen Könige und in den von ihnen getroffenen Einrichtungen nichts, was über das Ziel nothwendiger Einheit des Staats und über die Machtstellung eines gemäßigten, constitutionellen Königthums hinausgegangen wäre. Ganz Aehnliches finden wir in England, in Deutschland, ja wol allerwärts. Allein der eigenthümliche, in den geschichtlichen Vorbedingungen, wie wir sie früher des weitern geschildert, begründete Zug des französischen Staatswesens auf äußerste Zuspitzung der monarchischen Gewalt und ihrer Regierungsbefugnisse blieb dabei nicht stehen. Nicht zufrieden, das wirklich Gemeinsame, was nothwendig Sache der Centralgewalt im Staat sein muß, dieser vindicirt zu haben, kam man je mehr und mehr dahin, auch dasjenige für dieselbe zu beanspruchen, was füglicher und natürlicher außerhalb des Bereichs ihres unmittelbaren Eingreifens hätte bleiben mögen. Daß man den Particularismus brach, der, in der Gestalt dynastischer und patrimonialer Eigenherrschaft, der nothwendigen und nützlichen Einheit des Ganzen widerstrebte, darin that man nur, was man thun mußte, und was in keinem wohlgeordneten Staat ungethan bleiben darf; daß man aber im weitern Fortgang auch jede Besonderheit und Selbständigkeit lokalen Lebens zu unterdrücken und über alle Theile des Staats eine Uniformität zu verbreiten suchte, durch welche allmählich Paris der

alleinige Lebenspunkt des Reichs, alles übrige nur eine todte Maschine ward, die lediglich von dort aus Anstoß und Leitung empfing, das ist eine Eigenthümlichkeit des französischen Staatswesens, die sich nirgends sonst in Europa in so ausgeprägter und consequenter Weise wiederfindet. Gegen die Willkür und Gewaltthätigkeit, welche unter dem Einfluß fast souveräner Machtvollkommenheit in kleinen und großen feudalen Herrschaften geübt ward, machten die ersten Könige aus dem capetingischen Haus mit Recht die allgemeinen und ewigen Gesetze der Gerechtigkeit und der Unterordnung unter die Einheit eines größern Gemeinwesens geltend; allein die spätern, zu starkem und gesichertem Machtbesitz gelangt, fühlten durch eben diese allgemeinen und gleichbleibenden Normen ihr eigenes souveränes Belieben beengt, und gingen nun ihrerseits darauf aus, diese Schranken erst hier und da zu lockern und zu durchbrechen, zuletzt gänzlich niederzureißen, sodaß am Ende nichts übrig blieb als die unumschränkte, durch keine äußere Fessel gebundene Allmacht des obersten Willens, das unbedingte „Tel est notre plaisir!“ des Monarchen.

Es verlohnt der Mühe zu beobachten, wie das Königthum in Frankreich eine Schranke seiner Macht nach der andern beseitigte, bis es endlich bei diesem letzten Ziel einer absoluten Schrankenlosigkeit anlangte. [21])

Wie leicht es mit dem ständischen Widerstand fertig wurde, haben wir schon in dem frühern Theil unserer Betrachtungen gesehen. Die Bedeutung der allgemeinen Stände hörte auf, seitdem das Königthum in der taille oder Kriegssteuer, die ihm ein für allemal bewilligt worden war, ein Mittel erlangt hatte, die zur Führung

der Regierung nöthigen Gelder ohne neue ständische Bewilligungen zu beschaffen. Die Staatskunst der Könige wußte diese Finanzquelle immer ergiebiger zu machen, ihr immer neue Zuflüsse zu verschaffen, indem der einmal zur Geltung gekommene Grundsatz der Erhebung von Steuern im bloßen Verordnungsweg seine analoge Anwendung leicht auch auf andere und wieder andere Steuerobjecte fand. Man beobachtete dabei die Vorsicht, möglichst immer solche neue Lasten zu erdenken, welche nicht die obern Stände, Adel und Geistlichkeit, sondern nur den dritten Stand trafen, und war dann sicher, auf keinen Widerstand von Gewicht zu stoßen.

Zwar bestanden in mehreren Provinzen noch Provinzialstände fort, allein ihr Einfluß konnte, gegenüber der das ganze Reich vertretenden Centralgewalt, der Natur der Sache nach kein entscheidender sein.

Länger und schwieriger war der Kampf des nach Unumschränktheit strebenden Königthums mit der Unabhängigkeit der richterlichen Gewalten.

Der alte Rath des Königs, die Curia regis, der aus den angesehensten Baronen und den höchsten Hof- und Staatsbeamten zusammengesetzt war und zugleich als oberster Gerichtshof des Reichs und als höchstes Organ der allgemeinen Gesetzgebung fungirte, spaltete sich im Lauf der Zeiten in zwei voneinander verschiedene Körperschaften. Das eigentlich gouvernementale Element — die Besorgung der laufenden Staatsgeschäfte im Weg der Gesetzgebung und der Verwaltung — zog sich in den sogenannten Staatsrath des Königs (Conseil du roi) zurück, der aus Hof- und Staatsbeamten oder andern vom König ausdrücklich dazu berufenen Personen

bestand. Der andere, seiner Zusammensetzung nach mehr selbständige Theil — die Versammlung weltlicher und geistlicher Großen — beschäftigte sich von da an nur noch mit richterlichen Functionen. Ihm verblieb der alte Name des Parlaments, womit man ehemals das Ganze, die berathende Versammlung um den König, bezeichnet hatte. Da die meisten der Landesherren, über welche die Könige erst nach und nach die volle Souveränetät erlangten, ebenfalls ihre großen Rathsversammlungen (Curia ducis) hatten, so gab es nach Auflösung dieser kleinern Herrschaften in dem Königreich eine Menge Provinzialparlamente. Doch behauptete natürlich das Parlament von Paris eine hervorragende Stellung als oberster Gerichtshof des ganzen Reichs. In der Zusammensetzung dieser Parlamente trat allmählich eine weitere Aenderung ein, als mit dem allgemeinen Aufkommen des römischen Rechts die nicht rechtsgelehrten Beisitzer entweder ganz ausschieden oder doch in den Hintergrund traten, dagegen die Zuziehung rechtskundiger Männer sich nöthig machte, die nicht immer durch Geburt und Besitz den ursprünglichen Parlamentsmitgliedern ebenbürtig waren.

Immerhin blieben die Parlamente als Depositare des Rechts in seiner Allgemeingültigkeit und seiner der königlichen Gewalt Schranken setzenden Autorität gewichtige, nicht so leicht auf die Seite zu schiebende Körperschaften. Sie sprachen zugleich die wichtige Befugniß an, die vom König allein oder mit bloßer Zustimmung seines Staatsraths erlassenen allgemeinen Anordnungen ihrer Prüfung zu unterwerfen und denselben nöthigenfalls durch Nichteinregistrirung die verbindende Kraft von Gesetzen zu

versagen, also gewissermaßen in die Stelle der außer Thätigkeit gesetzten allgemeinen Stände einzutreten.

Bis auf die Revolution herab ist es den Königen Frankreichs, selbst einem Ludwig XIV., nicht gelungen, diese Schranke ihrer Macht gänzlich zu beseitigen; sie mußten sich damit begnügen, dieselbe im einzelnen Fall wirkungslos zu machen. Das bekannte Mittel, dessen man sich zu diesem Zweck bediente, waren die Lits de justice, feierliche Sitzungen, bei denen der König selbst mit einem gewissen Pomp im Parlament erschien und die Einregistrirung der von der Versammlung zurückgewiesenen Gesetze förmlich anbefahl. Es war das der Staatsstreich oder die Octroyirung zu einem regelmäßigen Expediens des Regierens erhoben — gewiß ein bezeichnender Zug für das französische Staatswesen! Schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts kommen solche Lits de justice vor, nicht selten verbunden mit allerhand Gewaltthätigkeiten gegen die Parlamente in corpore oder deren einzelne Mitglieder, wenn diese Körperschaften in ihrem Widerstand gegen den souveränen Willen zu beharren wagten.

Ein anderes, minder directes, aber noch wirksameres Mittel zur Untergrabung der Unabhängigkeit der Gerichte (wirksamer schon deshalb, weil es mit weniger Eclat, stiller und zugleich stetiger seinen Einfluß äußerte) bestand in der allmählichen Uebertragung der wichtigsten Entscheidungen von den Parlamenten und den sonstigen Gerichtshöfen auf solche Behörden, welche unmittelbar von der Staatsgewalt eingesetzt waren und nach deren Anweisungen verfuhren. Dahin gehörten die außerordentlichen Gerichtscommissionen oder Prevotalhöfe, die Specialgerichte

für besondere Angelegenheiten (Handelsgerichte, Steuerbehörden mit eigener Gerichtsbarkeit u. dgl.), vor allem aber die immer weiter ausgedehnte Anwendung des sogenannten Evocationsrechts, d. h. des Rechts, kraft dessen der König jede Rechtssache dem Tribunal, vor dem sie anhängig war, entziehen und seiner eigenen Entscheidung im Staatsrath unterstellen konnte. Dieses Recht ward namentlich seit dem 17. Jahrhundert von den Königen und ihren Ministern auf das Entschiedenste behauptet. In dem Jahrhundert, welches der Revolution unmittelbar voranging, findet sich fast in allen Verordnungen, welche irgendeine neue Regierungsmaßregel ankündigen, der ausdrückliche Zusatz, daß alle Streitigkeiten, welche in Bezug auf die Ausführung einer solchen Maßregel entstehen, und alle Widersprüche, welche dagegen erhoben werden könnten, lediglich vor die königlichen Intendanten (Verwaltungsbeamten) und in letzter Instanz vor den Staatsrath zu bringen seien, und daß kein Gerichtshof sich unterfangen solle, eine solche Sache vor sein Forum zu ziehen.

Auf diese Weise bildete sich allmählich im französischen Staatsleben die feststehende Praxis aus, daß, wo immer in einer Rechtssache ein öffentliches Interesse mit in Frage komme oder es sich um Auslegung oder Beurtheilung eines Acts der Verwaltung handle, nicht die gewöhnlichen Gerichte, sondern der Staatsrath allein zu entscheiden habe, mit andern Worten, es entstand das seinem Ursprung und seinem Charakter nach durch und durch französische Institut der Administrativjustiz.

Man kann sich denken, welche ungeheuern Machtbefugnisse durch dieses alles in dem Staatsrath, als dem

obersten Organ der auf den Trümmern aller andern Gewalten im Staat errichteten Regierungsallgewalt, concentrirt wurden. Der Staatsrath war zugleich höchster Gerichtshof, denn er hatte das Recht, die Entscheidungen aller ordentlichen Gerichtshöfe zu cassiren, und höchstes Verwaltungstribunal, denn von ihm ressortirten alle Specialgerichte. Er übte unter der Autorität des Königs die ganze gesetzgebende Gewalt, denn er berieth die Gesetze, regelte und vertheilte die Abgaben. Er entwarf die allgemeinen Verwaltungsnormen, nach denen sich alle Regierungsbehörden zu richten hatten, entschied alle wichtigern Angelegenheiten selbst, und überwachte sämmtliche Verwaltungsstellen im ganzen Reich. Von ihm ging alles aus und zu ihm kam alles zurück, denn er hatte in allen Dingen entweder die Initiative zu ergreifen oder das letzte entscheidende Wort zu sprechen.

Und doch war dieser so allmächtige Staatsrath nur das willenlose Echo der königlichen Selbst- und Alleinherrlichkeit, nur ein devoter Rathgeber, der seine Meinung sagte, sich aber in stillschweigender Unterthänigkeit beschied, so oft es dem Gebieter gefiel, von dieser Meinung keinen Gebrauch zu machen und nach höchsteigenem Gutbefinden anders zu entscheiden!

Von dem Staatsrath ging der Impuls durch eine Anzahl von Intendanten auf die einzelnen Provinzen über, und verzweigte sich dort in eine Masse von Unterbehörden, welche letztern in den meisten Fällen ihrer Thätigkeit an die Einholung von Instructionen entweder seitens der Intendanten oder gar direct von Paris gebunden waren. Kaum irgendetwas im ganzen Bereich des Volks- und Staatslebens blieb von der kunstmäßig

gegliederten Bewegung dieser Verwaltungsmaschine ausgeschlossen, oder konnte von statten gehen, ohne von Regierungs wegen anbefohlen, geregelt oder genehm gehalten zu sein. Alle öffentlichen Auflagen, nicht blos die unmittelbaren des Staats, sondern auch die lokalen und communalen, wurden vom Staatsrath festgesetzt und von einem Heer höherer und niederer Beamten, an ihrer Spitze der Generalcontroleur, vertheilt, eingesammelt und dem Staatsschatz zugeführt.

Die Aushebung von Mannschaften für die Miliz (das Vorspiel der Conscription) ging den nämlichen Weg. Der Staatsrath setzte die Anzahl der Auszuhebenden und den Antheil, den jede Provinz dazu liefern sollte, fest; der Intendant vertheilte dieses Contingent auf die einzelnen Gemeinden, und seine Unterbeamten vollzogen das Geschäft der Aushebung, bestimmten die Fälle gänzlicher Befreiung oder zeitweiliger Beurlaubung, und lieferten die wirklich eingezogenen Mannschaften an die Militärbehörde ab.

Die öffentlichen Arbeiten, wie Chaussee- und andere Bauten, selbst ein Theil der Vicinalwege wurden vom Staat aus gebaut nach einem vom Staatsrath festgestellten Plan, durch Ingenieure des Staats, unter der Oberaufsicht einer besondern Behörde, des Corps des ponts et chaussées, und unter der unmittelbaren Leitung des Intendanten.

Zwar gab es dafür, wie für das Milizwesen, wie für die Erhebung und Vertheilung der Abgaben, von alters her selbständige lokale Behörden; allein ihre Wirksamkeit war längst durch die überall hin verzweigten Organe der allmächtigen Bureaukratie lahm gelegt wor-

den, und sie bestanden höchstens dem Namen nach fort. Es gab auch in vielen Provinzen noch Gouverneure, Männer von Rang und Besitz, gewöhnlich Mitglieder alter Dynastengeschlechter, dem Namen nach Stellvertreter des Königs, allein ohne reelle Macht, denn diese lag in den Händen des Intendanten.

Der Intendant war auch der Chef der Landespolizei, die durch eine wohlorganisirte Gensdarmerie versehen ward. Zwar konnten die Lokalgerichte für ihren Bereich Polizeigesetze erlassen; allein der Staatsrath, eifersüchtig auf sein Princip der Uniformität, pflegte sehr häufig solche zu cassiren und an ihrer Stelle andere von sich aus zu erlassen.

Sogar das Armenwesen, das in den meisten Staaten von früh an und bis auf die neueste Zeit ganz oder wenigstens zum größern Theil der lokalen und communalen Verwaltung überlassen worden ist, war in Frankreich schon im vorigen Jahrhundert in den Händen des Staats centralisirt. Was uns heute als eine Eigenthümlichkeit des französischen Staatswesens auffällt, daß nämlich der größte Theil der für die Unterstützung der Armen bestimmten Auflagen den Umweg durch die Generalkasse des Staats zurück in die Departements und von da in die einzelnen Gemeinden macht, das finden wir schon damals im wesentlichen auf dem gleichen Fuß eingerichtet. Der Staatsrath bestimmte jährlich, welche Summen aus der Staatskasse an die einzelnen Provinzen für ihr Armenwesen vertheilt werden sollten.

Aber nicht blos in den äußern Formen, auch in dem Geist und in den Sitten der Regierenden wie der Regierten findet sich bereits in dem alten vorrevolutionären

Frankreich jener Zug nach einer möglichst absoluten Centralisation ausgeprägt, den man fälschlicherweise bisweilen für eine Ausgeburt der Revolution oder der aus ihr hervorgegangenen Staatsordnungen gehalten hat. Schon damals bemerken wir auf seiten der Regierenden dieselbe sich in alles mischende Vielgeschäftigkeit, denselben Drang, alles, auch das Kleinste und Fernste, von Paris aus zu kennen, zu beaufsichtigen, zu dirigiren, dieselbe Prätention, nach allen Seiten hin die allwissende und allweise Vorsehung zu spielen — bei den Regierten aber dieselbe blinde Unterwürfigkeit unter die Anordnungen der Centralgewalt, dieselbe Unselbständigkeit im Anrufen der Staatshülfe bei allen möglichen Angelegenheiten des öffentlichen und selbst des Privatlebens wie heutzutage!

Die eigentliche Lokalverwaltung, welche zugleich die Rechtspflege und die Polizei in sich schloß, war anfänglich in Frankreich wie in allen Feudalstaaten des Mittelalters auf dem Lande in den Händen der großen Grundbesitzer, in den Städten in den Händen von Obrigkeiten gewesen, die entweder nach Wahl und im Auftrag der Gemeinden, oder kraft eigenen Rechts und durch Selbstergänzung regierten. Was die Theilnahme der übrigen Gemeindegenossen betrifft, so scheint diese in Frankreich meist früher als anderwärts verloren gegangen zu sein, wenn nicht schon vor, doch mit der überhandnehmenden Herrschaft des römischen Rechts. Einen entscheidenden politischen Einfluß (wie etwa in England) hat dieselbe dort nie geäußert.

Von den erwähnten beiden Arten lokaler Verwaltung und Rechtspflege nun scheint die der Städte zuerst — wenigstens in vielen Theilen des Landes — der centra-

lisirenden Tendenz des Königthums unterlegen zu haben. Schon Ludwig XI. begann die Unterdrückung der Municipalfreiheiten, weil der demokratische Geist, der sich darin kundthat, ihm Furcht einflößte. Im 16. Jahrhundert wurde vielen Städten mit Hülfe der Grundsätze des römischen und kanonischen Rechts die Gerichtsbarkeit planmäßig entzogen. Die baillis und sénéchaux, königliche Beamte, erhielten die Aufsicht über die Wahlen und über die Amtsführung der städtischen Behörden. Eine Verordnung von 1566 nahm den Magistraten die Civilgerichtsbarkeit, eine von 1579 die Criminalgerichtsbarkeit. Auch die Polizei ging allmählich an die königlichen Beamten über, zuletzt sogar die Finanzverwaltung. Eine Reihe von Ordonnanzen, sämmtlich aus dem 16. oder dem Anfang des 17. Jahrhunderts, übertrug die Prüfung und Revision der städtischen Rechnungen den königlichen Behörden, untersagte den Städten das Ausschreiben von Umlagen ohne besondere königliche Bewilligung, beschränkte ihr selbständiges Verfügungsrecht in Verwendung der städtischen Einkünfte, ja betraute endlich sogar besondere Beamte mit der Vertheilung der städtischen Lasten.

Inzwischen hatten doch manche Städte, besonders die größern, noch immer ein gewisses Recht der Selbstverwaltung, wenigstens was die eigene Wahl ihrer Magistrate betraf, sich zu erhalten gewußt. Unter Ludwig XIV. ging auch dieses Recht fast ohne Ausnahme verloren. Dieser König errichtete 1692 neben den gewöhnlichen Magistraten eine Menge anderer städtischer Aemter, deren Inhaber für Geld das lebenslängliche Recht erkauften, ihre Mitbürger zu regieren. Es war das weniger eine

politische als eine Finanzmaßregel, wie daraus erhellt, daß man den Städten das Recht der eigenen Wahl ihrer Beamten, wenn sie es wollten, für Geld zurückgab, nach gemachtem Geschäft aber es ihnen von neuem nahm, und die Stellen wieder an Privatpersonen verkaufte. Sieben mal binnen achtzig Jahren wurde auf solche Weise den Städten das Wahlrecht genommen, wiedergegeben und abermals genommen — immer zum Vortheil des Fiscus — eine empörende Frivolität, welche aber beweist, wohin es bereits damals mit den Rechten und Freiheiten der Städte gekommen war.

Die Verwaltung des Rechts und der Polizei auf dem Lande blieb der Form nach den großen Grundherren bis zur Revolution von 1789 erhalten, in ihrer Handhabung (was nur zu billigen) durch die Controle königlicher Beamten wesentlich eingeengt. Im übrigen hatten diese Patrimonialgerichtsherren schon im 18. Jahrhundert mit den Angelegenheiten der Gemeinden, welche ihrer Gutsherrlichkeit unterlagen, gar nichts zu thun. Weder die Verwaltung des Gemeindevermögens noch die Erhaltung der Kirchen und Schulen, noch die Eintreibung der Abgaben ging sie etwas an oder wurde von ihren Beamten und in ihrem Auftrag besorgt. Für alles dies gab es besondere Behörden, welche theils der königliche Intendant bestellte, theils die Gemeinde selbst wählte, welche aber sämmtlich unter Aufsicht und Leitung der Centralgewalt handelten.

Der Einfluß dieser Ertödtung aller und jeder lokalen Selbstverwaltung auf den Nationalgeist äußerte sich neben jener schon berührten Unselbständigkeit der einzelnen hauptsächlich in zweierlei Erscheinungen, welche beide für die

politische Entwickelung Frankreichs von den verhängniß-vollsten Folgen gewesen sind. Auf dem Lande entstand dadurch eine Trennung der großen Grundbesitzer von den kleinen, welche den Adel dem Volk entfrembete, die Bauern aber in Roheit und Stumpfsinn versinken ließ. Der Adel, seines natürlichen Einflusses auf seine Hintersassen durch die Dazwischenkunft der Staatsbehörden beraubt, zog sich entweder gänzlich von seinen Besitzungen zurück und ging, wenn er konnte, an den Hof, oder, wenn er auf seinen Schlössern blieb, kümmerte er sich doch wenig um seine Umwohner und betrachtete sein Verhältniß zu denselben nur aus dem finanziellen Gesichtspunkt der Vortheile, welche er von ihnen zog. Die einzige Person von etwas höherer Bildung, die noch als ein zu ihnen gehöriger mit den Bauern verkehrte und sich so weit möglich ihrer annahm, war der Geistliche — was Wunder, wenn der klerikale Einfluß auf dem Lande in Frankreich ein so mächtiger ward und bis heute blieb!

In den Städten fand eine ähnliche Sonderung der Klassen statt. Wer immer konnte, strebte zu einer exclusiven, privilegirten Stellung hinan, wozu namentlich die vielen für Geld käuflichen unmittelbaren und mittelbaren Staatsbedienungen zahlreiche Gelegenheiten boten. [22]) Die Leidenschaft, sich über die andern emporzuschwingen und an dem Machtbesitz, den Ehrenauszeichnungen oder auch nur den materiellen Vortheilen der Staatsbeamtenschaft theilzunehmen, ward zu einer wahren Nationalkrankheit der Franzosen. [23])

Welche Hebel dadurch der Despotismus gewann, um auf die Gemüther der Menschen zu wirken, wie vielfache Veranlassungen andererseits den von jener privilegirten

Hierarchie ausgeschlossenen Klassen durch diese Ausschließung zum Haß gegen alles, was an einer solchen Bevorzugung theilhatte oder theilzuhaben schien — also zunächst gegen den Adel, dann aber auch gegen die sogenannte „Bourgeoisie“ — gegeben wurde, darüber bedarf es angesichts der verhängnißvollen Erfahrungen, welche in beiderlei Hinsicht Frankreich in den letzten sechzig Jahren gemacht hat, keiner weitern Ausführung.

Wenden wir uns zu England. Hier hatte die politische Entwickelung, wie wir gesehen, den der französischen gerade entgegengesetzten Gang genommen, und folgeweise mußte die Gestalt des Staatslebens, die daraus hervorging, eine von jenem wesentlich verschiedene sein. Die Form der Verwaltung und Rechtspflege (was im Anfang immer in Eins zusammenfällt) war in England unmittelbar nach der normannischen Eroberung eine überwiegend monarchische, einheitliche, aber mit einem starken demokratischen Zusatz.[24]) Ein königlicher Beamter, der Sheriff, auf Widerruf ernannt, fortwährend in scharfer Controle gehalten, nicht mit Grundbesitz als Lehn ausgestattet, sondern auf die Gerichtssporteln angewiesen, zugleich Finanzbeamter des Königs, leitete in dem Grafschaftsgericht die lokale Verwaltung und Rechtspflege; ihm zur Seite aber standen die freien Grundbesitzer des Bezirks als Rechtsfinder, als Geschworene. Dieselben freien Männer führte der Sheriff, wenn es nöthig war, als Miliz oder Landwehr ins Feld.

Der große Grundbesitzer selbst mußte in allen gewöhnlichen Streitsachen vor dem Grafschaftsgericht Recht nehmen und geben, sich dem Spruch der Geschworenen und der Execution des königlichen Richters unterwerfen.

Der Grundsatz, daß alle Justiz vom König ausgehe, war in dem normännischen England vom Anbeginn an in unbestrittener Geltung und blieb es bis auf den heutigen Tag: aber vom Anbeginn an galt auch daneben als zweiter ebenso unbestrittener Grundsatz die Theilnahme der Volksgenossen an der Uebung dieser Justiz (mittels der Jury): wie das Institut der Patrimonialgerichtsbarkeit, so blieb auch das der Cabinetsjustiz eine dem englischen Staatswesen fremdartige, jedesmal, so oft sie sich zeigte, mit dem allgemeinsten Unwillen gebrandmarkte und von allen Ständen einmüthig bekämpfte Erscheinung.[25])

Als dann unter Johann ohne Land und seinen Nachfolgern die Königsgewalt mannichfache Einschränkungen sich hatte müssen gefallen lassen, — nicht von der Aristokratie allein, sondern von einer Coalition aristokratisch-demokratischer Elemente — traten auch in dem System der Rechtspflege und der Verwaltung mehrere wichtige Umgestaltungen ein. Was die Rechtspflege betrifft, so hatten diese Umgestaltungen lediglich den Zweck, die bestehenden Einrichtungen zu reinigen und gegen Misbräuche zu sichern. An eine Herstellung ständischer Vorrechte (etwa der Patrimonialgerichtsbarkeit) dachte niemand; das gemeinsame Streben ging vielmehr dahin, jede Willkür in Handhabung des Rechts möglichst auszuschließen, ohne doch die Einheit der Rechtspflege zu beeinträchtigen. Die Rechtspflege ward sogar noch mehr als bisher centralisirt, indem an die Stelle der Sheriffs für die Leitung der Grafschaftsgerichte reisende Richter, Mitglieder des obersten Gerichtshofs, traten; allein dieses centralisirende Element erhielt ein starkes Gegengewicht

in der bessern Einrichtung des Geschworenen-Instituts und außerdem in der wachsamen Controle des ungefähr gleichzeitig ins Leben tretenden und rasch an Einfluß zunehmenden Parlaments.

Dagegen wurde die eigentliche Verwaltung — und zwar im weitesten Umfang — den Händen der königlichen Behörden entnommen, auf das allervollständigste decentralisirt und lokalisirt. Wenn bis dahin die Beamten des Königs oftmals als die Beschützer des kleinen Besitzers gegen Vergewaltigung und Uebervortheilung durch den großen gegolten, und daher eine gewisse Popularität genossen hatten, so kehrte sich dieses Vertrauensverhältniß jetzt um, nachdem die Aristokratie als Vorkämpferin der allgemeinen Volksrechte aufgetreten, das Königthum hingegen vielfach in Despotismus ausgeartet war. Das Volk sah die ihm nächsten und wichtigsten Angelegenheiten des Gemeinwesens in kleinern Kreisen lieber in den Händen großer Grundbesitzer, Eingesessener des Bezirks, die ohnehin fortwährend mit und unter ihm verkehrten, die keine drückenden Vorrechte hatten noch beanspruchten, vielmehr die allgemeinen Lasten des Staats wie die besondern des Kreises mit den übrigen Klassen theilten und selbst die ihnen anvertrauten obrigkeitlichen Aemter mehr wie eine Ehrenpflicht denn wie eine ihnen Vortheil bringende Gewalt betrachteten — als in den Händen bezahlter königlicher Beamten, die ihm fremd und durch kein solches natürliches Band mit ihm verknüpft waren. Zweckmäßigkeitsgründe sprachen dafür, Anordnungen, welche zu ihrer richtigen Bemessung eine genaue Kenntniß der örtlichen Verhältnisse, zu ihrer wirksamen Durchführung eine stets gegenwärtige Controle erfordern, nicht

den nur zeitweilig anwesenden reisenden Richtern, sondern Männern an Ort und Stelle zu übergeben. Und endlich fanden die größern Grundbesitzer in der Uebertragung der Polizeigewalt an sie als eines Ehrenamts eine Entschädigung für die durch die neue Einrichtung der Justiz ihnen vollends entzogene Gutsgerichtsbarkeit.

So entstand das wichtige Institut der Friedensrichter, das im wesentlichen — einige neuere Modificationen abgerechnet[26]) — noch heute den gleichen Charakter zeigt wie damals, wo es (vor mehr als fünfhundert Jahren, 1327) ins Leben trat, ein Institut, auf welchem unzweifelhaft zum allergrößten Theil — mehr vielleicht noch als selbst auf seiner so durchgebildeten und fest gegründeten parlamentarischen Verfassung — die eigenthümliche Vortrefflichkeit des englischen Staatslebens beruht.

Die Geschäfte, welche diese Friedensrichter theils einzeln, theils in gemeinsamen Sitzungen besorgen, sind ebenso zahlreiche als wichtige. Sie haben die Voruntersuchungen bei allen Verbrechen und Vergehen zu leiten. Sie üben die Polizeistrafgewalt in ziemlich weitem Umfang (über Vagabunden, Trunkenbolde, Wilddiebe, Steuerdefraudanten und andere Frevler gegen die öffentliche Ordnung, Ruhe und Sicherheit), ja sogar eine förmliche criminalrichterliche Cognition über wirkliche Verbrechen innerhalb eines gewissen Strafmaßes unter Zuziehung einer Jury. Sie entscheiden Gesinde- und Gewerbestreitigkeiten, sowie alle, welche sonstwie aus Lohn- und Arbeitsverhältnissen herrühren. Sie ertheilen Concessionen für Schankstätten, öffentliche Vergnügungen u. s. w. Sie bestimmen die Richtung der öffentlichen Wege. Sie

haben die Mitaufsicht über Untersuchungs- und Strafgefängnisse. Sie führen die Oberaufsicht über die Gemeinde- oder Kirchspielsverwaltungen, über das Armen- und Heimatswesen. Sie treiben die Grafschaftssteuern ein, welche sie auch selbst in ihren gemeinsamen Quartalsitzungen ausschreiben, und aus denen die Kosten für die Verwaltung der Grafschaftsinteressen — die Erhaltung der Brücken, der Gefängnisse, der Irrenhäuser, die Besoldung der nöthigen Unterbeamten u. s. w. — bestritten werden.

Und diesen ganzen so bedeutenden Kreis von Interessen verwalten die Friedensrichter — theils persönlich, theils mit Hülfe eines Personals von Unterbeamten, das sie ernennen — vollkommen selbständig, ohne irgendwelche Controle, Leitung oder Einrede seitens einer höhern Aufsichtsbehörde! Weder ein Staatsrath noch ein Minister des Innern, noch sonst irgendwer kümmert sich um das, was die Friedensrichter thun und beschließen, oder läßt es sich beikommen, denselben Instructionen in Bezug auf die Verwaltung ihres Amts zu ertheilen. Die einzige Schranke gegen einen möglichen Misbrauch ihrer Gewalt besteht, außer der wirksamen Controle der öffentlichen Meinung, in der Beobachtung bestimmter, den richterlichen ähnlicher Formen bei der Ausübung ihrer Functionen, und dem Recht der Beschwerde vor den Reichsgerichten oder der Klage vor den gewöhnlichen Gerichten, welches jeder Privatmann gegen sie hat, der sich durch ihre Entscheidungen verletzt glaubt, worauf aber auch die Centralgewalt beschränkt ist, wenn sie findet, daß die Friedensrichter oder die Gemeindebehörden ihre Pflicht gegen den Staat und die Gesetze nicht thun.

So erblicken wir hier in allem das directe Gegentheil von dem, was wir in Frankreich wahrnahmen. Dort das Streben nach staatlicher Einheit weit über das rechte Maß und Zie hinausgeschritten und bis zu einer alles verschlingenden Centralisation gesteigert; hier zwar in allem Nothwendigen die Einheit streng aufrecht erhalten, im übrigen aber die Bewegung des Volkslebens völlig freigegeben und die Verwaltung der gemeinsamen Interessen, die Wahrung der gesellschaftlichen Ordnung in den einzelnen Kreisen diesen selbst durch Organe aus ihrer eigenen Mitte überlassen, ohne eine andere Mitwirkung des Staats als die der Ernennung dieser Organe. In Frankreich jede selbständige Regung des Lokalgeistes erstickt durch ein über das ganze Land geworfenes Netz administrativ=bureaukratischer Drähte, an denen auch das einzelnste von dem gemeinsamen Mittelpunkt aus nach dem gleichen Schema geleitet wird: in England eine so große Unabhängigkeit der Lokalverwaltung in den Grafschafts= und Kreisverbänden, daß die Centralregierung nicht einmal Kenntniß davon hat oder nimmt, was in jedem Theil des Reichs vorgeht, geschweige daß sie versuchen sollte oder auch nur könnte, darauf bestimmend einzuwirken. In Frankreich das Armenwesen, die Besteuerung, die öffentlichen Arbeiten, die Conscription, sogar die Municipalverwaltung beinahe ausschließlich in den Händen der Regierung und als Staatssache behandelt: in England der größte Theil der Steuern als lokale Auflage erhoben und zur Abhülfe lokaler Bedürfnisse verwendet, ohne daß der Staat sich darein mischt; die öffentlichen Arbeiten, ausgenommen die ganz direct für den eigentlichen Dienst des Staats nothwendigen (wie

Hafenbauten u. s. w.) theils den Grafschaften, theils der Privatindustrie überlassen; die Militärpflicht nur in lokalem Sinn für den Dienst der Miliz oder Landwehr in Anspruch genommen; das Armenwesen zwar durch allgemeine Gesetze geregelt, aber seiner Verwaltung, sowie der Aufbringung der dazu nöthigen Geldmittel nach ebenfalls Kreisverbänden anvertraut; die Selbstregierung der Gemeinden durch kein Aufsichts- oder Bestätigungsrecht der Regierung, sondern höchstens durch die Einordnung der Gemeinden in den Grafschaftsverband (also nur in einen weitern Kreis der Selbstregierung) beschränkt.

Was den Zusammenhang und die Wechselwirkung dieser beiden so verschiedenen Systeme der Verwaltung mit dem eigentlichen Verfassungsleben, d. h. mit dem Organismus der Regierung und der Vertretung in der obersten Spitze des Staats betrifft, so glauben wir wenigstens auf einige wichtige Unterschiede auch darin aufmerksam machen zu müssen.

Die Verwaltung der engern Kreise des Staatslebens durch unabhängige Männer aus dem Volk selbst, wie sie in England besteht, hat sich dort als eine vortreffliche Schule erwiesen, um eine sogenannte regierende Klasse oder eine politische Aristokratie (im besten Sinn des Worts) zu bilden, einen Stamm von Capacitäten und Charakteren, welcher befähigt ist, auch die großen Interessen der Nation im Parlament und im Rath der Krone zu vertreten. In Frankreich fehlt es an einer solchen Vorbildung so gut wie gänzlich, denn die Antheilnahme an den Berathungen der Generalräthe in den Departements ist dafür ein völlig ungenügender Ersatz, und daher ermangelt sowol die innere als die auswärtige

Politik Frankreichs jenes Charakters der Stetigkeit, Weitsichtigkeit, mit Einem Wort jenes großen Stils, den wir an der englischen Politik bewundern müssen, daher hat in Frankreich fast immer, auch unter der parlamentarischen Verfassung, der persönliche Wille des Monarchen ein so großes Uebergewicht behauptet, daher endlich hat es daselbst weit öfter politische Coterien oder Cliquen als eigentliche große, nach Grundsätzen abgegrenzte politische Parteien gegeben. Ein zweiter Vortheil des englischen Verwaltungssystems ist vielleicht noch wichtiger. Durch dasselbe wird der ganzen breiten Basis des Volkslebens eine Stabilität, eine Ruhe, eine Sicherheit des Bestehens und Beharrens verliehen, welche macht, daß selbst die stärksten politischen Stürme oben auf der Höhe des Staats, die heftigsten Parteikämpfe im Parlament, bei den Wahlen, in Volksversammlungen — Bewegungen, von denen es bisweilen scheinen möchte, als müßten sie das Volk bis in seine innersten Tiefen aufwühlen und den Staat in seinen Grundfesten erschüttern — rasch und unschädlich verlaufen, wogegen in Frankreich jede Zuckung in der Spitze wie durch ein Netz elektrischer Drähte den ganzen Mechanismus der Staatsmaschine und folglich tausendfältige direct oder indirect damit verknüpfte Interessen in Schwingung und Unruhe versetzt. Wenn in England eine Parteiregierung der andern weicht, so ändert sich dadurch in den meisten und wichtigsten Theilen des Volkslebens nicht das Geringste, denn entweder sind diese letztern der völlig freien Privatthätigkeit überlassen, also dem Regierungseinfluß überhaupt entzogen, oder sie stehen unter Lokalverwaltungen, welche unter jeder Regierung dieselben bleiben. In

Frankreich zog bekanntlich jeder Ministerwechsel zur Zeit des constitutionellen Königthums eine Menge Absetzungen von Präfecten, Unterpräfecten und andern Beamten nach sich, und selbst unter der streng persönlichen Regierung Napoleon's III. haben Veränderungen in dem System der innern Politik (wie wir deren schon einige erlebt) fast regelmäßig auch Veränderungen in dem Personal der Bureaukratie, als den ausführenden Werkzeugen des gebietenden Willens, zur Folge. Endlich liegt in dem französischen System des Allesregierens von oben herab eine große und gefährliche Versuchung für die ehrgeizigen Köpfe, sich um jeden Preis eines Platzes an der Spitze oder in der Nähe dieser allmächtigen Regierungsmaschine zu bemächtigen, während in England ein solcher Reiz jedenfalls in ungleich geringerm Maß vorhanden ist. In Frankreich hat daher auch bisher jede Partei, sobald sie zur Herrschaft gelangte, die vorgefundenen Formen gouvernementaler Allmacht, statt sie auf ein natürlicheres und dem Allgemeinen zuträglicheres Maß zurückzuführen, vielmehr eifrigst zu ihrem eigenen Vortheil benutzt und deshalb womöglich noch mehr verschärft[27]); in England wird die Absicht einzelner Staatsmänner (wenn eine solche wirklich vorhanden ist), eine größere Centralisation in das Staatsleben einzuführen, jederzeit — wie noch neuerlich bei dem Versuch der Einrichtung einer allgemeinen Landespolizei sich zeigte — an der tiefgewurzelten Vorliebe des Volks für seine alten und bewährten Institutionen scheitern.

Werfen wir endlich noch einen vergleichenden Blick auf die Folgen, welche ein jedes dieser beiden Systeme für das Verhältniß der Stände des Volks zueinander

gehabt hat, so bemerken wir in Frankreich — wie wir früher schon andeuteten — von jeher und bis auf den heutigen Tag, trotz der durch die Revolution geschaffenen und seitdem gesetzlich fortbestehenden äußern Gleichheit aller, dennoch ein durch die ganze Nation gehendes Streben der Absonderung, der Ausschließung und des Monopols. So trieb es seinerzeit der Adel, der, nachdem er alle politischen Rechte als Körperschaft verloren hatte, um so zäher an den persönlichen Privilegien, Befreiungen und Ehrenauszeichnungen seiner einzelnen Mitglieder festhielt; so das Bürgerthum, welches sich unter der alten Monarchie an die Staatsverwaltung drängte, um durch sie einträgliche Stellen, Exemtionen oder Monopole irgendwelcher Art zu erlangen; so wieder unter dem Julikönigthum die privilegirte Klasse der Wähler und Wählbaren (das sogenannte pays légal), indem sie dieses ihr Vorrecht misbrauchten, um durch Zoll= und Steuergesetze und auf allerlei sonstige Weise sich und ihren Standesgenossen, den Besitzenden, immermehr Vortheile auf Kosten der besitzlosen Klassen zuzuwenden. Andererseits ahmten auch diese letztern das von den obern Ständen ihnen gegebene Beispiel nach und suchten, so oft sie, sei es durch das Gewicht ihrer Masse (wie 1848), sei es durch die Zahl ihrer Stimmen (wie unter dem jetzigen, auf dem System allgemeiner Wahlen ruhenden Regiment), einen physischen oder moralischen Einfluß auf die Staatsgewalt gewannen, diesen in der Weise auszubeuten, daß sie von derselben und mit den Mitteln des Staats, also auf Kosten der übrigen Klassen, eine Verbesserung ihrer Lage verlangten.

Es geht dies immer und überall so, wenn die

Staatsgewalt über alles verfügt: jeder sucht da der nächste an der Quelle zu sein, welche alle speist oder doch speisen will, und sucht die andern davon wegzudrängen.

In England, wo von früh an die gemeinsamen Anstrengungen aller Klassen des Volks darauf gerichtet waren, nicht sowol die Staatsgewalt selbst in Besitz zu nehmen, als vielmehr dieselbe so weit zu beschränken, daß sie nicht in die Freiheit und das Eigenthum der einzelnen eingriffe, also dieser Freiheit — des Erwerbens und des Gebahrens mit dem Erworbenen — möglichst weite und sichere Bahnen zu öffnen, ward ein solcher Zug der Exclusivität und der Monopolsucht wenigstens durch den Gang der politischen Entwickelung nicht gefördert, sondern viel eher zurückgedämmt. Weil es dort wenig oder keine Gelegenheiten gab, durch Begünstigungen und Privilegien seitens der Staatsgewalt sich zu bereichern und Vortheile über andere zu gewinnen, mußte jeder streben, durch eigene Kraft, Fleiß, Sparsamkeit und Aufbietung seines Scharfsinns vorwärts zu kommen. „Freies Feld und keine Gunst!“ ward von früh an das Losungswort des englischen Volks. Dieser Trieb der Gleichheit und Freiheit in Bezug auf Erwerb und Besitz zeigt sich dort schon in den ersten Anfängen des erwachenden politischen Lebens. Die Gewerbfreiheit und die Gleichstellung von Stadt und Land in Bezug auf den Gewerbebetrieb ist in England von ältestem Datum, während in Frankreich erst die Revolution von 1789 das System der Gewerbsmonopole, der Zwangs- und Bannrechte, der Regierungsconcessionen und Privilegien brach. Ebenso war dort von jeher weder die Ritterwürde, noch der Besitz eines

Ritterlehns an einen Vorzug der Geburt gebunden — wie ja schon in der angelsächsischen Zeit der Erwerb eines großen Grundbesitzes oder eine gewisse industrielle Thätigkeit den gemeinen Freien zu dem Rang eines Thane erhob! Der englische Adel ist nie eine geschlossene Kaste gewesen wie der festländische; er hat bürgerliche Verdienste in seine Reihen aufgenommen und hat seinerseits durch Heirathen wie durch die gesellschaftliche Stellung seiner jüngern Söhne sich in das Bürgerthum herab verzweigt. Die Gesetzgebung selbst ist in England consequent den Weg gegangen, daß, nachdem sie erst die individuellen Freiheitsrechte im allgemeinen festgestellt und gesichert, sie dann, zwar langsam, aber stetig, auf die Beseitigung jeder Art von Monopolen, erst der religiösen, dann der volkswirthschaftlichen, auf die Herbeiziehung immer größerer Kreise von Staatsgenossen zu den Vortheilen der allgemeinen geistigen und materiellen Entwickelung hingearbeitet hat. Der Charakter des englischen Volks ist in eben dem Maß durch den Trieb nach Unabhängigkeit, den Widerwillen gegen jede unnöthige Bevormundung und jede willkürliche Freiheitsbeschränkung, aber auch durch einen Sinn strenger Gesetzlichkeit gekennzeichnet, wie der des französischen durch die Leichtigkeit, womit sich dort die große Mehrzahl jeder Regierung und jeder Staatsordnung unterwirft, aber auch zu anderer Zeit wieder jede entweder preisgibt oder selbst beseitigen hilft, durch den Mangel jener wahren Freiheit, die auf strenger Pflichterfüllung, Gesetzesachtung und Hingebung an das Allgemeine beruht, durch die Neigung zur Willkür sowol von oben wie von unten, durch die Unfähigkeit, sich selbst zu regieren, durch die Bereitschaft nicht blos,

sondern das Verlangen, polizeilich und administrativ disciplinirt und gegängelt zu werden — Eigenthümlichkeiten, welche bei allen sonstigen glänzenden Eigenschaften des französischen Charakters dennoch in Bezug auf die ruhige und gedeihliche Entwickelung des innern Staatslebens nur zu sehr die Befürchtungen rechtfertigen, welche die eigenen Wortführer dieser Nation, Schriftsteller von Ansehen, Unbefangenheit und aufrichtiger Vaterlandsliebe, rücksichtlich der Zukunft Frankreichs wiederholt und mit überraschender Einmüthigkeit ausgesprochen haben.[28])

Wir könnten diese Gegensätze der Nationalcharaktere, wie sie aus der Verschiedenheit der geschichtlichen Entwickelung und der politischen Institutionen beider Völker entspringen, auch auf das Gebiet der äußern Politik, des volkswirthschaftlichen Lebens, der Literatur, der Religion, der Moral verfolgen, und überall würden uns interessante und frappante Contraste entgegentreten. Doch müssen wir solche weiter gehende Vergleichungen uns an dieser Stelle versagen. Begnügen wir uns also damit, hier vielmehr schließlich einen Punkt hervorzuheben, worin beide Völker, das englische und das französische, ebenso sehr einander gleichen und mit einander wetteifern, wie leider das deutsche gerade in diesem Punkt von beiden verschieden und isolirt dasteht. Wir meinen das lebhafte und berechtigte Gefühl der Nationalität.

Wie und wodurch die thatsächliche Grundlage dieses Gefühls, die innere Einheit und die darauf ruhende Machtstellung nach außen, dem deutschen Volk verloren gegangen, hat der oben vorausgeschickte, wenn auch kurze Ueberblick der politischen Entwickelung Deutschlands gezeigt. Wir können diese politische Entwickelung unmöglich

für eine normale halten, solange sie nicht, wenn auch auf Umwegen, sich jenem Ziel, zu welchem andere Nationen durch ein günstigeres Geschick direct hingeführt worden sind, wenigstens wieder annähert. Die Zusammenfassung der isolirten Lebensäußerungen eines Volks zu dem Ausdruck und dem Gefühl einer Gesammtthätigkeit ist für dasselbe eben das, was für den einzelnen das Bewußtsein seiner Persönlichkeit, seines Ich, und ein Volk hat denselben berechtigten Drang, eine bestimmte, gesicherte Stellung unter den übrigen Völkern einzunehmen, wie der einzelne Mensch in seinen Beziehungen zur Gesellschaft. Jede mit rechtem Sinn unternommene Betrachtung der politischen Schicksale Deutschlands wird deshalb darauf hinauskommen müssen, den Punkt aufzusuchen, wo das deutsche Staatsleben sich in Bildungen verirrte, die dessen Einheit erst schwächten, endlich zerstörten, und die Frage aufzuwerfen: ob wol und auf welche Weise diese Verbildungen rückgängig zu machen und die leider nur zu früh verlassenen Bahnen der Einigung wiederzugewinnen seien. In der englischen Geschichte kommt dieser Punkt der Einheit so gut wie gar nicht, in der französischen nur in den ersten Anfängen derselben in Betracht, denn dort ist die Einheit des Reichs seit der normännischen Eroberung gleich von vornherein durch Wilhelm's Maßregeln und durch die Lage der Dinge selbst fest und unerschütterlich begründet, und auch in Frankreich erscheint mindestens die Bildung eines gemeinsamen Nationalgefühls als eine der frühesten Errungenschaften der staatlichen Entwickelung, die materielle Zusammenschließung aller Theilstaaten aber zu einem compacten Ganzen als eine sich zwar nur allmählich,

aber unaufhaltsam vollziehende Thatsache. In Deutschland ist der nationale Bildungs- oder, wie wir vielmehr leider sagen müssen, Zersetzungsproceß das wichtigste Moment für die Charakterisirung unserer politischen Zustände, und zwar um so mehr, als die Ausbildung der Formen des innern Staatslebens in den einzelnen Territorien damit in unverkennbarer Wechselwirkung steht. Denn das muß hier sogleich als der typische Zug des deutschen Staatswesens ausgesprochen werden: daß die Zurückdrängung der einheitlichen Reichsgewalt in immer engere Grenzen und auf ein immer kleineres Gebiet des Handelns nicht etwa, wie in England, der allgemeinen Freiheit, der Selbstregierung des Volks zugute kam, sondern der dynastischen und patrimonialen Selbst- und Sonderherrlichkeit, und daß, als der Kreislauf des Herausstrebens aristokratischer Sonderbildungen aus dem Band nationaler Gemeinsamkeit, welches vergeblich sie zu umschließen versuchte, vollendet war, (also im Anfang des vorigen Jahrhunderts) Deutschland nicht blos in Bezug auf territoriale Zersplitterung, sondern auch in Bezug auf die Rechts- und Schutzlosigkeit der Unterthanen und die ungemessene Ausdehnung landesherrlicher Eigenmacht und Willkür in der Mehrzahl der fürstlichen Gebiete nahezu auf einer ähnlichen Stufe sich befand wie Frankreich zu den Zeiten Hugo Capet's oder Ludwig's des Dicken.[29])

Wenige Andeutungen werden genügen, um dies zu veranschaulichen. Eins der wichtigsten Attribute der Sonderherrlichkeit, wonach die hohe Aristokratie im deutschen Reich strebte und welches sie durch die Goldene Bulle (1356) beinahe vollständig erreichte, war das Jus de

non evocando oder appellando, d. h. das Recht, daß von ihren Gerichten nicht an die kaiserlichen oder Reichsgerichte appellirt werden dürfe. Dieses Recht (welches den französischen Großen schon früh die Könige entzogen und welches die englischen nie besessen hatten) beeinträchtigte offenbar in ganz gleichem Maß das Ansehen und die Macht der Reichsgewalt wie die Rechtssicherheit der Unterthanen. Eine andere Gewähr des gleichen Rechtsschutzes für alle im Volk, der Urtheilsspruch durch die Genossen, war in Deutschland schon viel früher verloren gegangen, indem die ständische Sonderung die Bildung eines für alle gleichen Rechts (wie das common law in England ist) verhinderte, und die Entstehung exclusiver Standesgerichte (Hofgerichte u. s. w.), sowie die um sich greifende Patrimonialgerichtsbarkeit den Wirkungskreis der Genossenschafts- (Schöffen-)Gerichte verengte und ihre Geltung herabdrückte, noch ehe sie durch das eindringende römische Recht vollends verdrängt wurden.[30]) Der Uebergang der Zölle und anderer Regalien aus der Hand des Kaisers in die der Fürsten verhinderte nicht blos eine einheitliche nationale Gewerbs- und Handelspolitik, und entzog damit dem Reich eine der stärksten Grundlagen äußerer Machtstellung, sondern untergrub auch den innern Wohlstand und hemmte die kräftige Entwickelung des Volkslebens durch die zahllosen Schranken, womit sonderherrliche Eigensucht den Verkehr allerwärts umgab. Die Verwandlung der unmittelbaren Heeresfolge, welche alle Glieder der Nation direct an das Oberhaupt derselben geknüpft hatte, in einen von den einzelnen Landesherren dem Kaiser zu leistenden Lehnsdienst machte den Oberherrn des Reichs von dem guten Willen seiner Vasallen, den

einzelnen Volksgenossen aber von der Schutzherrlichkeit des ihn vertretenden Landesherrn abhängig, und befestigte auch nach dieser Seite hin vollends das eigentliche Unterthanenverhältniß in den einzelnen Territorien. Sie gab zugleich Veranlassung zur Einführung einer regelmäßigen ständigen Abgabe in den landesherrlichen Gebieten (der Bede) und legte so den Grund zu einer Besteuerung, welche sich mehr oder weniger dem ständischen Bewilligungsrecht (auch wo ein solches im übrigen bestand) zu entziehen vermochte. Die veränderten Vorstellungen endlich von der Landesherrschaft als einem wirklichen, eigenthümlichen Besitz (statt, was sie ursprünglich war, einem Lehn vom Reich) brachte es mit sich, daß man in den meisten Einzelterritorien (die Kurfürstenthümer ausgenommen) mit Land und Leuten wie mit einem Privateigenthum des Gebieters schaltete, solche willkürlich theilte, verpfändete und verkaufte, nicht minder zum Nachtheil des Ganzen, welches dadurch immer buntscheckiger ward, als auf Kosten der Wohlfahrt und der staatsbürgerlichen, ja der menschlichen Würde der Bevölkerungen, die so (wie auch schon manche Schriftsteller jener Zeiten ausdrücklich anmerken) fast zu bloßen Viehheerden herabgesetzt wurden.

Zwar entstanden in den meisten Territorien ständische Vertretungen zur Beschränkung der landesherrlichen Gewalt. Allein der aristokratische und particularistische Zug, der durch das ganze deutsche Staatsleben des Mittelalters geht, verhinderte auch diese landständischen Verfassungen, Bollwerke wahrer Volksfreiheit zu werden, ließ sie vielmehr fast überall in Werkzeuge ausschließlicher, engherziger Standesinteressen ausarten und auf die nicht-

privilegirten Klassen oftmals viel härter drücken als die auch noch so unumschränkte fürstliche Gewalt, führte aber auch dadurch von selbst ihren allmählichen Sturz herbei.

So wiederholte sich hier in den einzelnen Ländern, was in Frankreich im großen geschehen war: eine allmächtige und alleinherrschende Staatsgewalt unterdrückte oder lähmte wenigstens die meisten jener aristokratischen Sonderbildungen, zerstörte aber freilich auch beinahe bis auf die letzte Spur, was daneben von Selbständigkeit und Eigenbewegung des Volkslebens noch übrig gewesen war. Eine Centralisation nach dem Muster Ludwig's XIV. griff fast in allen deutschen Ländern platz. Wo etwa dennoch das germanische Element dagegen Widerstand leistete, da war es gewöhnlich nicht der Trieb wahrer Freiheit, sondern eben jener Zug aristokratischer Absonderung und Bevorrechtung, welcher einen solchen Widerstand hervorrief und ermuthigte. Denn jene wenigen glücklichern Landschaften, wo entweder der alte germanische Geist der Gemeinfreiheit allezeit lebendig geblieben war, oder wo eine echte Aristokratie sich an der Spitze des Volks erhalten hatte als dessen Führerin und Vorkämpferin, die Schweiz und die Niederlande, hatten sich eben darum von dem in Siechthum und Uneinigkeit dahinsterbenden Reichskörper frühzeitig getrennt. Wenn daher kräftige und wohldenkende Fürsten im Interesse des Gemeinwohls sich gedrungen fanden, das Regiment der „Junker" zu brechen und „die Souveränetät wie einen Rocher von Bronze zu stabiliren", so war dies den gegebenen Umständen nach immer noch das Wünschenswerthere; wenn dagegen ein selbstherrlicher Magistrat, wie der von Leipzig oder Zittau, der Staatsgewalt das

Privilegium abdrang, nicht einmal ihr, geschweige seinen Bürgern Rechnung über die Verwaltung des Stadtvermögens abzulegen, so konnte man darin schwerlich einen Sieg bürgerlicher Freiheit erblicken, wie sehr man auch ein anderes mal wieder beklagen mochte, daß die alte Selbständigkeit des Gemeindelebens durch maßlose Ausdehnung des landesfürstlichen Aufsichts- und Bevormundungsrechts mehr und mehr vernichtet ward.

Noch heute leben wir großentheils mitten in diesem Kampf zweier Elemente befangen, deren keins, wenn es siegreich und alleinherrschend daraus hervorginge, uns zu einer wahrhaft gedeihlichen gesunden Bildung unsers Staatswesens zu verhelfen vermöchte, deren gegenseitige Spannung alle politische Entwickelung hemmt, deren widernatürliche Verbindung aber uns vollends mit den unheilvollsten und unhaltbarsten Zuständen bedrohen würde. Das französisch-bureaukratische Wesen, zuerst durch die Nachahmer Ludwig's XIV. bei uns eingeführt, dann durch edlere Fürsten in bester Meinung ausgebildet, als das einzige Mittel, welches sie kannten und besaßen, um ihre Ideen von Volksbeglückung und Aufklärung zu verwirklichen, endlich in der Rheinbundperiode wiederum nach fremdem Vorbild als Hebel zur Ausbeutung und Befestigung der neugewonnenen völligen „Souveränetät" benutzt, ist tief in alle Fugen unsers Staats- und Volkslebens eingedrungen und wird nur langsam und widerstrebend einer andern Richtung dieses letztern weichen. Das aristokratisch-feudale Element aber, wie es sich in Deutschland — vermöge der eigenthümlichen Entwickelung unsers Staatswesens im Mittelalter — ausgebildet und befestigt hat, strebt in unklarem, zum Theil

wol auch unaufrichtigem Verlangen nach einer Doppelstellung, die unmöglich ist, weil sie Unvereinbares in sich schließen müßte: nach ausgedehnten politischen Rechten ohne Uebernahme der entsprechenden Pflichten und ohne Verzichtleistung auf andere, privatrechtliche, gesellschaftliche und materielle Bevorzugungen. Die parlamentarischen Verfassungsformen, die man halb von England halb von Frankreich entlehnt, halb nach eigenem Zuschnitt oder aus Resten des ältern deutschen Ständewesens gefertigt hat, dienen zur Zeit noch hauptsächlich nur jenen beiden Elementen abwechselnd zur Handhabe ihrer beiderseitigen exclusiven Tendenzen. Inzwischen hat sich doch, namentich in der neuesten Zeit, mehr und mehr eine dritte Richtung herauszubilden begonnen, welche, der französisch-bureaukratischen ebenso entschieden abgeneigt, wie der feudal-mittelalterlichen nach Wiederbelebung eines gesunden und kräftigen Staatslebens auf wahrhaft naturgemäßen und wahrhaft germanischen Grundlagen hinstrebt. Diese Richtung sucht vor allem für den neuzubegründenden Staatsbau jene breite und feste Basis demokratischer Institutionen wiederzugewinnen, auf denen in ältester Zeit unser germanisches Gemeinwesen ruhte und dasjenige unserer englischen Stammesvettern noch heute ruht: möglichst unbeschränkte Selstverwaltung der Gemeinden und der sonstigen engern Kreise des Volkslebens, möglichste Freiheit für die Entwickelung der Privatthätigkeit in Handel und Verkehr, im Schaffen und Werben jeglicher Art, im einzelnen oder in freien Vereinigungen, überhaupt möglichst unbehinderte Bewegung der geistigen wie der körperlichen Kräfte aller Individuen innerhalb streng bemessener, durch keine Verwaltungs-

willkür zu verschiebender Grenzen des Rechts und des Gesetzes.

Dem aristokratischen Element würde sie gern eine wirksame und einflußreiche Theilnahme an der Leitung des Staatswesens, besonders in den so wichtigen Beziehungen der lokalen und provinzialen Verwaltung, einräumen, sobald nur zu hoffen stände, daß dasselbe sich geneigt und befähigt erwiese, die dazu erforderlichen politischen, gesellschaftlichen und materiellen Bedingungen zu erfüllen, namentlich durch entsprechende persönliche und dingliche Leistungen für das Gemeinwesen sich das Anrecht auf eine solche hervorragende Stellung zu erwerben, auf alle andern Vorzüge aber, außer den rein politischen, freiwillig zu verzichten.

Was das monarchische Element betrifft, so wünscht jene Richtung dasselbe einestheils in seiner vollen Reinheit und Hoheit dargestellt, durch keinerlei fremdartige Zusätze getrübt, seien diese nun bureaukratischer oder feudaler Art, anderntheils durch seine äußere Machtstellung in den Stand gesetzt, seine hohe und wohlthätige Aufgabe ganz und vollständig, im großen nationalen Maßstabe, zu erfüllen.

Nur wenn es gelingt, jene drei Grundelemente alles Staatswesens aus der krankhaften Verbildung, in welche sie durch eine unglückliche Wendung der deutschen Geschicke von früh an verfallen sind, der Atrophie des volksthümlichen, und des nationalen oder einheitlichen, der Hypertrophie des aristokratisch-particularistischen, heraus- und in das richtige naturgemäße Verhältniß der Ueber- und Unterordnung zueinander zu bringen, dürfen wir hoffen, daß unsere staatliche Zukunft eine günstigere sein werde, als leider unsere Vergangenheit gewesen ist.

19*

Anmerkungen.

---

1) Charakteristisch in dieser Beziehung ist die bekannte Anekdote, wonach, als es sich bei der Vertheilung der römischen Kriegsbeute um ein kostbares Gefäß handelte, welches Chlodwig für sich selbst zu nehmen wünschte, ein gemeiner Franke trotzig ihm widersprochen und auf die alte Sitte der gleichen Theilung unter alle freien Mannen gedrungen haben soll. Chlodwig, heißt es, gab für den Augenblick nach, benutzte aber die erste Gelegenheit, sich an dem unbotmäßigen Freien zu rächen und ihn zu tödten.

2) Die Frage nach der Entstehungs- und Ausbildungsweise der einzelnen Formen des Lehnswesens, nach dem Verhältniß der eigentlichen Kriegslehen zu den sogenannten Beneficien, nach ihrem Hervorgehen aus dem altgermanischen Gefolgewesen, diese und andere Fragen sind hier, wo es nur darauf ankommt, die allgemeinen geschichtlichen Bedingungen und die politischen Wirkungen des Lehnswesens aufzuzeigen, von untergeordneter Bedeutung, und können unerörtert bleiben. Für unsere Betrachtung wesentlich ist allein dieses, daß die bis dahin unter den germanischen Völkerschaften in Kraft gewesene demokratische Einrichtung des Gemeinwesens, wonach der Schwerpunkt desselben in der Gleichberechtigung und der gleichen Theilnahme aller freien Männer an den öffentlichen Angelegenheiten lag — unbeschadet der auszeichnenden Stellung, welche der Volkskönig oder Herzog und gewöhnlich neben ihm eine Anzahl hervorragender Geschlechter (Adel) genossen —

jetzt in eine aristokratisch-hierarchische Organisation umgewandelt wurde, nach welcher der ganze Impuls politischen Lebens von nun an von oben nach unten ging und jeder nur so viel galt und vermochte, als ihm seine Stellung innerhalb jener Hierarchie zu sein und zu gelten verstattete. Im übrigen hat jedenfalls Guizot recht, wenn er annimmt, daß sich das Lehnswesen nicht auf ein mal und gleichsam systematisch, sondern allmählig und stück- oder stufenweise ausgebildet habe, Sismondi aber entschieden unrecht, wenn er in der ganzen merovingischen Periode noch gar kein eigentliches feudales Element finden will.

3) Kemble, The Saxons in England (London 1851), II, 19. Die Vereinigung aller angelsächsischen Reiche unter einer höchsten Gewalt und mit einer gemeinsamen Vertretung stellt Kemble in Abrede, während andere dieselbe annehmen. Die Ausbildung großer und ziemlich unabhängiger Vasallenthümer und ihre Unbotmäßigkeit gegen das eigentliche Staatsoberhaupt leistete bekanntlich dem Angriff Wilhelm's des Eroberers auf England wesentlich Vorschub.

4) Neben Hume's und Lappenberg's Geschichte Englands siehe insbesondere Kemble, a. a. O., II, 33 fg., 126 fg.; Gneist, Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht (Berlin 1857), II, 26.

5) Wir citiren als Gewährsmänner für diese Ansicht Pertz, Geschichte der merovingischen Hausmeier (Hannover 1819); Klüpfel, Die deutschen Einheitsbestrebungen (Leipzig 1852); Ranke, Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert (Stuttgart 1852 fg.), I, 14.

6) Dies und das folgende hauptsächlich nach Guizot, Histoire de la civilisation en France; Thierry, Histoire des Gaulois, und Lettres sur l'histoire de France; Ranke, a. a. O.

7) Wenn manche deutsche Geschichtschreiber, wie z. B. Pfaff, Deutsche Geschichte (Braunschweig 1852 fg.), Bd. II, von einer „Hausmacht" der salischen oder sächsischen Dynastie sprechen und darunter diejenige Gewalt verstehen, welche jene Stammesfürsten als solche besaßen, so scheint uns das nicht ganz richtig. Mindestens ist eine solche Macht wesentlich verschieden von einer auf selbsteigenem Territorialbesitz ruhenden, dergleichen die der Grafen

von Paris war. Jene, die herzogliche Macht, war so wenig dazu angethan, mit dem Königthum gleichsam zu verwachsen, um ihm als Körper zu dienen, daß sogar nach dem strengen Herkommen im deutschen Reich ein Herzog, wenn er zum deutschen Kaiser gewählt ward, sein Herzogthum abgeben mußte.

8) Guizot, a. a. O., IV, 364 fg.; Ranke, a. a. O., I, 32.

9) „Consensu communi comprobatum pontificis Maximi auctoritate corroboratum" (Bruno, De bello Saxonico).

10) Ueber diese Reformplane sehe man besonders Klüpfel, a. a. O., S. 101 fg.

11) Das römische Recht gewann Einfluß in Deutschland um den Anfang des 13. Jahrhunderts. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Bd. 2.

12) Diesen Mangel einer gemeinsamen Hauptstadt in Deutschland beklagte schon Leibniz in einem Aufsatz „Ueber die Ursachen, warum Cannstadt zur Hauptstadt Württembergs gemacht werden sollte", welcher neuerdings von Dr. Rößler in Göttingen als Handschrift auf der Bibliothek zu Hannover aufgefunden worden ist; vgl. mein Deutschland im 18. Jahrhundert (Leipzig 1858), Bd. 2, Abth. 1, S. 218.

13) Floto, Kaiser Heinrich IV. (Stuttgart 1853).

14) Rücksichtlich des Verhältnisses der Städte zu der damaligen Kaiser- und Fürstenpolitik vgl. Klüpfel, Die deutschen Städte und Städtebündnisse, in der „Germania", II, 161 fg.

15) Das Nähere über diese normannische Staatsorganisation s. bei Hallam, View of the states of Europe during the middle age (London 1818) und bei Gneist, a. a. O. Daß „die unterscheidenden Merkmale der Gesetze und Einrichtungen Englands ihre Wurzeln in der frühesten Geschichte dieses Landes haben" und „daß es die Absicht Wilhelm's des Eroberers war, seinen englischen Unterthanen die Rechte zu erhalten, welche das Erbe jedes freien Angelsachsen waren", bestätigte u. a. noch neuerlichst ein Artikel der Edinburgh Review, April 1858, S. 500, indem er zugleich als Gewährsmann dafür Forsyth, History of trial by jury, S. 95, citirte.

16) Dieses merkwürdige Gesetz, welches Waitz (Deutsche Ver-

fassungsgeschichte, Bd. 2) „die erste Magna Charta eines deutschen Königs" nennt, enthält u. a. folgende Bestimmungen: Art. 7. Es soll niemand ungehört, außer auf frischer That, verurtheilt werden; 8. Der Verurtheilte soll auch die gerechte Strafe erleiden; 10. In allen Gauen sollen Richter gewählt werden, die mit ihrem Vermögen gegen Ueberschätzungen ihrer Gewalt haften; 12. Königliche Urkunden sollen nicht den Gesetzen entgegentreten; 14. Neue, ungerechte Steuern sollen abgeschafft werden. Daneben freilich stehen die Bewilligungen an den Lehnsadel und besonders an die Kirche im Vordergrund.

17) Für die gemeine Freiheit hochwichtig sind unter andern folgende Bestimmungen der Magna Charta: Der Stadt London und allen andern Städten, Burgen und Flecken werden alle ihre Freiheiten und freien Gewohnheitsrechte verbürgt. Nicht blos die Geldbeihülfen, die der König (ohne besondern ständischen Rath des Reichs), sondern auch die, welche andere „von ihren freien Mannen" einfordern dürfen, werden genau bestimmt. Die regelmäßige Abhaltung der Assisen wird verbürgt. Kein freier Mann soll für ein Vergehen anders gestraft werden als nach der Größe desselben, und zwar der Vasall unbeschadet seiner Lehnsbesitzung (ohne Confiscation), der Kaufmann ohne Beeinträchtigung seines Handels, der Bauer unbeschadet seines Ackergeräths. Alle willkürlichen Lasten und Leistungen werden abgeschafft und verpönt. „Kein Baillif soll jemand vor Gericht führen auf seine einfache Anklage, ohne daß dazu treue Zeugen mit vorgeführt werden." „Kein freier Mann soll ergriffen, oder ins Gefängniß gesetzt, oder aus seinem Besitzthum vertrieben, oder außerhalb des Gesetzes verbannt, oder auf irgendeine Weise beschädigt werden, außer nach dem gesetzmäßigen Urtheilsspruch seiner Standesgenossen, oder nach dem Gesetz des Landes." — Freies Auswanderungsrecht, freier Verkehr u. s. w. u. s. w.

18) Macaulay, History of England, Cap. I.

19) Ebend.

20) Ebend.

21) Der folgenden Darstellung der französischen Staatszustände liegen hauptsächlich zu Grunde: Tocqueville, L'ancien régime et

la révolution; Ranke, a. a. O.; Warnkönig und Stein, Französische Rechts- und Staatsgeschichte; Schäffner, Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs.

22) Nach Tocqueville, a. a. O., S. 142, wurden nur allein zwischen 1693 und 1707 40000 dergleichen Staatsbedienungen geschaffen, fast sämmtlich für das kleine Bürgerthum. Ranke dagegen (III, 263) spricht von 45000 Aemtern, welche nach der unter Ludwig XIV. vorgenommenen Reduction dieser verkäuflichen Stellen noch immer übrig geblieben wären und einen Kaufpreis von 400 Millionen Francs repräsentirt hätten. Sollte dies vielleicht eine Verwechselung sein? Das eine scheint mit dem andern kaum vereinbar.

23) Nicht ganz unerwähnt lassen dürfen wir an dieser Stelle eine Bemerkung, die wir in einer neuern Brochüre über französische Staatszustände gefunden haben, und welche das bestätigen würde, was wir im ersten Theil dieser Betrachtungen über den besonders der gallo-romanischen Bevölkerung eigenthümlichen gouvernementalen Sinn gesagt haben. Das 1852 erschienene Schriftchen: Les limites de la Belgique (eine Erwiderung auf Masson's Limites de la France) behauptet, daß die Bevölkerung der nördlichen Departements (welche vorzugsweise mit germanischen Elementen durchwachsen ist) weit mehr Sinn für Unabhängigkeit und für Erwerb durch eigene Arbeit, die des Südens dagegen (überwiegend celto- oder ibero-romanisch) weit mehr Neigung für den Staatsdienst habe, theils als Mittel zur Befriedigung des Ehrgeizes, theils zur Gewinnung einer leichten, mühelosen Existenz. Es sei eine bekannte Thatsache, daß auf zehn Bittsteller bei den Ministern allemal neun aus dem Süden kämen (?). Während der Norden die Hälfte des Budgets aufbringe, verzehre der Süden drei Viertel desselben. Die zweiunddreißig nördlichen Departements entrichteten fast 16 Mill. Francs Patentsteuer, 128 Millionen Grundsteuer (der Verfasser beruft sich hier auf Ch. Dupin, Forces productives et commerciales de la France), die vierundfunfzig des Südens nur 9 Millionen Francs Patentsteuer, 125 Millionen Grundsteuer u. s. w.

24) Das Folgende hauptsächlich nach dem schon erwähnten

vortrefflichen Werke Gneist's, zur Zeit jedenfalls der vollständigsten Quelle über diesen Gegenstand.

25) Schon die Magna charta enthält die entschiedensten Verwahrungen gegen das willkürliche Eingreifen des Souveräns in den unabhängigen Gang der Rechtspflege; unter den Stuarts war kaum eine Klage so laut und allgemein als die über die Ausnahmegerichtshöfe, daher auch einer der ersten Sätze des berühmten Act declaring the rights and liberties of the subjects, von 1689, gegen diesen Punkt gerichtet ist.

26) Diese Modificationen des englischen Verwaltungswesens, welche fast sämmtlich dem 19. Jahrhundert angehören und im wesentlichen darauf hinauskommen, einzelne Zweige der Verwaltung mehr zu centralisiren (wie die Armenpflege), andere mehr zu lokalisiren (wie die Besorgung des Gemeindewesens in den Städten) finden sich sehr sorgfältig specialisirt bei Gneist, I, 633 fg.

27) Ist es nicht sonderbar, wenn Guizot in seinen unlängst erschienenen Mémoires in die Klage über zu große Centralisation einstimmt, nachdem er bei seinen wiederholten Amtsführungen als Minister und namentlich in seiner fast achtjährigen einflußreichen Stellung als Seele des Cabinets (1840—48), in einer ruhigen, also zu derartigen Reformen geeigneten Zeit auch gar nichts für eine Beseitigung oder Minderung dieses Uebels gethan hat?

28) Um nur einige der neuesten Aussprüche dieser Art zu citiren, so sagt Tocqueville in dem mehrerwähnten Werk über die Revolution S. 321 von dem französischen Volk, es sei: „indocile par tempérament et s'accommodant mieux toutefois de l'empire arbitraire et même violent d'un prince que du gouvernement régulier et libre des principaux citoyens; aujourd'hui l'ennemi déclaré de toute obéissance, demain mettant à servir une sorte de passion que les nations les mieux douées pour la servitude ne peuvent atteindre; conduit par un fil tant que personne ne résiste, ingouvernable dès que l'exemple de la résistance est donné quelque part; trompant ainsi toujours ses maîtres, qui le craignent ou trop ou trop peu; jamais si libre qu'il faille désespérer de l'asservir, ni si asservi qu'il ne puisse encore briser le joug,

— adorateur du hasard, de la force, du succès, de l'éclat et du bruit, plus que de la vraie gloire, plus capable d'héroïsme que de vertu, de génie que de bon sens, ꝛc." Raudot, Ueber die mögliche Größe Frankreichs (übersetzt von Bergius), erklärt S. 7: „Frankreich kann nur dann die Ruhe und die regelmäßige Entwickelung seiner Fähigkeiten und seiner Größe haben, wenn es den Principien und den Institutionen entsagt, welche es unfähig machen weder die Knechtschaft noch die Freiheit zu ertragen, wenn es Principien und Institutionen adoptirt, welche fähig sind ihm das regelmäßige, ruhige, kräftige Leben anstatt des Fiebers und der Altersschwäche zu geben." In der Histoire des causes de la grandeur de l'Angleterre von Gourand finden sich folgende unzweideutige Anspielungen: „Quand on parle à d'autres peuples (es ist vorher von dem englischen Volk die Rede gewesen) de liberté, ils n'entendent par ce mot que la bienheureuse permission de vivre dans le désordre, et d'abord ils pensent qu'il s'agit de commencer par bouleverser jusqu'aux fondements de l'État; — ces peuples sont en même temps fort peu désireux dans le fond de faire leurs affaires eux-mêmes; au contraire, il semble que si quelqu'un s'en charge, il leur rend le plus grand service et les délivre du plus pesant fardeau imaginable; qu'on leur donne seulement des parades, des illuminations, des marionnettes, des feux d'artifice, et les voilà contents!.... Le peuple qui est à Londres, est bien différent. La liberté pour lui consiste dans le droit de faire ses lois et dans le devoir de les respecter.... Il ne saurait entrer dans l'esprit d'un tel peuple que, quoique ce soit sous le soleil, excepté lui-même, dispose de sa fortune et de ses destinées. Aussi, tandis que chez d'autres nations rien ne marcherait et tout ce semble serait en péril, si chaque individu n'était comme encadré dans une ligne de fonctionnaires que, de la religion à la police, lui trace au cordeau la route qu'il doit suivre, l'Anglais, en toute chose, ne reconnait d'autre maître que lui-même: il mène également les affaires de son usine, de sa patrie, de sa

conscience; c'est un peuple majeur qui se croirait déshonoré de reconnaître d'autres lois que celles qu'il se donne." — Michel Chevalier in seinen Lettres sur l'Amérique du Nord (Paris 1836) sagt, indem er von dem Mangel der Franzosen an Colonisationstalent und von der Ueberlegenheit der englischen Rasse hierin spricht (II, 126): „En toute chose le Français a besoin de sentir légèrement le coude du voisin, comme dans une ligne de bataille. Sur une terre à coloniser on peut jeter des Américains isolés : ils y formeront une multitude de petits centres qui, s'élargissant chacun de son côté, finiront par embrasser un cercle. S'il s'agit de Français, on doit porter avec eux sur la terre nouvelle un ordre social tout fait, des liens sociaux tout établis, ou, au moins, un cadre régulier d'ordre social et des points d'attache pour les liens sociaux, c'est-à-dire qu'il leur faut, dès l'abord, le grand cercle avec son centre unique bien apparent." Endlich noch eine Aeußerung von Cuvillier Fleury im Journal des Débats, bei Gelegenheit einer Besprechung über Lamartine's Histoire de la Restauration: „Das erste Bedürfniß Frankreichs", heißt es dort, „ist: regiert zu werden. Aber, sobald dieses erste Bedürfniß befriedigt ist, empfindet Frankreich auch schon das andere: die Regierung, die es hat, zu bekämpfen und zu schwächen."

29) Vgl. mein Deutschland im 18. Jahrhundert, I, 34. 69; II, 63.

30) Es ist nicht zufällig, daß die ersten stärkern Spuren einer Zerbröckelung der Gauverfassung (in welcher die volksthümliche Rechtspflege und überhaupt die Gemeinfreiheit ihre natürliche Grundlage hatte) um dieselbe Zeit sichtbar werden, wo die Unmöglichkeit einer festen Begründung der einheitlichen Reichsgewalt so gut wie erwiesen ist und die abwärts gehende particularisirende Bewegung entschieden beginnt, nämlich unter Heinrich IV. Vgl. Eichhorn, a. a. O.

Das vierte Stadium oder das jüngste Jahrhundert und die Zukunft der orientalischen Frage.

Von

Johann Wilhelm Zinkeisen.

I.

Der Umschwung der europäisch-orientalischen Politik während des 18. Jahrhunderts.

Es gab in der That wol keinen einzigen, selbst sehr erleuchteten und in die Verwickelungen der orientalischen Politik tiefer eingeweihten europäischen Staatsmann, welcher in der ersten Bestürzung über den Frieden von Kutschuk-Kainardschi nicht des festen Glaubens gelebt hätte, daß es nun wirklich um das Dasein des Osmanischen Reichs geschehen sei, daß jeden Augenblick seine letzte Stunde schlagen könne.

Während daher — und das wird sehr begreiflich — die Kaiserin Katharina II. an dem Tag, wo ihr der Sohn des sieggekrönten Marschalls Rumänzow die erste Nachricht von der Unterzeichnung des Friedens überbrachte (am 3. Aug. 1774), an ihrem Spieltisch in Peterhof ihre Freude nur mit fröhlichen Gesichtern theilen wollte [1]), mag es dagegen in manchem europäischen Cabinetsrath, an manchem Ministertisch sehr verdrießliche Mienen, sehr lange und ernste Gesichter gegeben haben. Auch dürfte es manchem braven und ehrlichen Diplomaten ziemlich schwer geworden sein, der Kaiserin bei der zu diesem Zweck am 9. Aug. in Oranienbaum

veranstalteten großen Cour die Glückwünsche seines Hofs über den hergestellten Frieden nicht mit verbissenen Lippen, sondern mit jenem holdseligen Lächeln zu Füßen zu legen, welches diese Herren in so peinlichen Lagen mit dem glücklichsten Erfolg zur bequemen Maske ihres innern Misbehagens zu gebrauchen verstehen.[2])

Denn es ging über dieses verhängnißvolle Ereigniß gleichsam ein politischer Angstschrei durch alle europäische Höfe und Cabinete, den man nur möglichst zu unterdrücken suchte, um sich wegen des Friedens nicht noch mehr Blößen zu geben, als man sich schon durch seine übel berechnete Unthätigkeit während des Kriegs gegeben hatte. Wir wollen nur daran erinnern, wie ein hervorragender Diplomat damaliger Zeit, welchem gewiß niemand gereifte Erfahrung und tiefe Einsicht in die Lage der Pforte und die orientalische Politik Europas absprechen wird, wie der kaiserliche Internuntius zu Konstantinopel, Baron von Thugut, diese Dinge auffaßte und beurtheilte.

Schon im August, noch ehe er von dem Abschluß des Friedens sichere Kunde hatte, äußerte er sich in seinen Depeschen an den Staatskanzler Fürsten von Kaunitz-Rietberg dahin, daß bei der „Schwäche und Blödigkeit des Sultans, welche alle Ausdrücke übertreffe und bereits so weit gediehen sei, daß sich sein sonstiger Stolz auf einmal in die größte Kleinmüthigkeit und Niederträchtigkeit verändert habe", und „bei der Unsinnigkeit, womit die so sehr verdorbene eigene Verwaltung der Pforte die Zerstörung dieses morgenländischen Reichs zu ihrer vollkommenen Reife zu bringen beflissen sei", alles zu erwarten, alles zu befürchten stehe. Wäre

aber auch niemals eine Nation bei ihrem Untergang weniger als die türkische einiges Beileids würdig, so sei die Sache doch um so mehr zu beklagen, „da dabei unglücklicherweise der Umstand vorwalte, daß die dermaligen hierortigen Ereignisse für die Zukunft auf den Zusammenhang der übrigen Dinge der Welt den entscheidendsten Einfluß haben und binnen kurzem die häufigsten Uebel von der erheblichsten Wichtigkeit nach sich ziehen müssen". [3])

Und als der Friede nun wirklich geschlossen war, hielt derselbe Herr von Thugut schon alles für fast gänzlich verloren. Mit dem noch bestehenden Offensiv- und Defensivbündniß zwischen Oesterreich und der Pforte (dem geheimen Subsidienvertrag vom 6. Juli 1771) sei unter den eingetretenen Umständen gar nichts mehr auszurichten; wenn die Pforte überhaupt noch zu retten möglich sein könnte, dürften dazu andere, ganz neue Maßnehmungen erforderlich sein. Rußland könne sich ja, im Besitz von Jenikale, des vortrefflichen Hafens von Kertsch, von Kinburn, Assow und Taganrog, mit leichter Mühe und geringen Kosten in kurzem nicht nur eine Flotte von 12—15 Kriegsschiffen, sondern auch einer Menge anderer Schiffe und Fahrzeuge zu jedwedem großen Transport verschaffen. Auch werde es ihm ein Leichtes sein, mittels Herabziehung der zur Bewachung der Linien der Ukraine gebrauchten Milizen oder durch andere Einrichtungen in Zukunft in seinen neuen Besitzungen immer ein schlagfertiges Truppencorps von 30—40000 Mann zu unterhalten. Wer könne folglich Rußland hindern, so oft man es in Petersburg für gut befinde, in sechsunddreißig oder höchstens zweimal vierundzwanzig Stunden von

Kertsch her 20000 Mann bis unter die Mauern von Konstantinopel zu bringen? Dann werden sich, zufolge des „mit den Oberhäuptern der schismatischen Religion zum voraus wohl verabredeten Verschwörungsplans", ohne weiteres die griechischen Christen erheben. Dem Großherrn bleibe unter diesen Umständen, sowie überhaupt, nichts anderes übrig, als bei der ersten Nachricht von der erfolgten Landung der Russen seinen Palast zu räumen, und sich tief nach Asien hinein zu flüchten, um den Thron des morgenländischen Kaiserthums geschicktern Besitzern zu überlassen. Es sei gar kein Zweifel, daß sich dann, wenn einmal die Hauptstadt erobert sei, aus bloßem Schrecken oder mittels der getreuen Beihülfe des schismatischen Anhangs, gar bald auch der ganze Archipel, die asiatischen Küsten und ganz Griechenland bis zu dem Adriatischen Meerbusen dem russischen Scepter unterwerfen würden. Rußland müsse dann, im Besitz aller dieser von Natur so gesegneten Länder, mit denen keine andere Gegend der Welt an Fruchtbarkeit und Reichthum verglichen werden könne, zu einem Grad der Uebermacht gelangen, welcher alles übertreffen werde, „was in den Geschichten von der Größe der Monarchien älterer Zeiten öfters fabelhaft geschienen hat".

Doch schmeichelte sich der erschrockene Diplomat mit der Hoffnung, daß bei dieser gänzlichen Vernichtung des Osmanischen Reichs in Europa für seinen Hof, als eine geringe Schadloshaltung, wenigstens Bosnien, Serbien und die übrigen nördlichen Grenzländer abfallen werden, ohne daß das Cabinet von St.-Petersburg, im Besitz des „neuen russisch-orientalischen Kaiserthums", dagegen

irgend erhebliche Einsprache zu thun gesonnen sein könne.

Bei dieser Lage der Dinge sei noch das Bedenklichste, daß die Aufrechterhaltung der Pforte in Zukunft nicht einmal mehr, wie bisher, mit von dem „allfälligen Gutbefinden“ anderer Mächte, sondern von Rußland allein abhängen werde. Denn es könne sich jederzeit durch einen plötzlichen Ueberfall in den Besitz der osmanischen Hauptstadt setzen, ehe nur die Nachricht von einer Unternehmung dieser Art die Grenzen der Christenheit erreicht haben würde. Die unzähligen Unheile, welche der unglückliche Tag der Unterzeichnung des dermaligen Friedens für jetzt und für die Zukunft mit sich gebracht habe, wolle er hier nicht weiter berühren. Was davon bekannt geworden, berechtige hinlänglich zu dem Schluß, daß der ganze Zusammenhang der Bestimmungen desselben „ein rares Beispiel der russischen Geschicklichkeit und des türkischen Blödsinns“ sei. Denn das osmanische Reich sei schon von jetzt an in den Zustand einer Art russischer Provinz verfallen. Der petersburger Hof werde es nach seinem Gutdünken allerdings wol noch einige Jahre im Namen des Großherrn regieren, dann aber, wenn es ihm angemessen erscheine, die förmliche Besitznahme desselben ohne weiteres vornehmen.[4])

Fürst von Kaunitz selbst wußte seinen Unmuth über diese fatale Wendung der orientalischen Dinge, welche ihm sein Gesandter in der ersten Aufwallung des Zorns allerdings wol etwas zu schroff und mit zu grellen Farben schilderte, nicht besser Luft zu machen, als daß er in demselben Ton die armen Türken mit bittern Vorwürfen überhäufte und sie gleichfalls ohne Umstände aus

Europa hinausjagte. „Die Türken", äußerte er um dieselbe Zeit gegen den britischen Botschafter zu Wien, „haben reichlich das Schicksal verdient, das sie trifft, theils durch ihre schwache und thörichte Kriegführung, theils durch ihren Mangel an Vertrauen zu einigen Mächten, welche geneigt waren, sie aus ihren Verlegenheiten herauszureißen. Warum forderten sie nicht die Vermittelung Oesterreichs, Englands und Hollands? Jede dieser Mächte hätte ihnen zu bessern Bedingungen verholfen, und wir wären alle zufrieden gewesen. Aber dies Volk ist zum Untergang bestimmt, und ein kleines, aber gutes Heer dürfte zu jeder Zeit die Türken aus Europa heraustreiben."[5])

Seit der Zeit, wo man so sprach und schrieb, bis zu dem Tag, wo wir diese Zeilen zu Papiere bringen, sind fast vierundachtzig Jahre vergangen: und noch ist der Großherr aus seinem Palast nicht nach dem Innern Asiens entflohen, sein Thron steht noch aufrecht im Serai am Bosporus; noch prangt der Halbmond auf den Kuppeln der Hagia-Sophia; noch hat Rußland seine Flotten nicht von Kertsch aus bis unter die Mauern von Konstantinopel geschickt, und noch haben sich seine Heerscharen nicht innerhalb derselben blicken lassen.

Herr von Thugut, gewiß ein vortrefflicher Diplomat, war sicherlich kein glücklicher Prophet. Sein politischer Seherblick reichte nicht sehr weit in die Zukunft. Er täuschte sich auch darin, daß er Sein oder Nichtsein des Osmanischen Reichs ferner allein von dem Willen und der Macht Rußlands abhängig, und die übrigen Großmächte zu thatenlosen und ohnmächtigen Zuschauern der unvermeidlichen Katastrophe machen wollte. Eben weil

man im Gegentheil die Wichtigkeit des Friedens von Kutschuk-Kainardschi für die gefürchtete Uebermacht Rußlands nach allen Seiten hin wohl zu würdigen wußte, und sogleich schwer genug empfand, ist er gewissermaßen die nächste Veranlaßung zu dem bedeutenden Umschwung der europäisch-orientalischen Politik geworden, welcher sie in andere Bahnen hineintrieb und somit der großen orientalischen Frage einen andern Charakter verlieh, und von da an ihre selbst jetzt noch nicht vollendete Lösung bedingte.

Insofern hat man nicht ganz unrecht, wenn man den Anfang ihrer modernen Entwickelung, wie es häufig zu geschehen pflegt, nur bis auf diesen weltgeschichtlichen Frieden von Kutschuk-Kainardschi zurückführen will. Für uns, die wir auch hier die Resultate der Gegenwart im Verhältniß zu deren in der Vergangenheit liegenden Ursachen auffassen und zum Verständniß bringen möchten, kann derselbe nur ein bedeutungsvolles Glied in der Kette von Ereignissen sein, welche die bisher von uns durchlaufenen Stadien der orientalischen Frage mit diesem vierten und letzten zu einem pragmatisch zusammenhängenden Ganzen verknüpfen.[6]) Der wechselvolle Kampf gegen Rußlands Uebergewicht im europäischen Orient und um das Dasein des Osmanischen Reichs im Feld und im Rath der europäischen Großmächte tritt uns da als das charakteristische Merkmal dieser inhaltreichen Epoche entgegen.

Welches war nun ihre Stellung zu dem Osmanischen Reich und zu den orientalischen Dingen überhaupt zur Zeit des Friedens von Kutschuk-Kainardschi? Das ist die Frage, bei deren Beantwortung wir zuvörderst noch

etwas verweilen müssen, um den Umschwung der europäisch-orientalischen Politik während des 18. Jahrhunderts verständlich zu machen.

Sie führt uns natürlich auf die Zeiten zurück, welche noch jenseits dieses Friedens liegen. Hier sehen wir die Wagschale des politischen Einflusses für die einen nur zu leicht emporsteigen, während sie zu Gunsten der andern desto gewichtiger niedersinkt. Jene verschwinden nach und nach von dem Schauplatz ihrer politischen Wirksamkeit, während diese an ihrer Stelle als thätige Factoren hervortreten und entscheidend in diese bedeutenden Weltverhältnisse eingreifen. Es sei uns vergönnt, da zuerst noch einen Blick auf diejenige Macht zu werfen, deren politische Größe dereinst durch ihre bedeutende Stellung im europäischen Orient und ihre einflußreichen Beziehungen zum Osmanischen Reich vorzugsweise begründet und bedingt worden war, und die nun, im Lauf des 18. Jahrhunderts, auch in dieser Beziehung zu gänzlicher Ohnmacht und Nichtigkeit herabsank, — die Republik Venedig.

Es scheint, daß die Signorie jetzt die Folgen ihres Systems bewaffneter Neutralität, welches, wie wir früher gesehen haben, seit zwei Jahrhunderten eigentlich den Grundzug ihrer orientalischen Politik gebildet hatte, nur zu schwer büßen mußte. Denn es war leider nun in der That schon so weit gekommen, daß jede Abweichung von demselben immer mit den größten Opfern, mit den empfindlichsten Verlusten bezahlt werden mußte. Selbst mit den äußersten Anstrengungen konnte jetzt das nicht wiedergewonnen werden, was man früher durch jenes falsche System zu leicht verschmerzt hatte: die Erhaltung

der schönsten Besitzung im Orient, die Früchte des blühendsten und ausgedehntesten Levantehandels, und die mächtige Stimme in den europäisch-orientalischen Angelegenheiten, welche selbst im Divan zu Konstantinopel immer ihren einflußreichen Widerhall gefunden hatte.

Venedig konnte sich schon von der Erschöpfung her, in welche es der fünfundzwanzigjährige candiotische Krieg versetzt hatte, nie wieder ganz erholen. Der Schlag, welcher die Republik am Ende desselben (1669) durch den Verlust der Insel Candia getroffen hatte, war zu hart. Es war eine arge Täuschung, wenn sich die Signorie funfzehn Jahre später, im Jahr 1684, mit dem Kaiser Leopold I. und dem König von Polen, Johann Sobieski, vorzüglich deshalb auf den Heiligen Bund gegen die Pforte einließ, weil sie sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß es ihr gelingen werde, auf diese Weise ihre verloren gegangenen Colonien im Orient wiederzugewinnen, und durch die Wiederherstellung ihrer Macht und ihrer Herrschaft in der Levante ihre früher so bedeutende Stellung und das verscherzte hohe Ansehn in der politischen Welt Europas nochmals zu erlangen und auf die Dauer zu befestigen.[7]) Ein abermaliger funfzehnjähriger, mit wechselndem Glück geführter Krieg überstieg die Kräfte der Republik. Selbst der noch in spätere Zeiten weit hinein strahlende Waffenruhm eines Francesco Morosini, des Helden des Jahrhunderts, wie ihn Kaiser Leopold gern zu nennen pflegte, des „Letzten Venetianers“ wofür man ihn, was Heldensinn und großartige, sich aufopfernde Thätigkeit im Dienst des Vaterlandes betrifft, lange nachher noch gehalten hat[8]), und der am Ende des Kriegs durch den Frieden

von Carlowicz ihr nochmals zufallende Besitz der Halbinsel Morea, konnte für die schweren Opfer, welche sie ihr gekostet hatten, keinen Ersatz gewähren. Der letztere wurde ja für die Signorie nur eine Last mehr, während die Pforte den Verlust derselben, welcher ihr, wie Diedo sagt, wie ein scharfer Dorn im Fleisch saß, niemals verschmerzen konnte. [9])

Wir wollen hier nicht auf die unsaglichen Anstrengungen zurückkommen, welche Venedig machte, um sich in Morea nur einigermaßen wieder heimisch einzurichten. Weder die freilich schon etwas verkommene Staatsweisheit der Signorie, noch die umsichtigste Thätigkeit ihrer ausgezeichnetsten Staatsmänner, welche sie als General- und Außerordentliche Proveditoren dahin schickte, konnten die Schwierigkeiten überwinden, welche dort der Befestigung ihrer Herrschaft entgegenstanden. Sie verstanden es namentlich nicht, — und das war die Hauptsache — die Herzen und den guten Willen der Eingeborenen so weit für sich zu gewinnen, daß sie sich auf sie hätten verlassen, in der Stunde der Gefahr auf ihren Beistand hätten rechnen können. Das gestrenge Regiment des Löwen von San-Marco, die ewige, überall eingreifende, zwar oft recht gut gemeinte und gewiß heilsame, aber auch nicht selten nur zu lästige und gehässige Regiererei der venetianischen Proveditoren, Rettoren, Camerlinghi, Sindici, Casticatoren, Inquisitoren, und die Polizeiwirthschaft jener Blutsauger des Landes, die man „capitani contra fures“ nannte, sagten den an Selbstverwaltung gewöhnten Moreoten weit weniger zu, als die wenn auch despotische, aber doch schlaffe Regierung des Halbmondes. [10])

Es gab vom ersten Augenblick an eine starke Partei in der Halbinsel, welche sich nach diesem zurücksehnte; und der fanatische Religionshaß der Griechen gegen diese Latiner ging sogar so weit, daß es der Patriarch von Konstantinopel wagen konnte, alle Moreoten, welche im Dienst der Republik die Waffen ergreifen würden, ganz offen mit dem Bannfluch zu bedrohen.[11]) „Die Venetianer", hörte man die Griechen wol sagen, „leben ganz nach Willkür in unsern Häusern und in unsern Gärten. Sie nehmen dort ohne Umstände alles, was ihnen zusagt, und mishandeln uns, wenn wir uns beklagen. Die Soldaten werden bei uns ins Quartier gelegt. Die Offiziere verführen und entführen unsere Frauen und Töchter. Ihre Priester sprechen uns immer gegen unsere Religion, dringen mit Ungestüm ohne Unterlaß in uns, die ihrige anzunehmen, was den Türken zu thun niemals in den Sinn kömmt. Diese lassen uns im Gegentheil alle Freiheit, welche wir wünschen können und welche wir täglich sowol in dieser wie auch in andern Beziehungen zurückwünschen."[12])

Man kannte diese Stimmungen in Konstantinopel nur zu gut, als daß man sie nicht im entscheidenden Moment hätte benutzen sollen. Sie waren eins der Hauptargumente, worauf sich der Großvezier, Damad-Ali-Pascha, an der Spitze der Kriegspartei stützte, als er im Jahr 1714 im Divan darauf bestand, mit Venedig zu brechen, um Morea wiederzugewinnen, dessen Verlust schon zwei Sultane, Mohammed IV. und Ahmed III., mit dem bittersten Schmerz erfüllt habe. Solle man etwa nicht wagen, es mit dieser Republik Venedig aufzunehmen, welche im Vergleich mit der os-

manischen Macht kaum noch für eine Hand voll Leute gelten könne? Man dürfe sich ja um so mehr die glücklichsten Erfolge versprechen, da die Griechen, die neuen Unterthanen der Signorie, nichts sehnlicher wünschen, als wieder unter die Botmäßigkeit ihres alten Herrn, des Sultans, zurückzukehren.[13])

Nichts zeugt aber gewiß mehr für die Schwäche und Ohnmacht des venetianischen Regiments in Morea, als die Art, wie dort in dem darauf erfolgten Krieg Schlag auf Schlag sogleich im ersten Jahr (1715) nacheinander alles wieder verloren ging, was man mit den äußersten Anstrengungen noch zu retten und zu erhalten bemüht gewesen war: Korinth, Napoli di Romania, Modon, das Castell von Morea, das für uneinnehmbar gehaltene Malvasia, genug die ganze Halbinsel. Die Insel Tine war schon vorher aufgegeben worden, und auch die letzten schwachen Stützpunkte der Herrschaft der Signorie in der Levante, Suda und Spinalonga auf Candia, konnten nicht länger gehalten werden.

Weder das hierauf im April 1716 mit dem Kaiser abgeschlossene Waffenbündniß, noch die heldenmüthige Vertheidigung von Korfu, welche den Namen des Feldmarschalls von der Schulenburg verewigt hat, und die geringen, aber theuer genug erkauften Vortheile der venetianischen Waffen in Dalmatien konnten der Signorie nun noch wesentlichen Gewinn bringen. Es fehlten ihr jetzt schon die Mittel, den Krieg mit Nachdruck fortzuführen. Die vortrefflichen Plane, welche Schulenburg mit echt militärischem Scharfblick entworfen hatte, konnten nur zum kleinsten Theil zur Ausführung gelangen. Die letzten Kräfte wurden nutzlos bei einem verunglück-

ten Angriff auf Dulcigno vergeudet. Man mußte nothgedrungen zum Frieden eilen, welcher im Juli 1718 zu Passarowicz zu Stande kam.

Die Signorie wurde in demselben eben nicht glimpflich behandelt. Ihre Ansprüche auf eine angemessene Entschädigung für den Verlust von Morea durch die Abtretung einiger wichtigen Küstenfestungen in Albanien, namentlich Dulcigno und Antivari, wollte die Pforte um so weniger als begründet anerkennen, da sie auch von seiten des Kaisers nur lau unterstützt wurden. Die osmanischen Bevollmächtigten glaubten schon mehr als zuviel gethan zu haben, wenn sie der Signorie die unbedeutenden Inseln Cerigo und Cerigotto überließen, und ihre Ein- und Ausfuhrzölle von fünf auf drei Procent herabsetzten. Das Letztere sollte ihr angeblich einen jährlichen Gewinn von 3—400000 Gulden abwerfen. Allein bei den schon überhaupt sehr gesunkenen venetianischen Levantehandel mußte ein solcher Vortheil im besten Fall mindestens sehr problematisch bleiben.

Jedenfalls fielen aber bei diesem Frieden, eigentlich dem letzten, welchen die Republik mit der Pforte schloß — im Jahr 1733 wurde er nur noch einmal, und zwar unverändert auf alle Zeiten erneuert — die moralisch-politischen Nachtheile noch weit schwerer in die Wagschale als die materiellen Verluste. Wie schwer wurde es nicht der Signorie, seitdem wenigstens die Mittel aufzubringen, welche nöthig gewesen wären, um in dem schwachen Rest ihrer levantinischen Besitzungen eine noch einigermaßen Achtung gebietende Stellung zu behaupten! An guten Rathschlägen, an vortrefflichen Planen dazu fehlte es, namentlich solange Schulenburg

an der Spitze des venetianischen Militärwesens blieb (bis zu seinem im Jahr 1747 erfolgten Tod) freilich nicht; aber desto mehr an Truppen und Geld zu ihrer Ausführung.

Das kleine stehende Heer von 20000 Mann Fußvolk und 2000 Mann Reiterei, welches Schulenburg von der Signorie verlangt hatte, nur „um ihrer Neutralität Achtung zu verschaffen", konnte nie auf diese Normalstärke gebracht werden; und das Misverhältniß zwischen Einnahmen und Ausgaben in der Verwaltung von Dalmatien, Albanien und den levantinischen Inseln stieg im Lauf des achtzehnten Jahrhunderts in erschreckender Progression zu unerschwinglicher Höhe. Im Jahr 1768 belief sich das jährliche Deficit schon bis auf 1,082625 Dukaten, ohne daß man Mittel und Wege gehabt hätte, es zu decken. Die Nothwendigkeit, das Fehlende womöglich durch übermäßige Besteuerung der Colonien selbst aufzubringen, mußte sie aber geradezu dem unvermeidlichen Ruin zuführen. [14])

Daß unter diesen Umständen jetzt jede einigermaßen ernstliche Berührung mit der Pforte für die Signorie nur eine Demüthigung mehr werden mußte, wird begreiflich. Es galt ihr ja nur noch, ihren Frieden und ihre Neutralität um jeden Preis zu erhalten. Im Jahr 1721 mußte sie eine elende Häkelei mit den Piraten von Dulcigno, um nur einen Bruch mit der Pforte zu vermeiden, mit der Freilassung von 200 türkischen Sklaven und einer Entschädigung von 12000 Piastern büßen [15]); und zwanzig Jahre später, im Jahr 1741, kosteten ihr einige unbedeutende Reibungen mit dem Pascha in den Grenzprovinzen von Dalmatien 160000 Zechinen. Der

Pascha war schon im Begriff, mit 25000 Mann in das venetianische Gebiet einzufallen, und verlangte 800000 Zechinen Schadenersatz, als die Signorie es mit Mühe und Noth dahin brachte, daß sich die Pforte mit jener geringern Summe zufrieden stellen ließ. [16])

Zum Glück hielt nun doch auch die Furcht vor Oesterreich und Rußland, und die Nothwendigkeit, gegen die Perser hin auf ihrer Hut zu sein, die Pforte ab, dem letzten Rest der Herrschaft Venedigs im Orient durch die Besitznahme von Dalmatien und Albanien vollends ein Ende zu machen. Höchst unglücklich für die Republik waren dagegen die Händel, in welche sie kurz vor ihrem Fall noch mit den Barbaresken verwickelt wurde. Was die Signorie bis dahin versäumt hatte, ihrer Schiffahrt und ihrem Handel durch Verträge mit den Raubstaaten einigermaßen Sicherheit zu verschaffen, das wollte sie jetzt, nur zu spät, nachholen.

Im Jahr 1753, und dann in den Jahren 1764 und 1765 schloß sie mit Tunis, Tripolis und Algier die ersten Capitulationen ab, welche, allen dergleichen Verträgen anderer Nationen ähnlich, für sie ebenso erniedrigend und lästig als nutzlos und illusorisch waren. Denn obgleich sie erst von der Pforte die Erlaubniß erkaufen mußte, diese Korsaren feindlich verfolgen zu dürfen, und dann z. B. dem Dei von Algier für die Sicherheit ihrer Flagge ein Jahrgeld von 28000 Dukaten zahlte, so hatten doch die Reibungen mit den Barbaresken und die übertriebenen Anforderungen ihrer Regentschaften nie ein Ende.

Schon im Jahr 1766 kam es darüber mit Algier zum förmlichen Bruch, welcher der Signorie, ohne zu

einem erträglichern Zustand zu führen, schwere Summen kostete. Acht Jahre später, im Jahr 1774, brach dann jene dreijährige Fehde mit Tunis aus, in welcher die venetianische Seemacht, unter der Führung des Angelo Emo, der Susa, Biserta und La Goletta bombardirte zwar noch ein mal durch einen letzten Abglanz ihres alten Ruhms hervorleuchtete, die aber auch mehr als sieben Millionen Dukaten verschlang, ohne daß ein bleibender Gewinn erkämpft worden wäre.[17])

Von einem tiefern Eingreifen der Signorie in die europäisch-orientalische Politik konnte nun freilich schon keine Rede mehr sein. Es wurde ihr allerdings im Divan noch ziemlich hoch angerechnet, daß sie im Jahr 1745 auf den sonderbaren Plan der Pforte, zwischen den damals miteinander in Krieg verwickelten Mächten Europas den Frieden vermitteln zu wollen, mit fast übereilter Bereitwilligkeit einging.[18]) Irgendeinen bedeutendern Einfluß besaß sie aber dort gar nicht mehr. Welcher Abstand war nicht zwischen den Zeiten, wo das „negoziare con dignità e non con timidità e bassezza“ noch als die stehende goldene Regel der Signorie bei ihrem Verkehr mit der Pforte galt, und ihr Bailo zu Konstantinopel, wie z. B. noch bei Gelegenheit des Regierungsantritts Ahmed's I. (1603), mit bedecktem Haupt vor dem Thron des Sultans erscheinen durfte[19]), — und jetzt, wo derselbe Bailo fast nur noch als der Schutzherr des Diebesgesindels betrachtet wurde, welches sich, meistens aus Slavoniern bestehend, angeblich als Unterthanen der Signorie scharenweise in Konstantinopel umhertrieb.[20]) Auch wollte es die Pforte gar nicht mehr dulden, daß sich Rajahs, um dem Karatsch zu

entgehen, unter den Schutz des venetianischen Bailo stellten. Im August 1777 mußte derselbe mit einem mal mehrere hundert solcher Schutzbriefe (Barats) ohne weiteres zurücknehmen.[21])

Wie hätte sich aber vollends eine europäische Großmacht bei ihren etwaigen Planen gegen die Pforte noch ernstlich mit der Republik einlassen sollen? Als ihr im Jahr 1774 die verdächtigen Truppenbewegungen Oesterreichs an den Grenzen der Moldau und Walachei einige Besorgnisse verursachten, glaubte sie z. B. Rußland dadurch für ihr Schicksal interessiren zu können, daß sie ihm einen vortheilhaften Handelsvertrag bot, und sich dagegen bei dieser Gelegenheit einige Begünstigungen für ihre Schiffahrt im Schwarzen Meer ausbedingen wollte. Man hielt es aber in St.-Petersburg gar nicht einmal der Mühe werth, dergleichen Anerbietungen in ernstliche Erwägung zu ziehen.[22])

Als ferner im Jahr 1779 der Kapudan-Pascha Hassan in Morea erschien, um die seit dem Jahr 1774 dort hausenden Arnauten zu Paaren zu treiben, hielt es die Signorie zwar für gerathen, zum Schutz ihrer benachbarten Besitzungen gegen plötzliche Ueberfälle einige Schiffe in Bereitschaft zu setzen, sie beeilte sich aber auch zugleich, der Pforte durch ihren Gesandten in Konstantinopel die heilige Versicherung zu geben, daß es ihr gar nicht in den Sinn komme, gegen das Osmanische Reich irgend feindliche Absichten zu hegen.[23])

Ein letzter, wie es scheint, auch sehr ernstlich gemeinter Versuch, die Signorie zu einem Waffenbündniß gegen die Pforte zu vermögen, wurde endlich noch beim Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs im Jahr 1788

gemacht. Die betreffenden Regierungen von Oesterreich und Rußland, beide noch keine Seemächte, hielten die venetianische Flotte doch noch nicht für so herabgekommen, daß sie nicht geglaubt hätten, sich ihrer noch mit Vortheil zu ihren Zwecken bedienen zu können. Man ging, um den Widerstand der Signorie, welche für solche Unternehmungen gar nicht mehr gemacht war, zu überwinden, selbst so weit, daß man ihr als Preis des etwa mit ihrer Hülfe errungenen Siegs nochmals den Besitz von Morea und der Insel Candia in Aussicht stellte. Allein die Erfahrungen, welche man dort unter weit glücklichern Verhältnissen schon gemacht hatte, waren sicherlich nicht derart, daß jetzt, bei dem gänzlichen Mangel an Mitteln, solche Eroberungen auf die Dauer zu behaupten, ein zweiter Versuch, sich da festzusetzen, besondern Reiz hätte haben können.

Auch war sich die Signorie ihrer Schwäche schon zu wohl bewußt, als daß sie nicht hätte fühlen sollen, was sie im günstigsten Fall mit der Zeit von so gefährlichen Nachbarn, wie die Türken waren, und von so mächtigen Bundesgenossen, wie Rußland und Oesterreich, zu erwarten gehabt haben dürfte. Sie erhielt sich daher ihren Frieden mit der Pforte, und wollte von dem Bund mit den beiden Kaiserhöfen nichts mehr hören, zum großen Aergerniß namentlich des Kaisers Joseph II. Er konnte sich nicht enthalten, seinem Unmuth darüber gegen die venetianischen Gesandten, welche ihn um diese Zeit bei seiner Reise nach dem Lager an der Donau im Namen der Signorie in Triest begrüßten, auf sehr bezeichnende und empfindliche Weise Luft zu machen.[24])

Venedig ließ nun freilich lieber seine Schiffe vollends

in den Lagunen verfaulen, als daß es gewagt hätte, seine vor Zeiten so stolze Flagge noch einmal bei dem Kampf gegen den Erbfeind des christlichen Namens zu erheben und auf das Spiel zu setzen. Als zehn Jahre später der hohle Knochenbau dieses morschen Staatsgebäudes ohne Saft, Lebenskraft und schaffenden Geist bei dem ersten rauhen Windstoß von Westen her in sich zusammenstürzte, fand man außer acht bis zehn Kriegsschiffen, einigen Fregatten und vier Galeren, welche kaum seehaltig waren, auf den Werften 13 Linienschiffe und sieben Fregatten, welche seit 1753, 1743 und selbst seit 1732, also seit 65 Jahren, im Bau begriffen waren. Man hatte nie mehr die Mittel gehabt, sie zu vollenden. Und noch erbärmlicher war der Zustand der Landmacht. Sie bestand aus 12—14000 Mann zusammengelaufenen Gesindels aus aller Herren Ländern, welches, schlecht bezahlt, weder die Waffen zu führen wußte, noch an Disciplin gewöhnt war. Reiterei besaß man in Friedenszeiten eigentlich so gut wie gar nicht mehr. Denn es fehlte an Geld, die Pferde zu unterhalten. Die Republik wäre freilich, so hieß es wenigstens, im Stande gewesen im Nothfall noch 100000 Mann Milizen aufzubringen. Allein auch in dieser Beziehung war längst alles so in Verfall gerathen, daß darauf so gut wie gar nicht mehr zu rechnen war.[25])

Der Friede von Campo-Formio vom 17. Oct. 1797, welcher Venedig endlich aus der peinlichen Lage eines Kranken befreite, der schon seit Jahren weder leben noch sterben konnte, setzte auch den kläglichen Ueberresten seiner Herrschaft im Orient ein heilsames Ziel. Der fünfte Artikel dieses Friedens machte die letzten Besitzun-

gen der Signorie in der Levante, die Jonischen Inseln und die paar Küstenfestungen in Dalmatien und Albanien mit Gebiet zum Eigenthum der Französischen Republik. So hauchte der im Orient einst so mächtige und so gefürchtete Löwe von San-Marco seine letzten Lebensgeister aus, während der Halbmond, dem er in frühern Jahrhunderten muthvoll und mit Glück die Spitze geboten hatte, gleichfalls schon in sinkender Bewegung seinem Niedergang zuzueilen schien.

Sollen wir nun mit einigen Worten daran erinnern, wie nächst Venedig auch jene nordische Macht, welche dereinst gleichfalls mit zu den Vorkämpfern gegen die hereinbrechende Gewalt des Islam gerechnet wurde, wie Polen im Lauf des 18. Jahrhunderts vollends zu der Nichtigkeit herabsank, welche es, anstatt daß es auf die orientalischen Angelegenheiten noch irgendeinen Einfluß hätte gewinnen können, nöthigte, sich am Ende zum Schutz gegen seine übermächtigen Feinde verzweiflungsvoll in die Arme der Pforte zu werfen?

Schon mit Sobieski's Tod (1696) eilte, wie wir bereits gesehen haben, Polens Kriegsruhm auch nach dieser Seite hin seinem Untergang zu. Wir wollen hier nicht darauf zurückkommen, wie Polen durch die elende Haltung seiner Könige und die Zwietracht seiner in politischer Parteisucht und Religionshaß unter sich zerfallenen Magnaten auf eine Weise in die Kriege zwischen Peter dem Großen und König Karl XII. von Schweden verwickelt wurde, welche es, nach Erschlaffung seiner besten Kräfte, zum Spielball der Launen und endlich zur leichten Beute seiner mächtigen Nachbarn machen mußte.

Vergeblich bemühte sich Kaiser Karl VI. noch im Jahr 1737, beim Ausbruch seines Kriegs gegen die Pforte, den schwachen König August III. in eine Art Quadrupel-allianz hineinzuziehen, wie sie schon einmal zu Sobieski's Zeiten zwischen Oesterreich, Polen, Venedig und Rußland mit so glücklichem Erfolg bestanden hatte. König August lag weit mehr daran, sich durch sein ruhiges Verhalten die Gunst der Pforte so weit zu erwerben und zu sichern, daß sie ihm die bis dahin verweigerte Anerkennung nicht weiter versage. Sie erfolgte auch wirklich noch in demselben Jahr, und aus Dankbarkeit räumte dann der König den kriegführenden Mächten mit der größten Bereitwilligkeit sein neutrales Gebiet zum Friedenscongreß zu Nimirow ein.

Später, zu Anfang des Jahrs 1738, wollte gleichwol die Pforte weder auf die ihr von König August gebotene Friedensvermittelung, noch auf das ihr von den polnischen Conföderirten angetragene Schutz- und Trutzbündniß gegen den Kaiser und Rußland einzugehen, obgleich die letztern sich anheischig machten, ein Hülfscorps von 200000 Mann in Bereitschaft zu halten. Sie besaßen jedoch beide weder Achtung noch Vertrauen mehr im Divan. Er scheint die großsprecherischen Verheißungen der Conföderirten für nicht viel mehr gehalten zu haben, als eine politische Schwindelei.[26])

Wie hätte sich nun vollends die Pforte für das kraft- und haltungslose polnische Conföderationswesen begeistern sollen, welches gleich nach dem Tod König August's III. (1763) das unglückliche Land in den heillosesten Zustand von Anarchie und Ohnmacht versetzte? Der Divan nahm gleich anfangs die dringenden Bitten der Patrioten um

Hülfe und Beistand gegen die Uebergriffe Rußlands in ihre Rechte und Freiheiten zwar wohlwollend, aber doch ziemlich lau auf. Mit seinen gut gemeinten Ermahnungen zur Einigkeit und der wohlfeilen Drohung, daß die polnische Republik bei solchen Zuständen nur zu schnell ihrem Ruin entgegengehen und überdies noch zum Gelächter ihrer Feinde (risée de ses ennemis) werden würde, konnte den bedrängten Conföderirten sicherlich nur sehr wenig gedient sein. Helft euch selbst, ihr Polen und begnügt euch mit der Versicherung der wohlwollenden, aufrichtigen und theilnehmenden Gesinnungen, welche wir für euch hegen: das ungefähr war der Sinn der untröstlichen Antwort, welche die Pforte den Conföderirten auf ihre Vorstellungen schon im April 1764 ertheilte. Eine weiter gehende Theilnahme an den polnischen Händeln erklärte dieselbe in einer gleichzeitigen Note an den französischen Gesandten, Herrn von Vergennes, welcher sich ihrer Sache besonders annahm, aber um so mehr für unzulässig, da sie sich dadurch der Gefahr einer unbefugten Einmischung aussetzen dürfte, welche leicht als ein Angriff auf die Rechte und Freiheiten der ihr befreundeten Republik und folglich als eine Verletzung des Friedens von Carlowicz angesehen werden könnte, welchen sie streng aufrecht zu erhalten verpflichtet und entschlossen sei.[27])

Selbst als vier Jahre später, im Jahr 1768, ein förmlicher Bruch mit Rußland schon nicht mehr zweifelhaft war, und nun die Conföderirten von Bar ihren Hülferuf in Konstantinopel lauter wie je ertönen ließen, gab der Reis-Efendi dem russischen Residenten, Herrn von Obreskow, anfangs noch die Versicherung, daß die

Pforte es unter ihrer Würde halte, sich mit diesen Friedensstörern, diesen Rebellen einzulassen und ihnen Hülfe zu leisten. Erst nachdem die Zerstörung von Balta an der Grenze von Bessarabien, auf osmanischem Gebiet, durch zaporogische Kosacken und russische Truppen im Juni 1768 der Pforte keine Wahl mehr ließ, wurde auch wenigstens ihre Sprache gegen die Conföderirten von Bar etwas ermuthigender und zuversichtlicher.

Sie sollen sich, schrieb ihnen der Großvezier, für den bevorstehenden Kampf nur mit Einigkeit, Muth und Ausdauer rüsten. Die Vertreibung der Russen aus Polen und die Wiederherstellung der alten Kraft und des alten Glanzes ihres Vaterlands durch die einmüthige Wahl eines neuen Königs werde dann der Preis des Sieges sein. Sie sollen nur ferner den wohlgemeinten Rathschlägen der Pforte Gehör geben, sich vorerst mit dem Fürsten der Moldau und dem Khan der Tataren, sowie mit den osmanischen Statthaltern von Bender und Choczim in Verbindung setzen, und dann der weitern Schritte der Pforte gewärtig sein. Sie werde bei dem im nächsten Frühjahr zu beginnenden Krieg auch ihre Interessen, gemäß den friedlichen und wohlwollenden Gesinnungen, welche sie für sie hege, gehörig wahrzunehmen nicht verabsäumen.[28])

Der Verlauf des darauf erfolgten fünfjährigen Kriegs war aber leider gar nicht dazu gemacht, die an solche Verheißungen geknüpften Hoffnungen der Polen nur einigermaßen in Erfüllung zu bringen. Ihre Interessen wurden durch den Gang der Ereignisse nur zu bald in den Hintergrund gedrängt, und während die Pforte genug damit zu thun hatte, sich selbst zu retten, ließ sie es

ruhig geschehen, — und was hätte sie dagegen thun sollen? — daß Polens Kraft durch die im Jahr 1772 vollzogene erste Theilung vollends gebrochen wurde.

Seitdem drangen namentlich auch die Vertreter Preußens und Oesterreichs in Konstantinopel, Herr von Zegelin und Baron von Thugut, im Divan darauf, daß sich die Pforte mit den barer Conföderirten nicht mehr einlasse. Denn ihre Agenten würden vorzüglich von Frankreich zu bequemen Werkzeugen der Aufhetzereien gegen die Herstellung des Friedens mit Rußland gebraucht. Die Pforte ließ sie darauf auch gänzlich fallen, und gestattete ihren Fürsprechern, den Radziwill, Pulawsky und Kosawsky, nicht einmal mehr den Aufenthalt in der osmanischen Hauptstadt.[29]) Im Frieden von Kutschuk-Kainardschi wurden dann ihre Interessen natürlich ganz mit Stillschweigen übergangen.

Polen zählte seitdem nur noch insofern in den orientalischen Angelegenheiten, als die Zwecke, welche die europäischen Großmächte dort verfolgten, theilweise auch die Haltung bedingten, welche sie infolge jenes Friedens in ihren Beziehungen zu dem Osmanischen Reich beobachten zu müssen glaubten. Der französische Gesandte zu Konstantinopel machte auch ferner noch den Sachwalter der Conföderirten bei der Pforte, während Rußland bei derselben das Interesse des Königs vertrat.[30]) Der Gesandte des letztern wurde auch endlich im Jahr 1777 in Konstantinopel zugelassen, ohne daß er indeß dort je irgendeinen bedeutenden Einfluß mehr gewonnen hätte. Er wurde, nachdem er einige schon seit dem Frieden von Carlowicz schwebende Differenzen zwischen der Krone Polen und der Pforte glücklich ausgeglichen

hatte, im nächsten Jahr in allen Ehren wieder entlassen, worauf eine weitere Vertretung Polens bei der Pforte gar nicht mehr für nöthig erachtet wurde.[31]) Kurz darauf erfüllten sich die traurigen Geschicke des unglücklichen Polen. Die Losung, welche man einem seiner letzten sinkenden Helden, Thaddäus Kosciuszko, in den Mund gelegt hat: Finis Poloniae! wurde auch in dieser Beziehung damals bereits zur Wahrheit.

Daß die Vereinigten Staaten der Niederlande und die kleinern Seemächte des Mittelmeers, Malta, Toscana, Neapel und selbst das vor Zeiten im Divan so sehr gefürchtete Spanien in den orientalischen Angelegenheiten weder mehr thatsächlichen Einfluß besaßen, noch ein gewichtiges Wort mitsprechen konnten, bedarf kaum des Beweises.

Holland hatte sich durch die ausnehmende diplomatische Gewandtheit des langjährigen Vertreters der Generalstaaten in Konstantinopel, Jakob Colyer (1688—1725), bei der Vermittelung der beiden wichtigen Friedensschlüsse zu Carlowicz (1699) und Passarowicz (1718) sowie durch dessen umsichtige Thätigkeit in den Händeln zwischen Peter dem Großen und der Pforte, im Divan allerdings eine einflußreiche Stellung errungen.[32]) Allein infolge des allmähligen Verfalls seiner Seemacht und seines Levantehandels, vorzüglich seit dem Frieden zu Passarowicz, war es nicht mehr im Stande gewesen, dieselbe zu behaupten. Es wurde ihm schon schwer, die wenigen Schiffe zu unterhalten, welche nöthig waren, um seiner Handelsflagge die gehörige Achtung bei den Barbaresken zu sichern, und oft genug mußte da, was nicht mehr mit den Waffen zu er-

reichen war, durch erniedrigende Geldgeschenke erzwungen werden.[33])

Wie hätten also die Vertreter der Generalstaaten ihre frühere bedeutende Stellung in Konstantinopel durch thätiges Eingreifen in das Getreibe der europäisch-orientalischen Politik, welches der Umschwung der Verhältnisse immermehr und ausschließlich zur Sache der Großmächte gemacht hatte, wiedererlangen und auf die Dauer befestigen sollen!

Malta und Toscana waren der Pforte von jeher nur durch das glückliche Korsarenwesen ihrer Ritter vom Orden des heiligen Johannes und des heiligen Stephanus unbequem und gefährlich gewesen. Auch dieses hatte sich indeß nun doch nachgerade überlebt. Denn daß mit einem solchen Kampf gegen die Feinde des christlichen Namens, welcher nur zu oft in eine gemeine, selbst christlichen Flaggen nicht selten lästige Räuberei ausartete, zu einer Zeit nichts mehr gefördert werden konnte, wo die Großmächte gute Gründe hatten, je nach Umständen um die Freundschaft dieser Feinde der Christenheit zu buhlen, und überhaupt auch ganz andere Motive die orientalische Politik Europas bedingten, das hatte man nun doch wol eingesehen. Man ließ die Malteser fast nur noch als ein Gegengift gegen den Unfug der Barbaresken gewähren, mit denen sie sich um diese Zeit vorzüglich an der syrischen Küste herumschlugen, wo ihnen der von der Pforte abgefallene mächtige Beduinenfürst Scheich Tahir in seiner Hafenstadt Acca (St.-Jean-d'Acre) für ihre Prisen eine sichere Zuflucht und für den Absatz ihres Raubes einen vortheilhaften Markt eröffnet hatte.[34])

Toscana hatte sich an dieser Freibeuterei längst schon wenig mehr betheiligt, und es vorgezogen, den schwachen Rest seines vor Zeiten allerdings einmal sehr blühenden Levantehandels durch Verträge mit den Barbaresken-staaten zu sichern, welche schon in den Jahren 1748 und 1749 durch Vermittelung des kaiserlichen Internuntius zu Konstantinopel zu Stande kamen.

Große Mühe und schwere Summen kostete es auch Neapel, sich mit der Pforte endlich auf einen freundlichen Fuß zu versetzen und durch ihre Vermittelung für seinen Handel Sicherheit gegen die Eingriffe der Barbaresken zu erlangen. Der Freundschaftsvertrag, welchen Neapel nach langer Verhandlung im Jahr 1740 mit der Pforte abschloß, soll mit mehr als 100000 Piastern erkauft worden sein. Und dennoch hielt man noch zehn Jahre später eine Summe von ½ Mill. Piastern für nicht zu hoch, welche Graf Ludolf, der neapolitanische Gesandte in Konstantinopel, daranzusetzen ermächtigt wurde, wenn es ihm gelingen würde, der neapolitanischen Flagge durch Verträge mit den Barbaresken auf nachhaltige Weise Achtung und Sicherheit zu verschaffen. Dies konnte er aber, wie es scheint, doch nicht durchsetzen. Noch im Jahr 1755 wurden sogar zwei Galeren des Königs von Neapel von diesen Korsaren ohne weiteres als gute Prise nach dem Hafen von Algier entführt. Im Divan zu Konstantinopel konnte sich unter diesen Umständen Neapel niemals bedeutenden Einfluß erringen. Graf Ludolf verschwendete z. B. dort nutzlos seine Mühe und schweres Geld, um zwischen Spanien und der Pforte endlich noch einen Freundschaftsvertrag zu vermitteln. [35])

Auch die Zeiten, wo man, wie uns Busbek erzählt, im Divan noch fragte: „Quem ultra, victo Hispano, superesse hostem, qui timeri posset?" [36]) waren nun freilich längst vorüber. Im Gegentheil, die Furcht vor der einst so gewaltigen spanischen Armada war dort so geschwunden, daß man es schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts, im Jahr 1707, wagte, mit einem kleinen osmanischen Geschwader Majorca zu überfallen, dort ein Kloster und ein Küstenschloß auszuplündern, und dreihundert Gefangene hinwegzuschleppen. Spanien hatte aber damals, durch den Erbfolgekrieg zerrissen und erschöpft, nicht eine Barke, welche es den Räubern hätte nachschicken können.

Das wußte auch der Dei von Algier sehr wohl, welcher in demselben Jahr das den Spaniern gehörige Oran angriff, und nach einem verzweifelten Widerstand der schwachen Besatzung im nächsten Jahr zur Capitulation zwang. Die Schlüssel der Festung schickte er als Siegeszeichen nicht ohne Pomp nach Konstantinopel, wo sie als Unterpfand neu begründeter osmanischer Herrschaft in diesen fernen Gegenden von dem Großherrn mit besonderm Wohlgefallen entgegengenommen wurden. [37])

Man möchte es fast für bittere Ironie des Schicksals halten, daß erst 24 Jahre später (1732) König Philipp V. in einem pomphaften Manifest der christlichen Welt verkündete, daß ihm das geheiligte Interesse der Ausbreitung der katholischen Religion die Pflicht auferlege, Oran den Ungläubigen wieder zu entreißen. [38]) Es wäre eine Lächerlichkeit gewesen, wenn man mit den bedeutenden Mitteln, welche um dieser Kleinigkeit willen

in Bewegung gesetzt wurden, nicht zum Ziele gelangt wäre, und sich selbst hätte Lügen strafen müssen.

Als wenn es die Eroberung des ganzen Osmanischen Reichs gegolten hätte, sah man damals ein prächtiges Geschwader von zwölf Linienschiffen, zwei Fregatten und vierzehn kleinern bewaffneten Fahrzeugen und 500 Transportschiffen, welche 25000 Mann tüchtiger Truppen an Bord trugen, aus dem Hafen von Alicante auslaufen, und nach einer Ueberfahrt von zehn Tagen am 25. Juni vor Oran Anker werfen. Zu einem Kampf kam es eigentlich gar nicht. Das ungewohnte Erscheinen spanischer Schiffe an den Küsten erfüllte die schwache arabische Besatzung so mit Schrecken, daß sie bereits in der Nacht des 30. Juni den Platz freiwillig räumte.

Große Freude hatte Spanien an dieser leichten Eroberung aber niemals. Ihre Erhaltung kostete ihm schwere Summen, und hatte weder Zweck noch Nutzen. Denn es wurde dadurch nur immer in neue und kostspielige Händel mit Algier verwickelt. Noch im Juli 1775 versuchte man sich, nicht zum Vortheil des spanischen Kriegsruhms, gegen Algier. Die spanische Flotte mußte sich, nachdem sie 8000 Mann ans Land gesetzt hatte, nach dreizehnstündigem Kampf mit dem Verlust von 800 Todten und 2000 Verwundeten wieder zurückziehen. Der Unmuth des Volks in Madrid darüber, namentlich gegen die beiden Befehlshaber der Expeditionsarmee, den Grafen Orolly und den Marquis von Grimaldi, war so groß, daß der König einen zweiten Versuch für jetzt nicht wagen konnte.[39]) Erst im Jahr 1783 wurde er mit nicht glücklicherm Erfolg erneuert.

Unter diesen Umständen betrachtete man es als eine

wahre Wohlthat, daß man sich, infolge des großen Erdbebens, welches im Jahr 1790 Oran fast ganz in einen Trümmerhaufen verwandelte, auch dieser lästigen Besitzung wieder entledigen konnte. Von dem Bei von Mascara, Mohammed-el-Kbir, hart bedrängt, hielt sich zwar die spanische Besatzung unter den Ruinen des Platzes noch einige Zeit. Allein am Ende fand man es doch für klüger, denselben, infolge des damals mit der Regentschaft Algier abgeschlossenen Friedens- und Handelsvertrags, durch eine ehrenvolle Capitulation lieber wieder ganz aufzugeben. Die Besatzung und die christlichen Einwohner erhielten mit ihrem Geschütz freien Abzug nach Cartagena, und zu Anfang März 1792 besetzte der Bei von Mascara Oran im Namen des Dei von Algier, des Vasallen der Pforte.[40])

Die letztere hatte daher begreiflicherweise auch weder Grund noch Lust, auf die von Zeit zu Zeit durch die dritte Hand erneuerten Anträge wegen eines Freundschaftsbündnisses mit Spanien sogleich ohne weiteres einzugehen. Ueberdies arbeitete namentlich auch England aus allen Kräften dagegen, daß Spanien in Konstantinopel je wieder festen Fuß fasse. Denn es befürchtete davon die empfindlichsten Nachtheile für seine Handelsinteressen, vorzüglich insofern die Spanier ihm eine gefährliche Concurrenz für die Ausfuhr von Gold und Silber nach dem Osmanischen Reich machen würden.[41])

Der Friedens- und Handelsvertrag, welcher dennoch endlich im Jahr 1782 zwischen beiden Mächten abgeschlossen wurde, kam aber zu spät, als daß er noch seinem Zweck hätte entsprechen können. Denn der spanische Levantehandel war, activ wie passiv, an sich schon

zu unbedeutend, als daß die Vortheile, welche ihm dadurch, gleich dem der übrigen am meisten begünstigten Nationen, eingeräumt wurden, noch von besonderm Nutzen hätten sein können. Er bekam nur dadurch eine augenblickliche politische Wichtigkeit, daß sich Spanien angeblich durch einen geheimen Artikel verpflichtet haben sollte, jeder Kriegsflotte die Durchfahrt nach dem Mittelmeer zu verwehren. Denn da diese Verpflichtung vorzugsweise gegen Rußland gemünzt gewesen wäre, so mußte sie natürlich namentlich in St.-Petersburg sehr böses Blut gegen den Hof von Madrid machen. Die Existenz eines solchen geheimen Artikels ist indeß mit Recht bestritten worden. Er hätte aber auch schwerlich bei der Schwäche der spanischen Regierung je praktische Wichtigkeit erlangt.

Merkwürdig bleibt daher dieser Vertrag vorzüglich nur deshalb, weil er der letzte bedeutende Act ist, durch welchen Spanien sich wieder in ein fruchtbringenderes Verhältniß zur Pforte versetzen wollte, und dadurch indirect noch einmal gewissen Einfluß in der orientalischen Politik Europas zu erlangen suchte, den es aber niemals mehr erreichte.[42])

Selbst der Versuch, welcher noch im Jahr 1788 bei Gelegenheit des Ausbruchs des russisch-türkischen Kriegs von Rußland und Frankreich gemacht wurde, das Cabinet von Madrid im Verein mit Oesterreich in eine Quadrupelallianz hineinzuziehen, welche vorzüglich mit darauf berechnet war, dem überwiegenden Einfluß Englands und Preußens im Divan zu Konstantinopel entgegenzutreten, scheiterte an dem Wahnsinn des spanischen Gesandten zu St.-Petersburg und der Zaghaftig-

keit des Königs Karl IV. und des Grafen von Florida-Blanca. Die Kaiserin Katharina legte gleichwol noch so bedeutendes Gewicht auf die Mitwirkung Spaniens, daß sie dem Prinzen von Nassau, welchen sie zu diesem Zweck mit einer Mission an den Hof von Madrid betraute, geradezu erklärte: „Ich sehe wohl, daß die große Frage, von welcher vielleicht das Schicksal des Hauses Bourbon in Europa abhängt, in Madrid zur Entscheidung kommen wird.“ Zu so hohen Dingen hielt man sich aber damals am Hof Karl's IV. nicht mehr für berufen und befähigt. Nur insofern hatte die Kaiserin nicht ganz unrecht, als die Weigerung Spaniens auch von Ludwig XVI. mit als Grund angeführt wurde, warum sich Frankreich für jetzt nicht mehr in eine solche Quadrupelallianz einlassen könne.[43]) Seitdem war Spanien bei der Lösung der orientalischen Frage weder direct noch indirect mehr betheiligt.

Ein ähnliches Schicksal theilten mit ihm in dieser Beziehung auch die beiden kleinern nordischen Staaten, welchen gleichfalls ihre Handelsinteressen die Erhaltung friedlicher Beziehungen zur Pforte wünschenswerth machten: — Schweden und Dänemark.

So unangenehm auch die Erfahrungen gewesen waren, welche die Pforte bei ihren ersten abenteuerlichen Verbindungen mit König Karl XII. von Schweden gemacht hatte, so empfindlich auch auf der anderen Seite dem Cabinet von Stockholm die Nachwehen der schweren, noch nicht getilgten Schuld sein mußten, welche der König in Konstantinopel zurückgelassen hatte, so machten doch gegenseitiges politisches Interesse die Fortdauer eines innigern Verhältnisses beiden Mächten allerdings auf

gleiche Weise zum Bedürfniß. In Konstantinopel glaubte man Schweden noch immer als ein nicht zu verachtendes Gegengewicht gegen die wachsende Uebermacht Rußlands nach Süden hin im Norden mit Erfolg gebrauchen zu können; und in Stockholm lebte man der trügerischen Hoffnung, daß es am Ende doch noch gelingen werde, sich mit Hülfe der Pforte wieder in den Besitz der an Rußland verlorenen Ostseeprovinzen zu setzen. Daher die ungemeine Thätigkeit der schwedischen Agenten zu Konstantinopel, welche fortwährend auch von Frankreich auf das Nachdrücklichste unterstützt wurde.

Ein im Jahr 1736 zwischen beiden Mächten abgeschlossener vortheilhafter Handelsvertrag war die erste Frucht derselben. Dann suchte Schweden, nachdem es auf diese Weise einmal in Konstantinopel wieder festern Fuß gefaßt hatte, im Divan vorzüglich dadurch noch weiter Terrain zu gewinnen, daß es im nächsten Jahr seine Vermittelung in dem Streit zwischen Rußland und der Pforte anbot. Auch gaben sich gleichzeitig die polnischen Conföderirten große Mühe, dasselbe mit in die Bundesgenossenschaft hineinzuziehen, welche damals, wie wir oben angedeutet haben, der Pforte von denselben gegen Rußland in Vorschlag gebracht wurde.

Die Schweden, welche zu der Sache der Polen ebenso wenig Zutrauen gehabt zu haben scheinen wie die Pforte, wollten aber lieber ihren eigenen Weg gehen, und drangen, daher auf den Abschluß eines förmlichen und selbständigen Schutz- und Trutzbündnisses mit dem Sultan gegen Rußland. Da sie aber sofort eine Subsidienzahlung von vier Millionen Piaster und die Zusage, daß die Pforte nicht eher mit Rußland Frieden schließen wolle,

als bis Schweden Livland wieder erlangt haben würde, als Grundbedingungen desselben aufstellten, so zeigte die Pforte, obgleich der einflußreiche Renegat Graf von Bonneval im Divan laut seine Stimme dafür erhob, doch wenig Lust, ohne weiteres darauf einzugehen.[44])

Erst nach dem Frieden von Belgrad verstand sie sich dazu, vorzüglich auf Zureden des französischen Gesandten, Marquis von Villeneuve, ein einfaches Defensivbündniß mit Schweden abzuschließen, welches, um Rußland keinen Anstoß zu geben, so lange wie möglich geheim gehalten werden sollte. Das war aber gerade gar nicht im Sinn der Schweden, welche, um das Cabinet von St.-Petersburg einzuschüchtern, über diese ihre innige Freundschaft mit der Pforte nur zu gern sogleich an die große Glocke geschlagen hätten. Und allerdings nahm man die Sache in St.-Petersburg auch gar nicht leicht.

Der russische Resident zu Konstantinopel, Herr von Wischniakoff, erhielt, sobald man dort nur davon unterrichtet war, sofort Befehl, alles in Bewegung zu setzen, um das schwedische Bündniß noch vor der Ratification zu hintertreiben. Vergeblich bot er aber zu diesem Zweck dem bestechlichen Reis-Efendi 400 Beutel, ja alles, was er nur wolle (même tout ce qu'il voudrait). Er mußte bei dieser Gelegenheit erfahren, was schon die Venetianer so gut wußten, daß sich bei der Pforte zwar sehr vieles, aber doch nicht alles mit Geld erreichen lasse. Der Reis-Efendi erklärte ihm ganz offen, daß es in diesem Fall gar nicht in seiner Macht stehe, den Wünschen des Cabinets von St.-Petersburg zu entsprechen. Denn die Pforte halte es für angemessen, sich ebenso durch Bündnisse mit andern Mächten für die Zukunft sicher zu

stellen, wie Rußland und Oesterreich, ihrer ausdrücklichen Erklärung zufolge, es für gut befunden hätten, ihre Bundesgenossenschaft auch nach hergestelltem Frieden aufrecht zu erhalten.[45])

Der bereits im Januar 1740 unterzeichnete Bundesvertrag wurde darauf am 19. Juli desselben Jahrs wirklich ratificirt. Er sollte aber, wie gesagt, nur defensiver Natur sein, und namentlich gegen Rußland erst dann in Kraft treten, wenn der eine oder der andere der contrahirenden Theile von demselben angegriffen werden würde. Der früher abgeschlossene Handelsvertrag und die zwischen Schweden und den Barbaresken bestehenden Capitulationen wurden dadurch einfach bestätigt, sowie den schwedischen Unterthanen im Osmanischen Reich überhaupt alle die Rechte und Freiheiten eingeräumt, welche bereits auch denen anderer befreundeter Mächte zugestanden waren.[46])

Wäre Schweden nur auch im Stande gewesen, die bedeutende Stellung, die es sich auf diese Weise in Konstantinopel verschafft hatte, auf die Dauer zu behaupten und in den europäisch-orientalischen Angelegenheiten zu seinem eigenen Vortheil geltend zu machen! Bei zunehmender Zerrüttung im Innern fehlten ihm aber auch die materiellen Mittel, seinen Einfluß nach außen auf ersprießliche und nachhaltige Weise aufrecht zu erhalten. Es mußte seine politische Existenz in dieser Beziehung seitdem fast immer mit französischen und osmanischen Subsidiengeldern zu fristen suchen. Diese wurden aber namentlich der Pforte, welche von dergleichen überhaupt kein Freund war, um so lästiger, da sie davon gar nicht einmal einen entsprechenden Nutzen sah.

Zu Anfang des Jahrs 1776 verweigerte sie daher auch, ungeachtet der dringendsten Zureden des französischen Gesandten, jede weitere Zahlung dieser Art an den schwedischen Hof.[47])

Erst als im Jahr 1787 der bevorstehende Bruch zwischen Rußland und der Pforte den aufstrebenden König Gustav III. auf den kühnen Gedanken brachte, sich wieder in den Besitz der seit Karl's XII. Zeiten verlorenen Ostseeländer zu setzen, verstand sich auch die Pforte, auf Grund des noch bestehenden Defensivbündnisses, durch einen unter Vermittelung Englands und Preußens im September des genannten Jahrs abgeschlossenen Vertrag nochmals zu einer Subsidienzahlung von 14 Millionen Piaster, und zwar in der Weise, daß vier Million zur ersten Ausrüstung der gegen Rußland bestimmten schwedischen Land- und Seemacht, und auf zehn Jahre je eine Million zu deren Unterhalt bewilligt werden sollten.[48])

Wäre der König freilich in der Lage gewesen, das, was er dagegen einsetzte, auch wirklich zur Wahrheit zu machen, so würde die Pforte seinen Beistand selbst für diese schwere Summe nicht zu theuer zu erkaufen geglaubt haben. Denn während in der Note, welche er dem Cabinet von St.-Petersburg im Juli 1787 gleichsam als Kriegserklärung zustellen ließ, für sich Finnland und Karelien mit Stadt und Bezirk von Kexholm verlangte, nahm er für die Pforte als Preis des Rußland zu bewilligenden Friedens die ganze Krim und die Wiederherstellung des Besitzstandes, wie er vor dem Ausbruch des Kriegs im Jahr 1768 gewesen, in Anspruch.[49])

Diese vermessene Herausforderung setzte die ganze Welt, und gewiß auch die Pforte in nicht geringes Er-

staunen. Denn der Defensivvertrag mit derselben vom Jahr 1739, worauf sich Gustav III. in seiner Kriegserklärung stützte, war ja überdies schon durch den ersten Artikel des zwischen Schweden und Rußland im Jahr 1743 vereinbarten Friedens zu Åbo für null und nichtig erklärt worden, wie der Pforte auch, zufolge der damals an sie darüber ergangenen officiellen Mittheilung, nicht unbekannt sein konnte.[50]) Der Großherr selbst, meint Ségur, würde schwerlich eine solche Sprache gegen einen schwachen Hospodar der Moldau geführt haben. Die Zuversicht, die Anmaßung des Schwedenkönigs ging aber schon so weit, daß er alles Ernstes die Damen von Stockholm für einen im voraus bestimmten Tag zum Ball nach Peterhof und zum Tedeum in der Kathedrale von St.-Petersburg eingeladen haben soll, wodurch er seine unzweifelhaften Siege und seinen Einzug in der russischen Hauptstadt verherrlichen wollte.[51])

Es ist aber sattsam bekannt, wie auch hier der weitere Verlauf der Dinge die Erwartungen täuschte, wie er manche Hoffnung zu Schanden machte, aber auch schnell manche Befürchtungen zerstreute. Die Bestürzung war in St.-Petersburg allerdings nicht gering, als im Juni 1788 plötzlich 30000 Schweden in Russisch-Finnland einfielen und ohne weiteres diese Hauptstadt bedrohten, während die schwedische Flotte an den Küsten von Livland erschien und dort jeden Augenblick ein allgemeiner Aufstand erwartet wurde. Ein glücklicher Handstreich hätte König Gustav leicht dahin bringen können, daß er der Kaiserin, wie es dereinst Peter dem Großen Karl XII. im Kreml zu Moskau zugedacht hatte, so jetzt in ihrem Palast zu Peterhof den Frieden hätte vorschreiben mögen.

So wenig war man zu einem erfolgreichen Widerstand gerüstet, so war alles, mit Ausnahme der Kaiserin, die weder Muth noch Fassung verlor, schon im Begriff, die Flucht zu ergreifen.

Nur zu spät mußte nun aber König Gustav einsehen, daß er weit besser gethan hätte, wenn er dem weisen Rath gefolgt wäre, den ihm Friedrich der Große bei seinem Regierungsantritt gegeben hatte, daß nämlich der König von Schweden zu einer Zeit, wo zwei oder drei Großmächte existiren, von denen jede 3—400000 Mann auf die Beine bringen könne, nicht mehr auf den Ruhm der Siege und der Eroberungen Anspruch machen dürfe.[52]) König Gustav hatte sich schon gerühmt, daß er seinen Namen in den Felsen eingraben werde, auf dem sich die Reiterstatue Peter's des Großen erhebt. Gleichwol mußte er, völlig entmuthigt, nach einem dreijährigen mit sehr zweifelhaftem Glück geführten Krieg, obgleich er sich in seinem Subsidienvertrag mit der Pforte verpflichtet hatte, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis dieselbe vollkommen Genugthuung erhalten haben würde, bereits am 14. Aug. 1790 mit der Kaiserin zu Werelä seinen Frieden schließen, in welchem er doch wenigstens für sich noch den Status quo und die schwedische Verfassung rettete.

Die Pforte aber, welche dazu eine sehr böse Miene machte, suchte er hinterher durch eine ihr von seinem Gesandten zu Konstantinopel überreichte Denkschrift zu beschwichtigen, worin er sich damit entschuldigte, daß er zwar wiederholt bei der Kaiserin darauf gedrungen habe, sie solle den Frieden mit Schweden und der Pforte nur zu gleicher Zeit schließen, und die Krim ohne allen Vor-

behalt (purement et simplement) an die letztere zurückstellen, daß er aber, da dieselbe diese Bedingungen stets verworfen habe, um so mehr genöthigt gewesen sei, für sich allein Frieden zu schließen, weil ihm der Krieg bereits eine außerordentliche Ausgabe von 70 Millionen Piaster verursacht habe, und alle seine Hülfsmittel, ihn noch länger fortzuführen, erschöpft seien. Er wolle indessen auch noch ferner allen seinen Einfluß dazu anwenden, auch der Pforte einen glücklichen Frieden mit der Kaiserin zu sichern.[53])

Damit war aber weder der Pforte noch der Kaiserin Katharina gedient. Man ließ Schweden nun gänzlich fallen; und während die Kaiserin im nächsten Jahr ihren Frieden mit der Pforte allein und ohne jede Vermittelung schloß, sah sich die letztere auch gar nicht mehr gemüßigt, ihr Geld nutzlos in Stockholm zu verschwenden. Schwedens Einfluß auf den Gang der orientalischen Politik Europas hatte somit sein Ende erreicht.

Jedenfalls noch unbedeutender und erfolgloser waren die Beziehungen Dänemarks zur Pforte. Sie reichten auch der Zeit nach nicht sehr weit zurück. Handelsinteressen waren dabei die bedingenden Motive. Nachdem es sich schon einige Jahre früher durch förmliche Capitulationen mit den Barbaresken auf einen glimpflichen Fuß gesetzt hatte, ging sein erster, im Jahr 1756 nicht ohne Mühe und Noth abgeschlossener Freundschafts- und Handelsvertrag mit der Pforte zunächst nur darauf hinaus, sich auf ersprießliche Weise an dem Levantehandel zu betheiligen. Herr von Gähler, der Stallmeister König Christian's VII., welcher ihn zu Stande gebracht hatte, wurde darauf zwar als erster außerordentlicher Gesandter

und bevollmächtigter Minister Dänemarks bei der Pforte beglaubigt; allein zu einer einflußreichern Thätigkeit gelangte er in Konstantinopel, wo er in der angegebenen Eigenschaft nach dieser Zeit noch zehn Jahre verweilte, niemals.

Auch später blieb die Wahrnehmung seiner Handelsinteressen das Hauptziel der orientalischen Politik Dänemarks. In diesem Sinn erneuerte es z. B. noch im Mai 1772 seine Capitulationen mit Algier, wobei es die andern Nationen, namentlich den Engländern, Franzosen und Holländern längst zugestandene Ermäßigung seiner Einfuhrzölle von zehn auf fünf Procent erlangte.[54]) Der Versuch, welchen es zwanzig Jahre später, im März 1791, auf Grund seiner Theilnahme an dem Krieg zwischen Schweden und Rußland machte, sich durch Vermittelung des Friedens zwischen der Kaiserin Katharina und der Pforte in den orientalischen Angelegenheiten noch einiges Gewicht zu verschaffen, scheiterte an der Hartnäckigkeit, womit die Kaiserin die Selbständigkeit ihrer auswärtigen Politik durch consequente Verweigerung jeder solchen Einmischung einer dritten Macht wahren zu müssen glaubte.[55])

Genug, man darf es wol als den bedeutendsten und bezeichnendsten Umschwung in der orientalisch-europäischen Politik während des 18. Jahrhunderts betrachten, daß sich die bestimmende und bedingende Thätigkeit in Betreff derselben, freilich in sehr verschiedenen und auseinandergehenden Richtungen, immermehr auf die vier Großmächte Frankreich, England, Oesterreich und Rußland concentrirte, mit denen nun auch eine fünfte, Preußen, sogleich auf folgereiche Weise in die Schranken trat.

Der Friede von Kutschuk-Kainardschi mag auch dafür als ein entscheidender Moment bezeichnet werden. Denn mit und durch ihn stand die welthistorische Thatsache fest, daß die Wendungen der orientalischen Politik und mithin die Geschicke des osmanischen Reichs in den Händen dieser fünf Mächte liegen, und daß von nun an der Kampf um das Dasein des letztern und das politische Uebergewicht im Orient, welcher in unsern Tagen noch fortdauert, zwischen ihnen allein durchgefochten werden müsse. Das richtigere Verständniß ihrer respectiven Betheiligung an demselben macht noch einen Rückblick auf ihre Beziehungen zur Pforte vor jenem Frieden erforderlich.

Frankreichs Einfluß im Divan war in den ersten vier Jahrzehnden des 18. Jahrhunderts keineswegs in steigender Bewegung gewesen. Es hatte sich im Gegentheil dort seine Stellung, welche, wie wir seinerzeit berührt haben, schon durch frühere Händel und die Ungeschicklichkeit seiner Gesandten empfindlich genug beeinträchtigt worden war, vollends dadurch verdorben, daß es bis zum letzten Augenblick mit ebenso wenig Takt als Erfolg den Frieden zwischen der Pforte und den Mächten des Heiligen Bundes zu hintertreiben gesucht hatte, welcher am Ende zu Carlovicz zu Stande kam. Herr von Châteauneuf, damals französischer Gesandter zu Konstantinopel, wurde, als er beim Divan die Nichtanerkennung des Königs Wilhelm III. von Großbritannien durchsetzen wollte, ohne weiteres mit der spitzigen Bemerkung abgewiesen, daß die Pforte gewohnt sei, immer den als König zu betrachten, welcher in England wirklich als solcher anerkannt werde.

Dann verdarb Herr von Fériol, welcher Frankreich seit Anfang des Jahrs 1700 vertrat, viel durch sein herrisches Wesen, — die fatale Geschichte mit dem Degen, welchen er, der osmanischen Etikette zuwider, bei seiner Antrittsaudienz durchaus nicht ablegen wollte, machte in der ganzen diplomatischen Welt den peinlichsten Eindruck, — ferner durch seine ungeschickte Einmischung in die Angelegenheiten des nach Nikomedien verbannten Tököly und die fatalen Händel zwischen den Jesuiten, Griechen und Armeniern, und endlich durch seinen unglücklichen Wahnwitz. Die schlaffe Politik der Regentschaft und Ludwig's XV. war aber überhaupt wenig dazu gemacht, das Terrain, welches man auf diese Weise in Konstantinopel verloren hatte, sogleich wiederzugewinnen. Es bedurfte erst eines mächtigern Anstoßes, ehe Frankreich wieder zu einem folgereichern Eingreifen in die orientalische Politik gleichsam getrieben und gezwungen wurde.

Einen solchen gab die Nothwendigkeit, in welche sich die Pforte im Verfolg des russisch-österreichischen Kriegs vom Jahr 1737, namentlich nach dem mislichen Verlauf des Congresses zu Nimirow, versetzt sah, die Hülfe eines gewichtigen Vermittlers in Anspruch zu nehmen, wozu sie Frankreich ausersah. Das Cabinet von Versailles glaubte aber auch damals, unter dem Einfluß des bedächtigen Cardinals Fleury, diese ihm gebotene Gelegenheit, sich in Konstantinopel wieder eine bedeutendere Stellung zu erringen, keineswegs mit übereilter Hast ergreifen zu müssen. Erst nach wiederholten Aufforderungen der Pforte bequemte es sich dazu, und ertheilte seinem bei ihr beglaubigten Gesandten, Marquis von Villeneuve, die nöthige Vollmacht.[56])

Marquis von Villeneuve, gewiß ein gewandter Diplomat, welcher der schwierigen Aufgabe wohl gewachsen war, hatte dabei gleichwol einen nichts weniger als leichten Stand. Denn außer der schwankenden und zweideutigen Haltung der Pforte selbst hatte er auch — und das war fast das Schwierigere — den Widerstand und die Bedenklichkeiten der betheiligten christlichen Mächte zu überwinden. Nahm der Kaiserhof die Vermittelung ohne weitere Schwierigkeiten an, so erschwerte dagegen das Cabinet von St.-Petersburg die Sache sogleich dadurch, daß es dieselbe Frankreich nicht allein zugestehen, sondern dabei auch die Seemächte betheiligt wissen wollte. Einmal mochte es überhaupt den überwiegenden Einfluß Frankreichs in Konstantinopel fürchten, und zweitens hatte es dasselbe wegen zu großer Parteilichkeit für den Kaiser in Verdacht.

Die Verwickelungen, welche sich aus dieser Stellung der Parteien ergaben, und die das Friedensgeschäft so sehr in die Länge zogen, wollen wir hier nicht im einzelnen verfolgen. Wie immer, waren von allen Seiten die Forderungen und Ansprüche viel zu hoch gestellt, als daß der Vermittler im Stande gewesen wäre, leicht eine Ausgleichung der streitigen Interessen herbeizuführen. Marquis von Villeneuve kam dadurch in eine höchst peinliche Lage, und verdiente sich am Ende wenig Dank. Es kostete ihm bei den ewigen Aufhetzereien, namentlich von seiten der Vertreter der Seemächte, welchen das wachsende Uebergewicht Frankreichs im Divan kein geringes Aergerniß war, gewiß große Mühe, zuletzt doch als einziger Vermittler des Friedens das Feld zu behaupten. Man suchte die Pforte vorzüglich wieder dadurch von

Frankreich abwendig zu machen, daß man ihr einreden wollte, das Cabinet von Versailles meine es gar nicht redlich und aufrichtig mit dem Frieden; es wolle im Gegentheil den Krieg so lange wie möglich in die Länge ziehen; es werde mithin auch gar nichts zu erreichen sein, solange man die Sache in seinen Händen belasse; man würde viel schneller zum Ziel gelangen, wenn man das Friedensgeschäft, wie in frühern Zeiten zu Carlovicz und Passarowitz, den Seemächten anvertrauen wolle u. s. w. Selbst Rußland überwand aber am Ende doch so weit das gegen Frankreich gehegte Mistrauen, daß es den Marquis von Villeneuve nicht nur für die Vermittelung, sondern auch für die Garantie des Friedens mit den nöthigen Vollmachten versah.[57]) Der weitere Verlauf der Verhandlungen und der endliche Abschluß dieses Friedens von Belgrad ist bekannt.

Man hat freilich hinterher noch Frankreich und seinem Vertreter die bittersten Vorwürfe darüber gemacht, daß er, nachdem die Ungeschicklichkeit und die Zwietracht der kaiserlichen Generale und die Rathlosigkeit des Cabinets von Wien die Sachen in eine fast rettungslose Lage hineingetrieben hatten, Belgrad preisgegeben habe. Aber hatte er etwa so unrecht, wenn er, als ihm Graf Neipperg, der kaiserliche Unterhändler im Lager des siegreichen Großveziers, das Schimpfliche einer solchen Bedingung deutlich zu machen suchte, die Dinge sogleich durch die verzweifelte Frage auf die Spitze trieb: wer denn dafür stehe, daß, wenn man sich nicht zu diesem außerordentlichen Zugeständniß bequemen wolle, der Großvezier mit seiner ganzen Macht nicht ohne weiteres über die Donau gehe und unaufhaltsam bis vor Wien rücke?

Und wer hätte dann für seine Rettung einstehen sollen? Es gab keinen Eugen und auch keinen Sobieski mehr, und das wußte man in Konstantinopel und im Lager des Großveziers ebenso gut wie in Wien. Belgrad also konnte nicht mehr gerettet werden.[58])

Vielleicht feierte hierauf Frankreich im stillen keinen geringen Triumph, daß Marquis von Villeneuve beim Abschluß des Friedens mit Rußland auch noch die Schleifung von Assow und das Verbot durchsetzte, demzufolge es Rußland nicht gestattet sein sollte, in den dortigen Gewässern und überhaupt im Schwarzen Meer Schiffe zu bauen und eine Flotte zu unterhalten. Es sollte ihm sogar dort der Handel nur mittels türkischer Fahrzeuge erlaubt sein.[59])

Die Entrüstung über diesen Ausgang des Kriegs, wovon man Wunderdinge erwartet hatte, war freilich allgemein, und mußte vorzüglich Frankreich und Marquis von Villeneuve treffen. Man erinnere sich nur an jene giftige Scene, wo der päpstliche Nuntius zu Wien, Signor Merlini Paolucci, in Gegenwart des Kaisers, während der französische Gesandte daselbst, Marquis von Mirepoix, seinen Collegen zu Konstantinopel gegen die üble Nachrede wegen seiner Haltung bei den Friedensverhandlungen zu rechtfertigen bemüht war, seinem Unmuth gegen Villeneuve in den maßlosesten und beleidigendsten Ausfällen gegen das Cabinet von Versailles Luft machte. Er ging so weit, ihn geradezu zu beschuldigen, er habe bei diesem Frieden dem Sultan und seinem Herrn, dem König von Frankreich, die Interessen der ganzen Christenheit und des Heiligen römischen Reichs deutscher Nation, ja die Ehre des Kaisers selbst zum Opfer gebracht.[60])

Man machte sich aber, wie es scheint, jetzt in Versailles über dergleichen Vorwürfe weit weniger Sorge, als man auf die Mittel bedacht war, sich die in Konstantinopel einmal wiedererrungene günstige und einflußreiche Stellung auch auf die Dauer zu erhalten. Deshalb stand der Marquis von Villeneuve, was ihm natürlich nicht minder als Verrath an der christlichen Sache ausgelegt wurde, bei den nachträglichen Verhandlungen, welche die zwischen Rußland und der Pforte noch streitigen Punkte betrafen, wieder ganz auf der Seite der letztern. Er hatte wol damals schon recht gut durchschaut, was dabei für die Zukunft des Osmanischen Reichs und die wachsende Macht Rußlands im europäischen Orient auf dem Spiel stehe. Er gab daher dem Divan unter der Hand den weisen Rath, sich nur nicht etwa durch die drohende Haltung des Cabinets von St.-Petersburg nach dieser Seite hin zu zu großer Nachgiebigkeit einschüchtern zu lassen. Assow müsse geschleift werden, den von Rußland verlangten Kaisertitel brauche die Pforte gar nicht zuzugestehen, und auch in den übrigen noch schwebenden Punkten solle sie ihre Fügsamkeit auf möglichst enge Grenzen beschränken.

Das war auch der Geist, in welchem, unter Vermittelung des Nachfolgers des Marquis von Villeneuve, der Konstantinopel im Mai 1741 verließ, des Grafen von Castellane, der Vertrag vom 7. Sept. dieses Jahrs zu Stande kam, welcher die damaligen Beziehungen der Pforte zu Rußland definitiv regeln sollte. Assow blieb geschleift, die Pforte erkannte aber dagegen den Kaisertitel an, und machte Rußland einige scheinbar unbedeutende Zugeständnisse in Betreff der Erweite-

rung seines Gebiets in der Ukraine und nach der Krim hin.[61])

So hatte Frankreich zum Verdruß der übrigen Großmächte durch seine Vermittelung des Friedens zu Belgrad in Konstantinopel jetzt sicherlich bedeutendes Gewicht und eine sehr günstige Stellung gewonnen. In den nächsten Jahren glaubte es nun dieselben vorzüglich dazu benutzen zu müssen, die Pforte bei den damaligen, infolge des Oesterreichischen Erbfolgekriegs eingetretenen Verwickelungen zu einer Diversion gegen das Kaiserhaus nach Ungarn hin zu bewegen. Bonneval war aus eingefleischtem Haß gegen Oesterreich der unverwüstliche Fürsprecher dieser Politik des Cabinets von Versailles im Divan. Man ging darin allerdings schon sehr weit.

Gemäß eines vom Grafen von Castellane in Vorschlag gebrachten geheimen Bundesvertrags zwischen Frankreich und der Pforte sollte sich die letztere verpflichten, den Krieg gegen Oesterreich sofort wieder aufzunehmen und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der Großherzog von Toscana der Kaiserkrone entsagt haben würde. Das Cabinet von Versailles wollte sich dagegen dazu verstehen, die Hälfte der Kriegskosten zu tragen, sobald die Pforte wirklich die Waffen ergriffen haben würde. Allein alle Bemühungen und Machinationen dieser Art scheiterten an der damaligen unerschütterlichen Friedenspolitik des Divans. Bonneval war darüber in Verzweiflung; es war ein Nagel zu seinem Sarge. „Der Sultan und seine Minister", schrieb er noch im Herbst 1746 an den Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten Ludwig's XV., Marquis d'Argenson, „sind fest entschlossen, die Königin von Ungarn in keiner Weise zu

beunruhigen und sich in nichts von den letzten Verträgen zu entfernen, vorzüglich weil die Angelegenheiten in der Christenheit eine für das Osmanische Reich günstige Wendung genommen haben, und der Krieg gegen die Perser die ganze Aufmerksamkeit der Pforte in Anspruch nimmt.“ [62])

Freilich war die Pforte auch ihrerseits klug genug, sich nicht so ohne weiteres abermals in einen Krieg hineinzustürzen, den sie am Ende vielleicht zu ihrem größten Nachtheil allein auszufechten gehabt haben würde. Sie verlangte daher, daß Frankreich auch seinerseits die Verpflichtung übernehme, sich in jedem Fall so lange thätig an dem Krieg zu betheiligen, bis die Pforte einen ehrenvollen Frieden erlangt haben würde. Einer solchen Verpflichtung suchte aber das Cabinet von Versailles immer wohlweislich auszuweichen. [63])

Seitdem erschlafften die Freundschaftsbande zwischen Frankreich und der Pforte wieder auf sehr empfindliche Weise. Graf Castellane, dessen Lauheit man nun die Schuld des Mislingens des beabsichtigten Bundesvertrags vorzüglich beimessen wollte, wurde im Herbst 1747 abberufen und durch den Grafen Desalleurs ersetzt. Diesem wurde die schwierige Aufgabe gestellt, den verlorenen Credit Frankreichs in Konstantinopel wiederherzustellen, sich dort namentlich Schwedens und Polens anzunehmen, und dann womöglich die Pforte mit diesen beiden Mächten und Preußen zu einer Quadrupelallianz gegen die Uebergriffe Rußlands nach Norden und Süden hin zu bewegen, welcher sich das Cabinet von Versailles eventuell auch selbst anschließen wollte. [64])

So vorsichtig man aber auch dabei zu Werke ging, und so große Gewandtheit Desalleurs dabei entwickelte,

man konnte doch nicht zum Ziel gelangen. Selbst die Versicherung, daß man gar nicht gesonnen sei, der Pforte sofort irgendeine Verpflichtung aufzuerlegen, sondern jenen Bund in aller Stille nur für den Fall vorbereiten wolle, daß Rußland die Unabhängigkeit Polens gefährde, blieb ohne Wirkung auf die einmal angenommene Friedenspolitik der Pforte. Sie wollte sich jetzt eben unter keiner Bedingung mehr mit Oesterreich und Rußland wieder in ein feindliches Verhältniß versetzen.

„Die Dinge", schrieb im April 1749 Graf Desalleurs an den Marquis von Puissieux, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Ludwigs XV., „haben sich hier seit dem Frieden von Belgrad sehr verändert. Die angebliche Verweigerung der Vermittelung der Pforte von seiten Frankreichs, der Abschluß eines Ewigen Friedens mit dem Hof von Wien und mit Rußland, die durch den Krieg mit Persien verursachte Erschöpfung, endlich das besondere Interesse des Großherrn oder die Unterwürfigkeit seines Ministeriums unter das Serai, und die üble Stimmung im Innern des ganzen Reichs haben die Annahme eines durchaus friedlichen Systems als das einzige Mittel, den Großherrn auf dem Thron zu erhalten und einer allgemeinen Revolution vorzubeugen, zur Folge gehabt." [65]) Und was Desalleurs, welcher im Jahr 1754 in Konstantinopel starb, nicht gelungen war, das konnte sein nicht minder gewandter und thätiger Nachfolger, Graf von Vergennes, um so weniger durchsetzen, da kurz darauf das wunderliche Defensivbündniß zwischen Frankreich und Oesterreich vom 1. Mai 1756 auch die Pforte auf die unangenehmste Weise berührte, und das Mistrauen des Divans

gegen die weitern Absichten Frankreichs aufs äußerste trieb.

Man kümmerte sich da in der That sehr wenig darum, welche gewichtigern Motive das Cabinet von Versailles nach andern Seiten hin zu einer solchen Umwandlung seines politischen Systems bewogen haben mochten. Man faßte im Gegentheil mit der den osmanischen Politikern in solchen Dingen eigenthümlichen Schärfe und Klarheit das Wesen und die Folgen der Sache nur in ihren unmittelbaren und schlagenden Beziehungen zu den eigenen und besondern Interessen der Pforte auf. Man wollte durchaus nicht begreifen, daß eine so enge Vereinigung zwischen zwei Mächten, welche man seit Jahrhunderten nur als die ärgsten Feinde gekannt, und von denen die eine die Pforte unabläßig bekämpft hatte, nicht auch der letztern zum größten Nachtheil gereichen solle.[66]) Man erfuhr ja hinterher noch, daß dieselbe in dem Bundesvertrag nicht einmal von dem „casus foederis" ausgenommen sei, und daß mithin Frankreich leicht in den Fall kommen könne, dem Kaiser die versprochene Hülfe auch gegen das Osmanische Reich gewähren zu müssen. Und diese Eventualität erschien natürlich in einem um so grellern und gefährlichern Licht, nachdem sich Frankreich bei der zu Ende des Jahrs 1758 erfolgten Erneuerung des Vertrags unter anderm anheischig gemacht hatte, nicht nur an den Kaiser mehr als drei Millionen Gulden jährliche Subsidien zu zahlen, sondern auch 100000 Mann Hülfsvölker zu seiner Disposition in Bereitschaft zu halten.[67])

Das machte sehr böses Blut in Konstantinopel und erregte auch in Frankreich nicht geringe Besorgnisse,

namentlich im Betreff der materiellen Interessen, welche dabei auf dem Spiel stehen. Wer könne es denn hindern, meinte man, wenn die Pforte nun sogleich dadurch Repressalien ergreifen wolle, daß sie die Schiffe und die Waaren der französischen Kaufleute in den Häfen und Handelsplätzen des Osmanischen Reichs mit Beschlag belege, ihre Factoreien und Comptoire schließe, sie selbst vielleicht ihrer Freiheit, ja ihres Lebens beraube, die französischen Consuln in Fesseln schlage und selbst den Gesandten in Konstantinopel davonjage? Der gänzliche Ruin des französischen Levantehandels werde davon die unvermeidliche Folge sein.[68])

So schwer es aber auch Graf Vergennes anfangs wurde, den Divan durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß Frankreich mit den Verträgen vom 1. Mai 1756 und 30. Dec. 1758 nicht die geringste feindliche Absicht gegen die Pforte verbunden habe, und nach wie vor mit ihr in Frieden und Freundschaft zu leben fest entschlossen sei, so gelang es ihm doch, dieses Aeußerste abzuwenden und das gerechte Mistrauen der Pforte nach und nach wieder zu milderen und freundlichern Ansichten umzustimmen. Man scheint im Rath des Sultans wol eingesehen zu haben, daß man Frankreichs Stimme namentlich bei den immer ernster und drohender werdenden Verwickelungen im Norden doch nicht ganz überhören dürfe. Man könne gelegentlich auch noch in die Lage kommen, seines Beistands zu bedürfen, welchen das Cabinet von Versailles der Pforte jetzt schon indirect dadurch zu Theil werden ließ, daß man tüchtigen französischen Offizieren die Erlaubniß ertheilte, dieselbe bei der Verbesserung ihres Heerwesens mit Rath und That zu

unterstützen. „Obgleich die Umstände die Stellung des Herrn von Vergennes", so schildert er selbst seine Lage, „delicat und kritisch machten, so verlor er doch zu keiner Zeit die Gegenstände, welche seinem Eifer anvertraut waren, aus den Augen. Er ließ die Angelegenheiten Polens niemals außer Acht, und es kam in jener Zeit zwischen der Republik und der Pforte nichts vor, wobei er nicht die leitende Hand im Spiel gehabt und sich des vorzüglichsten Einflusses versichert hätte."[69])

Wir ersehen daraus, daß seitdem die Angelegenheiten Polens wieder als bedingende Motive der orientalischen Politik des Cabinets von Versailles in den Vordergrund traten. In dieser Beziehung war ihm nicht nur Rußlands Uebermacht in Polen, sondern vorzüglich auch die durch Friedrich den Großen damals ins Werk gesetzte engere Verbindung zwischen Preußen und der Pforte ein Dorn im Auge. Denn es erblickte darin nur eine neue Gefahr für Polen und mittelbar für die Pforte und Frankreich selbst. Neben dem kaiserlichen Internuntius Schwachheim war daher auch niemand ein eifrigerer Gegner des ersten durch die unermüdliche Gewandtheit des Herrn von Rexin im März 1761 zu Stande gebrachten Freundschafts= und Handelsvertrags zwischen Preußen und der Pforte, als Graf von Vergennes. Und je empfindlicher es ihm sein mochte, in dieser Beziehung von einem Neuling auf diesem schwierigen Terrain, wie der genannte preußische Diplomat war, übervortheilt worden zu sein, desto mehr setzte er nun Himmel und Erde in Bewegung, um das Zustandekommen des Schutz= und Trutzbündnisses mit der Pforte zu hintertreiben, auf welches Friedrich der Große ganz besondern Werth legte.

In einer im geheimen Auftrag seines Hofs verfaßten und der Pforte überreichten Denkschrift setzte er die Nachtheile und die Gefahren des preußischen Bündnisses, namentlich für Polen, auf so eindringliche und nachdrückliche Weise auseinander, daß der Großherr selbst, die Majorität des Divans und die Ulema sich auf das Entschiedenste gegen dasselbe erklärten, obgleich der aufgeklärte und weiter blickende Großvezier Raghib Mohammed-Pascha demselben durchaus günstig war. Man verwarf also das preußische Bündniß.[70])

Es war dies gleichsam einer der letzten Triumphe der damaligen orientalischen Politik des Cabinets von Versailles. Denn in seinen weitern Bemühungen im Interesse der polnischen Conföderirten war Graf Vergennes nicht eben glücklich. Seine gleichfalls in mehreren Denkschriften mit Schärfe und Feuer entwickelten Vorstellungen gegen die in Polen verübten Gewaltthätigkeiten Rußlands und namentlich gegen den Einmarsch russischer Truppen daselbst, welchen er geradezu als einen Friedensbruch, als Casus belli betrachtet wissen wollte, wurden vom Divan doch nur kalt aufgenommen. „Das Gemälde der Tyrannei Rußlands", berichtet er selbst darüber, „ist der Pforte regelmäßig und getreu vor Augen geführt worden. Wenn es nicht ganz den Eindruck gemacht hat, den man natürlich davon hätte erwarten sollen, so lag es nicht daran, daß man etwa versäumt hätte, es schlagend und energisch zu machen; aber die Verblendung der Pforte war vorsätzlich. Es bedürfte mächtigerer Triebfedern, als die des Raisonnements sind, um darüber zu triumphiren."[71])

Die Pforte, bedeutete man Vergennes, sehe sich um

so weniger veranlaßt, gegen Rußland wegen des Einmarsches seiner Truppen in Polen mit den Waffen einzuschreiten, da die Republik selbst wiederholt dergleichen fremde Truppen aus freiem Antrieb herbeigezogen und gastfreundlich (de plein gré à titre d'hospitalité) bei sich aufgenommen habe. Vorerst habe die Kaiserin doch keine andere Absicht, als den gefährlichen Folgen der in Polen herrschenden Zwietracht vorzubeugen. Sollte dieselbe noch etwa weitere Schritte thun, so sei es immer noch Zeit, dort dem überwiegenden Einfluß Rußlands gebührende Grenzen zu setzen, sobald es wirklich darauf ausgehen würde, die Eroberung Polens zu versuchen.[72])

Ueberdies schien die Pforte im geheimen noch immer zu befürchten, daß ein durch Wiederherstellung von Ordnung und Ruhe nochmals zu Kraft und Selbständigkeit gediehenes Polen dem Osmanischen Reich leicht wieder gefährlich werden könne, während Vergennes auf der andern Seite mit Recht ganz besonders die Behauptung betonte, daß die Festsetzung einer Macht wie Rußland in Polen der Pforte sicherlich weit größere Gefahr bringen werde. Aber, so meint schließlich Vergennes, es sei eben das Verhängniß der Pforte, daß sie sich der bessern Einsicht in klar vorliegende Thatsachen verschließe, um lieber den zweideutigen Versicherungen ihrer eigentlichsten und gefährlichsten Feinde Gehör zu geben. Man müsse es als eine wahre Fügung der Vorsehung betrachten, daß sie doch am Ende als rächende Macht gegen Rußlands Tyrannei in Polen aufgetreten sei.[73])

Frankreichs Einfluß im Divan war nun allerdings wieder so gesunken, daß der Großherr, nachdem es im Jahr 1768 wirklich zum Bruch mit Rußland gekommen

war, auch nichts mehr von der Vermittelung hören wollte, welche ihr Ludwig XV. durch den Nachfolger des Grafen von Vergennes, Guignaut Grafen von St.-Priest, anbieten ließ. Es war fast ein Schritt der Verzweiflung, daß der Herzog von Choiseul im Jahr 1770 dem Cabinet Ludwig's XV. in einer stark motivirten Denkschrift die Nothwendigkeit einzureden suchte, man müsse die damals auf dem Weg nach dem Mittelmeer begriffene russische Flotte in den Grund bohren, bevor sie die Meerenge von Gibraltar passiren würde. Das sei das sicherste Mittel, den gesunkenen Einfluß Frankreichs bei der Pforte und in Europa wieder zu heben. Zu solchen energischen Maßregeln waren aber damals weder der König noch die Majorität seiner Räthe gemacht. Auch hatte ja England schon gedroht, daß es jeden Versuch, der russischen Flotte die Einfahrt in das Mittelmeer zu wehren, als eine gegen sich selbst gerichtete Feindseligkeit betrachten würde.[74])

Nur zu spät bot Frankreich, erst im Jahr 1771, der Pforte eine Hülfsflotte von 12 — 15 Kriegsschiffen an, wenn sie sich dagegen zu einer jährlichen Subsidienzahlung von drei bis vier Millionen Piastern verstehen wolle. Für diesen Preis schien indeß dem Divan eine solche verspätete Hülfe doch zu theuer erkauft. Er zog es vor, den Krieg mit Rußland vollends allein auszufechten, während es die aufgeklärtesten französischen Politiker hinterher noch als einen der größten Fehler des Cabinets von Versailles beklagten, daß es auf diese Weise den Ruin des Osmanischen Reichs beschleunigt habe.[75])

Auch bei dem Abschluß des Friedens von Kutschuk-

Kainardschi blieb Frankreich nun natürlich thatenloser Zuschauer; und wir werden sehen, wie schwer es ihm wurde, sich nach demselben den Einfluß in der orientalischen Politik wieder zu verschaffen, welcher eine der wesentlichsten Bedingungen seiner Machtstellung in Europa überhaupt war.

Auch England hatte um diese Zeit die Höhe seines Einflusses im Divan noch nicht ganz wiedererlangt, welche es zu Anfang des Jahrhunderts durch seine glückliche Vermittelung der beiden Friedensschlüsse von Carlovicz und Passarowitz errungen hatte. „Die Engländer", redete Sultan Mustapha II. den britischen Botschafter Robert Sutton bei seiner Antrittsaudienz im März 1702 persönlich an, „sind unsere alten und guten Freunde, und wir werden ihnen bei jeder Gelegenheit Beweise davon geben, daß wir bei derselben Gesinnung beharren. Wir werden nicht ermangeln, vorzüglich dem König unsere Erkenntlichkeit für die guten Dienste, die er uns geleistet hat, an den Tag zu legen, und das Vertrauen, welches wir in seine Freundschaft setzen, thatsächlich zu bewähren. [76])

Ganz im Geist britischer commerzieller Politik suchte nun England diese günstige Stellung im europäischen Orient zunächst vorzüglich wieder zur Hebung seines Levantehandels zu benutzen. Die englische Levantecompagnie machte damals, ungeachtet ihrer fehlerhaften Organisation, die glänzendsten Geschäfte. In den meisten Artikeln beherrschte sie den Markt der Hauptstationen, und auch durch die um diese Zeit auf vortheilhafte Weise erfolgte Erneuerung der Verträge mit den Barbareskenstaaten wußte man der englischen Flagge

in den Meeren der Levante Schutz und Achtung zu verschaffen.[77])

Indeß war aber bereits seit dem Frieden von Passarowitz (1718) eine merkliche Umwandlung dieser Verhältnisse nicht zu Gunsten der commerziellen und politischen Interessen Englands eingetreten. Die Levantecompagnie fing an zu kränkeln. Sie versank nach und nach in eine sehr gedrückte Lage, konnte kaum mehr ihren Verpflichtungen nachkommen und ihre Schulden bezahlen, und mußte, um sich nur zu halten, die Hülfe der Regierung in Anspruch nehmen. Sie konnte namentlich mit ihren schweren und kostbaren Tüchern, bis dahin ein Hauptartikel ihres Absatzes auf den Märkten der Levante, die Concurrenz mit den leichten und wohlfeilen, aber gefälligen Fabrikaten der Franzosen aus Languedoc und der Provence nicht mehr aushalten.

Denn diese französischen Fabriken hatten sich vorzüglich seit Colbert's Zeiten ungemein gehoben, und, da sie sich auch dem Geschmack der Orientalen mehr anzupassen wußten, bei den Türken bald einen sehr umfangreichen Vertrieb gefunden. Tausende von Stücken der englischen Tücher blieben unverkauft liegen, während die Franzosen mit ihren Languedocs kaum der Nachfrage genügen konnten. Viele englische Handelshäuser in der Levante sahen sich daher genöthigt, ihre Waare mit Verlust zu verschleudern und dann ihre Comptoire gänzlich zu schließen. In Aleppo z. B., wo man deren früher vierzig zählte, gab es am Ende nur noch ein einziges, und ebenso kam in den osmanischen Hafenplätzen auf zehn französische Schiffe kaum noch ein englisches.[78]) Die geringe Unterstützung, welche die Regierung der Compagnie endlich einmal zu

Theil werden ließ — ein Jahrgeld von 5000 Pfund Sterling — konnte sie nicht aus ihrer bedrängten Lage herausreißen.

Leider ging aber — so standen hier beide Interessen in beständiger Wechselwirkung — gleichzeitig auch der Verfall des britischen Levantehandels mit dem Sinken des politischen Einflusses Englands im Divan immer Hand in Hand. Die Art, wie es bei der Vermittelung des Friedens zu Belgrad (1739) auf die Seite geschoben und von Frankreich überflügelt wurde, war für das Cabinet von London sicherlich empfindlich genug. Ob aber dann sein engeres Anschließen an Rußland, wovon es sich für seinen Handel in Persien, und die Betheiligung an der Schiffahrt im Schwarzen Meer bedeutende Vortheile versprach, der rechte Weg war, das verlorene Terrain wiederzugewinnen, steht freilich sehr dahin. Der Erfolg wenigstens spricht nicht dafür. Nicht ohne beißenden Spott bezeichnete man seitdem den britischen Gesandten zu Konstantinopel gleichsam als den Geschäftsträger Rußlands. [79])

Daß aber England Rußlands orientalische Politik noch auf weit wirksamere Weise zu unterstützen bereit war, beweist am besten der Eifer, womit es ihm beim Ausbruch des Kriegs im Jahr 1768 in der Ausrüstung seiner Flotte behülflich war, sie ohne Anstand in seine Häfen aufnahm, und ihr, wie wir bereits gesehen haben, für die Durchfahrt durch die Meerenge von Gibraltar im Nothfall selbst den Schutz seiner Waffen zusagte. Wie hätte man sich aber durch solche Dinge im Divan beliebt machen sollen?

Vergeblich zog England im zweiten Jahr des Kriegs

seine Offiziere und Matrosen von der russischen Flotte zurück, vergeblich untersagte es derselben fernerhin die Rekrutirung in seinen Staaten, vergeblich endlich ließ sich der britische Botschafter zu Konstantinopel, John Murray, zu den lächerlichsten Schmeicheleien gegen den Reis-Efendi und den kleinlichsten Intriguen herab, um die Absichten der beiden von der Pforte bereits zur Vermittelung zugelassenen Mächte Preußen und Oesterreich zu verdächtigen, und dieselben seinem Hof zuzuwenden. Der Reis-Efendi ließ sich dadurch nicht bethören. Von einer Vermittelung Englands wollte er durchaus nichts mehr hören. Er finde es, erklärte er dem Gesandten geradezu, höchst sonderbar und außerordentlich, daß England, während sich seine Schiffe bei der russischen Flotte befänden, seine Vermittelung anbieten wolle; es könne es damit unmöglich redlich meinen, es sei dies wol nur ein Vorwand, desto besser seine feindlichen Absichten zu verbergen; es möge sich nur erst einmal offen erklären, damit man wisse, woran man mit ihm sei. [80])

England kam dadurch nur in die üble Lage, daß es seinen Credit nach beiden Seiten hin verlor. Denn während man in Konstantinopel nichts mehr von ihm wissen wollte, fing man auch in St.-Petersburg, Wien und Berlin an, gegen seine zweideutige Politik gerechtes Mistrauen zu hegen. Noch im April 1774 bot Herr Murray dem Divan die Vermittelung seines Hofs mit der lockenden Verheißung an, daß er ihm den Frieden unter viel günstigern Bedingungen verschaffen wolle, als alle übrigen Mächte. Er mußte aber seinen Kurier unverrichteter Sache nach London zurückschicken; und ehe darauf das Cabinet von St.-James noch weitere Schritte

in seinem Interesse thun konnte, war der Friede in der bekannten Weise schon ohne den directen Antheil irgendeiner vermittelnden Macht zum Abschluß gekommen.[81]) England wurde also durch denselben gleichfalls in die Nothwendigkeit hineingedrängt, sich erst durch kluge Benutzung der nach demselben eintretenden verwickelten Verhältnisse den Einfluß auf den weitern Gang der orientalischen Politik wiederzuverschaffen, den es für jetzt verscherzt hatte. Wir werden sehen, wie und mit welchem Erfolg ihm dies gelang.

Von allen Zwischenfällen, welche für die Haltung der verschiedenen Großmächte während des jüngsten russisch-türkischen Kriegs charakteristisch waren, erregte wol keiner größeres Aufsehen, zum Theil auch gerechtere Entrüstung in der christlich-europäischen Welt, als der am 6. Juli 1771 zwischen Oesterreich und der Pforte abgeschlossene geheime Subsidienvertrag. Er war in der That ein würdiges Seitenstück zu dem Freundschafts- und Defensivbündniß zwischen dem wiener Hof und dem Cabinet von Versailles vom 1. Mai 1756 und, wie dieses, ein diplomatisches Meisterstück der rücksichtslosen Verschlagenheit des Fürsten von Kaunitz.

Dergleichen hatte man allerdings noch nicht erlebt. Auf diese Weise war selbst der politischen Moral, der traditionellen politischen Sitte noch niemals Hohn gesprochen worden. Nicht nur daß eine Macht, welche es sich von jeher zum Ruhm angerechnet hatte, für den Vorkämpfer gegen die Erbfeinde des christlichen Namens zu gelten, jetzt denselben den Beistand ihrer Waffen und ihres politischen Einflusses im vollsten Maß zusagte, entblödete sie sich auch nicht, die Bedrängniß der Pforte

so weit zu ihren Zwecken zu benutzen, daß sie ihre geschwächte Armee mit osmanischem Geld wieder auf einen schlagfertigen Fuß bringen wollte. Der Kaiser verlangte vom Großherrn nichts Geringeres als 20000 Beutel oder zehn Millionen Piaster als Beitrag zu den Ausrüstungskosten seines Heeres (pour frais de préparatifs de guerre), wovon 4000 Beutel sofort, der Rest in kurzen Fristen eingezahlt werden sollten. Und damit noch nicht zufrieden, bedang er sich nicht nur noch 2—3000 Beutel für etwaige geheime Zwecke (à la réussite de certaines vues secrètes) aus, sondern verlangte auch als Preis der Dankbarkeit „für sein edles Verfahren" (procédés généreux!) einen Theil der Walachei und alle nur möglichen Vortheile für seinen Handel im Osmanischen Reich.

Nichts zeugt wol besser für die bedrängte Lage der Pforte, als daß sie, welche in frühern Zeiten namentlich mit ihren Geldbewilligungen, z. B. gegen die Könige von Frankreich, so karg und zurückhaltend war, jetzt ihrem Erbfeind alles zugestand, und zwar gegen die kaum ernstlich gemeinte und schwer zu erfüllende Gegenbedingung, daß der Kaiserhof ihr alle von Rußland während des Kriegs gemachten Eroberungen, sei es durch Unterhandlung oder mit den Waffen, wiederverschaffen und überhaupt zur Erlangung eines vortheilhaften Friedens auf jede Weise behülflich sein wolle. [82])

Die Entrüstung über diese Treulosigkeit des Cabinets von Wien war aber vorzüglich in St.-Petersburg und Berlin, wo man, ungeachtet aller Sorgfalt des Fürsten Kaunitz, den Vertrag geheim zu halten, von dem Inhalt desselben sofort Kunde erhalten hatte, um so größer, weil

der Kaiserhof gleichzeitig nicht müde geworden war, auch dem Cabinet von St.-Petersburg seine Vermittelung anzubieten. Vor allem konnte Friedrich der Große kaum Worte genug finden, dieses hinterlistige Verfahren des Fürsten Kaunitz und die verworfenen Manöver (infames manoeuvres) seines Internuntius zu Konstantinopel, des Herrn von Thugut, gehörig zu brandmarken. [83])

Die orientalische Politik Oesterreichs hatte jetzt offenbar die sichere und selbständige Haltung verloren. Sie war schon seit dem Frieden von Passarovicz wenigstens keine glückliche mehr gewesen. Was in diesem Frieden noch durch Eugen's Siege und weise Rathschläge gewonnen worden war, ging in dem nächsten Krieg durch die falsche Politik des wiener Hofs und die Ungeschicklichkeit der kaiserlichen Generale wieder verloren. Auch hätte man denselben gar zu gern vermieden. Oesterreich wurde aber fast wider Willen in denselben hineingedrängt. Es konnte den Verpflichtungen nicht mehr entgehen, welche es durch das bereits im August 1726 abgeschlossene Schutz- und Trutzbündniß mit Rußland übernommen hatte, und wodurch seine sonst freundlichen Beziehungen zur Pforte schon wieder einen sehr gespannten Charakter bekommen hatten.

Denn man hatte sich durch dasselbe anheischig gemacht, sich im Fall eines Kriegs gegenseitig mit einem Hülfscorps von 20000 Mann Fußvolk und 10000 Mann Reiterei zu unterstützen. Da nun aber Rußland schon im Jahr 1735 zu der kaiserlichen Armee am Rhein 10000 Mann hatte stoßen lassen, so konnte der Kaiser auf Andringen des Cabinets von St.-Petersburg nicht umhin, seiner Bundespflicht wenigstens dadurch nachzu-

kommen, daß er im Jahr 1736 ein Observationscorps von 30000 Mann nach Ungarn vorrücken ließ. Noch war es aber auch damit von seiten des kaiserlichen Cabinets weit mehr darauf abgesehen, der Vermittelung des Friedens zwischen Rußland und der Pforte thatsächlichen Nachdruck zu geben, als sich sogleich thätig an dem Krieg selbst zu betheiligen. Die Pforte wollte jedoch von einer solchen Vermittelung nichts mehr wissen, sondern erklärte geradezu, daß sie den Kaiser fortan nur noch als den Bundesgenossen Rußlands und folglich ihren Feind betrachten könne. [84])

Seitdem war der Krieg freilich nicht mehr zu vermeiden, zumal da die Pforte gegen den Hof von Wien einen sehr hohen Ton anstimmte. Zum Unglück verlor Oesterreich in diesem kritischen Moment durch den am 21. April 1737 erfolgten Tod des Prinzen Eugen seine kräftigste Stütze im Rath und im Feld. Man war bis zum letzten Augenblick im Kriegsrath des Kaisers noch in Zweifel darüber, ob man blos das, dem bereits im Januar dieses Jahrs mit dem Cabinet von St.-Petersburg erneuerten Bundesvertrag zufolge bis auf 50000 Mann zu verstärkende Hülfscorps nach Rußland schicken, oder aber den Krieg mit allen disponibeln Streitkräften lieber sogleich selbständig führen solle? Die energischere Partei im Kriegsrath, an ihrer Spitze der Prinz von Hildburghausen und der Graf von Schmettau, und am Ende auch die Geheime Staatskanzlei entschieden sich für das letztere, und zwar diese vorzüglich aus dem Grund, weil die gegen Rußland eingegangenen Verpflichtungen einen andern Ausweg nicht mehr gestatteten. [85])

Die hierauf, nachdem auch die letzte Hoffnung, auf

dem in Aussicht gestellten Congreß zu Nimirow noch eine friedliche Ausgleichung herbeizuführen, gänzlich geschwunden war, am 6. Juni 1737 in Form eines Manifests erlassene Kriegserklärung des kaiserlichen Cabinets an die Pforte ist für die damalige orientalische Politik Oesterreichs und die dadurch bedingte Auffassung der Stellung Rußlands zu dem Osmanischen Reich zu charakteristisch, als daß wir auch hier nicht besonders darauf hinweisen sollten.

„Die Vereinigung beider Reiche“, heißt es darin unter anderm über die Bundesgenossenschaft der Kaiserhöfe, „welche in der Zeit, wo man genöthigt war, eine Heilige Ligue zu bilden, um sie den siegreichen Waffen des ungeheuern und so furchtbaren Osmanischen Reichs, das die ganze Christenheit wie ein reißender Strom zu überschwemmen drohte, entgegenzusetzen, für so nützlich galt, muß jetzt, bei dem blühenden Zustand, in welchem sich Rußland befindet, noch viel vortheilhafter erscheinen. Es ist der sicherste Damm, welchen man der Wuth jenes Stroms entgegensetzen kann. Die Mühe, welche sich die Ungläubigen gegeben haben, und die List, die sie angewendet, um ihn zu durchbrechen, sind ebenso viel Beweise seiner Nützlichkeit für die Mächte der Christenheit. Solange diese beiden angesehenen Reiche eng verbunden bleiben werden, wie es ihr gegenseitiges Interesse verlangt, werden die Grenzländer des Osmanischen Reichs von der Pforte nichts zu befürchten haben, während sie früher jedesmal, wenn in Europa Unruhen entstanden, Gefahr liefen, von ihr unterjocht zu werden. Die Ungläubigen würden sicherlich ihren Zweck erreichen, wenn die Verbündeten, in der Erwartung eines ungewissen

Friedens, zu einer Zeit unthätig bleiben wollten, welche geeignet ist, sich denselben mit Gewalt der Waffen zu sichern. Demnach wird man sich leicht davon überzeugen, daß der Kaiser sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, die Partei zu ergreifen, wozu er sich jetzt entschließt. Aber obgleich er sich nicht mehr davon lossagen kann, so beharrt er doch noch bei den friedlichen Gesinnungen, wovon er bei jeder Gelegenheit so schlagende Beweise gegeben hat. Gezwungen, den Krieg zu beginnen, ist er stets bereit, ihn zu beendigen, sobald die Pforte sich zu gerechten und billigen Friedensbedingungen verstehen will. Er hat keine ins Weite gehende Gedanken. Es ist nicht seine Absicht, die osmanische Macht zu Boden zu werfen.“ [86])

Um die Mittel, mit welchen der Kaiser diesen Krieg siegreich durchfechten zu können hoffte, stand es nun aber noch sehr mislich. Die Armee, noch von den letzten Kriegen in Deutschland und Italien her sehr geschwächt, war um so schwerer wieder auf einen achtbaren Fuß zu bringen, da es dazu vorzüglich auch an den nöthigen Geldmitteln fehlte. Man mußte dafür die Steuerkraft der Erbstaaten, die Reichshülfe und den guten Willen des Auslandes in außerordentlichem Maaß in Anspruch nehmen. Manches wurde dadurch allerdings erreicht, aber bei weitem nicht genug. Die deutschen Reichsstände bewilligten nur die Hälfte der Summe, die ihnen der Kaiser zugemuthet hatte. Papst Clemens XII. versprach zwar 600000 Scudi Subsidien, ließ es aber vorerst nur bei einer Abschlagszahlung von 150000 Scudi bewenden; und von Polen, Venedig und Spanien, welche der Kaiser gern förmlich mit in die Bundesgenossenschaft

hineingezogen hätte, war gar nichts zu erlangen. Auch befand sich die Kriegskasse beständig in bedrängten Umständen. Nicht einmal die 600000 Gulden, welche ihr monatlich zugesagt worden waren, konnten regelmäßig ausgezahlt werden, und wurden sofort um 50000 Gulden geschmälert.

Rechnet man dazu noch die Zwietracht und die Eifersucht unter den kaiserlichen Generalen, welche sie gar nicht einmal zu einem klar durchdachten Operationsplan gelangen ließen, die schlechte Verpflegung der Truppen und den gänzlichen Mangel einer geschickten obern Leitung des Kriegs, so wird man sich wahrhaftig nicht wundern, daß die Resultate desselben, auf die wir hier nicht im einzelnen eingehen wollen, so trübselig ausfielen. Es war von jeher ein sehr beliebtes, aber grundschlechtes System bei der Führung dieser österreichischen Türkenkriege, daß man, wenn die Dinge eben nicht gingen wie sie hätten gehen sollen, hinterher seinen eigenen Generalen die Köpfe abschlug oder sie auf die Festung schickte. So auch jetzt. General Doxat verlor gleich im ersten Jahr des Kriegs den Kopf, weil er das schwach vertheidigte und schlecht verproviantirte Nissa der Uebermacht der Osmanen preisgegeben hatte; und Feldmarschall Graf von Seckendorf, der Oberfeldherr, mußte den schlechten Ausgang des Feldzugs mit dreijähriger Haft als Staatsgefangener in der Festung Graz büßen, ohne daß man es gewagt hätte, den gegen ihn eingeleiteten Proceß durch einen Richterspruch zu schlichten, der seine Schuld oder Unschuld vor den Augen der Welt in ein klares Licht versetzt hätte. Ein Gnadenact der Kaiserin Maria Theresia verschaffte ihm erst nach dem Tod des erzürnten

Kaisers Karl's VI. im November 1740 die Freiheit wieder. Die noch nicht geschlossenen Acten seines Processes ruhen bis zur Stunde im Dunkel der wiener Staatsarchive. [87])

Leider nur machte das so strenge Verfahren gegen diese unglücklichen Generale die Kriegführung in den nächsten Jahren um kein Haar besser. Im Jahr 1738 blieben die Kaiserlichen in dem kleinen Krieg an der Donau fast durchgängig im Nachtheil; und im nächsten Jahr entschied die unglückliche Schlacht bei Krozka (23. Juli 1739) den Verlust der Festung Belgrad und den schimpflichen Frieden, welcher wie ein Brandmal ihren Namen trägt. Was half es nun, daß man auch da hinterher den Marschall Wallis und den Grafen Neipperg wegen schlechter Haltung im Feld und ungeschickter Führung der Friedensverhandlungen ins Gefängniß warf, und ihnen dann den Proceß machte, welcher gleichfalls nie zum förmlichen Spruch gedieh!

Die schlimmen Nachwehen dieses unheilvollen Friedens mußte man auch noch insofern empfinden, als die Pforte bei der nachträglichen Grenzregulirung peinlicher und unfügsamer war als je zuvor, und dem kaiserlichen Großbotschafter, Grafen Ahlefeld, welcher die streitigen Punkte vollends in Ordnung bringen sollte, nichts weniger als freundlich entgegenkam.

Wie schwer wurde es ihm nicht, den Divan wenigstens indirect zur Anerkennung der Pragmatischen Sanction zu bewegen, und wie leicht hätten die unermüdlichen Aufhetzereien Bonneval's den sofortigen Wiederausbruch des Kriegs mit dem Kaiser herbeiführen können. Er wußte ja damals der Pforte den Einfluß, den sie sich

auf die Angelegenheiten des Deutschen Reichs zu verschaffen und zu erhalten suchen müsse, in dem glänzendsten Licht darzustellen. Er wollte seinen Kopf zum Pfand einsetzen, daß die Pragmatische Sanction niemals anerkannt werden und mithin in kurzem ganz Deutschland in Feuer und Flammen stehen würde. Welch köstliche Gelegenheit, dann dem Halbmond vielleicht selbst durch die Eroberung von ganz Ungarn nochmals zu seinem alten Glanz zu verhelfen! [88])

Kein Wunder also, daß sich die Ausgleichung des Grenzstreits noch bis zum Jahr 1744 hinschleppte, wo ihn endlich der kaiserliche Internuntius Penkler durch eine am 18. Jan. unterzeichnete Uebereinkunft schlichtete. Dabei konnte es die Pforte aber doch nie ganz verschmerzen, daß der Kaiser, einer beim Abschluß des Friedens zu Belgrad abgegebenen Erklärung zufolge, sein Bündniß mit Rußland auch für die Zukunft als unauflöslich und dauernd (ferme et durable) betrachtet wissen wollte. [89]) Das Defensivbündniß mit Schweden war, wie wir gesehen haben, eine erste ernstliche Demonstration der Pforte dagegen, und wenn es dann dem Kaiserhof, ungeachtet der unvermeidlichen Bemühungen Frankreichs im entgegengesetzten Sinn, im Jahr 1747 dennoch gelang, seinen Frieden mit der Pforte in einen „ewigen" zu verwandeln, so war dies eben nur der ausdauernden Geschicklichkeit des Internuntius Penkler und der damals unverwüstlichen Friedenspolitik der Pforte zu verdanken.

Daß dann Penkler und sein Nachfolger Schwachheim, im Einverständniß mit den Vertretern Frankreichs und selbst Rußlands, vorzüglich darauf hinarbeiteten, jede

Festsetzung Preußens in Konstantinopel zu verhindern, wird man um so natürlicher finden, da es dem wiener Hof kein Geheimniß sein konnte, daß die orientalische Politik Friedrich's des Großen vom Anfang an darauf gerichtet war, sich selbst die gesunkene Macht der Pforte doch noch so viel wie möglich für seine Zwecke gegen das Haus Oesterreich nutzbar zu machen.

Die Neutralität, wodurch sich ferner Oesterreich beim Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs nach beiden Seiten hin decken wollte, war indessen in keinem Fall auf die Dauer haltbar. Um der nach Westen und Süden hin immer drohender werdenden Macht Rußlands einen wirksamen Damm entgegenzusetzen, schloß es sich hierauf zunächst enger an Preußen an. Unter dem Deckmantel gemeinschaftlicher Vermittelung suchte es dann aber doch desto bequemer seinen eigenen Weg einzuschlagen, welcher es bereits im Jahre 1771 zu jener zweideutigen Politik führte, welche wir oben charakterisirt haben. Sie brachte ihm jedoch, zunächst wenigstens, keinen Gewinn.

Denn während es damit das Vertrauen der christlichen Mächte verscherzte, wollte es ihm auf der andern Seite nicht einmal gelingen, den Verdacht gänzlich zu zerstreuen, welchen die Pforte nun doch in seine seltsame Zuvorkommenheit und seine weitern Absichten bei der Friedensvermittelung setzte. Der preußische Gesandte, Herr von Zegelin, führte schon zu Anfang des Jahrs 1773 bittere Klagen darüber, daß Herr von Thugut, der kaiserliche Internuntius, seine Bemühungen wegen Herstellung des Friedens gar nicht gehörig unterstütze. Es scheine im Gegentheil, daß sein Hof „gewisse interessirte Absichten“ habe, das Friedensgeschäft zu hinter-

treiben. Er stehe mit dem französischen Gesandten, Herrn von St.-Priest, dem Hauptgegner des Friedens, auf dem vertraulichsten Fuß, und reize unter der Hand die Pforte nur immer zum Widerstand auf, unter anderm auch dadurch, daß er ihr glauben machen wolle, er, Zegelin, lege eine viel zu große Parteilichkeit für Rußland an den Tag. [90])

Und auf der andern Seite wollte doch auch wieder die Pforte sich nicht viel mehr mit ihm zu schaffen machen. Als er ihr wiederholt die guten Dienste (les bons offices) seines Hofs, selbst mit einer gewissen drohenden Haltung, aufdringen wollte, ließ ihn der Reis-Efendi ziemlich unsanft an. Eine solche Sprache hätte er ja längst führen können; bisjetzt habe man aber von den freundlichen Gesinnungen seines Hofs gegen die Pforte noch wenig bemerkt; mit blos mündlichen Zusagen und schönen Redensarten sei ihr nicht gedient. Er solle nur erst einmal die wirklichen Absichten seines Hofs schriftlich darlegen u. s. w. Dazu wollte sich aber Herr von Thugut nicht verstehen; und als er dann abermals dem Großvezier durch seine drohende Sprache imponiren zu können glaubte, hätte wenig gefehlt, daß derselbe in Wien auf seiner Abberufung bestanden hätte. [91])

Genug, das Resultat der zweideutigen Politik des wiener Hofs in dieser Krisis war am Ende nur die Litanei des Herrn von Thugut über das grenzenlose Unheil, welches der Friede von Kutschuk-Kainardschi über die christliche Welt bringen werde, die wir oben kennen gelernt haben. Wir werden bald weiter sehen, wie sich Oesterreich für seine diplomatische Niederlage

vor dem Frieden durch die Sicherung reellerer Vortheile nach demselben schadlos zu halten suchte.

Und nun Rußland? Hat es durch diesen Frieden wirklich schon die erschreckende Höhe seiner Machtentwickelung nach Süden hin erreicht, welche, wie Herr von Thugut meinte, das Dasein und die Zukunft des Osmanischen Reichs fernerhin ganz von seiner Willkür abhängig machte und in seine Hand legte, wonach es seit Peter's des Großen Zeiten mit ebenso viel Geschick als Ausdauer gestrebt hatte?

Es wäre ein großer Irrthum, wenn man glauben wollte, daß Rußland bei diesem seinem Streben eine vollkommen ebene Bahn gefunden, und nicht viel mehr sehr bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hätte. Selbst Peter der Große sah sich am Ende seiner Tage noch weit von dem Ziel entfernt, welches ihm immer klar und deutlich vor der Seele geschwebt hatte. Nur nach und nach, und zwar zunächst auf friedlichem Weg, suchte er das Terrain wiederzugewinnen, welches er durch die Capitulation am Pruth, wo nicht für immer, doch auf lange Zeiten verloren zu haben schien.

Er ging dabei mit großer Vorsicht zu Werk. Denn er hatte in Konstantinopel nicht blos die Misgunst der Pforte, sondern auch die Eifersucht der übrigen Mächte zu bekämpfen. Es kostete ihm noch mehrere Jahre der peinlichsten Unterhandlungen, ehe er in dem im November 1720 erneuerten „Ewigen“ Frieden nur erst einmal das Recht erlangte, in Konstantinopel einen Gesandten oder Residenten mit den den Vertretern anderer befreundeten Nationen zugestandenen Privilegien und Freiheiten zu unterhalten. Gerade darauf scheint aber Peter um

so mehr Gewicht gelegt zu haben, je eifriger andere Mächte, namentlich England, bemüht waren, eine solche Festsetzung Rußlands in der osmanischen Hauptstadt zu vereiteln.

Außerdem waren die Aufhebung des bisher noch von Rußland an die Tatarenkhane der Krim entrichteten Jahrgeldes und die beiden contrahirenden Mächten mit gleicher Berechtigung zuerkannte Garantie für die Aufrechterhaltung der Rechte und Freiheiten Polens und seines Wahlkönigthums noch zwei der wesentlichsten Bestimmungen dieses Friedens zu Gunsten Rußlands. [92])

Sie wurden aber zugleich auch der Grund und Vorwand zu den ewigen versteckten Häkeleien und offenen Feindseligkeiten, welche von Zeit zu Zeit immer wieder zum Durchbruch kamen und die Dinge am Ende zum Entscheidungskampf führen mußten. Der Zusammenstoß Rußlands mit der Pforte an den Gestaden des Kaspischen Meers und der dadurch herbeigeführte bereits im Jahr 1723 entworfene Theilungsvertrag, welcher die kaukasischen Provinzen des Perserreichs zur Beute der contrahirenden Mächte machte, aber erst nach Peter's des Großen Tod (8. Febr. 1725), zu Ende des Jahrs 1727, eine vollendete Thatsache wurde, konnte nur als eine Diversion gelten, wodurch die Ausführung der von diesem Monarchen vorbereiteten Eroberungsplane nach der europäischen Seite hin etwas verzögert wurden. [93])

An einer nähern Veranlassung zum Bruch fehlte es bei den gespannten Verhältnissen in den Grenzländern sowol am Kaspischen wie am Schwarzen Meer ohnehin niemals. Machte schon der im Januar 1732 zwischen Rußland und Persien zu Raetsche abgeschlossene Offensiv=

und Defensivvertrag, wodurch jenes einen Theil seiner persischen Provinzen aufgab, um desto freiere Hand nach Westen hin zu behalten, in Konstantinopel sehr böses Blut, so war ein förmlicher Bruch kaum mehr abzuwenden, als die Pforte im nächsten Jahr den Durchzug der nach Persien aufgebotenen Tataren der Krim durch das noch von den Russen besetzte Dagestan mit Gewalt erzwingen wollte. Wie wäre sie aber überhaupt im Stande gewesen, den Uebergriffen und Räubereien dieser Tataren auf russischem Gebiet Einhalt zu thun! Während sie dieselben allerdings offen misbilligte und durch wiederholte strenge Befehle scheinbar zu hindern suchte, begünstigte sie im Gegentheil dieselben unter der Hand wol immer als ein bequemes Mittel, Rußland Verlegenheiten zu bereiten.

Dazu kamen nun aber noch die mislichen Verhältnisse in Polen, wo Rußland, nach dem im Februar 1733 erfolgten Tod des Königs August II. die Sache des von der sächsischen Partei zu seinem Nachfolger erwählten August III. zu der seinigen gemacht hatte. Es schickte zu seinem Schutz 50000 Mann nach Lithauen und nahm nach hartnäckigem Widerstand Danzig hinweg. Seitdem blieb Polen bis zu seinem gänzlichen Untergang ein beständiges Element des Haders und der Feindschaft zwischen Rußland und der Pforte. Die letztere wollte jenes Eindringen russischer Truppen auf polnisches Gebiet sogleich durchaus als eine Verletzung der bestehenden Verträge betrachtet wissen. Wer sollte jetzt hier als Rächer des verachteten „Liberum Veto" auftreten, ob Rußland oder die Pforte? Das war es, worum sich nun da zunächst die Lösung der „orientalischen Frage" drehte.

Man hatte aber in Konstantinopel weder den Muth noch die Mittel, die Dinge sogleich aufs äußerste zu treiben. Wurde Frankreich nicht müde, den Divan im Interesse seines Schützlings, des Gegenkönigs Stanislaus Leszczynski, zum Krieg gegen Rußland zu reizen, so verschloß sich der vorsichtige Großvezier Ali-Pascha auf der andern Seite doch auch nicht den Vorstellungen der Seemächte, welche ihm die Gefahren eines solchen Kriegs um so eindringlicher schilderten, weil sie von der Schwächung der Pforte, welche sie davon befürchteten, eine wesentliche Beeinträchtigung ihre Levantehandels als unvermeidliche Folge betrachteten.

In St.-Petersburg dagegen war der Krieg gegen die Pforte schon zu Ende des Jahrs 1732 so gut wie beschlossen worden. Assow und die Krim sollten nun das nächste Ziel der siegreichen russischen Waffen sein. Die polnischen Händel verzögerten nur die Ausführung des Plans noch bis ins Jahr 1735. Ein abermaliger Versuch der Pforte, den Durchzug der Tataren durch russisches Gebiet nach Persien zu erzwingen, gab dem Cabinet von St.-Petersburg jetzt eine willkommene Gelegenheit die Maske vollends abzuwerfen.

Da die Pforte noch in den Krieg mit Persien verwickelt war, so schien ein schneller Handstreich nach der von Vertheidigern entblößten Krim hin den günstigsten Erfolg zu versprechen. Er wurde noch im Spätherbst desselben Jahrs gewagt. Aber ohne gehörige Umsicht ins Werk gesetzt, mislang er gänzlich. Den schlimmsten Feinden Rußlands bei diesen Krimfeldzügen, dem bösen Wetter und der Trostlosigkeit der Steppenländer, mußte es damals schon seinen Tribut zahlen. Man hatte noch

lange nicht die ersehnten Linien von Perekop erreicht, als man durch die unerbittliche Strenge des hereinbrechenden Winters gezwungen wurde, mit schweren Verlusten an Menschen und Vieh den Rückzug anzutreten.

Nur das unüberwindliche Selbstvertrauen des Feldmarschalls Münnich ließ sich dadurch nicht entmuthigen. Der Friedenspartei im Rath der Kaiserin Anna zum Trotz, bewies er in einer sehr gründlichen Denkschrift, daß nicht nur die Eroberung von Assow und der Krim als völlig gesichert gelten könne, sondern daß dann davon auch die Ausbreitung der Herrschaft Rußlands über die benachbarten Landschaften nach Osten und Westen hin, über den Kuban, die Kabardei, die Moldau, die Walachei und Bessarabien die natürliche Folge sein werde.[94])

Man ersieht schon daraus, daß es mit dem russischen Kriegsmanifest vom 12. April 1736 nicht mehr redlich und ernst gemeint sein konnte. Denn nachdem darin alle seit dem Frieden von Pruth gegen die Pforte aufgelaufenen Beschwerden zusammengestellt waren, wurde schließlich nochmals die Hand zum Frieden geboten, und zwar unter Bedingungen, welche geeignet wären, „die Ruhe und Sicherheit beider Reiche, wie sie vordem bestanden, auch für die Zukunft auf die haltbarste Weise zu verbürgen". Dagegen wurden darin alle die Punkte, worüber die Pforte sich ihrerseits zu beklagen wohl Grund genug gehabt hätte, wie namentlich das Bündniß mit Persien und der Einmarsch der Russen in Polen, mit wohlberechnetem Stillschweigen übergangen. Allein ehe dieses Manifest in Konstantinopel eintraf, standen die russischen Truppen schon vor Assow, während Münnich

selbst mit seiner Hauptarmee gegen die Krim im Anzug war. Die einzig mögliche Antwort darauf war daher die osmanische Kriegserklärung vom 2. Mai. [95])

Man kann nicht leugnen, daß der hierauf sofort eröffnete Feldzug in gewisser Beziehung glänzend war. In seinen Resultaten täuschte er aber doch die gehegten Erwartungen auf sehr empfindliche Weise. Die Erstürmung der für uneinnehmbar gehaltenen und von 100000 Tataren gedeckten Linien von Perekop (20. Mai 1736) trug freilich nicht wenig dazu bei, den Kriegsruhm Münnich's zu vermehren; und auch die gleich darauf erfolgten blutlosen Einnahmen von Koslow und Baktschi-Serai wurden als Waffenthaten von außerordentlicher Wichtigkeit weit und breit verherrlicht. Allein die Hauptsache war, daß Münnich auch nicht einen Stein von diesen seinen Eroberungen behaupten konnte. Selbst die Festungswerke an den Linien von Perekop mußten in die Luft gesprengt werden, und nicht ohne Noth erreichte die bis unter die Hälfte zusammengeschmolzene Armee ihre Winterquartiere in der Ukraine wieder.

Der Feldzug wäre daher gänzlich resultatlos geblieben, wenn nicht Assow nach einer langwierigen Belagerung am 1. Juli capitulirt und der Kalmückenfürst Donduc-Ombo noch vor Ausgang des Jahrs die Tatarenstämme des Kuban der Botmäßigkeit der Kaiserin unterworfen hätte.

Die Enttäuschung war nun freilich bitter genug. Denn in St.-Petersburg hatte schon kein Mensch mehr daran gezweifelt, daß die Krim eine russische Provinz werden würde. Die Devise um den nach Europa und Asien blickenden Doppeladler auf der Denkmünze, womit

man etwas zu voreilig die Einnahme von Perekop verewigen zu können gemeint hatte: „OCCIDENTEM RESPICIT ET ORIENTEM; PACE EUROPÆA PROMOTA TARTARIS VICTIS, TANAI LIBERATO. AO. 1736" wurde durch den Ausgang des Feldzugs nur zu sehr Lügen gestraft.

An den Frieden dachte man nun freilich von keiner Seite ernstlich, weder in Konstantinopel noch in St.-Petersburg. Rußlands Ruhm und Münnich's Waffenehre verlangten die Fortsetzung des Kriegs. Man nahm ihn mit desto größerer Zuversicht wieder auf, weil sich auch der Kaiser seiner Bundespflicht zufolge endlich zur Theilnahme an demselben entschlossen hatte. Mit ungeheuern Mitteln wurde aber auch in den nächsten Jahren im Grunde wenig erreicht.

Ein zweiter Einbruch in die Krim unter General Lascy im Sommer 1737 war nicht viel mehr als ein eitler Verheerungszug; und bei einem dritten im nächsten Jahr wurden zwar die Linien von Perekop ein zweites mal genommen, sie konnten aber auch jetzt ebenso wenig gehalten werden wie im Jahr 1736. Oczakow und Kinburn, welche Münnich im Jahr 1737 genommen und General Stoffeln mit beispiellosem Heldenmuth gegen die Osmanen vertheidigt hatte, mußten gleichfalls im nächsten Jahr wieder geräumt werden, nachdem man dort 20000 Russen begraben hatte. Endlich schien das Jahr 1739 den Krieg mit erwünschtem Erfolg krönen zu müssen. Lascy versuchte sich zwar zum vierten mal vergeblich gegen die Krim; Münnich aber nahm nach der siegreichen Schlacht bei Nawutschane (28. Aug. 1739) die starke Grenzfestung Choczim, und war bereits Meister der ganzen Moldau, als der ohne seinen Willen und

sein Wissen gleichfalls zu Belgrad abgeschlossene Friede den weitern Fortschritten seiner Waffen ein Ziel setzte.

Dieser russische Friede war zwar nicht so schimpflich wie der des Kaisers; was durch ihn aber gewonnen wurde, stand doch weit unter dem Niveau der Erwartungen, womit der Krieg begonnen worden war. Assow blieb geschleift, und sein wüst gelegtes Gebiet sollte fernerhin als Schieds= und Schutzmauer (barrière) zwischen beiden Reichen dienen. Auch Taganrog durfte nicht wieder aufgebaut werden; und Rußland ist es untersagt, auf dem Meer von Assow und in dem Schwarzen Meer Schiffe zu bauen und eine Flotte zu unterhalten. Selbst der Handel in diesen Gewässern sollte den Russen nur auf türkischen Schiffen gestattet sein. Dagegen wurde es der Zarin zugestanden, ihre Vertreter bei der Pforte mit dem Charakter bekleidet zu unterhalten, welchen sie ihnen beizulegen für angemessen erachten würde (avec le caractère que Sa dite Majesté jugera convenable). Ueber den derselben zu bewilligenden Kaisertitel wurde indessen auch jetzt noch eine weitere Uebereinkunft vorbehalten. [96])

Von der Krim war natürlich in dem Friedensvertrag gar keine Rede. Man kam darin nur überein, daß die Streifereien und Uebergriffe der Tataren fernerhin nicht mehr geduldet und streng geahndet werden sollten. Die gänzliche Räumung der Moldau kostete namentlich Münnich große Ueberwindung. Er machte seinem Unwillen über diesen trostlosen Ausgang des Kriegs schon im September in einem Schreiben voller Bitterkeiten an den die kaiserlichen Truppen in Siebenbürgen befehligenden Fürsten von Lobkowitz Luft.

„Was ist denn nun“, heißt es darin, „aus der Heiligen Allianz geworden, welche zwischen den beiden Höfen bestehen sollte? Auf seiten der Russen nimmt man Festungen, auf seiten der Kaiserlichen läßt man sie schleifen und übergibt sie den Feinden. Die Russen erobern Fürstenthümer, die Kaiserlichen treten den Türken ganze Königreiche ab. Die Russen bringen den Feind bis aufs äußerste, die Kaiserlichen gewähren ihm alles, was er will, und seinem Stolz schmeicheln und ihn vermehren kann. Auf seiten der Russen setzt man den Krieg fort, auf seiten der Kaiserlichen macht man Waffenstillstand und schließt den Frieden ab. Was wird also aus diesem unauflöslichen Bündniß?“

Dieses Bündniß sollte freilich auch nach einer von seiten Rußlands dem Divan überreichten förmlichen Erklärung fortbestehen, ungeachtet der Misstimmung, welche der Friede zwischen den beiden Kaiserhöfen allerdings hervorgebracht hatte. An nachträglichen Händeln mit der Pforte, welche sich dagegen durch das Bündniß mit Schweden zu decken gesucht hatte, konnte es natürlich auch dieses mal nicht fehlen. Sie wurden erst nach dem im October 1740 erfolgten Tod der Kaiserin Anna durch die definitive Convention geschlichtet, welche am 7. Sept. 1741 unter Frankreichs Vermittelung zu Konstantinopel unterzeichnet wurde. Die endliche Anerkennung des Kaisertitels von seiten der Pforte und die Grenzregulirung, welche Rußland in der Ukraine eine nicht unansehnliche Erweiterung seines Gebiets nach der Krim hin verschaffte, waren danach eigentlich der wesentlichste Gewinn des vierjährigen Kriegs, welcher Rußland so schwere Opfer gekostet hatte. [97])

Ungeachtet der auch nach dieser Zeit fortdauernden Zwistigkeiten an den Grenzen lag es jedoch im Interesse beider Mächte, zunächst in gutem Einvernehmen zu verbleiben. Der ewige Friede zwischen ihnen wurde noch im April 1747 ohne weitern Anstand erneuert. Erst mit der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina II. (Juli 1762) beginnt die neue Aera in der orientalischen Politik Rußlands, welche der Pforte so verhängnißvoll geworden ist. Sie mochte wol ahnen, was bei den weitgehenden Planen dieser herrschsüchtigen Fürstin für ihre Zukunft auf dem Spiel stehe, wenn es jetzt zum Bruch kommen sollte. Daher suchte sie ihn auch ungeachtet der Aufreizungen Frankreichs und des Drängens der polnischen Conföderirten noch so lange wie möglich zu vermeiden, während auf der andern Seite auch die Kaiserin den Divan mit verstellten Friedensversicherungen so weit hinzuhalten bemüht war, bis sie sich in Polen auf eine Weise festgesetzt haben würde, die ihre Herrschaft dort womöglich für alle Zeiten gesichert hätte.

An der für ihr Geld keineswegs unempfindlichen Friedenspartei in Konstantinopel selbst hatte sie in dieser Hinsicht eine kräftige Stütze. Als sich aber nach dem Ereigniß von Balta diese Friedenspartei nicht länger halten konnte, fügte man sich freilich von beiden Seiten in die unvermeidliche Nothwendigkeit. Zu Anfang October 1768 erklärte die Pforte nach einem heftigen Wortwechsel zwischen dem Großvezier und dem russischen Gesandten Obreskow, worin jener die maßlosen Eingriffe der Kaiserin in die Rechte und Freiheiten Polens als Hauptgrund des Bruchs in den Vordergrund stellte, Rußland förmlich den Krieg. Zugleich suchte sie wie

immer ihr Verfahren durch ein ausführliches an die befreundeten Mächte gerichtetes Manifest vor den Augen der Welt zu rechtfertigen.[98]) Die Kaiserin zögerte nicht diese Herausforderung in einem Gegenmanifest anzunehmen, worin sie ihr Verhalten gegen Polen durch den den Dissidenten vertragsmäßig zu gewährenden Schutz rechtfertigen wollte, der Pforte dagegen vorwarf, daß sie jetzt blos deshalb für die Conföderirten von Bar einstehe, weil ihr von denselben die Oberherrschaft über Podolien und die polnische Ukraine in Aussicht gestellt worden sei.[99])

Wir wollen hier nicht nochmals auf eine kritische, am Ende doch für die thatsächliche Auffassung dieser wichtigen Verhältnisse wenig fruchtbringende Untersuchung darüber eingehen, ob die Kaiserin Katharina damals gleich beim Beginn dieses Kriegs schon den Gedanken der gänzlichen Vernichtung des Osmanischen Reichs in Europa und der Wiederherstellung eines griechischen Kaiserthums auf seinen Trümmern vollständig ausgebildet in ihrer Seele trug, ob sie an die Möglichkeit seiner Verwirklichung glaubte, und über Art und Mittel, wie und wodurch dieselbe zu erreichen sei, völlig im Klaren war? Man dürfte wol berechtigt sein, daran zu zweifeln. Von dem politischen Phantasienspiel, worin sich weibliche Eitelkeit und unbegrenzte Ruhmsucht gefallen mochten, bis zu einem scharf durchdachten und in seiner Ausführung durch ruhige Erwägung der dazu nöthigen Mittel und Wege einigermaßen gesicherten Plane, wie ihn gereifte politische Einsicht hätte fassen müssen, war sicherlich noch ein sehr großer Abstand. Was Katharina in dieser Hinsicht wirklich in ihrem Geist verschloß, bekam

jedenfalls erst unter dem mächtigen Einfluß der nachfolgenden Ereignisse bestimmtere Gestalt und unterlag dem durch diese bedingten Wandel der Zeiten und der Verhältnisse.

Es ist bekannt, wie vorzüglich der greise Feldmarschall von Münnich, welcher sich nach zwanzigjähriger Verbannung der besondern Gunst der Kaiserin zu erfreuen hatte, dieselbe für eine Idee zu begeistern wußte, welche schon Peter den Großen lebhaft beschäftigt, und deren Verwirklichung er selbst bei Gelegenheit des letzten Türkenkriegs für möglich gehalten hatte. [100]) Dann gefiel sich vor allen Voltaire darin, mit seinen classischen Erinnerungen und seinen philosophischen Philhellenismus der Eitelkeit der Kaiserin zu schmeicheln, und sie zu entschlossener und ruhmvoller That in dieser Richtung anzufeuern. [101]) „Dieser Krieg", meinte er unter anderm, „muß nicht durch einen Frieden gewöhnlicher Art geendet werden. Es ist nicht genug, die Türken zu demüthigen, nein, ihr Reich in Europa muß vernichtet und sie müssen auf ewig nach Asien verbannt werden."

Die Kaiserin, nun vorzüglich auch durch den Ehrgeiz ihres Günstlings Orlow aufgestachelt, ging allerdings auf diese politischen Phantasien ein. Schon seit dem Jahr 1765 hatte sie durch ihre Emissäre unter der griechischen und slawischen Bevölkerung in Rumelien, Thessalien, Albanien, Montenegro, Griechenland, Morea und auf den Inseln des Archipel bis nach Candia hin einflußreiche Verbindungen angeknüpft. Es wurden diesen christlichen Unterthanen der Pforte vielverheißende Versprechungen gemacht, und überall zeigte sich infolge derselben unter ihnen eine hoffnungsreiche Bewegung zu Gunsten Rußlands.

Darauf hin entschloß sich die Kaiserin endlich, obgleich sich in ihrem Rath gewichtige Stimmen dagegen erklärt hatten, nachdem im Jahre 1769 schon die Moldau und Walachei in ihre Gewalt gefallen waren, auch ihre Flotten nach dem Mittelmeer zu schicken. Es scheint jedoch, daß sie es nicht ohne ein gewisses Zagen und mit lebhaften Besorgnissen für den Ausgang des gewagten Unternehmens that. Die ruhige und kältere Ueberlegung gewann in ihrem bewegten Geist nach und nach wieder die Oberhand. „Man muß abwarten, was nun weiter geschehen wird", schrieb sie zu Anfang November 1769 an Voltaire, „diese Flotte im Mittelmeer ist ein neues Schauspiel; das weise Europa wird es nach dem Erfolg beurtheilen."

Seitdem schwankte sie zwischen übertriebenen Hoffnungen und trostloser Entmuthigung hin und her. Steigerten die glänzenden Berichte Orlow's über die ersten Erfolge ihrer Waffen in Morea und den Tag bei Tschesme ihre Erwartungen aufs höchste, so fühlte sie sich durch das endliche Mislingen der versuchten Befreiung Griechenlands in ihrem Ehrgeiz um so schmerzlicher verletzt. Denn noch in dem an die christlichen Unterthanen der Pforte gerichteten Manifest hatte sie sich mit der größten Zuversicht über das Gelingen des bereits von Peter dem Großen und der Kaiserin Anna entworfenen Plans der Vertreibung der Türken aus Europa und der Wiederaufrichtung des byzantinischen Kaiserthrons in Konstantinopel ausgesprochen.[102])

Ihren Unmuth über das Mislingen desselben ließ sie nun zunächst den armen Griechen entgelten. „Diese Griechen, diese Spartiaten", schrieb sie im October 1770

an Voltaire, „sind sehr entartet, sie lieben ihr Räuberleben mehr als die Freiheit.“ Und dann im August des nächsten Jahrs: „Wenn Ihr theures Griechenland, welches nicht über bloße Wünsche hinauskommen kann, mit ebenso viel Kraft handelte, als der Herr der Pyramiden (der Mamlukenchef Ali-Beg), so würde das Theater von Athen bald aufhören, ein Gemüsegarten zu sein und das Lyceum nicht mehr lange als Pferdestall gebraucht werden.“

Auch Voltaire's Begeisterung für die Befreiung Griechenlands stieg und fiel mit den Ereignissen. Es war freilich nur ein schlechter Trost, den er am Ende der Kaiserin zu geben vermochte, daß in einem Unternehmen dieser Art selbst das Mislingen den Ruhm der Unsterblichkeit sichere. „Hannibal“, schrieb er ihr im August 1770, „ward freilich von Italien zurückgeschlagen, allein ist deshalb sein Ruhm etwa geringer gewesen?“ Und dann stimmt er auch darin mit der Kaiserin überein, daß die Griechen der Wohlthaten gar nicht würdig seien, die sie ihnen zugedacht habe. Seine letzte Hoffnung, selbst nach dem Frieden von Kutschuk-Kainardschi, blieb gleichwol, daß bessere Zeiten kommen würden, und daß, was jetzt nicht erreicht worden sei, in einem zweiten Krieg sicherlich zum erwünschten Ziel geführt werden würde.

Die der Kaiserin war in dieser Beziehung nun aber doch schon sehr herabgestimmt. Der Feldzug vom Jahr 1770 war auch dafür und für den weitern Verlauf und den Ausgang des ganzen Kriegs eigentlich der entscheidende. Denn nachdem selbst die Katastrophe bei Tschesme ein ihren Folgn den Erwartungen ganz und gar nicht

entsprochen hatte, gab man Griechenland und Konstantinopel auf, um vorerst nur in der Krim und an der Donau einigermaßen festen Fuß zu fassen. Darauf waren sowol die Feldzüge der drei nächsten Jahre, als auch die Verhandlungen wegen Herstellung des Friedens gerichtet.

Man wußte von beiden Seiten, und zumal in Konstantinopel, recht gut, was dabei auf dem Spiel stehe. Daher die Hartnäckigkeit, womit man zu Fokschan und Bukarest fruchtlos um die Anerkennung der Unabhängigkeit der Tataren stritt; daher bis zum letzten Augenblick das unendliche Geschrei der Ulema gegen die Abtretung der beiden elenden Festungen Kertsch und Jenikale an Rußland. Davon hänge ja, meinten sie, das ganze Dasein des Osmanischen Reichs ab. Um die Tataren im Zaum zu halten, brauche Rußland, wie es behaupten wolle, diese Städte gar nicht. Es verbinde mit ihrem Besitz ganz andere Zwecke. Es wolle sich dort eine Flotte schaffen, um bei erster bester Gelegenheit Konstantinopel zu überrumpeln. Und ob dies jetzt oder in dreißig Jahren geschehe, sei gleichviel. Deshalb dürfe man in diesem Punkt niemals nachgeben. Man ersieht daraus, daß die osmanischen Staatsmänner wenigstens ebenso tief und ebenso weit in die Zukunft blickten, wie der kaiserliche Internuntius Herr von Thugut.[103]

Man war ja selbst bereit, die bedeutende Summe von 40—50000 Beuteln daranzusetzen, wenn Rußland auf die Unabhängigkeit der Tataren, den Besitz von Kertsch und Jenikale und die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer hätte Verzicht leisten wollen. Man

hätte also in keinem Fall nachgegeben, wenn nicht am Ende doch die russischen Waffen, und vielleicht noch mehr russisches Geld den Sieg davongetragen hätten. Denn daß Bestechungen, Bestechungen der osmanischen Unterhändler und der einflußreichsten Persönlichkeiten des Divan in großem Maßstab dabei im Spiel waren, ist eine nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache.[104])

Für die Kaiserin war es aber, abgesehen von den höhern Staatsinteressen, eine Sache der Ehre und des Ruhms geworden, nicht nachzugeben, und wenigstens auf einer Demüthigung der Pforte zu bestehen, so sehr auch sonst die Schwierigkeiten der Kriegführung und die bedenklichen Zustände im Innern des Reichs den Frieden wünschenswerth machen mochten.[105]) Bereits im April 1773 ließ sie dem Divan auf seine Geldanerbietungen durch ihren Bevollmächtigten erklären, daß sie um alle Schätze der Welt von den obenberührten Punkten nicht abgehen werde.[106]) Und wenn dann auch der friedliebende Graf Panin, welcher die Lage des Reichs und die auswärtigen Verwickelungen gegen Ende des Kriegs mit sichererm Blick überschaute, noch einigermaßen zur Nachgiebigkeit geneigt war, so fand er doch immer noch unübersteigliche Schwierigkeiten, als es sich darum handelte, die Kaiserin für seine Ideen empfänglich zu machen, und ihr die Nothwendigkeit des Friedens einzureden.[107])

Man begreift daher wol, daß es für beide eine freudige Ueberraschung sein mochte, wenn zu einer Zeit, wo, wie Graf Solms sich ausdrückt, ein bedeutender Schlag dem Reich sehr gefährlich hätte werden können, und in dem Augenblick, wo namentlich in der Krim wirk-

lich schon ein bedenklicher Zusammenstoß zwischen Russen und Osmanen stattgefunden hatte, beim endlichen Abschluß des Friedens doch fast mehr erreicht wurde, als man unter diesen Umständen erwarten und wünschen konnte: die Unabhängigkeit der Tataren, der Besitz von Kertsch, Jenikale und Kinburn, die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer, das politische Patronat über die Donaufürstenthümer, die religiöse Schutzherrschaft über die griechisch-christlichen Unterthanen der Pforte zu Pera, eine ehrenvolle und gesicherte diplomatische Stellung in Konstantinopel und obenein 15000 Beutel ($7\frac{1}{2}$ Millionen Piaster oder $4\frac{1}{2}$ Millionen Rubel) als Entschädigung für die Kriegskosten.

Die Freude in Peterhof war aber um so größer, da in dem letzten Stadium der Verhandlungen jede directe Einwirkung der vermittelnden Mächte fern geblieben war, und man mithin auch in dieser Beziehung eine sehr günstige unabhängige Stellung gewonnen hatte, welche, wie wir gesehen haben, namentlich den österreichischen Staatsmännern so drohend, so gefährlich erschien. Es ist auch deshalb vom schlagendsten Interesse, hier noch anzudeuten, wie sich die Macht, welche sich durch den gewaltigen Geist ihres Trägers erst seit kurzem auf die Staffel einer europäischen Großmacht erhoben hatte, und durch ihre ganze Staatsentwickelung darauf angewiesen war, auch bei ihrer orientalischen Politik andere und entgegengesetzte Richtungen zu verfolgen, als das Kaiserhaus der Habsburger, wie sich Preußen zu diesen folgereichen Verhältnissen stellte.

Auch der Eintritt Preußens in die orientalische Politik Europas war das Werk Friedrich's des Großen.

Vor seiner Zeit waren die Beziehungen der preußischen Monarchen zur Pforte und zum Osmanischen Reich noch sehr vereinzelt und ohne belangreichere Folgen geblieben. Ein erster von der Pforte ausgehender Versuch, mit Preußen in ein näheres Verhältniß zu treten, welcher im Jahr 1718, unter Vermittelung des gegen das Haus Oesterreich aufgehetzten, vom Divan zum König von Ungarn ernannten Franz Rakoczy gemacht wurde, fand bei König Friedrich Wilhelm I. selbst sehr wenig Anklang. Kaum daß er die freundliche Stimmung der Pforte einmal dazu benutzte, in den Staaten des Großherrn Pferde für seine Remonte aufzukaufen oder Rekruten für die lange Potsdamer Garde anzuwerben.

Auch Friedrich II. übereilte sich nicht gerade, dauerndere und wirksamere Verbindungen mit der Pforte anzuknüpfen, obgleich er gewiß vom Anfang seiner Regierung an die Wichtigkeit derselben zu würdigen wußte und über ihr Ziel mit sich völlig im klaren war. Er wußte sehr wohl, daß selbst die gesunkene Macht der Pforte, geschickt benutzt, noch ein bequemes Werkzeug zur Erreichung seiner Zwecke gegen das Haus Oesterreich werden könne. Er ging aber dabei mit um so größerer Vorsicht zu Werke, weil — auch das entging ihm nicht — sich auf diesem schwierigen Terrain jeder Fehltritt leicht auf um so empfindlichere Weise rächen konnte, daer als Neuling auch den Widerstand der dort bereits eingebürgerten Großmächte Europas zu bekämpfen haben würde.

„Eine Kriegserklärung der Türken an Oesterreich", schrieb er an den Minister Podewils, welcher sich, auf Bonnevals Betrieb, zum Fürsprecher eines Waffenbündnisses Preußens mit der Pforte gegen Oesterreich machen

wollte, noch im November 1746, „könnte mir wol nicht misfallen, aber ich bin überzeugt, daß es damit nicht eher etwas werden wird, als bis der Waffenstillstand zwischen den Türken und Oesterreichern abgelaufen ist, was erst im Jahr 1748 der Fall sein wird". Oesterreich kam jedoch dieser Eventualität durch die im Mai 1747 auf alle Zeiten erfolgte Erneuerung seines Friedens mit der Pforte zuvor.

Dann scheiterte einige Jahre später (1750 und 1753) ein vorzüglich von Frankreich aus wiederholt mit großem Eifer betriebener Versuch, Preußen in eine Bundesgenossenschaft zwischen Polen, Schweden und der Pforte gegen Rußland hineinzuziehen, wie es scheint, vorzüglich an den erfolgreichen Gegenbestrebungen des kaiserlichen Internuntius Penkler. Hatte die Pforte dafür wenig Sinn, so mochte auch König Friedrich II. ein solcher Waffenbund vorerst noch zu abenteuerlich erscheinen. Ueberhaupt wollte er sich in dieser Richtung niemals auf politische Phantastereien einlassen. Er fühlte sich nicht berufen, wie er es später selbst einmal nannte, „den Don-Quixote der Türken zu machen".

Auch hatte ihn die Geschichte älterer und neuerer Zeiten genugsam darüber belehrt, was dabei herauskomme, wenn man etwa in der Levante kostspielige Erwerbungen machen wolle. Weder das große fruchtbare Eiland Negroponte, welches der Cardinal Alberoni schon seinem Vorgänger zugedacht hatte, noch der Piräus, den Voltaire gern zu einem preußischen Hafen gemacht hätte, waren sonderlich im Geschmack Friedrich's des Großen. Für ihn hatte der Hafen von Danzig eine weit größere Wichtigkeit, und das mußte ihm am Ende selbst Voltaire zugeben.

Bei aller Achtung vor altclassischer Bildung und Wissenschaft war dieser weitblickende Monarch doch der allerschlechteste Philhellene. Seiner Meinung nach waren die Griechen viel zu sehr gesunken, als daß sie die Freiheit verdient hätten; und auch der ihm gleichfalls von Voltaire als ein würdiger Schluß seines glänzenden Lebenslaufs warm empfohlene Plan, sich mit Rußland und Oesterreich zur Theilung des Osmanischen Reichs zu vereinigen, hatte für ihn sehr wenig Reiz.[108])

Friedrich der Große verband mit seiner orientalischen Politik sogleich reellere Zwecke, die er auch wirklich für erreichbar hielt. Erst seit dem Jahr 1755, als er sich von allen Seiten von mächtigen Feinden bedroht sah, dachte er ernstlich daran, sich in der Pforte einen gewichtigen Bundesgenossen, namentlich gegen Oesterreich, zu sichern. Der von dem Frieden von Belgrad her als russischer Agent in die orientalischen Verhältnisse vortrefflich eingeweihte Carlo de Cagnoni war dabei sein Rathgeber. Welche Schwierigkeiten hatte er aber nicht noch zu überwinden, ehe er es nur durch seinen sehr gewandten und umsichtigen Unterhändler, den Geheimen Commerzienrath von Rexin, einen seit längerer Zeit in Konstantinopel ansässigen breslauer Kaufmann, dahinbrachte, durch den Abschluß eines förmlichen Freundschafts- und Handelsvertrags mit der Pforte in dauernde und geregelte Beziehungen zu treten.

Es hatten sich natürlich im Divan sogleich zwei Parteien für und gegen die Verbindung mit Preußen gebildet, welche von den Gegnern des Königs, namentlich dem kaiserlichen Internuntius Schwachheim und dem französischen Gesandten Herrn von Vergennes, aus allen

Kräften bearbeitet wurden. Es kostete unendliche Mühe und schweres Geld — unter anderm wurden Rexin einmal 80000 Piaster zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt —, ehe die Unterzeichnung jenes ersten Handelsvertrags zwischen Preußen und der Pforte durchgesetzt wurde, welcher die eigentliche Grundlage der weitern politischen Beziehungen zwischen beiden Mächten und des Einflusses Preußens auf die orientalischen Angelegenheiten bis auf unsere Tage geblieben ist. Sie erfolgte endlich am 22. März a. St. (2. April n. St.) 1761.

Obgleich es aber, wie gesagt, nur ein Handelsvertrag sein sollte, in der Weise, wie er längst schon andern befreundeten und begünstigten Nationen zugestanden worden war, so bekam Preußen doch dadurch sogleich eine bedeutende und mit den übrigen Mächten sozusagen ebenbürtige politische Stellung bei der Pforte. Der wichtigste Punkt desselben in dieser Beziehung war, daß ihm das Recht eingeräumt wurde, in Konstantinopel seine Vertreter und in den Handelsplätzen der Levante seine Agenten, Consuln, Viceconsuln und Dolmetscher mit denselben Privilegien zu unterhalten, wie die übrigen Mächte, und daß dann auch sogleich die Verhältnisse der preußischen Unterthanen im Osmanischen Reich nach dem Princip gegenseitiger Gleichheit geordnet wurden.[109])

Das war es auch, was die Gegner Preußens ganz besonders darüber in den Harnisch brachte. Schwachheim und der russische Resident, Herr von Obreskow, sollen 100000 Dukaten für eine nicht zu hohe Summe gehalten haben, wenn man damit noch die Ratification des preußischen Vertrags hintertreiben könne. Das sollte ihnen jedoch nicht gelingen. Denn die Ratification war

bereits erfolgt, ehe ihre Bemühungen ihren Zweck erreicht hatten.

Auf der andern Seite gingen aber freilich auch die großen Erwartungen, welche Friedrich II. an das Zustandekommen dieses Vertrags geknüpft hatte, nicht in Erfüllung. Auf die ihm in demselben ausdrücklich offen gelassene Freiheit, noch weitere Vorschläge zu machen, gestützt, glaubte er ihn sofort bis zu einem förmlichen Schutz- und Trutzbündniß gegen Oesterreich erweitern zu können. Auch wurden ihm wirklich schon, namentlich von dem für die Sache sehr eingenommenen Großvezier, Raghib-Mohammed in diesem Sinn die tröstlichsten Zusagen ertheilt. Er schmeichelte sich, infolge derselben, einige Zeit lang alles Ernstes mit der Hoffnung, daß die Pforte zu Anfang des Jahrs 1762 zu seinen Gunsten 100000 Tataren und ebenso viel von ihren eigenen Truppen gegen Oesterreich ins Feld schicken werde. Die Pforte dachte aber daran niemals ernstlich. Auch ohne die fortgesetzten Aufhetzereien, namentlich des Herrn von Vergennes, von denen wir schon gesprochen haben, würde es dazu schwerlich je gekommen sein.

Der zwischen dem König und Kaiser Peter III. von Rußland am 5. Mai 1762 abgeschlossene Friedensvertrag war ja nur ein willkommener Vorwand für die antipreußische Partei im Divan, die Verhandlungen über das beabsichtigte Bündniß gänzlich abzubrechen. Im October wurde es definitiv verworfen, und dann war natürlich von der Mobilmachung osmanischer Truppen zu Gunsten Preußens gar keine Rede mehr.[110]) Bei Gelegenheit der im nächsten Jahr 1763 aus diplomatischer Höflichkeit nach Berlin geschickten osmanischen Ge-

sandtschaft, welche dem gelehrten Resmi-Ahmed-Efendi anvertraut war, sprach der König zwar selbst seinem Bündniß mit der Pforte nochmals mit vieler Wärme und sehr einleuchtenden Gründen das Wort; er richtete aber damit, obgleich Sultan Mustapha III. selbst dem eminenten Verstand des Königs seine Bewunderung nicht versagen konnte, ebenso wenig etwas aus, wie sein Vertreter in Konstantinopel mit einem kurz darauf erneuerten Versuch, die Pforte zur Annahme eines modificirten Bundesvertrags zu bewegen.[111])

Man wird es nur natürlich finden, wenn dann auch der am 11. April 1764 zwischen Preußen und Rußland abgeschlossene Allianzvertrag nicht ohne Einfluß auf die damalige Stimmung der Pforte blieb und ihr gegen die fernern Absichten des Königs gewisses Mistrauen einflößte. Gleichwol war das Verhältniß zwischen beiden Mächten seitdem fortwährend ein freundliches, und die hohe politische Bedeutung, welche es einmal für Preußen gewonnen hatte, wuchs mit den Ereignissen, welche ihm ein thätigeres Eingreifen in die orientalischen Angelegenheiten Europas fortan zur Pflicht und zur nothwendigen Bedingung seines erweiterten Einflusses und seiner gesteigerten Ansprüche machten.

Friedrich II. wußte beim Ausbruch des russisch-türkischen Kriegs im Jahr 1768 sicherlich sehr wohl, welchen Weg er in dieser Richtung einzuschlagen und was er zur Wahrung seiner eignen Interessen zu thun habe. Das Osmanische Reich, so wenig Lebensfähigkeit er ihm auch sonst zugestehen mochte, konnte und wollte er nicht der gänzlichen Vernichtung preis geben, weil er es noch immer als ein Gegengewicht gegen die Uebermacht Ruß-

lands und Oesterreichs betrachtete; und auf der andern Seite durfte er mit dem Cabinet von St.-Petersburg nicht gänzlich brechen, weil er dadurch seine Stellung im Norden gefährdet sah und es dort für seine Zwecke brauchte. Er zahlte also der Kaiserin die vertragsmäßigen Subsidien fort, nahm aber zugleich die vermittelnde Haltung an, welche ihm seine besondern Interessen und die allgemeinern politischen Weltverhältnisse zum Gesetz machten.[112])

Dabei mochte es ihm freilich einige Ueberwindung kosten, daß er sich anfangs noch an Oesterreich anschließen mußte, um mit ihm gemeinschaftlich die Vermittelung zu übernehmen, welche, nach einigem Zögern, auch schon zu Ende des Jahrs 1770 von den beiden kriegführenden Mächten angenommen wurde. Nöthigten ihn dazu auf der einen Seite die übertriebenen Forderungen Rußlands, so wandte er sich dann auf der andern doch wieder um so entschiedener der nordischen Macht zu, als sich die zweischneidige Politik des wiener Hofs durch den Subsidenvertrag mit der Pforte vom 6. Juli 1771 nur zu sehr offenbarte. Er trug kein Bedenken, der Kaiserin Katharina nun auch noch den Beistand seiner ganzen bewaffneten Macht für den Fall zuzusagen, daß Oesterreich im Verein mit der Pforte wirklich gegen sie die Waffen ergreifen würde.[113])

Seitdem lag das Vermittelungsgeschäft fast ausschließlich in den Händen Preußens. Denn während die Pforte ihm, als der bei der Sache am wenigsten unmittelbar interessirten Macht, das meiste Vertrauen schenkte und bis zum letzten Augenblick in den König drang, seinen Einfluß in St.-Petersburg zur Erlangung

möglichst billiger Friedensbedingungen zu ihren Gunsten geltend zu machen, war auch das Cabinet von St.-Petersburg am Ende doch nicht abgeneigt, den gemäßigten Vorschlägen des Königs Gehör zu geben.[114]) Der Gang der Ereignisse überflügelte indeß die Bemühungen und die Voraussicht des Königs. Auch Preußen blieb von der unmittelbaren Einwirkung auf den endlichen Abschluß des Friedens ausgeschlossen, und der Hauptgewinn, welchen es für sich aus dieser Krisis mit hinwegnahm, bestand eben darin, daß es auch nach demselben diejenige Macht war, von deren einsichtsvoller Vermittelung die Pforte vor allem eine Milderung der schweren Bedingungen erwartete, zu denen sie sich nothgedrungen hatte verstehen müssen.

Das bedingte damals die bedeutende Stellung Preußens in den orientalischen Angelegenheiten, welche Friedrich der Große auch nach andern Richtungen hin in seinem Interesse und zu seinem Vortheil wohl zu benutzen wußte und bemüht war.

II.

Die nördliche und westliche Politik in der orientalischen Frage während der Revolutionszeit.

Soll der Friede von Kutschuk-Kainardschi, so wie er abgeschlossen worden ist, in seinem nackten Wortlaut, in seinem ganzen Umfang und mit allen seinen Consequenzen, nun auch wirklich zur Ausführung kommen? Soll das Verhängniß, welches durch ihn über das Osmanische Reich hereingebrochen ist, eine unabwendbare

Wahrheit werden? Wird man ruhig zusehen, wie Rußland, wo nicht augenblicklich, doch nach und nach und in kurzem sich nur um so sicherer vollends in den Besitz der leichten Beute (Thomas Roe nannte sie ja schon vor 150 Jahren „a prostituted prey") setzen, und zum Herrn des europäischen Orients machen wird, um von da aus dann der Welt Gesetze vorzuschreiben und in Zukunft ihre politischen Geschicke zu leiten? —

Das waren die Punkte, auf welche sich jetzt die große orientalische Frage concentrirte, um die sich ihre Lösung drehte, und welche, indem sie die dabei ins Spiel kommenden Interessen der Großmächte bedingten, ihre Thätigkeit nach allen Seiten hin in Bewegung setzten.

Die Pforte, welche sich durch den ihr in einer unseligen Stunde aufgedrungenen Frieden schon am Rande des Abgrunds sah, verneinte natürlich jene Fragen, und bot, angesichts ihrer trostlosen Zukunft, offen und im geheimen alles auf, um, wo nicht den ganzen Frieden wieder rückgängig zu machen, doch wenigstens eine Milderung seiner schwersten Bedingungen zu erreichen.

Um so hartnäckiger bestand dagegen gerade Rußland auf seinem theuer genug erkämpften Recht, die ungeschmälerte Erfüllung des Friedens zu verlangen. Das Cabinet von St.-Petersburg wollte durchaus nichts von einer Milderung, nichts von einer Deutung der Bestimmungen desselben wissen, und lieh allen darauf abzielenden Einsprachen der vermittelnden Mächte, zumal anfangs, ein sehr ungeneigtes Ohr.

Preußen nahm unter diesen, wie gesagt, die erste Stelle ein. Während die Pforte, einem in solchen Fällen bei ihr von jeher sehr beliebten Manöver zufolge, vor

allem durch absichtliche Verzögerung der Ratification des Friedens Zeit zu gewinnen suchte, und sich mit der eiteln Hoffnung hinhielt, daß irgendeine ihr günstige Wendung und Verwickelung der europäischen Verhältnisse Rußland zur Nachgiebigkeit nöthigen werde, drang sie sogleich mit aller Macht in König Friedrich II., daß er in diesem Sinn seinen gewichtigen Einfluß in St.-Petersburg zu ihren Gunsten geltend machen möge.

„Die Pforte hofft noch", schrieb Herr von Zegelin bereits unter dem 3. Sept. an den König, „daß durch die guten officia, so Ew. Majestät bei dem russischen Hof anwenden würden, die Friedensbedingungen in einigen Stücken gemildert werden können. Sie schmeichelt sich, Ew. Majestät werden ihr diese Freundschaft nicht abschlagen, sondern sich die Sache mit allem Eifer angelegen sein lassen. Sie begreift zwar wohl, daß nicht alles redressirt werden kann; sie überläßt also lediglich Ew. königl. Majestät, was nach der Billigkeit von Rußland zu erhalten sein möchte, und welches alles dann durch die ordentlichen Ambassadeurs, die beide Mächte sich einander schicken werden, in Ordnung gebracht werden könnte." [115])

Es waren aber vorzüglich fünf Punkte, welche der Pforte ganz besonders am Herzen lagen, und welche sie, infolge des immer drohender werdenden Geschreis der Ulema darüber, unter allen Umständen abgeändert wissen wollte. Sie verlangte erstens: daß, unbeschadet der Unabhängigkeit der Tataren der Krim, dem Sultan dennoch dort die Hoheitsrechte in ihrem ganzen Umfang verbleiben, wie namentlich das Gebet für ihn in den Moscheen, das Münzrecht, die Einsetzung der Richter durch die

Patente des Kadiasker, und die Investitur jedes neugewählten Khans durch großherrliche Diplome; zweitens: Beschränkung der Schiffahrt Rußlands aus dem Schwarzen nach dem Weißen Meer auf Schiffe von höchstens vier bis fünf Kanonen; drittens: Aufhebung der der Moldau, der Walachei und den Inseln des Archipels zugestandenen zweijährigen Steuerfreiheit, welche sowol den Souveränetätsrechten der Pforte wie der Billigkeit zuwider sei (contre l'usage des souverains et contre l'équité); viertens: Zurückgabe von Kertsch und Jenikale, welche der König selbst schon früher einmal gegen Abtretung von Kinburn in Vorschlag gebracht habe; und endlich fünftens: Erlaß der Kriegskosten, auf welche Rußland selbst früher bereits Verzicht geleistet habe; wie viel mehr sollte es dies nicht jetzt thun, wo ihm auch noch die Freiheit der Tataren zugestanden sei. Nur wenn sich Rußland zu diesen Modificationen verstehen wolle, könne es auf einen dauerhaften Frieden mit der Pforte rechnen.[116])

Dann erklärte sich der Divan noch ganz besonders gegen die Art und Weise, wie Rußland seine Schutzherrschaft über die Moldau und Walachei geltend machen wollte. Graf Rumänzow hatte sofort die Anstellung der Hospodare auf Lebenszeit verlangt, während die Pforte nur eine drei- bis vierjährige Dauer ihrer Fürstenwürde zugestehen, und auch von einer weitern Steuererleichterung für die Fürstenthümer nichts wissen wollte. Jedoch verstand sie sich zu der von Rußland verlangten und von dem preußischen Gesandten sehr warm unterstützten Ernennung des Gregor Ghika zum Hospodar der Moldau, weil sie, wie sich Herr von Zegelin in der betreffenden

Depesche an den König ausdrückt, „einem so wahren Freund der Pforte, wie Ew. königl. Majestät wären, nichts refusiren könne". In gleicher Weise nahm sie endlich auch noch die Zurückstellung von Taman in Anspruch.[117])

In keinem Fall wollte sich aber nun die Pforte zur Ratification des Friedens verstehen, bevor sie nicht darüber unterrichtet sei, „ob der König wegen Milderung der Friedensbedingungen etwas Gutes ausgerichtet habe".[118]) Deshalb machte man auch dem russischen Geschäftsträger, Obersten von Peterson, welcher bereits am 6. Oct. in Konstantinopel eintraf, um die Ratification durchzusetzen, die unsaglichsten Schwierigkeiten. Obgleich Herr von Zegelin sich seiner mit großem Eifer annahm, so war doch nicht durchzudringen. Denn was heute etwa zugestanden worden war, wurde morgen in der Hoffnung einer günstigern Wendung der Dinge schon wieder zurückgenommen. Kaum daß man sich dazu bequemte, die noch in den Sieben Thürmen gefangen gehaltenen russischen Offiziere frei zu geben, und den Befehl ertheilte, die hier und da noch verborgenen russischen Sklaven aufzusuchen.[119]) Genug, das Jahr verging, ohne daß man einen Schritt weiter gekommen wäre, denn es hing eben alles davon ab, wie man die Sache in St.-Petersburg auffassen, oder wie weit man dort auf die Vorstellungen des Königs von Preußen zu Gunsten der Pforte eingehen werde.

Friedrich II. hatte allerdings keinen Anstand genommen, dem Cabinet von St.-Petersburg die Wünsche der Pforte zur Berücksichtigung zu empfehlen, und mochte um so eher wenigstens auf einigen Erfolg rechnen, da er bei den noch immer ziemlich mislichen Zuständen im

Innern des russischen Reichs, welche ihm kein Geheimniß waren, auf seiten der Kaiserin und ihrer Minister wol einige Nachgiebigkeit erwarten durfte. In diesem Punkt täuschte er sich indeß. Die betreffende Note der Pforte, welche der König durch seinen Gesandten in St.-Petersburg, den Grafen von Solms, gegen Ende October dem Grafen Panin überreichen ließ, wurde zwar aus Rücksicht auf den König nicht ohne Wohlwollen aufgenommen, und verfehlte auch nicht, einige Sensation zu machen (elle n'a pas laissé que d'alarmer la Cour d'ici, sagt Solms); in der Hauptsache aber verfehlte sie ihren Zweck.

Man war allerdings bereit, auf eine Vermittelung des Königs einzugehen, und ersuchte ihn selbst sehr angelegentlich (très-humblement) darum, aber nur in dem Sinn, daß er den bedeutenden Einfluß (le grand crédit), welchen er bei der Pforte genieße, dazu anwenden möge, ihr begreiflich zu machen, daß der Friede für sie durchaus nicht so vernichtend und unglücklich (accablante et malheureuse) sei, als man ihr glauben machen wolle.

Was habe sie denn dadurch verloren? Die Tataren könne sie freilich nicht mehr bei ihren Kriegen mit ihren Nachbarn gebrauchen. Aber das sei ja eher ein Vortheil, als ein Nachtheil für sie. Denn da ihre Einfälle meistens die Hauptursache der Kriege zwischen Rußland und der Pforte gewesen seien, so sei ihnen durch die ihnen zugestandene Unabhängigkeit der fernere Schutz der Pforte, und somit auch zugleich das Mittel benommen, ihre Räubereien fortzusetzen und das gute Einvernehmen (la bonne harmonie) zwischen beiden Reichen zu stören. Im übrigen sei für die Kaiserin nur die absolute Unabhängigkeit und die unbeschränkte Freiheit

der Tataren in bürgerlicher und politischer Hinsicht das Wesentliche in der Sache; die religiöse Oberhoheit des Sultans, als Haupt des Islam, über dieselben berühre sie gar nicht.

Ebenso gereiche ja auch die Rußland zugestandene Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer beiden Nationen auf gleiche Weise nur zum Nutzen, und sei daher ein Mittel mehr, einen festen und dauernden Frieden zu unterhalten (à l'entretien d'une paix constante et durable). Daß ferner Rußland die Interessen der Donaufürstenthümer und der Inselgriechen, welche durch den Krieg so viel gelitten hätten, in Schutz nehmen wolle, dazu sei es um so mehr berechtigt, da es dort ohnehin freiwillig auf sein Eroberungsrecht Verzicht geleistet habe. Die Souveränetät der Pforte über dieselben werde dadurch in keiner Weise beeinträchtigt.

Kinburn, Kertsch und Jenikale habe Rußland nur in der Absicht verlangt, um seinem Handel eine größere Ausdehnung geben zu können, und sich auf diese Weise einigermaßen für zwei Jahre Krieg zu entschädigen, wozu der Eigensinn nnd die Hartnäckigkeit der Pforte es gezwungen habe. Endlich seien auch die Kriegskosten nichts weiter als eine billige Entschädigung, zumal da dabei der Feldzug des letzten Jahrs noch nicht einmal mit in Anschlag gebracht worden sei, und unter allen Umständen müsse es doch der Kaiserin überlassen bleiben, in dieser Beziehung ihrer edlen Freigebigkeit (générosité) selbst die geeigneten Grenzen zu setzen.

Das war im wesentlichen die Antwort, welche die Kaiserin auf die obigen fünf Punkte zu Anfang November nicht der Pforte unmittelbar, sondern dem König von

Preußen mittheilen ließ. Sie legte es ihm dabei noch ganz besonders ans Herz, daß er dies als ihre eigene, persönliche Meinung (comme son sentiment propre), als eine vertrauliche Mittheilung betrachten möge, welche sie ihm, ihrem Freund und Bundesgenossen, in der Absicht mache, daß er sie, gemäß der Feundschaft, welche er für sie und ihr Reich hege, in seinem Namen auf die wirksamste Weise dazu gebrauche, der Pforte ihre leichtfertige Denkungsart über die Möglichkeit und die Nothwendigkeit der Erfüllung der Friedensbedingungen zu benehmen (pour ôter à la Porte sa façon de penser trop légère sur la possibilité et les obligations d'observer les conditions de cette paix). Er solle nur der Pforte den Nutzen dieses Friedens für beide Reiche deutlich zu machen suchen, und ihr beweisen, daß er ihr weder gefährlich noch lästig werden könne.

Ganz im Sinn der Kaiserin fügte dann Graf Panin überdies noch hinzu, er schmeichle sich, daß, da Rußland von dem Frieden keine bedeutenden Vortheile habe, der König die Mäßigung desselben anerkennen, und sich seiner Sache aus voller Ueberzeugung von ihrer Vortrefflichkeit (par la conviction de sa bonté) annehmen werde. Er bitte ihn, zu der Pforte nur mit Festigkeit und mit dem Ton eines in der Kunst der Politik vollendeten Fürsten zu reden (d'un prince consommé dans l'art de politique), welcher aus eigener Erfahrung die Interessen aller Mächte kenne, und durch seine Redlichkeit, seine Aufrichtigkeit, und vorzüglich seine Uneigennützigkeit in dieser Sache vor allen würdig sei, für seine Rathschläge das Vertrauen der Pforte in Anspruch zu nehmen.

Mit Einem Wort, die Kaiserin werde nie dulden,

daß an dem Friedensvertrag oder irgendeinem Punkt desselben die geringste Aenderung gemacht werde (qu'il soit fait la moindre altération au traité du paix et sur quelque point que ce puisse être). Zugleich werde aber auch der König dieselbe ganz besonders verpflichten, wenn er der Pforte als seine eigene vollkommene Ueberzeugung eröffnen wolle, daß der Kaiserin nichts mehr am Herzen liege, als zwischen beiden Reichen Frieden und die innigste Einigkeit (l'union la plus étroite) zu erhalten; daß sich dieselbe von ihrer Seite nur der Wirkungen der aufrichtigsten Versöhnlichkeit, einer unbegrenzten Zuneigung und des ausgezeichnetsten Wohlwollens zu versehen habe, und daß sie ihr völlig freie Hand lassen werde, für ihre Vertheidigung gegen Rußland hin ganz nach Gutdünken Sorge zu tragen.

Dagegen könne die Kaiserin ganz und gar nicht auf den von der Pforte gehegten Gedanken eingehen, daß der König mit England in Gemeinschaft die Garantie des Friedens übernehmen solle. Sie sei überzeugt, daß weder er noch England sich dazu hergeben wolle. Er werde vielmehr der Pforte begreiflich machen, daß, da sie mit Rußland allein und ohne den Beistand und die Vermittelung irgendeiner andern Macht Krieg geführt und den Frieden abgeschlossen habe, es für beide Theile weit rühmlicher und vortheilhafter sein werde, den Frieden ihren eigenen Interessen gemäß zu erhalten, als die kleinen Streitigkeiten, welche etwa noch vorkommen könnten, dem Urtheil dritter zu unterwerfen, und ihnen dadurch nur Gelegenheit zu geben, sich auf unbefugte Weise in ihre Angelegenheiten zu mischen und zwischen ihnen Hader und Zwietracht zu säen.

Der Hof von St.-Petersburg wolle überhaupt nicht mehr das Spielwerk der Intriguen und Kabalen Fremder sein, um sich von ihnen Gesetze vorschreiben zu lassen. Er habe sich durch die Manöver des wiener Hofs schon die Abtretung der Moldau und Walachei abdringen lassen. Wenn er also noch ferner seinen Willen unter den anderer beugen wolle, so könnte man von ihm am Ende leicht verlangen, daß er alle die Vortheile zum Opfer bringe, welche er durch einen fünfjährigen schweren Krieg theuer genug erkauft habe. Es sei dem König nicht unbekannt, mit welcher schonenden Vorsicht (délicatesse) sich die Kaiserin gegen England benommen habe, um es von der Theilnahme an der Vermittelung des Friedens fern zu halten, vorzüglich weil sie habe verhindern wollen, daß auch Frankreich Himmel und Erde zu diesem Zweck in Bewegung setze. Dieselben Beweggründe bestehen noch in ihrer ganzen Kraft hinsichtlich der Verweigerung der von England nachträglich und ohne vorhergängige Verständigung mit den Betheiligten angebotenen Garantie des Friedens. Es habe dabei wahrscheinlich seine sehr bestimmten, nur auf den ersten Blick nicht sogleich erkennbaren Absichten. Auch sei der Widerstand der Pforte jedenfalls nur eine Folge französischer Intriguen, gegen welche man alle nur mögliche Vorsichtsmaßregeln ergreifen müsse. Denn die Pforte sei an sich viel zu schwach, als daß sie ernstlich daran denken sollte, sogleich wieder irgendetwas gegen Rußland zu unternehmen.[120])

König Friedrich II., welchem damals vor allem daran lag, wegen der Grenzregulirung in Polen und seiner Absichten auf Danzig, wozu er den guten Willen der

Kaiserin brauchte, mit Rußland auf freundlichem Fuß zu bleiben, beeilte sich, seinen Gesandten zu Konstantinopel sofort in dem Sinn der obigen Weisungen mit den gemessensten Instructionen zu versehen. „Die sehr ins einzelne gehenden Befehle, welche deshalb an meinen Minister zu Konstantinopel erlassen worden sind", schrieb er bereits unterm 26. Nov. an den Grafen Solms, „sind derart, daß ich nicht zweifle, der Graf Panin werde sich überzeugen, daß ich alles erschöpft habe, was er nur wünschen konnte, um in dieser Sache den Absichten seines Hofs Genüge zu thun." [121])

Herr von Zegelin versäumte natürlich nicht, den Befehlen des Königs nachzukommen, obgleich ihn Graf Panin hinterher einer gewissen Lauheit beschuldigen wollte, welche ihren Grund darin habe, daß er den Vorstellungen der Pforte größeres Gewicht beilege, als sie in Wahrheit verdienen. [122]) Der Pforte einreden zu wollen, daß der Friede für sie nicht so nachtheilig sei, wie man ihn ihr vorstelle, war freilich keine leichte Aufgabe. Es war schon viel, daß es Zegelin durchsetzte, daß von dem kleinen russischen Geschwader, welches unter den Befehlen des Brigadiers Borissow zu Ende November im Hafen von Konstantinopel vor Anker gegangen war, ein mit zwanzig Kanonen bewaffnetes Transportschiff nach Kertsch und Jenikale auslaufen durfte. „Es hat dieser Umstand", schrieb er darüber, „ziemliche Schwierigkeiten verursacht, ehe die Pforte habe darein consentiren wollen, daß ein zum Krieg ausgerüstetes Schiff zum ersten mal diesen Weg nehmen könne". [123])

Die entschiedene Haltung des Hofs von St.-Petersburg machte nun aber doch die Pforte etwas nachgiebi-

ger. Während sie noch immer in Herrn von Zegelin drang, daß er eine Milderung des Friedens bewirken möge, fertigte sie doch bereits unter dem 2. Nov. die Ratificationsurkunde aus, und ertheilte auch Befehl, Kinburn zu räumen. Denn Graf Panin hatte seinerseits erklärt, daß die Russen auch Choczim und Bender nicht eher verlassen würden, als bis man über die von dem Sultan vollzogne Ratification völlige Gewißheit habe.[124]) Man hielt nun aber dennoch die Ratification noch so lange wie möglich zurück. Auch die Ernennung des Gesandten, welcher sie nach St.-Petersburg bringen sollte, wurde dazu zum Vorwand gebraucht. Denn es wollte sich zu dieser nichts weniger als angenehmen Mission niemand gern verstehen, aus Furcht, daß man dem osmanischen Botschafter in Petersburg „für dieses mal etwas verächtlich begegnen werde".[125])

Endlich schlugen aber doch die unausgesetzten Bemühungen des preußischen Gesandten und die feste Sprache des Obersten Peterson, im Verein mit der bedenklichen Haltung Oesterreichs an den Grenzen der Moldau, durch. „Die Pforte solle sich nur", lautete das Ultimatum des Herrn von Zegelin, „nicht durch fremde insinuationes hinter das Licht führen lassen, sondern einmal ihr wahres Interesse einsehen und erkennen, daß der gute Rath, wel- Ew. königl. Majestät ihr öfters gegeben, die wahre Glückseligkeit der Pforte zum Grund gehabt, und daß derjenige, der ihr von andern Mächten gegeben worden, sie nur in lauter Unglück gebracht hätte. Sie werde sich dadurch einer großen Sorge entledigen und ihr Auge nach andern Seiten hin richten können." Darauf hin erfolgte die Ratification wirklich am 24. Jan. 1775 in

feierlicher Audienz des Obersten Peterson beim Großvezier. Zugleich verstand sich die Pforte nun zu einer Abschlagszahlung von 2000 Beuteln auf die Kriegskosten, der Regulirung der Verhältnisse der Krim, und der Absendung ihres Gesandten Abdul-Kerim nach St.-Petersburg. [126])

Jedenfalls war auf diesen Ausgang der Sache, welcher namentlich den französischen Gesandten in eine sehr verdrießliche Stimmung versetzte, wie gesagt, die sonderbare Haltung Oesterreichs vom wesentlichsten Einfluß. Sie machte Rußland und Preußen fast noch mehr zu schaffen, als der Pforte selbst, und bildete daher einen der merkwürdigsten Incidenzpunkte in den damaligen orientalischen Verwickelungen.

Schon vor dem Abschluß des Friedens von Kutschuk-Kainardschi hatte sich Oesterreich an den Grenzen der Moldau und Walachei allerhand zu schaffen gemacht. Es hatte dort, auf osmanischem Gebiet, durch seine Ingenieure Messungen vornehmen und Karten entwerfen lassen, in Ungarn Truppen zusammengezogen, und verschiedene verdächtige Bewegungen ausgeführt, ohne daß jedoch die Pforte, überdies anderwärts zu sehr beschäftigt, da sie keinen offen feindseligen Charakter hatten, sich veranlaßt gesehen hätte, etwas dagegen zu thun. Kaum war aber der Friede unterzeichnet, als Oesterreich, schon im September, ohne weiteres einen zum Osmanischen Reich gehörigen Grenzdistrict der Moldau, mit den Hauptorten Czernautsch und Sutzawa, in einer Ausdehnung von etwa 30 Standen Länge und 10 — 20 Stunden Breite, bis in die Nähe von Choczim und an die Grenze von Siebenbürgen militärisch besetzen ließ.

Die Sache machte natürlich ungeheures Aufsehen und nach allen Seiten hin sehr böses Blut. Man wußte nicht recht, was man davon denken sollte. Die einen meinten, der Kaiserhof wolle sich dadurch für die von dem Vertrag vom Jahr 1771 her von der Pforte schuldigen und noch nicht bezahlten Subsidiengelder, im Belauf von drei Millionen Piaster, schadlos halten[127]); die andern wollten wissen, daß diese „Usurpation" infolge eines heftigen Wortwechsels zwischen Kaiser Joseph und Fürst Kaunitz stattgefunden, in welchem jener diesem die bittersten Vorwürfe darüber gemacht habe, daß Oesterreich, nachdem es während des letzten russisch-türkischen Kriegs in trostloser Unthätigkeit verharrt, nicht einmal beim Frieden sein Theil an der türkischen Beute gehabt habe (ne profiterait rien à la paix des dépouilles turcques). Graf Panin hielt das letztere gar nicht für unwahrscheinlich, und wollte darin nur einen Beweis mehr für den Zwiespalt der Meinungen zwischen Kaiser Joseph, der Kaiserin-Königin und seinem Minister finden.[128]) Hier behauptete man, der Streich sei mit Zustimmung der Pforte geschehen, dort beschuldigte man Rußland, daß es absichtlich die Augen zugedrückt und indirect sebst die Hand dazu geboten habe, um der Pforte neue Verlegenheiten zu bereiten und sie bei der Ausführung des Friedens desto fügsamer zu machen.

Gegen das letztere verwahrte sich indeß Graf Panin sofort auf das Feierlichste, namentlich vor König Friedrich II., welcher in dieser Hinsicht einigen Verdacht gehegt zu haben scheint. Er ließ ihn durch den Grafen Solms ersuchen, der Pforte die heilige Versicherung zu ertheilen, daß Rußland an diesem unbefugten Uebergriff Oesterreichs

nicht den entferntesten Antheil, und bis zum Augenblick seiner Ausführung nicht die geringste Kenntniß davon gehabt habe, daß es denselben völlig misbillige, und sich ganz ruhig verhalten werde, wenn die Pforte es für angemessen erachten sollte, etwas dagegen zu thun. König Friedrich II. zweifelte jedoch daran, daß dies der Fall sein werde, weil die Pforte viel zu schwach sei, jetzt schon wieder die Waffen zu ergreifen. Eine solche Schilderhebung werde ja nur ein Mittel mehr sein, die herrschsüchtigen Absichten des wiener Hofs zu begünstigen und die Pforte vollends ihrem Ruin zuzuführen. Denn es könne leicht kommen, daß die Türken in einem einzigen Feldzug aus Europa hinausgejagt werden würden.[129])

Und allerdings hielt es auch die Pforte für gerathener, sich ruhig zu verhalten und, ungeachtet des Geschreis der Ulema, welche sofort Krieg gegen Oesterreich verlangten, die Sache lieber auf dem Weg friedlicher Ausgleichung beizulegen. Man bedeutete die Kriegspartei im Divan, an deren Spitze der Mufti selbst stand, daß man bei einem Krieg in jedem Fall noch mehr verlieren werde. Dann suchte man zunächst die Vermittelung des Herrn von Zegelin und des noch jenseits der Donau stehenden Grafen Rumänzow nach, um die Oesterreicher zum Rückzug zu bewegen. Beide lehnten jedoch die Sache ab, der erstere namentlich mit der verständigen Bemerkung, daß „ihm ja gar nicht bekannt wäre, in was für einer Verbindung die Pforte eigentlich mit dem österreichischen Hof stände".[130])

Sie handelten da auch wirklich ganz im Sinn ihrer respectiven Höfe. Denn man war in St.-Petersburg und Berlin, so sehr man auch über diesen abermaligen

Beweis der Zweideutigkeit (duplicité), der Treulosigkeit und der unbegrenzten Vergrößerungssucht Oesterreichs erbittert war, sehr bald darüber einig, daß man sich in diesen Streit so wenig wie möglich mischen und am wenigsten deshalb in einen Krieg mit Oesterreich einlassen, aber auch der Pforte nicht hinderlich sein wolle, wenn sie es für angemessen halten sollte, die Oesterreicher mit Gewalt aus dem von ihnen besetzten Grenzdistrict zu verjagen.[131]) Man verhielt sich daher auch zunächst ganz ruhig, um erst bestimmtere Aufklärungen darüber abzuwarten, wie der wiener Hof diese seine Usurpation selbst rechtfertigen werde, und ob er dieselbe vielleicht gar noch weiter auszudehnen willens sei. Denn er schien allerdings auch noch Absichten auf die Walachei und selbst Bosnien zu haben, über welches letztere er schon verdächtige Nachforschungen in den Archiven von Ragusa anstellen ließ.[132])

Mit einer solchen Erklärung beeilte sich aber das Cabinet von Wien keineswegs. Erst als Graf Panin beiläufig das Verlangen danach ausgesprochen hatte, ließ ihm Fürst Kaunitz im December durch den Fürsten von Lobkowitz zu wissen thun, sein Hof habe es um so weniger für nöthig erachtet, andern Mächten darüber Mittheilungen zu machen, da sie dabei gar nicht interessirt sein könnten. Er stehe indessen nicht länger an, sie ihm zukommen zu lassen, und zwar in der Ueberzeugung, daß ein so aufgeklärter Minister, wie er, dem ebenso billigen als gerechten Verfahren (à la conduite aussi équitable que juste) des wiener Hofs seine vollkommene Billigung nicht versagen werde.

In den darauf folgenden Erläuterungen wollte nun

Fürst Kaunitz den Grund seines Verfahrens auf die schon seit Jahrhunderten dauernden Streitigkeiten mit der Pforte an den Grenzen von Siebenbürgen, der Moldau und der Walachei zurückführen. Alle Versuche, dieselben durch commissarische Ausgleichung aufs reine zu bringen, seien vergeblich gewesen. Die Pforte habe im Gegentheil ihre unrechtmäßigen Uebergriffe immer weiter ausgedehnt. Der wiener Hof habe sich daher, vorzüglich auch um Ueberläufer abzuhalten, endlich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, an seinen Grenzen einen Cordon zu ziehen, welcher durch die Aufrichtung kaiserlicher Adler bezeichnet worden sei. In denselben seien natürlich und nothwendig alle die von der Pforte usurpirten und in Anspruch genommenen Districte mit eingeschlossen worden, wie namentlich der Theil der Bukowina, welcher, wie man durch unbestreitbare Documente darthun könne, ehemals zu Pokutien gehört habe, aber nach und nach von der Pforte widerrechtlich in Besitz genommen worden sei. Der wiener Hof wünsche nichts mehr, als daß die Sache zur Zufriedenheit beider Theile auf friedlichem Weg zum Austrag gebracht werde. Da er aber aus Erfahrung wisse, wie schwer es halte, die Pforte zu einer Verständigung zu bringen, so habe er es für angemessen gehalten, sich durch militärische Besitznahme der streitigen Districte eventuell sicher zu stellen. Er habe dem russischen Hof von dieser an sich sehr unangenehmen Angelegenheit (de cette affaire en soi-même très-desagréable) auch deshalb nichts wissen lassen, weil er ihn von den Verlegenheiten fern halten wolle, in welchen sich der kaiserliche Hof deshalb befinde.[133])

Um dieselbe Zeit überreichte nun auch Herr von

Thugut dem Reis-Efendi eine Denkschrift, welche, in sehr gemäßigtem Ton gehalten, im wesentlichen dasselbe besagte. Sein Hof habe sich zu der Besitznahme jener Districte, welche an sich von so geringem Belang sei, daß es gar nicht der Mühe lohne, darüber Weitläufigkeiten zu machen, aus drei Gründen bewogen gesehen. Erstens: um eine Verbindung zwischen Siebenbürgen und dem ihm neuerdings zugefallenen Theil von Polen zu erhalten; zweitens: um die Desertion seiner Truppen zu verhindern; und drittens: um sein Recht auf den Theil der Moldau geltend zu machen, welcher ehemals zu Pokutien gehört, das jetzt in seinen Besitz übergegangen sei. Die beigelegten Karten werden beweisen, daß Oesterreich von Rechts wegen noch weit mehr hätte hinwegnehmen können. Die Pforte werde daher seiner Mäßigung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen u. s. w.[134])

Obgleich nun namentlich König Friedrich II., welchem gar keine directe officielle Mittheilung von seiten des wiener Hofs darüber gemacht wurde, das Verfahren und die Erklärung des Fürsten Kaunitz höchst verschlagen (artificieuse) fand, und den Verdacht hegte, daß er bald noch weiter gehen und der Pforte den Gnadenstoß (le coup de grace) ertheilen werde, sobald sie nur erst in diesem Punkt nachgegeben habe, so blieb man doch dabei, in der ganzen Angelegenheit eine möglichst passive und neutrale Haltung zu beobachten. Man wollte blos — das war namentlich die Ansicht des Grafen Panin — der Pforte, im Fall sie Rath und Hülfe verlangen sollte, zu erkennen geben, daß ganz Europa darüber erstaunt sei, wie sie mitten im Frieden ohne weiteres mehr Land aufgeben könne, als das siegreiche

Rußland von ihr nach einem langen unglücklichen Krieg verlangt habe, und daß sie sich in diesem Punkt selbst rathen und helfen müsse (qu'elle ne pourrait prendre conseil là-dessus que d'elle-même).[135])

Die Pforte sah sich aber gar nicht veranlaßt, weitere Schritte in diesem Sinn bei Rußland und Preußen zu thun, oder sich, wie Graf Panin allerdings erwartet hatte, aus ihrer Lethargie herausreißen zu lassen, so gern man es auch in St.-Petersburg gesehen haben würde, wenn sie mit Oesterreich angebunden hätte, und dadurch genöthigt worden wäre, sich gegen Rußland nachgiebiger zu zeigen. Graf Panin meinte, man müsse suchen der Pforte etwas Muth zu machen, ihr das Herz auf den rechten Fleck setzen (lui remettre le coeur au ventre), um sie gegen Oesterreich in den Harnisch zu bringen. Rußland habe zu diesem Zweck bereits zu Konstantinopel das Eisen zum Glühen gebracht, Preußen solle nun nur dasselbe thun; dann werde man um so schneller zum Ziel gelangen.[136])

Die Bemühungen beider Mächte in diesem Sinn blieben jedoch ohne die erwünschte Wirkung. Die Ulema erhoben freilich noch eine Zeit lang ihr Zetergeschrei gegen Oesterreich; nach und nach beruhigten aber auch sie sich, und der Divan kam, nach einigem Hin- und Herverhandeln mit dem Hof zu Wien zu einer Verständigung, welche bereits am 7. Mai 1775 zur Unterzeichnung einer förmlichen Convention führte, wodurch Oesterreich einen vollständigen Sieg erlangte. Die von ihm besetzten Districte wurden ihm dadurch ungeschmälert überlassen, sowol nach Siebenbürgen, wie nach der Moldau und Walachei hin, jedoch unter der ausdrück-

lichen Bedingung, daß es auf dem abgetretenen Gebiet keine Festungen anlege. Bei der Grenzregulirung kam es dann freilich wie immer zu langwierigen Häkeleien, welche erst im nächsten Jahr durch zwei neue Verträge vom 12. Mai und 2. Juli vollends in Ordnung gebracht wurden.[137])

Während also auf diese Weise der österreichische Grenzstreit vorläufig zur Ausgleichung kam, hatten aber auch die Verhältnisse zwischen Rußland und der Pforte schon wieder einen sehr gespannten und zweifelhaften Charakter angenommen. Mit der Ratification des Friedens war im Grunde noch wenig gewonnen worden. Man hatte es damit kaum redlicher gemeint als mit der Unterzeichnung desselben. Die leidige Krimfrage war es, welche bei den endlosen Händeln, die wir hier nicht ins einzelne verfolgen wollen, jetzt in den Vordergrund trat. Man wußte nach allen Seiten hin sehr wohl, was an ihrer Lösung hing. Ueber jeden andern der streitigen Punkte wäre man am Ende leichter hinweggekommen.

Für Rußland aber war es damals schon feststehende Staatsmaxime geworden, daß die gänzliche Trennung (la séparation entière) der Tataren von der Pforte durch ihre Unabhängigkeitserklärung eigentlich der einzige reelle politische Vortheil sei, den man durch den letzten Krieg erlangt habe; man dürfe diesen daher auch unter keiner Bedingung wieder aufgeben und um seinetwillen selbst nicht vor einem Krieg zurückschrecken, so sehr man auch sonst Ursache habe, einen solchen zu vermeiden.[138]) Die Pforte dagegen bestand um so hartnäckiger darauf, ihre geistlichen Souveränetätsrechte in der Krim so weit

wie möglich auf das Gebiet der bürgerlichen und politischen Oberhoheit auszudehnen. Daher die ewigen offenen und versteckten Aufhetzereien von beiden Seiten. Es bildeten sich natürlich an Ort und Stelle sogleich zwei Parteien, eine Russische und eine Osmanische, welche sich mit der größten Erbitterung bekämpften.

Man kennt nun die Hauptphasen dieses Kampfs, welcher, wie die Dinge einmal lagen, zum Vortheil Rußlands ausschlagen mußte. Denn es hatte von Anfang an das materielle wie das moralische Uebergewicht in der Krim, das letztere vorzüglich auch dadurch, daß man es dort, wie in Polen mit einem demoralisirten Volk, mit einer unter sich zerfallenen und gänzlich herabgekommenen Dynastie, mit völlig zerrütteten politischen Verhältnissen zu thun hatte. Und materiell war Rußland der Sieg schon im voraus dadurch gesichert, daß es im Besitz von Kertsch, Jenikale und Kinburn war, und seine Truppen jeden Augenblick mit Leichtigkeit bis an die Linien von Perekop vorschieben mochte, während die Pforte lange Zeit brauchte, ehe sie nur ihrer Partei die verlangte bewaffnete Hülfe zuschicken konnte.

Der Hader begann damit, daß Rußland, nachdem es den gleich nach dem Frieden unter seinem Einfluß eingesetzten Khan Sahib-Girai wieder entfernt hatte, den ihm noch mehr ergebenen Schahin-Girai, den Khan der nach dem Kuban übersiedelten Tataren von Budschak, herbeizog, und zum Khan der Krim ernennen ließ, wogegen die Pforte den Dewlet-Girai als Gegenkhan ihrer Partei aufstellte und beschützte. Blutige Reibungen zwischen beiden Parteien waren davon die unvermeidliche Folge.

Während sich nun Schahin ganz in die Arme Rußlands warf, schickten Dewlet und seine Myrsen ihre Gesandten, die eigenen Brüder des Khans, nach Konstantinopel, um die Hülfe der Pforte gegen die Uebergriffe der Russen in Anspruch zu nehmen. Sie wollten, erklärten sie dem Divan geradezu, die Schande der ihnen aufgedrungenen Unabhängigkeit, d. h. die Abhängigkeit von Rußland, nicht auf sich nehmen; sie zögen es vor, wieder unter die Oberherrschaft der Hohen Pforte zurückzukehren, und seien entschlossen, so lange Krieg zu führen, bis den Russen Kertsch, Jenikale und Kinburn wieder abgenommen worden sei, und sollten sie auch sämmtlich dabei zu Grunde gehen.[139])

Man kam in Konstantinopel dadurch in nicht geringe Verlegenheit, und wußte anfangs nicht, wie man sich in der Sache verhalten solle. Auf der einen Seite existirte damals schon eine Partei im Divan, die gar nicht abgeneigt gewesen wäre, die Krim ohne weiteres Rußland zu überlassen, um sich dieser Last zu entledigen und dann desto freiere Hand gegen die gefährlichsten Feinde des Throns im Innern, die Janitscharen und die Ulema, zu gewinnen[140]); auf der andern wollte man, vorzüglich auch unter dem Einfluß der Aufhetzereien Oesterreichs und Frankreichs, welche darauf drangen, die Pforte dürfe Rußland in diesem Punkt nicht nachgeben, den Widerstand aufs äußerste zu treiben.

Das allerschlechteste System einer trostlosen Halbheit war davon die nächste Folge. Man nahm offen die Miene an, als wolle man sich mit den Tataren gar nicht mehr einlassen, und ermunterte sie unter der Hand zur verzweifeltsten Gegenwehr. Von Oesterreich nament-

lich wurde diese kritische Lage der Pforte mit vielem Geschick benutzt, um seine Zwecke an den Grenzen der Moldau zu erreichen. Herr von Thugut erklärte dem Reis-Efendi geradezu, daß bereits 60000 Mann in Ungarn bereit ständen, um in die Moldau einzurücken, wenn die Pforte nicht nachgeben werde, und als dann im Divan die Kriegspartei den Reis-Efendi wegen seiner zaghaften Politik gegen Oesterreich zur Rede setzte, rechtfertigte er sich damit, daß eben Rußland nichts sehnlicher wünsche, als die Pforte mit Oesterreich in einen Krieg verwickelt zu sehen. Denn dann würde sie gezwungen sein, den Frieden mit Rußland buchstäblich (à la lettre) zur Ausführung zu bringen. Krieg mit zwei Mächten zugleich könne sie in keinem Fall führen, aber Mittel, jenen Frieden zu umgehen, werde sie noch immer finden.[141])

Auch erklärte er gleich darauf dem russischen Gesandten, Herrn von Stakieff, es stehe dem Cabinet von St.-Petersburg sehr schlecht an (que la cour de Russie avait mauvaise grace), daß er durchaus auf der Vollziehung eines Friedens in allen seinen Punkten beharren wolle, den er nur dem augenfälligsten Glück (au bonheur le plus marqué) verdanke. Die übrigen Erbärmlichkeiten (misères) werden sich leicht ausgleichen lassen, wenn Rußland nur nicht auf der Unabhängigkeit der Tataren bestehen wolle. Warum solle man denn diesen Frieden so genau ausführen, da man sehr wohl wisse, daß Peter I. den Frieden am Pruth auch nicht so vollzogen habe, wie es seine Pflicht gewesen wäre?[142])

Während man sich aber in Konstantinopel, ungeachtet der warnenden Berichte des aus St.-Petersburg zu-

rückgekehrten Abdul-Kerim, welcher die Kriegsmacht Rußlands als sehr drohend schilderte, so mit leeren Verhandlungen hinhielt, schritt das Cabinet von St.-Petersburg zu entscheidenden Thaten. Es ließ seine Truppen von Kertsch aus bis vor Baktschi-Serai rücken, und besetzte zu Ende des Jahrs 1776 ohne weiteres Perekop. In einer sehr gemessenen Erklärung, welche die Kaiserin gleichzeitig durch ihren Gesandten in Konstantinopel dem Reis-Efendi zustellen ließ, suchte sie diesen Schritt dadurch zu rechtfertigen, daß sie alle Eingriffe, welche sich die Pforte seit dem Frieden in die Unabhängigkeit der Tataren erlaubt habe, aufzählte, und für sich die Nothwendigkeit in Anspruch nahm, Rußland in dieser Hinsicht mit derselben auf gleichen Fuß zu setzen (de remettre sa cour impériale dans l'égalité maintenant violée des conditions de la paix). Sie hege indeß keineswegs eine feindliche Absicht gegen die Pforte, sondern lade sie im Gegentheil ein, nur ihre Bevollmächtigten an den Marschall Rumänzow zu schicken, um mit ihm die streitigen Punkte zu berathen und zu definitiver Entscheidung zu bringen.

Der Reis-Efendi nahm diese Eröffnung sehr kalt (avec le plus grand sang-froid) auf, und erklärte, daß die Pforte überhaupt nicht begreife, was die Kaiserin mit Beschuldigungen wolle, die völlig ungegründet seien. Bevollmächtigte werde man in keinem Fall an Rumänzow schicken, solange er Perekop besetzt halte. Rußland scheine durch dieses Verfahren schon anzudeuten, daß es Krieg wolle; der verlangte osmanische Bevollmächtigte könne daher kein anderer sein, als ein Seraskier an der Spitze eines Heers, welches mindestens ebenso stark sei

als das des Marschalls Rumänzow. Dieser solle nur vorerst seine Truppen von Perekop zurückziehen, dann sei die Pforte gern bereit, die weitern Verhandlungen mit ihm, dem Gesandten, hier in Konstantinopel wieder-aufzunehmen.

Dasselbe wiederholte der Reis-Efendi hierauf noch in einer ausführlichen, gründlich motivirten schriftlichen Antwort, welche wenigstens so viel wirkte, daß sich das Cabinet von St.-Petersburg am Ende doch noch dazu bequemte, für die weitern Verhandlungen seinen Gesandten in Konstantinopel mit geeigneten Vollmachten zu versehen.[143]) Die Sache drehte sich nun zunächst darum, die rechten Mittel ausfindig zu machen, wodurch ein friedlicher Zustand herbeigeführt und die endliche Ausführung des Friedens gesichert werden könne. Das hielt aber um so schwerer, weil die Kriegspartei im Divan wieder entschieden die Oberhand erlangt hatte.

Der energische Großvezier Derendely-Mohammed, welcher zu Ende des Jahrs 1776 ans Ruder kam, war durchaus dafür, daß man die der Pforte durch den Frieden von Kutschuk-Kainardschi widerfahrene Schmach mit den Waffen in der Hand rächen müsse. Bereits in einem großen am 29. Dec. abgehaltnen Divan geriethen die Kriegs- und die Friedenspartei sehr hart aneinander.

Die Führer der letztern, die Unterhändler des Friedens, Resmi-Ahmed-Efendi, Ibrahim-Munib und der Kiaja Abdurrisak, der in der auswärtigen Politik der Pforte am besten unterrichtete und am klarsten sehende osmanische Staatsmann, welche darauf bestanden, daß man den einmal ratificirten Frieden auch ausführen

müsse, wurden von den Gegnern, dem Großvezier, dem Kapudanpascha Hassan und dem Janitscharenaga Gelbschnäbel (blanc-becs) und alte Schwätzer (vieux radoteurs) gescholten; und als sie bemerklich machten, daß man doch vor allem Geld und Truppen brauche, wenn man Krieg führen wolle, da fuhr sie der Großvezier an: er werde beides schaffen; Rußland sei noch viel weniger wie die Pforte im Stande, Krieg zu führen, das beweise schon die geringe Macht, womit es Perekop besetzt, während die Pforte drei Viertel der Tataren auf ihrer Seite habe; es würde folglich die schreiendste Undankbarkeit sein, wenn man sie nicht unterstützen wollte u. s. w. Da sollte man wenigstens, entgegneten die Friedensmänner, aus St.-Petersburg die Antwort auf die jüngste Entgegnung der Pforte abwarten. Dabei beruhigte man sich vorerst noch.[144])

Die Stimmung blieb indeß im allgemeinen überwiegend kriegerisch, und war unter dem Einfluß der Ereignisse in dieser Richtung in stets steigender Bewegung. Herr von Stakieff selbst fürchtete schon, daß er jeden Augenblick nach den Sieben Thürmen wandern müsse. Genug, man schwebte in einem höchst gespannten Zustand zwischen Krieg und Frieden hin und her, welcher sich unter dem peinlichsten Wechsel von Furcht und Hoffnung noch zwei volle Jahre hindurchzog. Man rüstete von beiden Seiten, hatte aber doch den Muth nicht, das Schwert wirklich zu ziehen.

Und ebenso kam man mit den fortgesetzten Verhandlungen, bei welchen anfangs noch Preußen die Hauptrolle als Vermittler spielte, durchaus zu keinem entscheidenden Resultat. Denn sie kehrten in einem falschen

Kreis, aus welchem man sich nicht erlösen konnte, immer wieder auf dieselben Punkte zurück. Wie hätte es auch anders sein können, da man es von keiner Seite redlich und aufrichtig meinte, und beide Theile durch geschicktes Hinhalten am Ende doch noch ihre Zwecke zu erreichen hofften!

Indeß behauptete jedoch die Macht der Ereignisse ihr Recht. Sie trieb mit Gewalt zur Entscheidung. Denn die Verhältnisse in der Krim wurden mit jedem Tag brennender. Dewlet-Girai mußte das Feld räumen, und Schahin blieb, von dem größten Theil der Tataren förmlich anerkannt, unter Rußlands Schutz Herr des Landes.[145]) Während nun die vertriebene Partei in Konstantinopel vergeblich Hülfe suchte, setzte sich Rußland an Ort und Stelle immer fester. Schon im September berichteten die aus der Krim zurückkehrenden osmanischen Kundschafter, daß die Streitkräfte, welche Rußland dort zusammengezogen habe, so furchtbar seien, daß die ganze bewaffnete Macht des Sultans nicht mehr im Stande sein würde, sie von dort zu vertreiben. Zu einem freiwilligen Rückzug seiner Truppen, den die Pforte verlangte, wollte sich aber Rußland nicht eher verstehen, als bis dieselbe Schahin als rechtmäßigen Khan anerkannt, was sie aber ihrerseits standhaft und hartnäckig verweigerte.

Vergeblich bemühte sich Herr von Gaffron, im Auftrag König Friedrich's II., noch in einer langen geheimen Conferenz in der Nacht vom 21. zum 22. Oct. den Reis-Efendi zu überzeugen, daß es der Pforte nur zum Vortheil gereichen werde, wenn sie den weisen und wohlgemeinten Rathschlägen des Königs folgen und den Zorn

der Kaiserin durch rechtzeitige Nachgiebigkeit besänftigen wolle, ehe sie sich nothgedrungen zum Aeußersten entschließen dürfte.

Aber selbst vor diesem Aeußersten, einem abermaligen Krieg mit Rußland, erklärte hierauf der Reis-Efendi dem russischen Dragoman, werde man jetzt nicht zurückschrecken. Denn das Verhältniß sei ein ganz anderes als in dem letzten Krieg. Damals habe Gott die Pforte für ihre Sünden heimsuchen wollen, und deshalb sei man unterlegen; jetzt dagegen, wo man reines Herzens sei, könne man sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache verlassen. Wie sei es möglich, daß man da auch nur eine einzige Schlacht verlieren sollte? [146])

Ein Bruch schien mithin kaum mehr vermeidlich, als es zu Anfang November in der Nähe von Koslidsche zu einem förmlichen Aufstand der Tataren gegen die Anmaßungen der Russen kam. Der dort befehligende russische General, Fürst Prosorowsky, wollte in Gegenwart Schahin-Girai's ein Corps von 500 Tataren nach russischer Weise einexerciren und ihm sogar russische Uniformen aufdrängen. Das empörte sie aber so, daß sie auf der Stelle gegen den Khan und den General Feuer gaben. Ein in Bereitschaft gehaltenes Corps Russen erstickte indeß die Meuterei sogleich im Entstehen. Die 16000 Mann starken Rebellen wurden von allen Seiten eingeschlossen und etwa vierzig der Rädelsführer ohne weiteres aufgeknüpft, während man den Rest nach allen Gegenden hin zerstreute. Schahin übergab hierauf dem russischen General sofort die absolute Gewalt, die russischen Besatzungen in allen Küstenplätzen, wo eine Landung der Osmanen zu besorgen war, wurden bedeutend

verstärkt, und ein Corps von 20000 Russen stand bei Taman für alle Fälle bereit.[147])

Die nächste Folge davon war, daß man in einem großen Divan zu Konstantinopel am 3. Dec. von Herrn von Stakieff eine kategorische Erklärung darüber verlangte, ob Rußland seine Truppen aus der Krim zurückziehen wolle oder nicht? Im letztern Fall werde im Januar des nächsten Jahrs die Kriegserklärung unwiderruflich erfolgen. Und allerdings schien man die Sache dieses mal ernstlich zu meinen. Wenigstens wurden die Rüstungen im ausgedehntesten Maß betrieben. An den Zelten des Großveziers wurde schon Tag und Nacht gearbeitet, und zu ihrer Herstellung allein die Summe von 320000 Piastern bestimmt.

Im Lauf des Frühjahrs und des Sommers 1778, wo sich die Verhandlungen immer wieder um die zwei Punkte drehten: Rückzug der russischen Truppen auf der einen und Anerkennung Schahin's auf der andern Seite, machte sich indeß eine bedeutende Umwandelung der Stimmung zu Gunsten des Friedens bemerklich. Man wollte in keinem Fall der angreifende Theil sein. Die Kriegserklärung wurde also noch verschoben und die Paschas an den Grenzen erhielten die gemessensten Befehle, sich aller Feindseligkeiten gegen Rußland zu enthalten. Auch wurden Herrn von Stakieff seine Pässe, welche er zu Ende Juli verlangte, verweigert, eben weil seine Abreise in diesem kritischen Moment leicht als eine Kriegserklärung gelten könne.

Gleichwol blieben die Verhältnisse noch immer so gespannt, daß sie auch die Thätigkeit der übrigen Mächte noch in hohem Grad in Anspruch nahmen. Nachdem

Preußen, jetzt vorzüglich auch durch den Baierischen Erbfolgestreit in Anspruch genommen, sich vergeblich bemüht hatte, die Pforte zur Nachgiebigkeit zu bewegen, war es jetzt Frankreich, welches die Rolle des Vermittlers mit ebenso viel Eifer als Erfolg übernahm. Das Cabinet von Versailles scheint nämlich gefürchtet zu haben, daß Rußland, wenn es etwa in einem siegreichen Kampf das Osmanische Reich vollends vernichtet haben würde, leicht auf den Gedanken kommen könnte, England in seinem Krieg gegen Frankreich zu unterstützen.

Bereits im August ließ es daher der Pforte in einer scharf motivirten Denkschrift die Vermittelung anbieten. Sie wurde aber jetzt von derselben um so lieber angenommen, weil die Aussichten auf glückliche Erfolge in dem bevorstehenden Krieg schon gar sehr getrübt worden waren. Die Truppen standen an den Grenzen allerdings zum Aufbruch bereit, und auch der Kapudan-Pascha war schon im Juni mit seiner Flotte nach dem Schwarzen Meer ausgelaufen, nicht aber um die Feindseligkeiten zu beginnen, sondern um mit den in der Krim befehligenden russischen Generalen in Unterhandlung zu treten, wozu er mit den ausgedehntesten Vollmachten versehen war.

Auch ihm hatte man es zur ausdrücklichen Pflicht gemacht, den ersten Schlag so viel wie möglich zu vermeiden (de se garder autant que possible de frapper le premier coup). Es kam aber weder zum Schlagen noch zum Unterhandeln mit ihm. Als er dem General Suwarow, dem später bei Kinburn und in der Schweiz so berühmt gewordenen Helden, welcher damals die russischen Truppen in der Krim befehligte, wissen ließ, er

komme mit seiner Flotte um sich mit ihm auf gleichen Fuß zu setzen und wegen der Beilegung des schwebenden Streits zu verständigen, ließ ihm dieser kurz und kalt antworten: „er sei nur hier, um die Unabhängigkeit der Krim und ihres rechtmäßigen Khans Schahin-Girai zu vertheidigen. Unterhandeln können nur die, welche sein Hof damit beauftragt habe, der Gesandte in Konstantinopel und Marschall Rumänzow. Er sei Soldat und könne nur seine Kanonenkugeln gegen die spielen lassen, welche ihn wider Willen zu Unterhandlungen zwingen wollten". [148])

Zu einem solchen Spiel hatte jedoch der Kapudan-Pascha weder Lust noch Mittel. Denn kaum hatte er mit seinen Schiffen Sinope erreicht, als die damals grassirende Pest und eine entsetzliche Hungersnoth in ihrem Gefolge unter der Bemannung derselben so furchtbare Verheerungen anrichtete, daß sie in wenigen Wochen von 50000 bis auf 15000 Köpfe zusammenschmolz, und er sich genöthigt sah, bereits im September unverrichteter Sache wieder nach Konstantinopel zurückzukehren. Und in gleichem Verhältniß war auch das Landheer von dieser vernichtenden Seuche heimgesucht worden. [149])

Der französische Gesandte, Herr von St.-Priest, wußte diese Bedrängniß der Pforte vortrefflich für seine Zwecke zu benutzen. Er setzte es durch, daß der Divan nicht nur die Abfahrt der vier noch in dem Hafen von Konstantinopel liegenden russischen Kauffahrteischiffe nach dem Schwarzen Meer, welche Stakieff achtzehn Monate lang vergeblich nachgesucht hatte, endlich gestattete, sondern auch die noch gefangen gehaltenen Gesandten Schahin-Girai's freigab. Dann betrieb er, vorzüglich auch

auf den guten Willen und die Hülfe der Cabinete von St.-Petersburg und Berlin gestützt, die förmliche Erneuerung des Friedens zwischen Rußland und der Pforte mit so viel Eifer und Umsicht, daß er, ungeachtet des sehr kriegerischen Tons, welchen der Divan noch im Januar gegen Stakieff und in einem an die fremden Gesandten erlassenen Manifest (vom 29. Jan. 1779) anschlug, doch endlich am 21. März 1779 die Unterzeichnung einer erläuternden Convention zu Stande brachte, welche alle vom Frieden von Kutschuk-Kainardschi her noch streitigen Punkte definitiv regeln und zur Ausführung bringen sollte.[150])

Ihr zufolge erkennt die Pforte die Unabhängigkeit der Tataren und Schahin-Ghirai als ihren rechtmäßigen Khan, mit allen bürgerlichen und politischen Souveränetätsrechten, vorbehaltlich der geistlichen Oberhoheit des Sultans als Khalifen, an, und weigert sich niemals, ihm als solchen die Bestätigung in der für alle Zeiten festgesetzten Form zu ertheilen. Dagegen verpflichtet sich Rußland, alle seine Truppen aus der Krim und von Taman innerhalb dreier Monate und zwanzig Tagen zurückzuziehen. Die freie Schiffahrt aus dem Schwarzen nach dem Weißen Meer wurde russischen Kauffahrern unter der Bedingung gestattet, daß dieselben in Umfang, Bauart und Ausrüstung genau denen der beiden am meisten begünstigten Nationen, der Franzosen und Engländer, gleich sein sollten. Und endlich wurden auch noch die Rechte und Privilegien der Donaufürstenthümer und der Bewohner der Halbinsel Morea, namentlich im Betreff der Zurückgabe der ihnen während des letzten Kriegs unrechtmäßigerweise entzogenen Güter und ihrer

Religionsverhältnisse, besonders wahrgenommen und bestätigt.

Die Friedenspartei, an ihrer Spitze der Reis-Efendi Abdurrisak, dessen Einsicht und Entschlossenheit man vor allem das Zustandekommen dieses Vergleichs verdankte, hatte freilich auch nach demselben noch einen schweren Stand. Die Ulema schrien abermals in den Straßen von Konstantinopel laut gegen den Sultan und seine schlechten Rathgeber, welche so ganze Länder den Feinden des Reichs preisgeben. Wie lange, hieß es unter anderm, wird der Großherr dieses verrätherische Spiel noch treiben? Und wer wird, wenn er stirbt, das Reich vor dem es vollends zerfleischenden Zahn des Wolfs (le tranchant dent du loup) bewahren? Etwa sein Bruder Selim, welcher von der fallenden Sucht heimgesucht ist, oder sein Sohn, der noch in der Wiege liegt, und wenn er nicht besser regiert, auch dort verbleiben sollte? Der erste beste Myrsa der Tataren, deren Tausende vertrieben in Rumelien weilen, könne sich des Throns bemächtigen. Er solle nur kommen, man werde ihn mit Freuden empfangen.

Dagegen nahm nun auch Schahin-Ghirai, als unabhängiger Khan unter dem Schutz Rußlands, sogleich einen sehr hohen Ton gegen die Pforte an: es sei ihm sehr gleichgültig, ob sie ihm den Kaftan, das Zeichen der Anerkennung, zuschicken wolle oder nicht. Sie werde es ihm nicht verargen, daß er sich, von einheimischen Feinden umlauert, zu seiner Sicherheit (pour conserver sa vie) eine Leibwache aus Fremden errichte, welche nicht unter 12000 Mann stark sein dürfe.[151])

Und meint man nun wol, Rußland werde die feste

Stellung, welche es durch die anerkannte Unabhängigkeit seines Khans in der Krim gewonnen hatte, so leichten Kaufs wiederaufgegeben haben? Wenn es auch seine Truppen zum Theil von der Halbinsel zurückzog, so hatte es doch in der meistens aus Russen bestehenden Leibwache des durch seine Unabhängigkeit in die Fesseln der Kaiserin geschlagenen Khans beständig ein bequemes Mittel in den Händen, dort seine Macht zu behaupten und zu erweitern. Und daß dafür gesorgt war, in der Nähe so viel Streitkräfte in Bereitschaft zu halten, als nöthig sein mochten, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit der Scheinherrschaft des Khans vollends ein schnelles Ende zu machen, und jeden etwaigen Widerstand der Pforte dagegen zu neutralisiren, versteht sich von selbst.

Auch war es für die Politik, welche jetzt das Cabinet von St.-Petersburg dort befolgen wollte, gewiß bezeichnend genug, daß es auf die Tripelallianz mit Preußen und der Pforte, für welche es König Friedrich der Große gegen Oesterreich zu gewinnen sehr eifrig bemüht war, nicht einging. Denn so wie der König schon früher einmal, im Jahr 1777, den Gedanken gefaßt hatte, Oesterreich in seinen herrschsüchtigen Erweiterungsplanen auf Kosten des Osmanischen Reichs dadurch aufzuhalten, daß man es genöthigt hätte, eine Garantie der Staaten der Pforte zu übernehmen, so wäre ja Rußland bei seinen weitgreifenden Absichten auf die Krim und das Osmanische Reich nichts mehr hinderlich gewesen, als eine solche Tripelallianz.[152]) Waren auch diese Absichten noch keineswegs bestimmt ausgebildet und zu feststehenden Entschlüssen gediehen, so wollte man sich

doch nach dieser Seite hin für alle Fälle freie Hand bewahren. Der Plan der Tripelallianz, welcher in Konstantinopel an dem Reis-Efendi Abdurrisak einen warmen Fürsprecher gefunden hatte, aber nach der ehrenvollen Entfernung desselben — er wurde zu Ende des Jahrs 1779 als Pascha von drei Roßschweifen zum Statthalter von Aidin ernannt — gänzlich aufgegeben wurde, fiel also, und Rußland verfolgte seine Plane mit desto größerer Freiheit und Sicherheit.[153])

Die Verhältnisse in der Krim kamen ihm dabei wunderbar zu Hülfe. Schahin-Ghirai war freilich keineswegs ein so reformatorisches Genie, daß er, wie der in einer geheimen Mission nach der Krim geschickte preußischen General, Herr von Cocceji, behaupten wollte, im Stande gewesen wäre, ein abergläubisches und umherschweifendes Volk schnell in eine betriebsame und civilisirte Nation umzuwandeln.[154]) Aber er war doch ein Fürst, der noch Eitelkeit und Selbstgefühl genug besaß, um die ihm von zwei Mächten gewährleistete Unabhängigkeit nun auch auf seine Weise geltend zu machen. Während er sich daher gegen den Hof von St.-Petersburg in tiefster Unterwürfigkeit beugte, schaltete und waltete er in seinem Land als unumschränkter Selbstherrscher. Er fing an sich eine eigene stehende Armee zu bilden, schlug Münzen mit seinem Bildniß, belastete das Land mit schweren Steuern, und kam selbst auf den Gedanken, sich eine eigene Marine zu schaffen. Dies alles war aber gegen den Geist und die Sitte seines Volks.

Die Pforte benutzte dies, nicht nur die Gährung im Land zu unterhalten, sondern auch die eigenen Brüder

des Khans, welche bei den Tataren des Kuban verweilten, gegen ihn aufzuhetzen. Der älteste von ihnen, Selim, landete im Jahr 1782 in der Krim, um Schahin zu vertreiben. Dieser Bruderkrieg gab aber Rußland nur die erwünschte Gelegenheit, sich vollends in den Besitz des gänzlich zerrütteten Landes zu setzen. Ehe es die Pforte hindern konnte, rückten russische Truppen in die Halbinsel ein, und unter dem Vorwand, daß es gar nicht möglich sei, die Ruhe dort auf andere Weise wiederherzustellen und zu erhalten, erklärte die Kaiserin im April 1783 die ganze Krim ohne weiteres zu russischem Besitzthum.

Der arme Khan mußte ihr nothgedrungen seine Rechte gegen die Zusage einer jährlichen Pension von 80000 Rubeln abtreten, während seine Brüder mit einer gleichen von je 8000 Rubeln abgefunden wurden. Der unglückliche Schahin, welcher sich nach Kaluga zurückgezogen hatte, blieb aber nicht einmal im Genuß dieser Wohlthat. Nach einigen Jahren verweigerte man ihm das ausgesetzte Jahrgeld. Voll Verzweiflung warf er sich nun in die Arme seiner erbittertsten Feinde. Er sprach, thöricht genug, die Gnade der Pforte an. Sie wurde ihm insoweit gewährt, daß man ihm die Rückkehr nach Konstantinopel gestattete. Kaum war er aber dort angelangt, als man ihn nach Rhodus in die Verbannung schickte, wo er kurz darauf im Jahr 1787 ohne weitern Proceß hingerichtet wurde.

Das war gleichsam die letzte ohnmächtige Rache, welche die Pforte für den Verlust der Krim zu nehmen vermochte. Denn zu schwach, Rußland zur Zeit der Besitznahme der Halbinsel sogleich mit den Waffen in

der Hand entgegenzutreten, bequemte sie sich nicht nur dazu, demselben durch einem am 21. Juni 1783 zu Konstantinopel unterzeichneten Handelsvertrag alle die Vortheile zuzugestehen, welche ihm seine erweiterte Handelsmacht und die Gleichstellung mit den übrigen Großmächten in dieser Beziehung nur wünschenswerth machten, sondern sie erkannte auch nach einigen nutzlosen Verhandlungen durch den am 8. Jan. 1784 zu Konstantinopel abgeschlossenen Friedensvertrag die Herrschaft Rußlands in der Krim als rechtlich begründet förmlich und vollständig an. [155])

Wird man allerdings versucht, in diesem Punkt die Schwäche der Pforte als hinlänglichen Erklärungs- und Entschuldigungsgrund gelten zu lassen, so kann man sich auf der andern Seite dagegen kaum des Erstaunens darüber erwehren, daß die übrigen Großmächte, vor denen die Kaiserin ihr Verfahren in einer besondern Erklärung vom 8. April zu rechtfertigen suchte, dies alles nicht nur ruhig geschehen ließen, sondern hinterher auch noch triftige Gründe für ihre verhängnißvolle Unthätigkeit vorzubringen wußten.

Noch im Jahr 1787 gestand Kaiser Joseph II. dem Grafen von Ségur, damaligem Gesandten Frankreichs in St.-Petersburg, ganz offen ein, daß die Besitznahme der Krim durch Rußland für ihn gar keine Unannehmlichkeit (nul inconvenient) gehabt habe. Sie habe ihm im Gegentheil noch unendliche Vortheile (d'immenses avantages) gebracht. Denn indem sie die Türken überhaupt zu einem friedlichern Verhalten genöthigt habe, seien vor allem seine, des Kaisers, Staaten vor ihren Angriffen um so mehr gesichert gewesen, je natürlicher

und größer ihre Furcht sei, daß sie von den Russen von der Krim aus im Rücken angegriffen werden möchten. Und dann sei für ihn daraus noch der sehr erhebliche Vortheil erwachsen, daß der Hof von St.-Petersburg dem von Berlin abwendig gemacht und diesem mithin ein mächtiger Bundesgenosse entzogen worden sei.

Frankreich, meinte dagegen Ségur, habe nicht nur die Sache ruhig geschehen lassen, sondern auch den Türken gerathen, Rußland die Krim abzutreten, weil Ludwig XVI. geglaubt habe, dadurch der Ruhe und den politischen Interesse seines Schwagers und Bundesgenossen förderlich zu sein.[156])

England, ohnehin mit den Nachwehen seiner amerikanischen Händel und des Kriegs mit Frankreich noch zu sehr beschäftigt, ließ sich auch jetzt wieder in seiner orientalischen Politik durch seine Handelsinteressen bestimmen. Es war durchaus nicht gesonnen, durch unzeitigen und nutzlosen Widerstand gegen die Fortschritte Rußlands nach dem Orient hin jetzt seinen höchst bedeutenden Handel im russischen Reich auf das Spiel zu setzen. Die englische Kaufmannschaft in St.-Petersburg (la ligne anglaise) war allein eine ansehnliche Handelsmacht, und jahraus jahrein sah man an zweitausend englische Kauffahrer in den russischen Häfen ein- und auslaufen, während der französische Handel mit Rußland deren kaum zwanzig zählte. Es war daher gewiß kein Wunder, daß England die Rußland mit dem Besitz der Krim zugefallene Herrschaft über das Schwarze Meer eher als ein Mittel betrachtete und benutzen wollte, auch seinen ohnehin sehr gesunkenen Levantehandel wieder etwas zu heben. Auch stellte ihm ja der bereits am 22. Febr.

1784 erlassene Ukas der Kaiserin, wodurch dem fremden Handel namentlich die beiden wichtigen Hafenplätze Sewastopol und Theodosia (Kaffa) eröffnet wurden, in dieser Beziehung alle nur möglichen Freiheiten und Vortheile in Aussicht. [157])

Und wie hätte endlich Preußen den Absichten Rußlands zu einer Zeit entgegentreten sollen, wo die Erhaltung des Bündnisses mit dieser Macht, worüber Friedrich der Große mit so unausgesetzter Sorgfalt wachte, noch zu seinem politischen System gehörte, obgleich es durch die offenkundige Hinneigung der Kaiserin zu Oesterreich schon tief erschüttert war?

Hier stehen wir nun allerdings an einem der bedeutendsten Wendepunkte der orientalischen Politik Europas, soweit sie namentlich die veränderte Parteistellung der Großmächte in diesen weltgeschichtlichen Verhältnissen betrifft. Hatte sich der aufstrebende, in solche Bahnen hineingetriebene Ehrgeiz Kaiser Joseph's II. verleiten lassen, den verlockenden Anerbietungen der Kaiserin Katharina, sich mit ihr zur endlichen Vernichtung der osmanischen Macht in Europa zu vereinigen, zu bereitwillig Gehör zu geben, so war dagegen nun Frankreich desto eifriger bemüht, diesem die Ruhe und das Gleichgewicht Europas bedrohenden unnatürlichen Bund dadurch auf wirksame Weise entgegenzutreten, daß es seine alte Verbindung mit dem Haus Oesterreich aufgeben und dagegen vor allem Preußen für die Erhaltung des Osmanischen Reichs in sein Interesse ziehen wollte.

Die Seele der damaligen orientalischen Politik des Cabinets von Versailles war derselbe Graf von Vergennes, welchen wir früher schon als Gesandten bei der

Pforte kennen gelernt haben, und der jetzt als Minister der auswärtigen Angelegenheiten berufen war, Frankreichs politische Geschicke wahrzunehmen und zu leiten. Er gab sich unendliche Mühe, Ludwig XVI., unter anderm in einer ihm zu diesem Zweck vorgelegten ausführlichen Denkschrift, von der Nothwendigkeit dieser Aenderung des Systems zu überzeugen, und der König ging auch soweit darauf ein, daß er zu deren Verwirklichung, wenigstens versuchsweise, seine Zustimmung gab. [158])

Je mehr man jedoch die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten zu würdigen wußte, desto vorsichtiger mußte man zu Werke gehen. Daher bekamen die Schritte, welche man in dieser Richtung that, vom Anfang an einen etwas unentschiedenen, zaghaften und zweideutigen Charakter, welcher am Ende nur wieder zum Vortheil Rußlands ausschlagen mußte.

So wie die Kaiserin gesonnen war, sich eigentlich nur so weit mit Oesterreich einzulassen, als sie es zum Mittel der Erreichung ihrer Zwecke gebrauchen zu können glaubte, und folglich die russische Politik in dieser Richtung gleichfalls etwas Schwankendes und Unentschiedenes bekam, so wollte sich auch Vergennes für alle Fälle nach beiden Seiten hin decken. Er wollte nicht geradezu mit Oesterreich brechen und doch Preußen für seine Zwecke gewinnen, der beste Weg, dort das bisher genossene Vertrauen zu verscherzen, hier gerechtes Mistrauen zu erwecken und am Ende das Ziel gänzlich zu verfehlen.

Friedrich der Große kam dadurch in den letzten Jahren seines Lebens mit seiner orientalischen Politik in eine ziemlich kritische und unangenehme Lage. Er hätte wol gern dem Drängen des Cabinets von Versailles

nachgegeben, konnte aber zu dessen Vorschlägen doch nicht so viel Vertrauen gewinnen, daß er sich entschlossen hätte, mit Rußland offen und gänzlich zu brechen. Dieser vorsichtigen Politik des großen Königs mußte selbst sein Geschäftsträger zu Konstantinopel, Herr von Gaffron, zum Opfer fallen.

Er wurde im Jahr 1784 vorzüglich aus dem Grund abberufen, daß die Kaiserin sich darüber beschwert hatte, er sei ihren Zwecken bei der Pforte, namentlich in Betreff der Besitznahme der Krim, im geheimen hindernd entgegengetreten. Und allerdings gingen die geheimsten Instructionen des Königs mit darauf hinaus. Das Verbrechen des Geschäftsträgers bestand nur darin, daß er sie nicht geschickt genug gebraucht und die Unvorsichtigkeit begangen hatte, der Pforte in einer besondern Denkschrift die Abtretung der Krim an Rußland zu widerrathen. Unglücklicherweise wurde diese durch die Verrätherei eines treulosen Dolmetschers in die Hände des russischen Gesandten gespielt, welcher sich natürlich beeilte, sie der Kaiserin zu überschicken. Um nun dieser Genugthuung zu verschaffen, wurde dem armen Gaffron nach seiner Rückkehr der Proceß gemacht, der ihn auf unbestimmte Zeit in den Festungsarrest nach Spandau führte. Nach Jahresfrist wurde er zwar wieder aus demselben, zugleich aber auch mit schmaler Pension aus dem Staatsdienst entlassen.

Nach solchen Vorgängen war freilich von den Bemühungen Frankreichs am Hof zu Berlin um so weniger mehr etwas zu erwarten, da sich das Cabinet von Versailles eben nicht dazu verstehen wollte, offen mit Wien zu brechen. Darum war es jedoch Friedrich II., wenn

auch er sich zu entschiedenen Schritten entschließen sollte, vor allem zu thun. [159])

Genug, die Lage blieb nach allen Seiten hin eine höchst gespannte, aber zugleich auch noch eine höchst zweifelhafte und unentschiedene. Als Vergennes Graf Ségur im Jahr 1784 als Gesandten nach St.-Petersburg schickte (er traf dort im Mai 1785 ein), konnte er ihm in dieser Hinsicht keine andere Instruction ertheilen, als daß er, da der Umsturz der osmanischen Macht und die Wiederherstellung des griechischen Kaiserreichs der Hauptzweck der Politik der Kaiserin zu sein scheine, alle nur irgend geeignete Mittel anwenden möge, den russischen Ministern klar zu machen, daß dieser kolossalen Unternehmung von seiten der europäischen Großmächte unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt werden würden. [160])

Es kam also jetzt vor allem darauf an, eine tiefere Einsicht darein zu gewinnen, wie es eigentlich um dieses vielbesprochene und so sehr gefürchtete sogenannte „Griechenproject" stehe und wie weit die zu seiner Verwirklichung entworfenen Plane der Kaiserin dem Ziel ihrer Ausführung näher gerückt seien?

Sie hatte dieselben sicherlich nie ganz aus den Augen verloren. Sie gefiel sich noch immer gar sehr darin, ihre Phantasie in eine Zukunft schweifen zu lassen, welche in dieser Richtung ihrer Ruhmsucht die glänzendste Genugthuung zu versprechen schien. Und gewiß fehlte es nicht an Leuten, welche sie darin auf jede Weise zu bestärken suchten. Wie reizend schilderte ihr nicht z. B. Choiseul-Gouffier, der nachherige französische Gesandte zu Konstantinopel, schon vor der Besitznahme der Krim

den unsterblichen Ruhm der Wiederherstellung eines unabhängigen befreiten Griechenland![161])

Man hat aber, sollten wir meinen, vielleicht doch auf die griechische Ammenmilch, womit der zum künftigen Kaiser von Konstantinopel bestimmte Großfürst Konstantin genährt werden sollte, auf seine griechischen Gespielen und die bekannte Inschrift am Thor zu Cherson: „Hier führt der Weg nach Konstantinopel!" zu großes Gewicht gelegt. Mit dergleichen Spielereien macht man keine Politik, zerstört man keine Staaten, erobert man keine Länder.

Die einsichtsvollsten Männer im Rath der Kaiserin sahen die Dinge auch jetzt wieder weit ruhiger und kälter an. Man wußte namentlich in St.-Petersburg so gut wie in Konstantinopel, daß der unglückliche Ausgang der letzten Schilderhebung die Sympathien der in ihren Hoffnungen stark betrogenen Griechen für Rußland gar sehr abgekühlt hatte. Die Inselgriechen hatten laut erklärt, daß das Joch der osmanischen Sklaverei weit erträglicher sei, als die ihnen aufgedrungene russische sogenannte Freiheit. Und als sich zu Anfang des Jahrs 1777 das Gerücht verbreitet hatte, Rußland sei abermals im Begriff, eine Flotte nach dem Archipel zu schicken, behauptete der Großvezier Derendely im versammelten Divan geradezu, er fürchte sie nicht, selbst wenn Spanien und Frankreich ihr die Durchfahrt durch die Meerenge von Gibraltar gestatten sollten. Denn die Griechen würden ihre Bemannung dieses mal eher Hungers sterben lassen und lieber ihre Häuser in Brand stecken und davonlaufen, als ihr auch nur ein Stück Brot geben; so seien sie noch über die Undankbarkeit Rußlands empört; ja er

wolle sich, wenn ihn seine Religion nicht daran hinderte, anheischig machen, aus diesen Griechen ein eigenes Armeecorps zu bilden, welches sich, um sich zu rächen, ebenso tapfer gegen die Russen schlagen würde wie die Türken selbst. [162])

Daß aber die Art, wie Rußland seine neuen Unterthanen in der Krim behandelte, nicht eben geeignet war, bei den Griechen die Sehnsucht nach gleicher Glückseligkeit zu erwecken, bedarf wol des Beweises nicht. Gleich bei der Besitznahme der Halbinsel war jeder Widerstand auf so entsetzliche Weise geahndet worden, daß selbst der noch menschlich gesinnte Fürst Prosorowsky sich weigerte, dazu die Hand zu bieten. Aber die Generale Suwarow und Paul Potemkin schreckten nicht davor zurück, durch die Niedermetzelung von 30000 Tataren, Männern, Weibern und Kindern, ihrem Ruhm dort ein blutiges Denkmal zu setzen. Dann wurde das ganze Land, zur russischen Provinz erklärt, mit Verachtung aller Sitte und Gewohnheit der Eingeborenen nach russischer Weise eingerichtet, regiert und geknechtet. Viele tausende Tataren wurden mit Gewalt hinweggeschleppt und durch ebenso gewaltsam herbeigezogene neue Ansiedler, namentlich Griechen und Asiaten, ersetzt, die aber dort unter hartem Druck und der Last der Steuern auch nicht heimisch werden konnten. Eine furchtbare Entvölkerung des fast in eine Wüste verwandelten Landes war davon die nothwendige Folge. Hatte dasselbe ehemals noch mindestens 50000 wohlgerüstete Reiter ins Feld zu stellen vermocht, so zählte man dagegen schon im zweiten Jahr der russischen Herrschaft kaum noch 17000 waffenfähige Leute in der Halbinsel. [163])

Außer Potemkin, dem Taurier, dem allmächtigen Günstling der Kaiserin, welcher die hier geschlagenen Wunden mit dem trügerischen Schein von Wohlstand und Zufriedenheit zu bedecken suchte, glaubte kein einziger Minister derselben an die Möglichkeit der Wiederherstellung eines griechischen Kaiserreichs. Sie erkannten im Gegentheil sämmtlich die Schwierigkeiten und die Gefahren eines so abenteuerlichen Unternehmens; sie hatten nur nicht den Muth, durch offene Darlegung derselben die Eitelkeit der Kaiserin zu verletzen und ihre Gunst zu verscherzen.

Und selbst Potemkin schwankte in seinen Ansichten und Entschlüssen ohne feststehenden Plan noch hin und her, ob man ihm gleich für seine Person sehr weitgehende Gelüste zuschreiben wollte. Bald erklärte er die Plane, welche man Rußland in Betreff der Wiederherstellung des griechischen Kaiserthrons zu Gunsten des Großfürsten Konstantin unterschieben wolle, für reine Chimäre; bald hielt er es für ein höchst verdienstliches und nothwendiges Werk, die Osmanen, diese Pest der Menschheit, aus Europa hinauszuwerfen. Dazu, meinte er halb im Ernst und halb im Scherz, werde ihm selbst Frankreich hülfreiche Hand zu leisten nicht anstehen, wenn man ihm dafür z. B. Candia und Aegypten überlassen würde. 164)

In dieser Hinsicht war die Kaiserin mit ihm gleichen Sinns. Auch sie betrachtete die Vernichtung der osmanischen Macht als eine sehr rühmliche That, sie verkannte aber in ruhigern Momenten auch die bedeutenden Schwierigkeiten nicht, von welchen ihre Ausführung umgeben sei. Sie fürchtete vorzüglich den Widerstand der gegen sie vereinigten Mächte, namentlich Preußens, Schwedens

Frankreichs und selbst Englands. Noch am 1. Febr. 1788, beim Ausbruch ihres zweiten Türkenkriegs, schrieb sie in diesem Sinn an Zimmermann:

„Ein Theil Europas gibt sich viele Mühe, die Nachricht zu verbreiten, daß ich im Begriff stehe, das türkische Reich umzustürzen. Ich hätte wol Lust diese Leute zu fragen: Haltet ihr dies für möglich? Ein so ungeheures Reich mit einer zahllosen Bevölkerung, für welches sich so viele Cabinete in Europa interessiren, kann man nicht in ein paar Feldzügen umstürzen, das werden Sie selbst zugeben.“ Und in Bezug auf Griechenland äußerte sie etwas später, unter dem 20. Juli 1789: „Ich habe niemals den Gedanken gehabt, Kaiserin der Griechen oder Griechenlands zu werden; ich weiß mir sehr wohl Grenzen zu stecken. Aber ich wünsche, daß die Griechen unter einem christlichen Fürsten ihres Glaubens frei und glücklich werden und aufhören mögen, unter einem entsetzlichen und unmenschlichen Joch zu seufzen.“ [165])

Auf der andern Seite mußte sich aber auch Ségur über den Schutz und die Unterweisung, welche Frankreich den Türken angedeihen lasse, manche Sarkasmen gefallen lassen. „Ihr wollt nicht“, bemerkte ihm die Kaiserin einmal mit jenem Lächeln, womit sie nicht selten sehr ernst gemeinte Wahrheiten zu maskiren wußte, „daß ich Eure Schoskinder, die Türken, aus meiner Nachbarschaft verjage? Ihr habt da in Wahrheit sehr hübsche Zöglinge; solche Schüler machen euch alle Ehre. Wenn ihr aber dergleichen Nachbarn in Piemont oder in Spanien hättet, welche euch alle Jahre die Pest und Hungersnoth brächten, etwa 20000 Menschen tödteten oder hinweg-

schleppten, würdet ihr es dann schön finden, daß ich sie unter meinen Schutz nähme? Ich glaube, daß ihr mich dann sicherlich als Barbaren behandeln würdet.“ [166])

Ségur wußte sich dagegen eben nicht besser zu decken, als durch das offene Geständniß, daß Frankreich, je eifriger es früher die Interessen Rußlands gegen die Pforte in Schutz genommen, jetzt desto mehr entschlossen sei, um der großen allgemeinen Interessen willen über der Erhaltung des Osmanischen Reichs zu wachen. Könne man es etwa der Pforte verargen, daß sie, ungeachtet der friedlichen Versicherungen des Cabinets von St.-Petersburg, auf ihrer Hut sei und die Vorsichtsmaßregeln ergreife, welche die Klugheit gebiete? Was würde denn Rußland thun, wenn es dem Großherrn plötzlich in den Sinn käme, mit seinen Vezieren, einer starken Flotte und einer Armee von 150000 Mann bei Oczakow zu landen? Würde es ihm wol jemand verdenken, wenn es dann Cherson befestigte und in der Nähe seine Truppen zusammenzöge? [167])

So konnte Ségur sich wohl zu äußern wagen, als die berühmte Reise der Kaiserin nach der Krim in den ersten Monaten des Jahrs 1787 nicht nur die Pforte, sondern auch die übrigen Mächte mit den lebhaftesten Besorgnissen erfüllte. Die Verhältnisse zwischen jener und Rußland waren damals ohnehin schon wieder so gespannt geworden, daß ein Bruch nicht mehr vermieden werden zu können schien. Die Pforte glaubte sich, und zwar mit Recht, über mehrere Verletzungen der zuletzt abgeschlossenen Verträge von seiten Rußlands bitter beklagen zu müssen, wie namentlich die Unterwerfung des Fürsten von Georgien unter seine Oberhoheit, das an-

maßende und aufreizende Benehmen der russischen Consuln in den Stationen der Levante, in der Moldau, der Walachei und auf den Inseln des Archipel, die schlechte Behandlung der osmanischen Kaufleute und Handelsschiffe im russischen Reich uud endlich das Erscheinen Potemkin's mit 60—70000 Mann an den Grenzen.

Das letztere erschien selbst den übrigen Mächten sehr drohend und bedenklich. Kaiser Joseph, welcher früher die Abtretung der Krim an Rußland für sich so vortheihaft gefunden hatte, war nun doch der Meinung, daß die Nähe der Turbane für Wien weit weniger gefährlich sei als die der russischen Hüte.[168]) Und auch Preußen hätte nun wol gern die Pforte zu entschiedenem Widerstand gegen Rußland aufgeregt. Allein wenn schon Friedrich der Große in den letzten Jahren seiner Regierung aus den oben angedeuteten Gründen nicht geradezu mit Rußland brechen und sich dem westlichen System orientalischer Politik nicht offen anschließen wollte, so kam das Cabinet von Berlin nach seinem Tod in dieser Richtung in ein noch weit bedenklicheres Schwanken hinein, welches dem bedeutenden Einfluß, den es in Konstantinopel bereits besaß und in dieser Krisis noch um vieles hätte steigern können, wesentlichen Abbruch that.

Der Nachfolger des Herrn von Gaffron, Herr von Diez, kam dadurch, obgleich er, mit dem höhern diplomatischen Charakter eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers bekleidet, dort mit mehr Gewicht und Zuversicht auftreten konnte, in eine sehr misliche Lage. Er hätte gern sogleich in das politische Treiben, welches damals in Konstantinopel wieder seinen Hauptbrennpunkt hatte, recht thätig eingegriffen, um

Preußen womöglich mit zum Schiedsrichter der europäischen Geschicke zu machen und ihm dadurch die hohe Weltstellung zu retten, welche es durch Friedrich den Großen errungen hatte. Allein die Zaghaftigkeit seines Hofs oder des dirigirenden Ministers, des Grafen von Hertzberg, lähmte alle die Schritte, welche er zu diesem Zweck thun wollte. Während er über die Unthätigkeit, in welcher man ihn belasse, die bittersten Klagen führte, vertröstete ihn Hertzberg, damals ganz von den Erfolgen eingenommen, die er in Holland erzielt hatte, auf günstigere Zeiten. Der Minister lehnte selbst die von ihm in Vorschlag gebrachte Sendung eines osmanischen Gesandten nach Berlin unter dem leidigen Vorwand des Kostenpunkts ab. Wollte Diez bei dem nicht mehr zu vermeidenden Krieg Preußen mit den Waffen eine imposante Stellung gesichert wissen, so glaubte Hertzberg dagegen durch eine kluge vermittelnde Haltung alle die Vortheile erlangen zu können, welche Preußen aus den vorliegenden orientalischen Verwickelungen für sich ziehen oder erwarten könne. [169])

Auch England, welches beim Ausbruch des Kriegs wenigstens insoweit eine feindliche Stellung gegen Rußland einnahm, als es britischen Schiffen den Transport russischer Truppen nach dem Archipel untersagte, hoffte man für eine solche vermittelnde Haltung gewinnen zu können.

Nach der wirklich erfolgten Kriegserklärung der Pforte, welche sie in einem an die Gesandten der befreundeten Mächte gerichteten Manifest vom 24. Aug. 1787 auf die oben berührten Beschwerden gründete [170]), trat Hertzberg mit seinem Vermittelungsplan, den er übrigens in

das tiefste Geheimniß gehüllt wissen wollte, bestimmter hervor. Ihm zufolge war er bereit, dem Kaiser die Moldau und Walachei, Rußland die Krim, welche die Pforte in ihrer Kriegserklärung durchaus wieder in ihren vormaligen Zustand der Unabhängigkeit versetzt wissen wollte, Oczakow und Bessarabien abzutreten, wogegen Preußen und Frankreich die Integrität der zum Osmanischen Reich gehörigen Besitzungen jenseits der Donau und der Unna auf alle Zeiten garantiren sollten. Rußland hätte sich dann freilich dazu verstehen müssen, Georgien und alles Land jenseits des Kuban aufzugeben, sich aller Einmischung in die innern Angelegenheiten der Pforte zu enthalten und seine Handelsprivilegien auf billige Beschränkungen zurückzuführen, wie sie mit der Würde und der Souveränetät der Pforte vereinbar wären.

Um diesen Vorschlägen bei der Pforte desto leichter Eingang zu verschaffen, sollte Preußen zum Beweis seiner Uneigennützigkeit vorerst für sich gar nichts weiter in Anspruch nehmen als einen recht vortheilhaften Handelsvertrag und Sicherheit seiner Schiffahrt gegen die Barbaresken. Die weitergehende Entschädigung, welche es sich vorbehalten wollte, bestand aber in nichts Geringerem, als daß die Pforte darauf hinwirken sollte, ihm, während Galizien an Polen zurückgegeben würde, Danzig, Thorn, Posen und Kalisch zu verschaffen. Diez erkannte jedoch sogleich, daß mit einem solchen Plan nach keiner Seite hin, am wenigsten bei der Pforte, durchzudringen sei, und erklärte sich, anstatt ihn dem Divan vorzulegen, auf das Entschiedenste dagegen.

Die Pforte, welche allerdings auf eine thätige Unter-

stützung Preußens gerechnet hatte, wurde nun aber infolge des passiven Verhaltens seines Gesandten um so mistrauischer, weil ihr auch die angeblich zu Wien mit dem dortigen Vertreter desselben stattfindenden Conferenzen nicht geringen Verdacht erregten. Diez wurde deshalb dahin instruirt, alles aufzubieten, um die Pforte darüber zu beruhigen. Noch sei, sollte er ihr erklären, zwischen Preußen und den beiden Kaiserhöfen über die Differenzen mit der Pforte gar nichts verhandelt worden. Was man ihr in dieser Hinsicht einreden wolle, sei blos böswillige Erfindung falscher Freunde, um sie zu hintergehen (seulement pour amuser la Porte); sie solle sich daher auf eine Friedensverhandlung ohne die vorzugsweise Vermittelung Preußens (sans la médiation principale de la Prusse) gar nicht einlassen; sie habe es da mit einer befreundeten, neutralen und unparteiischen Macht zu thun, welche es redlich mit ihr meine, und weit entfernt, sie zu einem Frieden um jeden Preis zwingen zu wollen, ihr im Gegentheil zu erträglichen Bedingungen desselben verhelfen möchte. [171])

Um aber die Pforte noch besonders wegen eines etwaigen Einverständnisses Preußens mit dem Kaiser zu beruhigen, welcher, trotz seiner Furcht vor den russischen Hüten, mit Rußland im Bund ihr im Februar 1788 wirklich den Krieg erklärt hatte, wurde Diez beauftragt, ihr die Aeußerung mitzutheilen, welche König Friedrich Wilhelm II. bei Empfang des österreichischen Kriegsmanifests gethan habe. Daß er es nämlich höchlich bedauere, wenn sich das Kriegsfeuer auf diese Weise immer weiter verbreite, und daß er die Wiederherstellung des Friedens sehnlich wünsche. [172])

Mit diesem System diplomatischer Besänftigung war aber jetzt um so weniger mehr etwas auszurichten, je unerwarteter die Wendung war, welche zumal anfangs der Krieg genommen hatte. So groß die Geringschätzung war, womit man von den Streitkräften und der Haltung der Pforte gesprochen hatte, so unangenehm war die Enttäuschung, als es wirklich dazu kam, sich mit ihr mit den Waffen in der Hand zu messen. Man wollte den beiden Kaiserhöfen geradezu Schuld geben, daß sie den Kampf ebenso wenig mit Ueberlegung begonnen wie mit Geschick zu führen verstehen.

Zu glänzenden Waffenthaten kam es in demselben freilich auf keiner Seite. Aber die Türken fochten tapfer und hielten sich, ungeachtet namhafter Verluste, am Ende doch in ihren Stellungen. Hertzberg selbst konnte sich nicht des Erstaunens darüber erwehren, daß die Oesterreicher nicht im Stande sein sollten, mit 300000 Mann diese Barbaren über die Donau hinüberzuwerfen. Im ersten Jahr richteten sie unter des Kaisers eigener Führung so gut wie gar nichts aus. Im zweiten, 1789, nahm Laudon wenigstens Belgrad (8. Oct.), während sie, mit den Russen vereint, in der Moldau bei Fokschan (31. Juli) und Martiniestie (22. Sept.) siegten.

Sonst war auch für Rußland der ganze Krieg so recht eigentlich ein höchst beschwerlicher, langwieriger, an Geld und Menschenleben sehr kostspieliger Festungs- und Belagerungskrieg. Im ersten Jahr wurde Kinburn nur mit unsaglicher Mühe gerettet und die Einnahme von Oczakow kostete sechs volle Monate (Juli bis December). Im zweiten wurden mit gleichen Anstrengung Galacz (1. Mai), Akjerman (13. Oct.) und Bender (15. Nov.)

genommen, und im dritten endlich krönten die Eroberung von Kilianova (15. Oct.) und die furchtbare Erstürmung von Ismail durch Suwarow (22. Dec. 1790) das blutige Werk, ohne daß die großen Erwartungen und Befürchtungen, womit es begonnen worden war, nur einigermaßen in Erfüllung gegangen wären.

Zum Glück für Rußland kam auch England bei dem während des Kriegs fortdauernden diplomatischen Intriguenspiel durch seine Oppositionspolitik gegen Frankreich quand-même in eine ziemlich schiefe Lage. Fast zu naiv erklärte einmal der britische Geschäftsträger zu St.-Petersburg, Herr Fraser, den Ministern der Kaiserin auf ihr Befragen, warum seine Regierung nicht müde werde, die Pforte zum Krieg gegen Rußland aufzureizen? geradezu: „Was wollt ihr? Wir haben Befehl, in jeder Hinsicht das Gegentheil von dem zu thun, was Frankreich wünscht. Da es nun den Frieden zwischen euch und der Pforte wollte, so reizen wir die Türken zum Krieg auf. Hätte dagegen Frankreich sie zum Krieg gereizt, so würden wir zum Frieden gerathen haben.“ 173)

Während aber die britische Regierung allerdings eine sehr kriegerische Haltung annahm, den russischen Schiffen ihre Häfen verschloß, und Pitt von dem Parlament die Vermehrung der Flotte zum Krieg gegen Rußland verlangte, ging durch das ganze Land eine gewaltige Agitation zu Gunsten Rußlands und gegen das beabsichtigte Bündniß mit der Pforte, welche das Ministerium zwang, mit seiner Kriegspolitik den Rückzug anzutreten. 174)

Dadurch verlor nun freilich auch die Triplealliance zwischen England, Holland und Preußen, worauf die Pforte bis zum letzten Augenblick noch gewisse Hoffnungen

gesetzt hatte, vollends ihre Kraft und Bedeutung. Zu spät wollte nun namentlich Hertzberg eine entschlossenere Haltung annehmen; und während er selbst der Pforte eine ansehnliche bewaffnete Unterstützung in Aussicht stellte, mühte sich Diez in Konstantinopel, abenteuerlich genug, sogar damit ab, durch eine dort anzustiftende Staatsumwälzung einen seinem System günstigen Umschwung der Verhältnisse herbeizuführen. Die Folgen sind bekannt. Preußen erlangte weiter nichts, als seinen am 31. Jan. 1790 unterzeichneten Allianzvertrag mit der Pforte, welcher durch die gleich darauf eintretenden Verhältnisse einen guten Theil seiner politischen Bedeutung verlor. Diez, dem man Schuld gab, daß er darin zu weit gegangen sei, und anstatt eines Defensivbündnisses einen Offensivvertrag abgeschlossen habe, wurde fast gleichzeitig abberufen, und Hertzberg trat, mit seiner orientalischen Politik in die Enge getrieben, noch vor der endlichen Ausgleichung zwischen Oesterreich und der Pforte bereits am 5. Juli 1791 von dem Schauplatz seiner diplomatischen Wirksamkeit ab.

Der am 20. Febr. 1790 erfolgte Tod Kaiser Joseph's II. hatte indessen Oesterreich den Weg zu einem ehrenvollen Rückzug durch jene Verständigung zwischen Kaiser Leopold und König Friedrich Wilhelm II. gebahnt, welche die Convention zu Reichenbach vom 27. Juli 1790 zur Grundlage des am 4. Aug. 1781 zu Sistowa unterzeichneten Friedens zwischen dem Kaiserhaus und der Pforte machte. Die Politik des Status quo mußte auch dieses mal über die dabei obwaltenden Schwierigkeiten hinweghelfen. Kaum daß Oesterreich mit den schweren Opfern, welche ihm der Krieg gekostet

hatte, den Besitz der unbedeutenden geschleiften Grenzfeste Alt-Orsowa und das eitle Recht erkaufte, Choczim bis zum Frieden mit Rußland besetzt zu halten. Die genauere Grenzregulirung zog sich noch vier volle Jahre hin. Sie kam erst durch eine besondere Convention vom 28. Nov. 1795 zum definitiven Abschluß.[175])

Aber auch Rußland hatte die geringen Vortheile, welche es in seinem Frieden erlangte, gewiß theuer genug bezahlt. Mehr wie an der Verwirklichung der großartigen Plane, womit der Krieg begonnen worden war, schien der Eitelkeit der Kaiserin jetzt überhaupt daran zu liegen, daß sie auch diesen Frieden, wie den von Kutschuk-Kainardschi, wieder ohne alle und jede Vermittelung fremder Mächte zu Stande brächte. Wie sehr mühte sich nicht noch Graf Ségur ab, ihr die Vermittelung Frankreichs aufzudringen und, um derselben mehr Nachdruck zu geben, eine Quadrupelallianz zwischen Frankreich, dem Kaiser, Spanien und Rußland zu Stande zu bringen!

Den Ruhm der politischen Selbständigkeit rettete sich Katharina dadurch allerdings aus diesem schweren Krieg. Sonst aber gab sie, während ihre Augen wieder vorzugsweise auf Polen und die drohenden Bewegungen im Westen gerichtet waren, schon in den am 11. Aug. 1791 mit der Pforte vereinbarten Präliminarien fast alle ihre Eroberungen wieder auf und benutzte auch ihren stolzen Nacken in der Hauptsache doch unter das leidige Joch des Status quo. Sie begnügte sich in dem Frieden von Jassy (9. Jan. 1792) mit der Erwerbung von Oczakow und eines unbedeutenden Landstrichs zwischen dem Dniepr und Dniestr, welcher fortan zwischen beiden

Reichen die Grenze bilden sollte. Die Krim nebst der Insel Taman, welche die Pforte beim Beginn des Kriegs als Preis des Friedens verlangt hatte, verblieben natürlich Rußland, und der Kuban ward abermals als die Grenzscheide nach dieser Seite hin festgesetzt. Die Rechte und Freiheiten der Donaufürstenthümer wurden gleichfalls in der Weise dem Schutz Rußlands und dem Wohlwollen der Pforte anheimgegeben, wie sie bereits durch besondere Fermans in den Jahren 1774, 1783 und 1791, und, was namentlich den von ihnen an den Großherrn zu entrichtenden Tribut betrifft, durch den Sened vom Jahr 1783 festgesetzt und geregelt worden waren. Die Georgier verpflichtete sich die Pforte ausdrücklich in keiner Weise mehr zu beunruhigen.[176])

Dagegen war von den Griechen und den christlichen Unterthanen des Sultans in den nördlichen Grenzländern gar keine Rede. Abgesehen von der allgemeinen Amnestie, welche ihnen für etwaige Theilnahme an dem Krieg gegen die Pforte zugesagt wurde, nahm Rußland gar keinen Anstand, sie abermals ihrem Geschick zu überlassen.

So sahen sich namentlich die armen Griechen zum zweiten mal in den Hoffnungen betrogen, welche sie beim Ausbruch des Kriegs nur zu leichtgläubig auf die Hülfe Rußlands gesetzt hatten. Die Gesandtschaft, welche die Inselgriechen mit den Sulioten vereint noch im April 1790 nach St.-Petersburg schickten, nicht um von der Kaiserin ihre Schätze zu verlangen, sondern nur Pulver und Blei zu erbitten, und ihr die erledigte byzantinische Kaiserkrone für den Großfürsten Konstantin zu Füßen zu legen, lief auf eine eitle Parade hinaus. Die Ab-

gesandten wurden mit vielverheißenden Versprechungen und einem vortrefflichen Operationsplan wieder entlassen, dessen Ziel, wie sich von selbst versteht, die Eroberung von Konstantinopel und die Wiederherstellung des griechischen Kaiserthums sein sollte.

Zum Unglück waren aber die einzigen schwachen Streitkräfte, welche dazu zu Gebote standen, die tapfern Sulioten und das kleine Geschwader von 12 leichten Kriegsschiffen, womit Lambro Canzoni den Archipel so beunruhigte, daß es die Pforte für nöthig hielt, einen Theil ihrer Flotte aus dem Schwarzen Meer zurückzuziehen, um ihm mit Nachdruck die Spitze zu bieten. Auch unterlag er nur zu bald ihrer Uebermacht. In einem mörderischen Gefecht am 18. Mai 1790 vernichtete das von sieben Barbareskenschiffen unterstützte osmanische Geschwader diese erste kleine neuhellenische Seemacht. Von den Russen verlassen, bemühte sich Lambro noch mehrere Jahre vergebens, sie wiederherzustellen. Von den Osmanen aber überall verfolgt, rettete er sich im Jahr 1793 nach den Gebirgen Albaniens, und von da nach St.-Petersburg, um in russische Dienste zu treten.[177])

Der Tod der Kaiserin Katharina (13. Nov. 1796) und die großen welterschütternden Ereignisse im Westen trieben auch die orientalische Politik Europas seitdem in eine neue Bahn ihrer Entwickelung hinein, auf welcher wir sie hier nur noch in ihren Hauptmomenten bis zur Gegenwart verfolgen wollen.

Die hierbei in Betracht kommenden Verhältnisse und Ereignisse sind auf der einen Seite in ihren allgemeinern Beziehungen noch in zu frischem Andenken, und namentlich in den letzten Jahren zu oft schon Gegenstand vielseitiger Erörterung gewesen, auf der andern würde uns die genauere Erwägung einzelner Punkte viel zu weit über Zweck und Raum dieser Abhandlung hinausführen, als daß wir hier darauf näher eingehen könnten. [178]) Es sei uns daher nur erlaubt, einige auf bekannte Thatsachen gestützte Andeutungen zu geben, welche uns schließlich in den Stand setzen sollen, die nächste Vergangenheit und die Zukunft der orientalischen Frage noch etwas näher ins Auge zu fassen.

Es lag schon in der Natur ihres geschichtlichen Werdens, wie wir es von ihrer Kindheit an durch die verschiedenen Stadien hindurch bis hierher verfolgt haben, daß sie in dem Revolutionszeitalter, unter dem rückwirkenden Einfluß moderner europäischer Staatsentwickelung überhaupt, vorzugsweise auch eine Frage der innern Politik wurde und werden mußte. Und zwar in zweifacher Hinsicht. Einmal insofern sich auch das osmanische Staatswesen, ungeachtet seiner starren Abgeschlossenheit, in eigenthümlicher Sphäre den Reformbestrebungen der Neuzeit nicht mehr entziehen konnte, und dann zweitens in Betreff der theils gelungenen theils vergeblichen Versuche nationaler Erhebung der christlichen Unterthanen der Pforte zu politischer Selbständigkeit. Wir sind noch jetzt Zeuge dieses zweifachen für die zukünftige Weltentwickelung so bedeutungsvollen Kampfs.

Daß er nicht ohne die gewaltigsten Erschütterungen durchgefochten werden konnte, wird um so weniger wun-

der nehmen, wenn man bedenkt, wie schroff sich gerade hier die Elemente einander gegenüberstanden und noch stehen, welche dabei ins Spiel kommen. Christenthum und Islam, neueuropäisches Leben und altorientalische Sitte wollen sich da noch immer wie schon seit Jahrhunderten den Sieg streitig machen.

Die Reformideen, mit welchen Selim III., ein reich begabter und mächtig aufstrebender Fürst, noch während des letzten Kriegs im April 1789 den Thron bestieg, waren nichts weniger als eine isolirte Erscheinung. Schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts waren sie wiederholt auf sehr bestimmte Weise zum Durchbruch gekommen. Wir wollen nur daran erinnern, daß schon unter Mohammed V. (Mahmud I. 1730—54) ein aufgeklärter und freisinniger Pascha von Kairo den kühnen Gedanken hatte, die Wiederherstellung des alten Glanzes osmanischer Macht durch die gänzliche Vernichtung des Islam und der ungemessenen Gewalt seiner Träger, der Ulema, zu bewirken, einen Gedanken, den dann später im Jahr 1777 der Großvezier Derendely, zum Theil wenigstens, dadurch verwirklichen zu können hoffte, daß er die unermeßlichen geistlichen Güter, die Wakouf, deren Genuß fast ausschließlich den Ulema zugute kam, für höhere Staatszwecke einziehen und nutzbar machen wollte.[179])

Wie tief empfand nicht ferner der gleichfalls mit vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Charakters ausgezeichnete Sultan Mustapha III. den Verfall seines Reichs, und wie gern hätte er alles daran gesetzt, es durch heilsame Reformen „wiederaufzurichten“, wenn er nur die Mittel und die Kraft dazu gehabt hätte und

nicht durch unglückliche Kriege verhindert worden wäre, seinen guten Vorsätzen treu zu bleiben und durch Thaten gerecht zu werden.[180])

Was er nicht durchführen konnte, das faßte nun sein Sohn Selim III. mit dem ganzen Feuer tieferer Erkenntniß und fester Entschlüsse auf. Er glaubte wenigstens an die Möglichkeit der Wiederherstellung der osmanischen Macht auf dem Weg zweckmäßiger und tief eingreifender Reformen. Ob er dabei das Rechte traf, steht freilich dahin. Der Erfolg hat seine jedenfalls wohlgemeinten reformatorischen Bestrebungen leider nicht gerechtfertigt.

Wenn er sie zunächst vorzugsweise auf die bewaffnete Macht erstrecken wollte, so mußte er nur zu bald die Erfahrung machen, daß in einem Staatswesen, in welchem, wie in dem osmanischen, alle Elemente miteinander auf das Innigste verwachsen sind, vereinzelte Reformen gar nicht durchgeführt werden können, ohne den innersten Kern desselben anzugreifen und dadurch sein ganzes Dasein auf das Spiel zu setzen. Darin lag das Gefährliche des Reformsystems Selim's III., welches selbst dem Widerstand der erhaltenden altosmanischen Partei bis zu einem gewissen Grad seine volle Berechtigung gab. Denn er konnte mit seinen Reformen nicht bei dem Heerwesen stehen bleiben. Er mußte mit ihnen nach und nach ebenso tief auf die übrigen Zweige des gesammten Staatsorganismus, die Finanzen, die Verwaltung, die Rechtsverfassung, selbst die religiösen Verhältnisse und die so äußerst schwierig zu behandelnde Stellung der nicht mohammedanischen Bevölkerung seines Reichs eingehen.

Man begreift daher leicht, welche Masse bedeutender

Interessen davon berührt wurde, und wie der natürliche Trieb politischer Selbsterhaltung auch hier eine mächtige Oppositionspartei ins Leben rief, welche unter den nun auch noch nach außen hin eintretenden Verwickelungen nur immermehr an Kraft und Ausdehnung gewinnen mußte. Ein Hauptzweck dieser Reformen, dem Reich durch innere Einheit wieder Macht nach außen hin zu verschaffen, wurde dadurch sogleich gänzlich verfehlt. Denn anstatt daß sich die einzelnen Theile desselben nur um so fester an den auf neuen Grundlagen befestigten Thron hätten anschließen sollen, lösten sie sich im Gegentheil immer mehr von dem einmal in politischem Siechthum versunkenen Staatskörper ab, um sich, zum Theil unter dem Einfluß erstarkender nationaler Elemente, in eigener Sphäre Kraft und Selbständigkeit zu retten. So Aegypten, Syrien, Serbien, Bosnien, Albanien, die Donaufürstenthümer, Griechenland.

Selbst eine Energie, wie sie Selim III. leider eben nicht besaß, hätte diesem fortschreitenden Auflösungsproceß schwerlich Schranken setzen können. Auch der Schutz und die Hülfe befreundeter Mächte, namentlich Frankreichs, konnte am Ende weder ihn noch seine Reformen mehr retten. Er wurde dadurch nur um so mehr der Spielball auswärtiger Umtriebe und Parteiinteressen. Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, ließ er sich nun, von allen Seiten gedrängt, in die gefährlichste Bahn hineintreiben, welche schwache Fürsten in solchen Lagen nur immer betreten mögen. Im äußersten Moment glaubte er Thron und Leben gegen die übermächtige Partei des Widerstands noch dadurch retten zu können, daß er den besten Theil seiner neuen Einrichtungen

(nisam dschedid), die Reform des Heerwesens, gänzlich wiederaufgeben wollte. Diese Schwäche war aber natürlich nur ein Reizmittel mehr, den schon offen ausgebrochenen Aufstand vollends zum Ziel zu führen. Der Ausspruch des Mufti, daß der Sultan durch seine Neuerungen das Gesetz des Propheten verletzt habe, entschied seinen Sturz und das Schicksal seiner Reformen.

Die Katastrophe war entsetzlich. Sie beweist mehr wie alles, wie tief hier die Aufregung bis in die innersten Lebensnerv dieses wunderlichen Staatswesens eingedrungen war. Nicht nur daß Selim selbst vom Thron gestoßen wurde (30. Mai 1807) und nach Jahresfrist im Gefängniß sein Leben verlor (28. Juli 1808), wurden auch noch alle diejenigen mit in seinen Fall verwickelt, welche den kühnen Muth hatten, von seinen Reformen wenigstens noch etwas für die Zukunft retten zu wollen. So namentlich der Großvezier Mustapha-Bairactar, welcher den von der altosmanischen Partei erhobenen und geschützten Mustapha IV. vom Thron stieß, aber nach kurzer Herrschaft seinem unzeitigen Streben selbst zum Opfer fiel (14. Nov. 1808). Unter dem Jubel der siegenden Partei des Widerstands bestieg der junge Mahmud II. den mit dem Blut seiner beiden Vorgänger befleckten Thron Osman's. [181])

Es gehörte der Muth der Nothwendigkeit, der Verzweiflung dazu, daß dieser anfangs wenig versprechende und in sich verschlossene Fürst, welcher überdies ganz in den Händen der siegreichen Partei des Rückschritts war, am Ende doch wieder die gefahrvolle Bahn des reformatorischen Fortschritts zu betreten wagte. Es hat vielleicht nie einen Beherrscher eines solchen Reichs ge-

geben, welcher sich in ähnlicher Lage von gleichen Schwierigkeiten und Hindernissen von innen und nach außen umgeben gesehen hätte. Abfall und Aufruhr fast in allen Theilen des Reichs, namentlich in Asien, wo die meisten Statthalter unabhängige Herren sein wollten, in Aegypten, wo Mehemed-Ali im Begriff stand, sein neues Reich zu begründen, in Arabien, wo die Wehabiten ihr Haupt erhoben hatten und im Besitz der heiligen Stätte Mekka und Medina waren; dann in Europa, wo die Janitscharen zu Salonichi, Baswan-Oglou zu Widdin, Ali-Pascha zu Jamira sich offen aufgelehnt hatten, die Serbier auf ihre schon halb errungene Unabhängigkeit trotzten, und in Griechenland längst das Feuer des Aufstands unter der Asche glimmte, das alles lähmte jeden Schritt, den Mahmud auf der vorgezeichneten Bahn der Reformen thun wollte. Und dazu noch die nie ruhenden Umtriebe der Partei des Widerstands im Innern und die Verwickelungen der Pfortenpolitik nach außen!

Auch in letzterer Beziehung war die Regierung Selim's III. nichts weniger als glücklich gewesen. In den ersten Zeiten derselben hatte er sich, ganz mit der Sorge für die innere Wohlfahrt des Reichs beschäftigt, von den erschütternden Bewegungen im Westen möglichst fern gehalten. Den Versuch der gegen die französische Republik coalisirten Mächte, ihn in ihren Bund hineinzuziehen, hatte er glücklich zu vereiteln gewußt. Allein diese isolirte Stellung der Pforte war bei dem alles ergreifenden Umschwung der europäischen Verhältnisse nicht auf die Dauer zu behaupten.

Nachdem Frankreich durch den Frieden von Campo-

Formio (17. Oct. 1797) einmal in den Besitz der Jonischen Inseln und eines Theils des Küstenlandes von Albanien gelangt war, konnte sich die Pforte der gefährlichen Freundschaft der jungen aber mächtigen Republik nicht mehr entziehen. Wer weiß, welche Geschicke dem Osmanischen Reich beschieden gewesen wären, und wie man damals schon die „orientalische Frage“ gelöst haben würde, wenn der gewaltige Geist, welcher kurz darauf die Welt beherrscht, wenn Napoleon Bonaparte den schon im Jahr 1794 gefaßten Plan durchgeführt hätte, nach der Türkei zu gehen, um sich an die Spitze der bewaffneten Macht des Sultans zu stellen? „In einer Zeit“, schrieb er damals, am 13. Aug. 1794, an den Wohlfahrtsausschuß, um zu diesem Zweck seine Entlassung aus den Diensten der Republik zu erhalten, „in einer Zeit, wo die Kaiserin von Rußland die Bande, durch welche sie mit Oesterreich verbunden ist, fester angezogen hat, ist es für Frankreich wichtig, alles aufzubieten, um die militärischen Hülfsmittel der Türkei furchtbarer zu machen.“ Man hielt es aber doch für rathsam, „einen so ausgezeichneten Offizier“ dem Vaterland damals zu erhalten. [182])

Niemand ahnte freilich damals schon, wie derselbe Bonaparte wenige Jahre nachher das Osmanische Reich mit in den Kreis seiner Eroberungsplane hineinziehen werde. Zunächst beschränkten sich die Gesandten der Republik nur darauf, nach den oben angedeuteten Gedanken des Generals die etwas gelockerten Freundschaftsbande zwischen Frankreich und der Pforte durch eine wirksamere Unterstützung der militärischen Reformpläne Selim's III. wieder fester anzuziehen. Noch im

Jahr 1796 traf der General Aubert Dubayet als Gesandter der Republik mit einer ganzen Schar französischer Offiziere und Lehrmeister, sowie mit einem reichen Vorrath von Waffen aller Art in Konstantinopel ein, um den Sultan mit den neuesten Fortschritten der republikanischen Kriegskunst bekannt zu machen. [183])

Bald darauf bekam jedoch die orientalische Politik Frankreichs eine andere Wendung. General Bonaparte war schon während seines siegreichen Feldzugs in Italien mit den misvergnügten Griechen in Verbindungen getreten und hatte durch seine namentlich nach Morea geschickten Agenten die dortigen Stimmungen und die Schwäche der Pforte hinlänglich kennen gelernt. Die Haltung der Griechen scheint ihm jedoch noch wenig Vertrauen eingeflößt zu haben. Er hielt es nicht für angemessen, bei einer etwaigen Erhebung derselben die Streitkräfte der Republik aufs Spiel zu setzen. [184]) Der Besitz von Aegypten war in seinen Augen jedenfalls ein sichrerer Stützpunkt seiner Eroberungsplane nach dieser Seite hin.

Man weiß nun, wie in dieser Beziehung seine Erwartungen getäuscht wurden. In dem Frieden vom 25. Juni 1802, welcher der „ruhmreichen" Expedition nach Aegypten ein endliches Ziel setzte und die bereits am 9. Oct. 1801 mit der Pforte vereinbarten Präliminarien bestätigte, rettete Frankreich weiter nichts als die gegenseitige Garantie der respectiven Besitzungen der beiden contrahirenden Mächte, die Erneuerung der alten Verträge mit der Pforte und die freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer, wogegen es sich noch dazu verstehen mußte, das bereits durch den Frieden zu Amiens

(27. Mai 1802) gesicherte Protectorat der Pforte über die durch den Vertrag zwischen Kaiser Paul von Rußland und Sultan Selim vom 21. März 1800 ins Leben gerufene Republik der Sieben Jonischen Inseln anzuerkennen und zu gewährleisten.

Es war fast eine Pflicht der Dankbarkeit, eine politische Nothwendigkeit, daß die Pforte nach diesem Frieden zunächst unter dem Einfluß der Mächte blieb, welche die Eroberungspolitik Frankreichs zu ihren natürlichen Bundesgenossen gemacht hatte, und denen sie auch die günstigen Bedingungen desselben verdankte: Rußland, England und Oesterreich. Ihr Verhältniß zu Frankreich blieb dagegen natürlich sehr kühl und fast gespannt. Unter Rußlands und Englands Einfluß konnte sie es selbst wagen, Napoleon die Anerkennung des Kaisertitels so lange zu verweigern, bis sie nach der Schlacht bei Austerlitz (2. Dec. 1805) und durch den Frieden zu Preßburg (26. Dec. 1805) in die verzweifelte Alternative kam, sich entweder seinem Willen zu unterwerfen oder ihr Dasein aufs Spiel zu setzen.

Seitdem war Frankreichs Einfluß im Divan wieder in steigender Bewegung, und niemand war geeigneter, ihn dort unter den jetzt eintretenden Verwickelungen aufrecht zu erhalten, als der umsichtige und äußerst thätige General Sébastiani, welchem Napoleon in dieser Krisis die Wahrnehmung seiner orientalischen Interessen anvertraut hatte. Er brachte es nicht allein dahin, daß die Pforte ihre erst zu Ende des Jahrs 1805 neubefestigte Verbindung mit Rußland und England bereits im September 1806 wieder auflöste, sondern er unterstützte sie auch mit dem glücklichsten Erfolg durch Rath und That,

als sie es auf seinen Betrieb wagte, beiden mit den Waffen in der Hand die Spitze zu bieten.

Allein der russisch-englische Krieg mit der Pforte, welcher durch den Waffenstillstand zu Sloboja (24. Aug. 1807) für Rußland zum vorläufigen, und durch den Frieden an den Dardanellen (5. Jan. 1809) für England zu einem definitiven Abschluß kam, wurde durch die gleichzeitigen großen Begebenheiten in den übrigen Theilen Europas doch etwas in den Hintergrund gedrängt. Selbst Napoleon, welcher die Pforte anfangs noch gern in größerer Ausdehnung zu seinen Zwecken benutzt hätte, scheint diesen ferner liegenden orientalischen Verhältnissen, im Vergleich zu seinen Unternehmungen im Westen, eine geringere Wichtigkeit beigelegt zu haben.

Was bereits zu Tilsit (Juli 1807) und dann zu Erfurt (October 1808) zwischen ihm und Kaiser Alexander von Rußland über eine eventuelle Theilung des Osmanischen Reichs verabredet und festgesetzt worden sein mag, war von seiner Seite wol um so weniger ernstlich gemeint, je begeisterter der russische Monarch die Idee als ein vortreffliches Mittel zur endlichen Verwirklichung der erblichen Plane in Betreff der Machtentwickelung seines Hauses nach dieser Seite hin zu erfassen schien. Napoleon sah in diesen Dingen zu klar, auf welcher Seite am Ende der wesentlichste Vortheil geblieben sein würde, als daß er willig die Hand dazu hätte bieten sollen.

Ueberdies wäre der Plan bei der Ausführung, wie seit Jahrhunderten, so gewiß auch jetzt wieder an dem Eckstein der Lösung der „orientalischen Frage" gescheitert. Vor allem mußte entschieden werden: Wer sollte

Konstantinopel besitzen? Alexander verlangte es als den Schlüssel „zur Thür seines Hauses“, und Napoleon wußte zu gut, daß es sich dabei um „die Herrschaft der Welt“ handle, als daß er es überhaupt einem dritten, am wenigsten dem Beherrscher Rußlands, überlassen hätte. Er ließ mithin lieber den ganzen Plan fallen, und machte nun im Gegentheil, auch von Sébastiani sehr nachdrücklich auf die materiellen Schwierigkeiten seiner Ausführung aufmerksam gemacht, die Integrität des Osmanischen Reichs zum Hauptgrundsatz seiner orientalischen Politik. Er ließ der über die Absichten beider Mächte nicht wenig beunruhigten Pforte in dieser Hinsicht die tröstlichsten Versicherungen ertheilen. Das rettete sie damals und befestigte aufs neue Frankreichs Einfluß im Divan.

Es stand aber doch nicht in seiner Macht, den Wiederausbruch des Kriegs zwischen der Pforte und Rußland zu hindern, welches, in seinen Erwartungen getäuscht, sich nun wenigstens durch die Besitznahme der ihm in dem Theilungsplan zugesagten Donaufürstenthümer entschädigen wollte. Denn auch England und Oesterreich reizten die Pforte zum Krieg gegen Rußland, welcher sich im April 1809 wiedereröffnet, mit wechselndem Glück durch drei volle Jahre hindurchzog, aber in seinen Resultaten, wie alle Türkenkriege Rußlands, den übertriebenen Erwartungen nicht entsprach, welche man davon gehegt zu haben scheint.

Rußland, obgleich im Feld am Ende entschieden im Vortheil, mußte durch die feindliche Stellung Frankreichs, welches die Pforte nun gleichfalls zur Fortsetzung des Kriegs reizte, gedrängt, zum Frieden eilen. Am 28. Mai

1812 zu Bukarest unterzeichnet, brachte er ihm weiter nichts ein als die Bestätigung der Friedensschlüsse von Kutschuk-Kainardschi und Jassy, mit einer geringen Erweiterung seines Gebiets bis zum Pruth und zur Donau, sodaß ihm Bessarabien und der kleinere östliche Theil der Moldau, allerdings mit den wichtigen Grenzfestungen Choczim, Bender, Akjerman, Kilia und Ismail, verblieb. Daß es sich dabei noch ganz besonders der abgefallenen Serbier annahm, und abermals die Rechte und Freiheiten der Moldau und Walachei gewahrt wissen wollte, war für Rußland zugleich eine Ehrensache und ein Mittel, sich dort seinen Einfluß für günstigere Zeiten in der Zukunft zu erhalten. [185])

Hatte der Krieg Sultan Mahmud nicht gestattet, in den ersten Jahren seiner Regierung mit seinen Reformbestrebungen offener hervorzutreten, so faßte er sie nun nach hergestelltem Frieden desto schärfer ins Auge. Er mußte vor allem darauf Bedacht nehmen, durch die Wiederherstellung seiner Regierungsgewalt in den Provinzen dafür festen Grund und Boden zu gewinnen. Schon hier hatte er mit den unsaglichsten Schwierigkeiten zu kämpfen. Serbien mußte er, nachdem er es, den Bestimmungen des Friedens zu Bukarest zum Trotz, mit der Gewalt der Waffen vergeblich wieder ganz seinem Willen zu unterwerfen versucht hatte, vertragsmäßig seine schwer erkämpfte halbe Unabhängigkeit lassen. Dies war aber nur ein gefährliches Reizmittel mehr zur Erhebung der übrigen christlichen Unterthanen der Pforte, welche gesteigertes Nationalgefühl und gereifteres politisches Selbstbewußtsein beseelte.

So namentlich die Griechen, welche zum guten Theil

der Druck der Gewaltherrschaft Ali-Pascha's von Janina vollends zum offenen Kampf der Verzweiflung für Recht und Freiheit trieb, der längst schon im geheimen vorbereitet war. Der Sturz des Tyrannen (5. Febr. 1821) konnte bei den schon aufs äußerste gespannten Verhältnissen nur das Zeichen zum förmlichen Ausbruch des Griechenaufstands sein. Er griff mit Blitzesschnelle um sich, und so leicht er auch vorherzusehen gewesen wäre, überraschte er doch durch Art und Ausdehnung die Mächte Europas nicht minder wie die Pforte selbst.

Indem er für das nächste Jahrzehnd die Thätigkeit der letztern fast ausschließlich in Anspruch nahm, bedingte er auch zugleich die orientalische Politik Europas im allgemeinen. Eine solche Lösung der „orientalischen Frage“ war freilich nicht gerade im Sinn der dabei zunächst interessirten Mächte. Der selbständige Charakter dieses Aufstands überflügelte nur zu bald die Berechnungen der europäischen Diplomatie, welche sich zu ihm anfangs gern noch in ein feindliches Verhältniß versetzt hätte. Sie wurde aber durch die Gewalt der Ereignisse am Ende doch bis zur Anerkennung des jungen Freistaats durch den zu London am 6. Juli 1827 zwischen Rußland, England und Frankreich abgeschlossenen Traktat und bis zu der mehr glänzenden als folgereichen Waffenthat bei Navarin (20. Oct. 1827) mit fortgerissen.

Wer hätte, wie nach den Tagen bei Lepanto und Tschesme, nach diesem Sieg der vereinten Flotten noch einen Augenblick an der gänzlichen Vernichtung der osmanischen Macht auf europäischem Boden gezweifelt? Man begnügte sich aber, die Verhältnisse des unabhängigen Griechenlandes im Sinn des monarchischen Princips

und nach den Anforderungen allgemeinerer europäischer Staatsinteressen zu ordnen (Protokolle vom 22. März 1829, 3. Febr. 1830 und 7. Mai 1832, welches letztere den noch jetzt regierenden König Otto auf den griechischen Thron berief), und überließ es Rußland, die von dem Frieden von Bukarest her und auch durch den Vertrag von Akjerman (7. Oct. 1826) nicht geschlichteten Streitigkeiten mit der Pforte allein mit den Waffen zum Austrag zu bringen. Auch dieser nur zweijährige Krieg (1828 und 1829) täuschte indessen manche Erwartungen.

Es ist jetzt kein Geheimniß mehr, mit welchen Opfern Rußland die Siege erfocht, welche seine Truppen zum ersten mal über den Balkan und bis in die Mauern von Adrianopel führten. Sie würden die kleine Strecke von da bis vor die Thore von Konstantinopel wahrscheinlich nur mit den größten Mühseligkeiten, vielleicht selbst mit der Gefahr gänzlicher Vernichtung, haben zurücklegen können. Wenn man also auch noch einige Truppencorps bis auf den halben Weg dahin vorschob, so war dies doch mehr eine Demonstration, um sich durch einen ehrenvollen Frieden aus einer peinlichen Lage zu befreien, als ein ernstlich gemeinter Versuch, der Herrschaft des Sultans im Sitz seiner Macht den Todesstoß zu versetzen. [186])

In dem am 14. Sept. 1829 abgeschlossenen Frieden zu Adrianopel gewann Rußland nichts, als in Europa die Erhaltung seiner Grenze am Pruth mit der Schleifung von Silistria, und in Asien den Besitz der Ostküste des Schwarzen Meers mit den Festungen Anapa und Poti, die abermalige Bestätigung der Rechte und Freiheiten der Donaufürstenthümer mit lebenslänglicher Er-

nennung der Hospodare, die Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands von seiten der Pforte, gemäß den darüber vereinbarten londoner Verträgen, völlig freien Handelsverkehr im Schwarzen und Weißen Meer und eine angemessene Entschädigung für die Kriegskosten. [187])

Auch während dieser Bedrängnisse von außen hatte indessen Sultan Mahmund seine Reformen im Innern um so weniger aus den Augen verloren, je tiefer in seinem Geist die Ueberzeugung wurzelte, daß nur auf diesem Weg mit den Trümmern des in sich zerfallenen Reichs noch eine Wiederherstellung osmanischer Macht möglich sei. Der erste entscheidende Schritt, den er in dieser Beziehung that, die Vernichtung des empörten Janitscharencorps, zu einer Zeit, wo der Thron von Gefahren jeder Art umgeben war, im Juni 1826, hat damals sowol wegen der Umsicht, womit er von fern her angelegt und vorbereitet war, als auch wegen der Energie, womit er zur Ausführung kam, allgemeine und gerechte Bewunderung erregt. Er war zugleich die sicherste Bürgschaft dafür, daß Sultan Mahmud auf einer Bahn fortzuschreiten fest entschlossen sei, auf welcher die Umkehr wahrscheinlich am Ende nur zum Ruin des Throns geführt haben würde. Er bezeichnet mithin eine der entscheidendsten Epochen in der Geschichte der „orientalischen Frage“, soweit sie das innere Staatsleben des Osmanischen Reichs betrifft.

Nur mußte sich auch hier, wenn ersprießliche und bleibende Erfolge errungen werden sollten, neben der Charakterstärke vernichtender Gewalt zugleich die Einsicht des schaffenden Geistes auf die rechte Weise geltend

machen. Auch diese wird man Sultan Mahmud schwerlich ganz streitig machen wollen. Hatte er den Muth, den Vorurtheilen der Nation selbst bis zur Venichtung des mit den Janitscharen eng verknüpften alten ehrwürdigen, aber im Lauf der Zeiten moralisch versunkenen Ordens der Begtaschis Trotz zu bieten, so griff auf der andern Seite sein organisirendes Talent sogleich in alle Verhältnisse ein, um durch neue Schöpfungen die Grundlage für eine andere Ordnung der Dinge zu gewinnen und dadurch die Zukunft seines Reichs zu sichern.

Man hat das, was Sultan Mahmud in dieser Hinsicht that, oder wozu er wenigstens den Weg anbahnte, oft belächelt, sehr ungerecht beurtheilt und geradezu verdammt, weil die Erfolge nicht den zu hoch gestellten Erwartungen entsprachen, welche man zu hegen sich berechtigt glaubte. Man hatte anstatt dessen lieber bedenken sollen, daß es sich hier um eine Staatsreform handelte, welche einzig in der Weltgeschichte dasteht. Man hätte erwägen müssen, welche Mittel dazu zu Gebote standen und in Anwendung gebracht werden mußten, um sie nur einigermaßen dem Ziel zu nähern, welches unbekannt noch jetzt in ferner Zukunft liegt. Man würde dann eher zu der Einsicht gelangt sein, daß das, was dieser hochbegabte Fürst namentlich für die neue Organisation des Heerwesens, die politische Verwaltung, die Rechtspflege, die Verhältnisse der christlichen Unterthanen, die Bildung und Erziehung des Volks u. s. w. gethan hat, schon um seines Zwecks willen um so mehr die volle Anerkennung verdient, da er sich dabei fortwährend nicht blos von fast unüberwindlichen Schwierigkeiten im Innern,

sondern auch von den widerwärtigsten Hemmnissen von außen her umgeben sah.

Wir erinnern nur daran, daß kurz nach Beendigung des letzten Kriegs mit Rußland die blutige Fehde mit Mehemed-Ali von Aegypten die besten Kräfte seines Reichs in Anspruch nahm und die Pforte abermals zur Zielscheibe und zum Spielball der sich durchkreuzenden orientalischen Interessen der europäischen Großmächte machte. Unter den Zuckungen eines zehnjährigen Vasallenkriegs, welcher den Thron und das Reich mehr als ein mal bis an den Rand des Abgrunds führte, sollten die Elemente der neuen Ordnung der Dinge Festigkeit und Gestalt gewinnen.

Mahmud erlebte aber weder das Ende desselben, noch sah er sich am Ziel seiner Tage auch am Ziel seiner Wünsche in Betreff seiner Reformbestrebungen. Er starb am 1. Juli 1839. Aber erst der zu London von den vier vermittelnden Mächten England, Rußland, Oesterreich und Preußen unterzeichnete Vertrag vom 15. Juli 1840 und die durch Commodore Napier am 27. Nov. desselben Jahrs zu Stande gebrachte Convention, welche der Pforte Syrien wiederverschaffte und Mehemed-Ali den erblichen Besitz der Statthalterschaft von Aegypten für seine Familie sicherte, machte jenem Krieg ein Ende.

Auch die Lösung der orientalischen Frage kam, soweit sie die Interessen der europäischen Großmächte berührte, dabei insofern zu einem vorläufigen Abschluß, als die Schließung der Dardanellen und des Bosporus für Kriegsschiffe, welche sich Rußland durch einen geheimen Artikel des am 8. Juli 1833 zu Unkiar-Skelessi abge-

schlossenen Defensivbündnisses mit der Pforte einseitig ausbedungen hatte, durch den am 13. Juli 1841 zu London unterzeichneten Vertrag zum gemeinschaftlichen Beschluß der Pforte mit den fünf Großmächten erhoben wurde. Es war dies zugleich das beste Mittel, Frankreich wieder den Eintritt in das europäische Concert zu eröffnen, in welches diese leidige „orientalische Frage" durch dessen Ausschließung von dem Vertrag vom 15. Juli 1840 eine unangenehme Disharmonie gebracht hatte.[188])

III.

Ein Schlußwort über die nächste Vergangenheit und die Zukunft der orientalischen Frage.

Selbst ohne tiefere Einsicht in die orientalischen Dinge wird man nach dem Gesagten begreifen und zugeben, daß der kaum siebzehnjährige Sultan Abdul-Medschid (geb. den 6. Mai 1822) den Thron seiner Väter unter Schwierigkeiten bestieg, wie sie nicht leicht ein zweiter der osmanischen Monarchen zu überwinden gehabt hat. Der Vasallenkrieg mit den Satrapen von Aegypten war noch nicht beendigt; die Kriegs- und Friedenspartei standen sich selbst im Divan noch schroff und erbittert einander gegenüber. Der Abfall des Kapudan-Pascha Achmed, welcher schon im Juli die Flotte des Großherrn seinem gefährlichsten Feind, Mehemed-Ali, zuführte, die steigende Finanznoth und die Gährung im Innern, wo sich alles in höchster Spannung befand, ließen jeden Augenblick das Aeußerste, den Umsturz des Throns und die gänzliche Auflösung des Reichs, befürchten.

Zum Glück war denen, welchen in dieser Krisis das

Ruder in die Hand gelegt ward, um das lecke Staatsschiff durch Sturm, Brandung und Klippen hindurch zu geleiten, die Bahn vorgezeichnet, welche sie zum Heil für Thron und Reich einzuhalten haben würden. Sterbend hatte Sultan Mahmud seinem Sohn ans Herz gelegt, daß er von dem einmal betretenen Weg der Reformen und des Fortschritts niemals abweichen solle, und die aufgeklärtesten und tüchtigsten osmanischen Staatsmänner, welche berufen waren, ihm mit Rath und That zur Seite zu stehen, ein Kosrew-Pascha, Halil-Pascha, Reschid-Pascha, Said-Pascha u. s. w., sowie die charaktervolle Sultanin Valide, waren nicht nur in seine Ideen eingegangen, sondern auch fest entschlossen, sie durch Thaten zur Geltung zu bringen.

Friede und Reform blieben daher, ungeachtet des heftigsten Widerstands ihrer Gegner, die Losung des herrschenden Systems der neuen Regierung. Der alte Kosrew-Pascha, zum Großvezier erhoben, war die Seele desselben, und auch die europäischen Großmächte, welche es mit der Pforte redlich meinten und ihren Interessen gemäß die Erhaltung des Osmanischen Reichs zum Grundsatz ihrer orientalischen Politik gemacht hatten, wie namentlich England, liehen ihm zu seiner Verwirklichung ihren Beistand.

Während man aber bei Erledigung der Friedensfrage noch auf erhebliche Hindernisse stieß, wollte man dem System wenigstens in seiner zweiten Richtung, im Betreff der Reformen, durch einen entschiedenen Act einen unwiderleglichen Ausdruck, eine förmliche Weihe geben. Denn schon bei der Säbelumgürtung des jungen Sultans in der Moschee zu Ejub hätte der leidige Streit des

Mufti und des Großveziers darum, ob derselbe an heiliger Stätte mit dem Turban oder dem Fez, den Zeichen des alten und des neuen Régime, erscheinen solle, die Dinge wahrscheinlich auf die Spitze getrieben, wenn nicht die Energie des Großveziers den Sieg zu Gunsten des Fez davongetragen hätte. Es war also hohe Zeit, den festen Willen der Regierung durch eine große That vor den Augen der ganzen Welt an den Tag zu legen. Das war der Sinn und Ursprung des berühmten Hattischeriff von Gülhane vom 3. November 1839.

Er gilt, und wohl mit Recht, vorzugsweise für ein Werk des damaligen Reis-Efendi, des hochgebildeten Reschid-Pascha, welcher bis zu seinem erst vor kurzem erfolgten Tod seinen Reformbestrebungen treu geblieben ist. Doch scheinen auch mächtige Einflüsse von außen dabei nicht ganz außer Spiel gewesen zu sein. Man hat behauptet, daß namentlich der englische Botschafter, Lord Ponsonby, den Divan von der Nothwendigkeit eines solchen Schritts überzeugt habe. [189])

Man kennt den Geist und den Inhalt dieses Entwurfs eines osmanischen Staatsgrundgesetzes. Indem es die drei großen Grundsätze moderner christlicher Staatspraxis: Gleichheit vor dem Gesetz und Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigenthums aller Unterthanen der Pforte ohne Unterschied, Gleichheit der Besteuerung und gleiche Verpflichtung zur Leistung des Waffendienstes, an die Spitze stellte, griff es freilich die alten islamitischen Staatsordnungen des Osmanischen Reichs in ihrem innersten Wesen an. Die übrigen Bestimmungen desselben sind nur die natürliche Folge und die weitere Ausführung jener Grundsätze. [190])

Wurde dieser bedeutungsvolle Schritt auf der schwierigen Bahn der Wiedergeburt des Osmanischen Reichs in Europa im allgemeinen allerdings mit zu sanguinischen Hoffnungen begrüßt, so fehlte es bei uns freilich auch nicht an solchen Staatsweisen, welche sich für berechtigt hielten, ihn sehr vornehm zu belächeln. Als ob nicht gerade in den letzten Decennien die politische Noth unser „altes Europa“ zu Dingen getrieben und verleitet hätte, über welche man sich wahrhaftig kaum des Lachens erwehren könnte, wenn sie nur nicht so ernster Natur gewesen wären! Auch in Betreff des politischen Donquixotismus dürften uns in diesen Zeiten diese Barbaren schwerlich den Rang streitig gemacht haben.

Die Hauptsache war natürlich, daß man die schönen Verheißungen von Gülhane nun auch zur Ausführung bringe, und namentlich die organischen Gesetze ins Leben rufe, welche ihre Zukunft sichern und sie zur Wahrheit machen sollten. Da stieß man aber freilich, so ernst man auch die Sache nahm, sogleich auf die erheblichsten Schwierigkeiten. Die Ulema, die sich anfangs zu fügen schienen, weil man ihnen glauben machen wollte, daß diese neuen Einrichtungen nur eine Wiederherstellung der alten auf den Aussprüchen des Koran beruhenden Satzungen bezwecken, schrieen laut über Betrug, wiegelten das Volk der Gläubigen auf, und verkündeten offen den Umsturz des Islam.

Ebenso zeigte sich in den Provinzen, wo der erste Eindruck überwiegend günstig war, bald ein nachtheiliger Umschwung der Stimmungen gegen diese gefährlichen Neuerungen. In Albanien, Bosnien, der Herzegowina, in Syrien und am Libanon kam es zu sehr bedenklichen

Reibungen. Arge Misverständnisse hatten daran nicht wenig Schuld. Die Rajahs wollten nun gar nicht mehr zahlen, und die Statthalter ließen sich zu Gewaltthätigkeiten hinreißen, wo sie ihre alten Rechte beeinträchtigt glaubten. Harte Strafen gegen widerspenstige Pfortendiener, Entsetzung, Verbannung, selbst einige Hinrichtungen, machten das Uebel eher schlimmer.

Dabei schlug man von oben herein in der Ausführung des Hattischeriff nicht gerade immer den glücklichsten Weg ein. Hier kam man nach langen Mühen zu keinem erwünschten Resultat, dort überstürzte man sich selbst durch unzeitige Eile. Mit dem schon im März 1840 versuchsweise ins Leben gerufenen Schattenbild einer abendländischen Repräsentativverfassung mit zwei Kammern, Thronrede und Dankadresse verfiel Reschid-Pascha, welchem man dieses politische Kunststück zuschreiben wollte, geradezu ins Lächerliche.

Auf der andern Seite geschah aber doch manches, was tiefere Wurzeln schlug. Die Abschaffung der Regierungsmonopole, die Einrichtung besonderer Collegien für die oberste Leitung der verschiedenen Zweige der Verwaltung, die Aufhebung des Verkaufs und der Verpachtung der Staatsämter (iltisame), sowie des Kopfgeldes, und die davon bedingte neue Organisation des Steuerwesens waren sehr erhebliche Fortschritte, wenn sie auch nicht sogleich praktisch durchgeführt werden konnten. Selbst eine zehnjährige Reorganisationsarbeit, welche in der nächstfolgenden Zeit den Kern der innern Geschichte des Osmanischen Reichs bildet, vermochte die tiefer liegenden Uebel nicht so leicht zu heben. Finanzwesen, Rechtspflege, Verwaltung und die so schwierigen

Verhältnisse der christlichen Unterthanen konnten in dieser Periode des Kampfs zwischen dem Alten und dem Neuen nicht mit einem mal aus dem krankhaften Zustand herausgerissen werden, in dem sie seit Jahrhunderten versunken waren. Es bedurfte, wie es scheint, eines neuen großen Anstoßes von außen, um das Werk der Reform einen entscheidenden Schritt weiter zu treiben.

Wir haben nicht nöthig, hier näher darauf hinzuweisen, welche Bedeutung in dieser Hinsicht der jüngste orientalische Krieg gehabt hat. Sein Ursprung und Verlauf sind noch in zu frischem Andenken, als daß wir darauf näher einzugehen brauchten. Es war charakteristisch genug für die Natur desselben, daß die wichtige, gleichfalls seit Jahrhunderten schwebende Frage der „Heiligen Stätten" gleich zu Anfang in den Vordergrund trat. Sie war nicht blos, wie man von vielen Seiten glauben wollte, ein Vorwand des eiteln verjährten Streits der Großmächte um das Dasein des Osmanischen Reichs; es hingen an ihr im Gegentheil die zwei gewichtigsten Streitpunkte, um die sich die Lösung der „orientalischen Frage" eigentlich von jeher gedreht hat und auch noch fernerhin drehen wird: die Anordnung der Verhältnisse der christlichen Unterthanen der Pforte, und das Maß des Einflusses der verschiedenen Großmächte auf die Politik des Divans und die zukünftige Gestaltung des europäischen Orients. [191])

Nachdem durch die Wendungen einer ebenso interessanten als verwickelten diplomatischen Verhandlung hindurch, welche für die Beurtheilung der Stellung der betheiligten Großmächte zur Pforte und die brennenden Interessen, die dabei ins Spiel kommen, höchst belehrend

ist, hier aber von uns nicht weiter verfolgt werden kann, eine friedliche Ausgleichung des Streits nicht zu erreichen gewesen war, mußte freilich abermals der immerhin misliche Versuch gemacht werden, die „orientalische Frage" mit der Schärfe des Schwerts ihrer Lösung näher zu bringen.

Dieser Krieg bekam aber sogleich dadurch einen ganz eigenthümlichen Charakter, daß es sich dabei — darüber ist man wol jetzt völlig im klaren — von keiner Seite um etwa zu machende Eroberungen, am wenigsten um eine Zerstückelung und Auflösung des Osmanischen Reichs handelte. Die letztere ist dabei niemals ernstlich in Anregung gekommen oder in Frage gestellt worden. Es sollte im Gegentheil, abgesehen von den speciellern Interessen, welche die betheiligten Mächte dazu trieben, ein Kampf für die thatsächliche Befestigung des Princips der Integrität des Osmanischen Reichs sein, welche man als eine der wesentlichsten Bedingungen, als die sicherste Bürgschaft der Erhaltung des Weltfriedens erkannt hatte.

Insofern aber diese Integrität nicht blos durch die Haltung der Großmächte gesichert werden kann, sondern auch durch eine innere Kräftigung „des kranken Mannes" bedingt ist, wurde dieser Krieg zugleich ein Werk der europäischen Civilisation zum Nutzen und im Interesse der Erstarkung osmanischer Macht. Die Reformbestrebungen Mahmud's II. und Abdul-Meschid's haben unter den Mauern von Sewastopol gleichsam ihre blutige Weihe erhalten. Sie sind dadurch, wie nie zuvor, die Sache der europäischen Großmächte, eine der wichtigsten Aufgaben der politischen Arbeit unsers Jahrhunderts geworden. Darin liegt jetzt der Kern der orientalischen

Frage, deren Lösung einer unbestimmten Zukunft angehört.

Die Resultate, welche bisjetzt erreicht sind, erscheinen zwar unbefriedigend, keineswegs aber hoffnungslos. Man kennt die bedeutenden Schritte, welche in dieser Hinsicht unter dem unmittelbaren Einfluß der drei vermittelnden Mächte England, Frankreich und Oesterreich schon während des Kriegs und noch vor dem Abschluß des Friedens vom 30. März 1856 geschehen sind. Ihr Gelingen war gleichsam eine Bedingung des letztern. Die Verheißungen des Hattischeriff von Gülhane sollten durch die Einsetzung des Raths des Tanzimat vom 7. Sept. 1854, welchem die schwere Aufgabe gestellt wurde, die durch die beschlossene Reform nothwendig gewordenen organischen Gesetze ins Leben zu rufen, endlich ihrer Erfüllung zugeführt werden.

Von ihm gingen dann auch, nachdem bereits zuvor durch das Gesetz über die Zulassung des Zeugnisses der Christen vor Gericht in Criminalprocessen, bei welchen Mohammedaner und Christen betheiligt sind (16. März 1854), ein entscheidender Schritt zur Reform der Rechtspflege geschehen war, alle jene Verordnungen aus, welche fortan als die Grundgesetze des neuosmanischen Staatslebens Geltung haben sollen. Die wichtigste, in die alten islamitischen Staatsordnungen am tiefsten einschlagende war ohne Zweifel das Gesetz vom 10. Mai 1856, welches den Karatsch der Rajahs aufhebt und ihre Fähigkeit und Verpflichtung zum Heerdienst ausspricht. Die letztere, eine nothwendige Folge der neuen Militärverfassung überhaupt, bedingte die erstere und die davon unzertrennliche Einführung einer besondern Kriegssteuer.

Allein auch diese Maßregel konnte, eben weil sie in alle Staatsverhältnisse eingriff, nicht vereinzelt stehen bleiben. Die Nothwendigkeit eines den gesammten Staatsorganismus umfassenden, in sich gegliederten Grundgesetzes führte, unter der directen Einwirkung der Vertreter der oben genannten drei vermittelnden Mächte, zu dem Hat-i-Humaïum vom 16. Febr. 1856, welcher durch den bald darauf abgeschlossenen Frieden vom 30. März gewissermaßen förmlich sanctionirt wurde.

Es wäre aber gewiß sehr unrecht, wenn man diesen wichtigen Staatsact, welcher alle Zweige der öffentlichen Verwaltung in Form und Wesen umgestalten soll, schon jetzt, im ersten Stadium seiner praktischen Folgen, einer schonungslosen, misliebigen Kritik unterwerfen wollte. Man hat, sollten wir meinen, namentlich in dem letzten Decennium in unserm Westen selbst lehrreiche Erfahrungen genug darüber gemacht, daß man Staatsreformen nicht blos mit papierenen Verfassungen und hochtrabenden Verordnungen ins Leben ruft. Es gehören dazu noch ganz andere Dinge.

Man wird daher die ähnlichen Verhältnisse im islamitischen Orient billiger, milder und gerechter beurtheilen, als es in der Regel geschieht. Man wird hoffentlich von der Verwunderung und dem gelegentlichen Spott darüber, daß der Hattischeriff von Gülhane und der Hat-i-Humaïum von 1856, so gut sie auch gemeint waren, bisjetzt in vieler Hinsicht doch nur noch ein eitler Wahn geblieben sind, nach und nach zurückkommen. Völkerbeglückung und Staatenerrettung hat man überhaupt so leichten Kaufs nicht, zumal wo, wie hier, krankhafte Zustände der eigenthümlichsten Art, an denen

eine Vergangenheit von Jahrhunderten hängt, durch gründliche Heilung überwunden sein wollen.

Man ist freilich mit Recht ungehalten darüber, daß es seit vier Jahrhunderten nicht hat gelingen wollen, die christlichen Unterthanen des Großherrn in ein angemessenes Verhältniß zu dem barbarischen osmanischen Staatswesen zu versetzen. Hat man aber in unsern hochgebildeten christlichen Staaten etwa nicht nun fast zwei Jahrtausende daran gearbeitet, den standhaften Bekennern des Gesetzes Mosis eine erträgliche bürgerliche und politische Existenz zu sichern, und haben sie dieselbe bis zur Stunde überall wirklich schon erreicht? Die Lösung der orientalischen Frage wird mithin in dieser Beziehung, in Betreff des innern osmanischen Staatslebens, noch lange ein großes Problem der Zukunft bleiben.

Für jetzt ist die Hauptsache, daß man es damit redlich meint, und daß die Geschicke dieses großen Osmanischen Reichs, dem so unendliche Hülfsquellen zu Gebote stehen, in den Händen eines nicht blos so begabten und aufgeklärten, sondern auch so edeln und wohlwollenden Fürsten liegen, wie Sultan Abdul-Medschid ist, eines Fürsten, dem, was die Prüfungen, welche ihm auf dem Thron beschieden waren, und die Schwierigkeiten seiner Stellung betrifft, nicht leicht ein zweiter in Europa an die Seite gesetzt werden könnte. [192])

Aber auch in ihrem Verhältniß zu der auswärtigen Politik der Pforte, welche von ihren innern Zuständen nicht mehr getrennt werden kann, ist die orientalische Frage durch den Pariser Frieden nichts weniger als eine abgeschlossene, vollendete Thatsache geworden. Vielleicht

sind da durch denselben die gehegten Erwartungen selbst noch mehr getäuscht worden. Sie wird auch in Zukunft, ja für immer, noch ein Brennpunkt der europäischen Politik bleiben.

Man möchte fast schon glauben, daß man es, da man nicht darüber einig werden konnte, den Leichnam des „kranken Mannes" zu theilen und zu zerlegen und so die Beute „im großen Ganzen" zu genießen, nun darauf abgesehen habe, ihm nach und nach die einzelnen Glieder vom siechen Körper zu lösen: hier ein Inselchen, dort eine Landzunge, da eine Erdscholle, wären es vorerst auch nur die Schlangeninseln und die Insel Perim.

Und wo eine Wunde klafft, wie schnell ist man da bei der Hand, um die Heilung nur keinem dritten zu überlassen! Wie wird man am Ende den jetzt wieder zum Ausbruch gekommenen Krebsschaden von Montenegro beseitigen? Vielleicht wird uns die geheimnißvolle Conferenz, die diesen Augenblick in Paris tagt, auch darüber wie über manches andere, was in dieser brennenden „orientalischen Frage" noch unerledigt ist, das letzte Wort sagen.

Das Eine scheint uns indessen nun doch als größter Gewinn des jüngsten blutigen Versuchs ihrer Lösung festzustehen: daß das Dasein, selbst die Integrität des Osmanischen Reichs, als wesentliches Erforderniß der europäischen Ruhe, auf lange Zeiten gesichert ist, zumal wenn die begonnene Wiedergeburt desselben den glücklichen Fortgang haben sollte, welchen man im Interesse europäischer Civilisation und christlicher Gesittung nur aufrichtig wünschen und hoffen muß. Wir werden vielleicht Gelegenheit finden, auf diese Dinge nochmals

anderwärts zurückzukommen, sobald eine bestimmte Gestaltung der dabei in Frage stehenden Verhältnisse, welche für jetzt nur erst noch in den Anfängen ihrer Entwickelung begriffen sind, dem gerechten Urtheil eine sichere thatsächliche Grundlage bietet.

Anmerkungen.

1) Nach dem Bericht des damaligen britischen Botschafters zu St.-Petersburg in Raumer's Beiträgen zur neuern Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchiv (Leipzig 1839), V, 32. Ihm zufolge sagte die Kaiserin, als sie den Gesandten und den dänischen Botschafter zu ihrem Spiel einlud, laut genug, um gehört zu werden: „Da dies für mich ein Tag großer Freude ist, will ich auch nur fröhliche Gesichter in meiner Nähe haben.“ Die Freude der Kaiserin über das glückliche Ereigniß wird in ähnlicher Weise auch durch eine Depesche des preußischen Gesandten, Grafen von Solms, vom 5. Aug. 1774 bestätigt, im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

2) Depesche desselben vom 9. Aug. 1774, daselbst.

3) Depeschen des Freiherrn von Thugut vom 3. und 17. Aug. 1774, mitgetheilt aus dem k. k. Geheimen Staatsarchiv zu Wien bei Hammer, Osmanische Geschichte, VIII, 583 fg.

4) Depesche desselben vom 3. Sept. 1774, bei Hammer, a. a. O., S. 577.

5) Raumer, a. a. O., S. 32.

6) Die betreffenden Abhandlungen befinden sich in den Jahrgängen von 1855, 1856 und 1858 des Historischen Taschenbuch.

7) Die Gründe für und wider den Beitritt zum Heiligen Bund finden sich am besten entwickelt in den Reden, welche damals im Rath der Pregadi darüber gehalten wurden, mitgetheilt von

Garzoni, Storia della Repubblica di Venezia in tempo della sacra lega contra Maomeddo IV e tre suoi successori (Venedig 1705), S. 48—57.

8) Garzoni, a. a. O., S. 502.

9) Diedo, Storia della Repubblica di Venezia della sua fondazione sino all' anno 1747 (Venedig 1751), IV, 73: „Era stata la perdita della Morea una spina pungente all' onore de' Turchi, che.... attendevano con ansietà il punto opportuno per la vendetta."

10) Das Nähere über diese orientalische Verwaltung in Morea findet man bei Ranke, Die Venezianer in Morea (1685—1713), in dessen Historisch-politischer Zeitschrift (Berlin 1833—36), II, 405 fg., und in dem derselben gewidmeten Abschnitt in meiner Geschichte des Osmanischen Reichs, V, 473—489.

11) Diedo, a. a. O., S. 85: „Era pubblicata dal Patriarca di Costantinopoli la scommunica contro i sudditi Greci, che prendessero servigio al soldo de' Veneziani"; und de la Motraye, Voyages, I, 462, welcher selbst mit den Griechen von Modon sprach, „qui faisoient des voeux pour retourner sous la domination des Turcs et qui témoignoient envier le sort des Grecs, qui y vivoient encore".

12) de la Motraye, a. a. O., S. 462.

13) Girolamo Ferrari, Notizie storiche della lega tra l'imperatore Carlo VI e la Repubblica di Venezia ed il Gran Sultano Achmet III (Venedig 1723), mitgetheilt von Giuseppe Cappelletti, Storia della Repubblica di Venezia etc. (Venedig 1854), XI, 151 fg.

14) Das Nähere hierüber findet sich in: Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg (Leipzig 1834), II, 187, 226, 223; Daru, Histoire de la République de Vénise (Paris 1819), VI, 280, 288, und Grasset St.-Sauveur, Voyage historique littéraire etc. dans les isles et possessions ci-devant vénitiennes du Levant (Paris An VIII), II, 167 fg.

15) Diedo, a. a. O., S. 181—186.

16) Daru, a. a. O., V, 29.

17) Daselbst, S. 48—56.

18) Diedo, a. a. O., IV, 448.

19) Morosini, Historia veneta, Buch XVI, 296: „In alloquio Contarenus Regi tecto capite praeter morem adstitit."

20) Depesche des preußischen Ministers zu Konstantinopel, Herrn von Gaffron, vom 17. Juli 1776, im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Herrn von Gaffron wurde selbst seine Taschenuhr von solch einem venetianischen Schutzbefohlenen vom Nachttisch hinweggestohlen.

21) Depesche desselben vom 18. Aug. 1777.

22) Depesche des preußischen Gesandten zu St.-Petersburg, Grafen von Solms, vom 4. und 27. März 1775 im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Die Signorie, heißt es da, sei willens „à rechercher la Russie et veut lui proposer pour cet effet un traité de commerce assez avantageux à cette cour, pour l'intéresser au sort de la République".

23) Depesche des Herrn von Gaffron vom 2. Aug. 1779 im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

24) Daru, a. a. O., V, 41—44.

25) Daselbst, S. 63 fg.

26) Laugier, Histoire des negociations pour la paix conclue à Belgrade etc. (Paris 1768), I, 333—336; II, 21.

27) Die betreffenden Actenstücke gibt Hammer, a. a. O., VIII, 277, 531—537, verglichen mit meiner Geschichte des Osmanischen Reichs, V, 902 fg.

28) Die betreffenden Actenstücke gibt Hammer, a. a. O., S. 319, 551—559, verglichen mit meiner Geschichte des osmanischen Reichs, V, 914 fg.

29) Depeschen des Herrn von Zegelin vom 3. und 17. Juni und 3. und 17. Aug. 1774, im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

30) Depeschen des preußischen Gesandten Herrn von Gaffron vom 3. Aug. und 3. und 17. Sept. 1776. In der ersten heißt es unter anderm: „C'est le ministre de France, qu'on peut regarder actuellement comme le secrétaire d'état de la Porte, dès qu'il s'agit de la Pologne et de la Porte."

31) Depeschen desselben vom 18. Febr. und 17. April 1777 und 3. Jan., 3. März und 30. April 1778, im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

32) Ueber Jakob Colyer, welcher von Kaiser Leopold I. aus Dankbarkeit für seine Vermittelung bei dem Friedenscongreß zu Carlowicz in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, vergleiche meine Geschichte des osmanischen Reichs, V, 348, und dann über seine Betheiligung an den Verhandlungen zu Carlowicz und zu Passarowitz: Gründ- und umständlicher Bericht von denen Römisch-Kaiserlichen wie auch Ottomanischen Botschaften, wodurch der Frieden zu Carlowicz bestättiget worden (Wien 1702). Ferner: Theyls, Mémoires pour servir à l'histoire de Charles XII (Leyden 1722), und dessen Mémoires curieux de la guerre dans la Morée et en Hongrie l'an 1715 (Leyden 1722).

33) Politique de tous les Cabinets de l'Europe, II, 145: „Ce qui est resté à la Hollande de marine militaire suffit à peine pour contenir les Barbaresques, et ils la respectent si peu, que ses armes ont toujours besoin d'être sécondées par des présens."

34) Volney, Voyage en Syrie et en Égypte, II, 95 fg.

35) Nach den ungedruckten Berichten des kaiserlichen Internuntius Penkler bei Hammer, a. a. O., VIII, 105, 138, 190, 242, 283.

36) Busbequii epistolae, IV, 284. (Ausgabe von Elzevier.)

37) De la domination espagnole en Algérie, in dem officiellen Werk: Tableau de la situation des établissements français dans l'Algérie, (Paris 1840), S. 353.

38) Daselbst, S. 354. Das Manifest beginnt mit den Worten: „Yo el Rey, considerando muy principalmente que estando esta plaza en poder de los barbaros Africanos, es una puerta cerrada a la extension de mi sagrada religion ꝛc."

39) Einige interessante Notizen hierüber finden sich in zwei Depeschen Friedrich's des Großen an seinen Gesandten in St.-Petersburg, Grafen von Solms, vom 8. Aug. und 26. Sept. 1775 im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

40) De la domination espagnole, S. 354.

41) Einige treffende Bemerkungen hierüber finden sich namentlich in einer Depesche des Herrn von Gaffron vom 11. Juni 1777 im königlichen Geheimen Staatsarchiv in Berlin.

42) Der Vertrag selbst, welcher zu Konstantinopel am 14. Sept. 1782 unterzeichnet wurde, findet sich z. B. in Martens' und Cussy's Recueil manuel et pratique de traités, conventions etc. (Leipzig 1846), I, 235. Die Bestimmung wegen der Sperre der Meerenge von Gibraltar findet sich darin allerdings nicht. Gleichwol behauptete zuerst Volney, Considérations sur la guerre actuelle des Turcs (London 1788), S. 55, ihre Existenz, während sie Peyssonnel, Examen du livre intitulé Considérations etc. (Amsterdam 1788), S. 110, hinwegleugnen will.

43) Die besten Aufschlüsse darüber gibt der damalige französische Gesandte zu St.-Petersburg, Graf von Ségur, in seinen Mémoires ou souvenirs et anecdotes, dritte Ausgabe (Paris 1827), III, 250, 383, 403, wo die betreffende Depesche des Grafen Montmorin, des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Ludwig's XVI., gegeben wird.

44) Laugier, a. a. O., I, 259, 268, 299, 306.

45) Daselbst, II, 116—118, 127—130.

46) Der Vertrag selbst wird gegeben daselbst, II, 283—290.

47) Depesche des Herrn von Gaffron vom 18. Jan. 1776 im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Ueber die von Frankreich in dieser Zeit und noch später an Schweden gezahlten Subsidien im Betrag von 800000 und dann $1\frac{1}{2}$ Mill. Livres jährlich findet man das Nähere bei Geijer, König Gustaf's III. nachgelassene Papiere. Aus dem Schwedischen (Hamburg 1843), II, 193; III, 1. Abth., 9; 2. Abth., 162 fg.

48) Daselbst, III, 2. Abth., 176, 182; Ségur, a. a. O., III, 323, 346.

49) Diese Note vom 1. Juli 1787 findet sich daselbst, S. 315.

50) Eton, Tableau historique de l'empire ottomane, französisch von Lefebvre (Paris An VII), II, 152.

51) Ségur, a. a. O., III, 317, 318.

52) Daselbst, S. 334.

53) Diese Denkschrift wird gegeben bei Abeken, Der Eintritt der Türkei in die europäische Politik des 18. Jahrhunderts (Berlin 1856), S. 248 fg.

54) Dieser Vertrag findet sich in dem Recueil de tous les traités, conventions, mémoires et notes, conclus et publiés par la Couronne de Danemarc dès l'année 1776 jusqu'en 1794 (Berlin 1796), S. 71—79.

55) Auf diesen Versuch beziehen sich namentlich zwei unter dem 8. März 1791 von dem dirigirenden dänischen Minister, Grafen von Bernstorf, an das Cabinet von St.-Petersburg gerichtete Noten, bei Abeken, a. a. O., S. 252 fg.

56) Laugier, a. a. O., I, 73—81; II, 265—275.

57) Daselbst, II, 21—30, 287—292.

58) In einem Schreiben aus Konstantinopel aus dieser Zeit, welches im Mercure historique, CIV, 406, gegeben wird, heißt es namentlich, daß man auf seiten der Pforte die Heeresmacht des Kaisers weit weniger fürchte, als die Rußlands, wobei ausdrücklich bemerkt wird: „Les Turcs disent hautement qu'il n'y a plus de prince Eugène." Die genauesten Nachrichten über die betreffenden Verhandlungen im Lager des Großveziers finden sich in (Neipperg,) Umständliche auf Originaldocumente gegründete Geschichte der sämmtlichen und wahren Vorgänge bei der Unterhandlung des zu Belgrad am 18. Sept. 1739 geschlossenen Friedens (Frankfurt und Leipzig 1790), S. 33—79, 235—276, verglichen mit Laugier, a. a. O., II, 30—71.

59) Der Friedensvertrag findet sich bei Laugier, a. a. O., S. 336—354. Die hier berührten Bestimmungen desselben lauten wörtlich: „La Russie ne pourra ni sur la mer de Zabache, ni sur la mer Noire construire et avoir de flotte et d'autres navires", und dann: „Pour ce que regarde le commerce des Russes sur la mer Noire, il sera fait sur les bâtiments appartenants aux Turcs."

60) Mercure historique, CVII, 522.

61) Laugier, a. a. O., S. 261, und Mercure historique,

CXI, 499, wo der Vertrag vom 7. Sept. 1741 vollständig gegeben wird.

62) Depeschen Bonneval's und Castellane's bei Hammer, a. a. O., VIII, 487—496.

63) Nach den soeben angeführten Depeschen daselbst, S. 90, 495.

64) Depesche des Grafen Desalleurs an den Minister Puisfieux vom 23. Nov. 1748, daselbst, VIII, 501, und Vergennes, Mémoire sur la Porte Ottomane, composé au retour de son ambassade à Constantinople, in Politique de tous les Cabinets, zweite Ausgabe (Paris 1801), III, 115.

65) Depesche des Grafen Desalleurs bei Hammer, a. a. O., S. 501.

66) Politique de tous les Cabinets, I, 59. Dann Favier, Conjectures raisonnées sur la situation actuelle de la France dans le système politique de l'Europe, daselbst, II, 8; dessen Doutes et questions sur le traité de Versailles du 1 mai 1756, daselbst, III, 251; und Vergennes, a. a. O., S. 117 fg.

67) Extrait de la convention ou traité secret entre le Roi et l'Impératrice-Reine, signé à Versailles le 30 Décembre 1758, in Politique de tous les Cabinets, II, 67 fg.

68) Am schärfsten, wenn auch vielleicht etwas zu grell, hebt diese Punkte heraus Favier, a. a. O., S. 302—308.

69) Vergennes, a. a. O., S. 119 fg.

70) Daselbst, S. 123.

71) Daselbst, S. 130.

72) Depeschen des Grafen von Vergennes, bei Hammer, a. a. O., VIII, 277, 535—537, und dessen Mémoire, S. 132.

73) Vergennes, a. a. O., S. 139.

74) Politique de tous les Cabinets, II, 173; Eton, a. a. O., II, 166.

75) So namentlich Ségur in den Anmerkungen zu dem öfter erwähnten Mémoire des Grafen Vergennes, a. a. O., S. 154: „Le gouvernement français a certainement accéléré la ruine des Turcs par la faute, qu'il a commise en leur faisant faire seuls la guerre à Cathérine II."

76) de la Motraye, a. a. O., I, 294.

77) Daselbst, S. 179. Die mit Algier in den Jahren 1700, 1703 und 1716, und mit Tunis und Tripolis im Jahr 1699 erneuerten Verträge finden sich bei Chalmers, A collection of treaties etc., II, 386, 388.

78) Ueber die gedrückten Verhältnisse der englischen Levante-compagnie in damaliger Zeit finden sich die genauesten Notizen bei Hanway, An historical account of the British trade over the Caspian sea, (London 1762), S. 34—46, 312—329, und Eton, a. a. O., S. 230.

79) Favier, a. a. O., I, 349: „L'ambassadeur d'Angleterre à Constantinople y est, pour ainsi dire, le chargé-d'affaires de la Russie."

80) Nach den Berichten des kaiserlichen Internuntius, Baron von Thugut, bei Hammer, a. a. O., VIII, 375.

81) Ueber diese letztern vergeblichen Bemühungen Englands, den Frieden zu vermitteln, finden sich die besten Aufschlüsse in den Depeschen des Herrn von Zegelin vom 2. und 18. April 1774 im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

82) Der vollständige Text des Vertrags findet sich am besten nach einem vollständigen Exemplar in den wiener Archiven bei Hammer, a. a. O., VIII, 567.

83) Friedrich der Große, Mémoires de 1763—75, Oeuvres, VI, 40, 69.

84) Den Allianzvertrag zwischen Oesterreich und Rußland vom Jahr 1726 gibt vollständig Rousset, Intérêts présents des puissances de l'Europe, III, 442. Ueber die Wirkungen, welche er in Konstantinopel machte, bemerkt unter anderm Theyls in einer Depesche vom 28. März 1726: „L'allianza tra l'augustissima Corte e Moscovia fa un gran strepido qui", Hammer, a. a. O., VII, 340. Die Erklärung der Pforte endlich an den kaiserlichen Internuntius gibt Rousset im Mercure historique, CI, 157, 508.

85) Schmettau, Mémoires secrets de la guerre de Hongrie (Frankfurt 1771), Avant-propos, S. 9; Versuch einer

Lebensbeschreibung des Feldmarschalls Grafen von Seckendorf (1792), II, 9.

86) Dieses „Manifeste de l'Empereur pour déclarer la guerre aux Turcs" findet sich bei Rousset im Mercure historique, CIII, 164—180.

87) Das Nähere darüber findet sich im 2. Bd. der angeführten Lebensbeschreibung des Feldmarschalls von Seckendorf.

88) Laugier, a. a. O., II, 201, 222, 224.

89) Daselbst, S. 334.

90) Depeschen des Herrn von Zegelin vom 4. und 18. Jan., 3. März und 17. Sept. 1773 im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

91) Depeschen desselben vom 3. April 1773, 17. Febr., 3. und 18. April und 3. Juni 1774.

92) Den Vertrag vom Jahr 1720 gibt Bacmeister, Beiträge zur Geschichte Peter's des Großen (Riga 1784), II, 415. Noch kurz vor dem Abschluß desselben hatte der Großvezier selbst dem englischen Gesandten Stanyan die Versicherung gegeben, daß die Pforte niemals zugeben werde, daß Rußland einen stehenden Gesandten bei ihr unterhalten dürfe.

93) Alles, was sich auf die Händel zwischen Rußland und der Pforte am Kaspischen Meer bezieht, befindet sich am ausführlichsten dargestellt in dem handschriftlichen Journal von der Commission wegen der Grenzscheidung in Persien von Major Garber, welcher als einer der russischen Commissare thätig war, auf der königlichen Bibliothek zu Berlin.

94) Diese Denkschrift wird gegeben in dem Tagebuch des Feldmarschalls Grafen von Münnich bei Herrmann, Beiträge zur Geschichte des russischen Reichs (Leipzig 1843), S. 144 fg.

95) Das russische Kriegsmanifest wird gegeben von Rousset im Mercure historique, CI, 37—67; die osmanische Kriegserklärung daselbst, S. 99.

96) Dieser Friedensvertrag findet sich, wie in Anm. 59 erwähnt, vollständig bei Laugier, a. a. O., II, 336—354. Die bereits angeführten zwei wichtigen Bestimmungen desselben über die Schifffahrt und den Handel im Schwarzen Meer sehe man in Anm. 59.

97) Diese Convention wird vollständig gegeben im Mercure historique, CXI, 499.

98) Die hierher gehörigen Actenstücke finden sich bei Hammer, a. a. O., VIII, 547, 549.

99) Dieses russische Manifest findet sich in: Geschichte des gegenwärtigen Kriegs zwischen Rußland, Polen und der Ottomannischen Pforte (Frankfurt und Leipzig 1771), IV, 42—51.

100) Dohm, Denkwürdigkeiten, II, 13.

101) Der Briefwechsel zwischen Voltaire und der Kaiserin beschäftigt sich vorzüglich mit diesem Gegenstand; Voltaire, Oeuvres, LXXVIII, Ausgabe von Zweibrücken.

102) Dieses in griechischer Sprache abgefaßte Manifest wird in deutscher Uebersetzung gegeben: Geschichte des gegenwärtigen Kriegs, VI, 75.

103) Depeschen des Herrn von Zegelin vom 4. Jan., 3. März und 17. Aug. 1773. Nach der letztern erklärte die Pforte geradezu, sie könne Kertsch und Jenikale nicht aufgeben, weil davon die Sicherheit ihres Reichs abhänge. Sie würde sich dadurch selbst den Weg zu ihrem Untergang bahnen. Es wäre mithin besser, mit den Waffen in der Hand zu sterben, als einen so schändlichen Frieden einzugehen.

104) Sie ergibt sich namentlich aus einer Depesche des Herrn von Gaffron vom 17. Jan. 1777, der zufolge der energische Großvezier Derendely noch um diese Zeit den Kaimakan des Lagers, Jegen-Pascha und den Kaimakan von Konstantinopel, Meleck-Mohammed, sowie den Reis-Efendi Ismael-Beg deshalb zur Rechenschaft gezogen und bestraft wissen wollte.

105) Die besten Aufschlüsse darüber haben wir in einer Depesche des preußischen Gesandten zu St.-Petersburg, Grafen von Solms, vom 22. März 1774, im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin gefunden.

106) Depesche des Herrn von Zegelin vom 17. April 1773.

107) Depesche des Grafen Solms vom 8. Mai 1774. Im Betreff der friedlichen Gesinnungen des Grafen Panin heißt es hier: „Il est seulement à souhaiter, que ces sentiments puissent s'accorder avec ceux de l'impératrice qui a tou-

jours devant les yeux la gloire qui l'attend par l'humiliation de la Porte."

108) Hierauf bezieht sich vorzüglich der interessante Briefwechsel zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire in den Oeuvres des erstern (Berlin 1853) XXIII, 224, 225, 265.

109) Der Vertrag findet sich bei Hertzberg, Recueil des déductions, manifestes, déclarations ꝛc. (Berlin 1790), I, 486.

110) Für diese Verhältnisse ist vorzüglich der Briefwechsel des Königs mit dem Marquis d'Argens, Oeuvres, XIX, 234, 267, 312, 323, 326, 332 ꝛc., von großem Interesse.

111) Des türkischen Gesandten Resmi-Achmed-Efendi gesandtschaftliche Berichte, aus dem Türkischen übersetzt (Berlin 1809), S. 91, und Hammer, a. a. O., VIII, 527, wo der von Rexin vorgelegte Vertragsentwurf vollständig gegegeben wird.

112) Friedrich der Große, Mémoires de 1763 — 75, Oeuvres, VI, 27. „Il n'était pas de l'intérêt de la Prusse de voir la puissance ottomane entièrement écrasée, parceque'en cas de besoin elle pourrait être utilement employée à faire des diversions, soit dans la Hongrie, soit en Russie, selon les puissances avec lesquelles on serait en guerre." Im December 1772 äußerte er sich über die Dauer des Osmanischen Reichs gegen Voltaire dahin: „Si les Turcs n'ont pas été, cette fois, expulsés de l'Europe, il faut l'attribuer aux conjonctures. Cependant ils ne tiennent plus qu'à un filet, et la première guerre qu'ils entreprendront achevera probablement leur ruine entière." Correspondance in den Oeuvres, XXIII, 227.

113) Friedrich der Große, Mémoires, VI, 40, 69.

114) Wir ersehen dies am deutlichsten aus den Depeschen des Herrn von Zegelin, namentlich vom 17. April, 3. und 17. Mai 1773, und 3. Jan. 1774 im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

115) Depesche im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin.

116) Depeschen des Herrn von Zegelin vom 3. und 17. Sept. 1774, wo auch der Wortlaut der ihm von der Pforte für den König zugestellten Note gegeben wird.

117) Depesche desselben vom 3. Oct. 1774. Das mündliche Ultimatum des Reis-Efendi lautet danach: „Il est aisé de juger, si des engagements pareils peuvent être stables; mais les circonstances peuvent et doivent changer. Si donc les Russes veulent une paix durable et établir une amitié sincère, il faut adoucir ces conditions et les rendre supportables.“

118) Depesche desselben vom 17. Oct. 1774.

119) Depeschen desselben vom 3. Oct. und 17. Nov. 1774.

120) Wir folgen hier wörtlich den höchst wichtigen Depeschen des Grafen von Solms vom 21. und 25. Oct. und 8. Nov. 1774 im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, wobei sich auch die vollständige Antwort der Kaiserin auf die Note der Pforte befindet. Nur hieraus und aus den Depeschen des preußischen Gesandten zu Konstantinopel lernen wir die damalige Stimmung des Cabinets von St.-Petersburg, und mithin den eigentlichen Stand der orientalischen Frage, erst genauer kennen.

121) Depesche des Königs an den Grafen Solms vom 6. Nov. 1774.

122) Depesche des Grafen Solms vom 25. Nov. 1774.

123) Depesche des Herrn von Zegelin vom 3. Dec. 1774.

124) Depesche desselben vom 17. Nov. und des Grafen Solms vom 25. Nov. 1774. Die erst im nächsten Jahr nach St.-Petersburg gelangte Ratificationsurkunde trug auch wirklich noch das Datum vom 2. Nov. 1774, wie wir aus einer Depesche des Grafen Solms vom 2. März 1775 ersehen.

125) Depesche des Herrn von Zegelin vom 3. Oct. 1774.

126) Depesche desselben vom 3. Febr. 1775.

127) Depesche desselben vom 3. Nov. 1774.

128) Depesche des Grafen von Solms vom 2. Oct. 1774.

129) Depeschen desselben vom 18. und 21. Oct. und Erwiderung des Königs darauf vom 5. Nov. 1774.

130) Depeschen des Herrn von Zegelin vom 17. Nov. und 3. Dec. 1774.

131) Depeschen des Grafen von Solms vom 8. Nov. und des Königs vom 26. Nov. 1774.

132) Depesche des Herrn von Zegelin vom 18. April 1775.

133) Depeschen des Grafen von Solms vom 16. und 20. Dec. 1774, wobei sich auch ein vollständiger Auszug aus der vom Fürsten von Lobkowitz dem Grafen Panin überreichten Note befindet.

134) Depesche des Herrn von Zegelin vom 17. Febr. 1775, wo diese Denkschrift im Auszug mitgetheilt wird.

135) Depeschen des Königs vom 7. Jan. und 25. März und des Grafen von Solms vom 17. Jan. 1775.

136) Depeschen des Grafen von Solms vom 1. und 11. Mai 1775.

137) Diese Verträge werden zum ersten mal gegeben bei Neumann, Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères depuis 1763 jusqu'à nos jours (Bd. I Leipzig 1855), 173, 199—205. Jedoch scheint namentlich der Vertrag vom 7. Mai 1775, wie er hier nach einem Exemplar in dem wiener Hof- und Staatsarchiv gegeben wird, nicht ganz vollständig zu sein. Denn nach einer Depesche des Herrn von Zegelin vom 17. Mai 1775 im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin hatte sich Oesterreich noch darin ausdrücklich verpflichtet, allen seinen weitern Ansprüchen auf Bosnien, Serbien und die Walachei zu entsagen und den Subsidienvertrag vom Jahr 1771 als annullirt zu betrachten. Davon findet sich aber in dem Vertrag, wie ihn Neumann gibt, kein Wort. Hatte der wiener Hof nicht vielleicht ein besonderes Interesse, diese beiden wichtigen Bestimmungen, welche möglicherweise nur in geheimen Separatartikeln enthalten sein könnten, später gänzlich zu beseitigen? Die betreffenden Verträge hat aus Neumann's Sammlung auch Sammer, Recueil général de traités (Göttingen 1857), Bd. 2., wieder mit aufgenommen.

138) Dieses hebt namentlich der Graf von Solms noch in einer Depesche vom 4. März 1777 ganz besonders heraus.

139) Resmi-Achmed-Efendi, Wesentliche Betrachtungen, übersetzt von Diez (Berlin 1813), S. 250 fg.

140) Depesche des Herrn von Gaffron vom 17. Dec. 1777.

141) Depeschen des Herrn von Zegelin vom 3. und 17. Juni

und 3. und 17. Juni 1775, und des Herrn von Gaffron vom 3. April 1776.

142) Depesche des Herrn von Gaffron vom 3. Juli 1776.

143) Depeschen desselben vom 17. Dec. 1776 und 3. Jan. 1777, und des Grafen von Solms vom 10. Dec. 1776 und 7. Jan. 1777. Bei den letztern befindet sich sowol die betreffende Erklärung der Kaiserin als auch die Antwort der Pforte in ihrem vollständigen Wortlaut. Das Nähere darüber wird man im 6. Bd. meiner Geschichte des Osmanischen Reichs finden, welcher sich gegenwärtig unter der Presse befindet.

144) Depeschen des Herrn von Gaffron vom 17. und 20. Jan. und 4. Febr. 1777.

145) Die besten Aufschlüsse über diese Verhältnisse gibt der einer Depesche des Herrn von Gaffron vom 3. Juni 1777 beiliegende „Recit du changement survenu en Crimée".

146) Depesche desselben vom 30. Oct. 1779 mit einem ausführlichen, höchst interessanten Bericht über jene Conferenz, auf welchen wir anderwärts zurückkommen.

147) Depesche desselben vom 18. Nov. 1777 nebst einer genauen Erzählung dieser Vorfälle in einem „Rapport d'une personne arrivée de Crimée le 6 Novembre 1777".

148) Depeschen desselben vom 17. und 24. Aug. 1778.

149) Depeschen desselben vom 14. und 17. Sept. 1778.

150) Sie findet sich z. B. bei Wilkinson, Tableau historique, géographique et politique de la Moldavie et de la Valachie (Paris 1824), S. 216 fg.

151) Depesche des Herrn von Gaffron vom 17. Mai 1779.

152) Ueber den Plan, Oesterreich zu einer solchen Garantie zu vermögen, welcher auch vom Grafen Panin nicht ganz verworfen wurde, spricht der Graf von Solms in einer Depesche vom 29. April 1777; und über die beabsichtigte Triplealliance, welche auch in Konstantinopel großen Anklang fand, Herr von Gaffron in seinen Depeschen vom 5. Aug. und 17. Nov. 1779.

153) Depesche des Herrn von Gaffron vom 17. Dec. 1779.

154) Depesche desselben vom 18. Aug. 1777. Nach den Be-

richten des Herrn von Cocceji wäre Schahin Girai gewesen „un prince très-éclairé, grand en toutes ses actions et rempli de ce génie actif propre à convertir promptement un peuple superstitieux et vagabond en une nation industrieuse et civilisée."

155) Beide Verträge finden sich bei Martens und Cussy, a. a. O., I, 278 fg., 315 fg.

156) Ségur, a. a. O., III, 178.

157) Daselbst, S. 288 fg.; Eton, a. a. O., II, 161; Chalmers, a. a. O., I, 14 fg.

158) Diese Denkschrift wird mitgetheilt von Flassan, Histoire de la diplomatie française, Zweite Ausgabe, VII, 184 fg.

159) Dohm, a. a. O., II, 23 fg.; Häusser, Deutsche Geschichte vom Tod Friedrich's des Großen rc. (Leipzig 1854), I, 196 fg., zum Theil nach handschriftlichen Materialen. Wir werden selbst Gelegenheit haben, über diese interessanten und wichtigen Verhältnisse im 6. Bd. unserer Osmanischen Geschichte nach archivalischen Nachrichten einige neue und genaue Aufschlüsse zu geben.

160) Ségur, a. a. O., II, 265.

161) Choiseul-Gouffier, Voyage pittoresque de la Grèce (Paris 1778), Bd. I, in der Einleitung.

162) Depesche des Herrn von Gaffron vom 17. Jan. 1777.

163) Dohm, a. a. O., II, 59, 74.

164) Ségur, a. a. O., II, 302, 338.

165) Marcard, Zimmermann's Verhältnisse mit der Kaiserin Katharina II. (Bremen 1803), S. 362, 386.

166) Ségur, a. a. O., III, 21.

167) Daselbst, S. 125.

168) Daselbst, S. 178.

169) Ausführlicher findet man diese interessanten Verhältnisse besprochen bei Häusser, a. a. O., S. 289 fg., vorzüglich nach den auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen handschriftlichen Papieren des Herrn von Diez, welche auch wir in ausgedehnterm Maß im 6. Bd. unserer Geschichte des Osmanischen Reichs benutzt haben.

170) Gegeben in der Ausführlichen Geschichte des Kriegs zwischen Rußland, Oesterreich und der Türkei (Wien 1791), I, 11.

171) Diez, „Insinuations faites à la Porte rélativement aux affaires du temps et à celles de la Prusse en particulier", auf der königlichen Bibliothek zu Berlin, Nr. 3.

172) Daselbst, Nr. 6, Instruction vom 17. Juni 1788.

173) Ségur, a. a. O., S. 287.

174) Wir besitzen selbst eine werthvolle Sammlung von in dieser Zeit zu London erschienenen Flugschriften, welche die öffentliche Stimmung am stärksten charakterisiren. Sie sind sämmtlich vom glühendsten Haß gegen die Pforte und der unbeschränktesten Hingebung für Rußland beseelt. Handelsinteressen waren auch hier wieder die bedingenden Motive. Die bedeutendsten dieser sämmtlich in den ersten Monaten des Jahrs 1791 erschienenen Broschüren sind: Considerations on the approach of war and the conduct of His Majesty's ministers; Serious inquiries into the motives and consequences of our present armament against Russia; An address of the people of England upon the subject of the intended war with Russia u. s. w.

175) Die hierher gehörigen Verträge finden sich bei Neumann, a. a. O., I, 414 fg., 431 fg., 454 fg.

176) Der Friedensvertrag von Jassy findet sich bei Wilkinson, a. a. O., S. 230—241. Die die Donaufürstenthümer betreffenden Fermans sind sämmtlich wieder in den Hat-i-Humaïum vom Jahr 1802 aufgenommen, daselbst, S. 361—387, und der Sened vom Jahr 1783 wird gegeben, daselbst, S. 355.

177) Eton, a. a. O., II, 88 fg.

178) Unter den vielen Schriften, welche durch die orientalischen Bewegungen der letzten Jahre ins Leben gerufen worden sind, erinnern wir blos für weitere Ausführung an Roepell, Die orientalische Frage in ihrer geschichtlichen Entwickelung 1774—1830 (Breslau 1854) und an Wurm's soeben ausgegebene Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage (Leipzig 1858; früher in einzelnen Aufsätzen in der „Gegenwart" erschienen).

179) Der erstere Plan ist genauer entwickelt in Projet secret présenté à l'Empereur Ottoman Mahomet V par Ali-Ben-

Abdallah, Pacha du Caire. Traduit du Turc (Utrecht 1754). Ueber den Plan Derendely's dagegen gibt eine Depesche des Herrn von Gaffron vom 17. Jan. 1777, im königlichen Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, die nähern Aufschlüsse.

180) Hierfür erlaube ich mir besonders auf meine Geschichte des Osmanischen Reichs, V, 148, hinzuweisen.

181) Das Beste über die Reformbestrebungen Selim's III. und die dadurch herbeigeführten Thronumwälzungen findet man noch immer bei Juchereau de St.-Denys, Révolutions de Constantinople en 1807 et 1808 (2 Bde., Paris 1819), zum größten Theil auch wiederaufgenommen in dessen Histoire de l'Empire Ottoman depuis 1792 jusqu'en 1844 (Paris 1844), II, 101—127, 198—271.

182) Nach der erst vor kurzem erschienenen officiellen Correspondance de Napoléon I (Paris 1858), Bd. I.

183) Juchereau de St.-Denys, Histoire II, 64.

184) Nähere Aufschlüsse über die damaligen geheimen Sendungen Bonaparte's, namentlich nach der Maina, finden sich in Voyage de Dimo et Nicolo Stephanopoli en Grèce pendant les années 1797 et 1798 (2 Bde., London 1800).

185) Der Friedensvertrag von Bukarest findet sich vollständig bei Wilkinson, a. a. O., S. 242—254.

186) Wer sich über diese interessanten Verhältnisse nähere Aufschlüsse verschaffen will, dem empfehlen wir vorzüglich das vortreffliche Buch von Moltke, Der russisch-türkische Feldzug in der europäischen Türkei 1828 und 1829 (Berlin 1845). Der Verfasser, Major im königlich preußischen Generalstab, befand sich damals selbst an Ort und Stelle.

187) Den Text dieses Friedensvertrags bei Martens und Cussy, a. a. O., IV, 221—228.

188) Die hierher gehörigen Verträge und Actenstücke sind sämmtlich in dem 4. und 5. Bd. des Werks von Martens und Cussy aufgenommen worden.

189) D'Angeville, La vérité sur la question d'Orient (Paris 1841), S 90, ein über den damaligen Stand der orientalischen

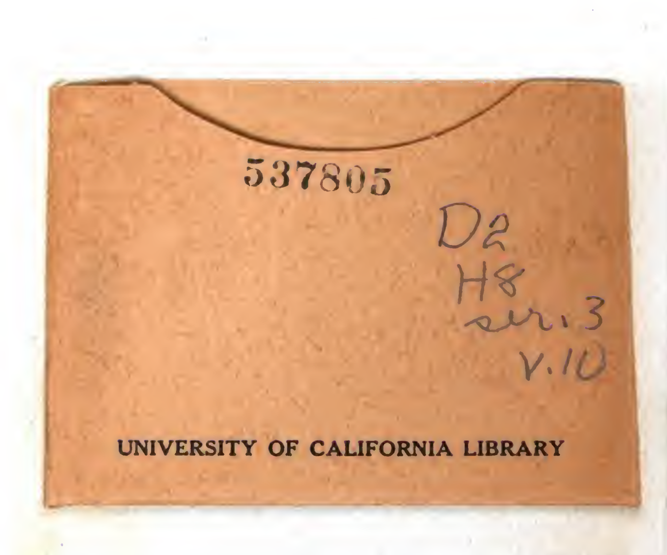
Frage sehr gehaltreiches Buch, welches indeß wenig gekannt zu sein scheint.

190) Der Hattischeriff von Gülhane nebst dem Ferman seiner Bekanntmachung und dem Strafgesetzbuch vom Mai 1840 finden sich in türkischer und deutscher Sprache bei Petermann, Beiträge zu einer Geschichte der neuesten Reformen des Osmanischen Reichs (Berlin 1842).

191) Ueber die Frage der „Heiligen Stätten" in frühern Zeiten, seit dem 16. Jahrhundert, erlauben wir uns auf den 3. Bd. unserer Osmanischen Geschichte, S. 806—828, zu verweisen. Ueber ihr Verhältniß zu den jüngsten Beziehungen im Osmanischen Reich findet man dagegen einige sehr gute Bemerkungen in dem soeben erschienenen Werk von Eichmann, Die Reformen des Osmanischen Reichs mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der Christen des Orients zur türkischen Herrschaft (Berlin 1858).

192) Was sich über den gegenwärtigen Stand und die Zukunft der orientalischen Frage, soweit sie das innere Staatsleben des Osmanischen Reichs betrifft, sagen läßt, findet man in dem eben genannten, mit Einsicht, Sachkenntniß und wohlwollender Gesinnung geschriebenen Werk von Eichmann, welches auch den Text des Hat-i-Humaïum vom 18. Febr. 1856 und eine Reihe anderer damit in Beziehung stehender Actenstücke enthält.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


537805
D2
H8
ser. 3
v.10
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

